Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1854.

Nürnberg,
Verlag von Bauer & Raspe.
(Julius Merz.)
1854.

Vorwort.

Indem wir den 11ten Jahrgang unseres Albums veröffentlichen, dünkt es uns nicht unzweckmäßig, ferne stehende Leser darauf zurückzuführen, wie dieses Album des literarischen Vereins sein Entstehen und seine Verbreitung gefunden hat.

Im Jahre 1840 gründete nehmlich Buchhändler Merz in Verbindung mit einigen literarisch und wissenschaftlich gebildeten Freunden einen Verein, der sich die Aufgabe stellte, in monatlichen Zusammenkünften die Glieder gebildeter Familien um sich zu versammeln, bei welcher Gelegenheit Einige aus ihrer Mitte entweder kürzere prosaische Arbeiten oder poetische Gaben zum Vortrag bringen.

Unter stets wachsender Theilnahme bestand so der Verein mehrere Jahre, als sich bei Vielen das Verlangen kund gab, einzelne dieser Arbeiten, die einen in Rücksicht ihres geschichtlichen Interesses, die andern um später sie wiederholt zu genießen, durch den Druck in bleibenden Besitz erhalten zu können.

Was anfänglich nur für die Mitglieder bestimmt war, fand bald auch in weiteren Kreisen freundlichen

Anklang, und so hat unser Album seit einem Jahrzehent in vielen Lesezirkeln der gebildeten Welt sich eingebürgert. Wie es vorliegt, mag es Zeugniß davon geben, wie ein Kreis strebsamer Freunde in der „Altstadt der Kunst und des Liedes", welche beide von dem merkantilen Treiben der Neuzeit sehr umflort und den Hammerschlägen der Industrie übertönt werden, die literarischen Erzeugnisse der Vergangenheit wie der Gegenwart sich zu eigen zu machen, sie zu reproduciren oder ähnliche zu schaffen, ja an ihrer Hand selbst sich zu vergnügen versteht.

Daß manche der im Album aufgenommenen Arbeiten von unsern hervorragenderen Autoren bei Behandung ähnlicher Stoffe Beachtung und Würdigung gefunden haben, ist eine ermuthigende Wahrnehmung und so hoffen wir denn, daß gleich den früheren Jahrgängen auch dieser eine freundliche Aufnahme finden werde.

Nürnberg im Dezember 1853.

Inhaltsverzeichniß.

I.
Prosaische Aufsätze.

II.
Gedichte.

Prosaische Aufsätze.

Die homerischen Frauen,

geschildert von

J. L. Hoffmann.

> Zeiten hinab und Zeiten hinan tönt ewig Homeros
> Einiges Lied; ihn krönt jeder olympische Kranz.
> Lange sann die Natur, und schuf; und als sie geschaffen,
> Ruhete sie und sprach: Einen Homeros der Welt.

I.

Ein Rückblick auf die Jugendzeit bietet dem vorgeschrittenen Alter eigenthümliche Reize dar. Aus dem verworrenen Mancherlei der Verhältnisse, aus dem unreinen Treiben des Tages, aus dem gleichgültigen Verkehr der Gesellschaft, aus der prosaischen Nüchternheit einer Verstandeswelt schaut der Blick mit wehmüthiger Sehnsucht zurück auf jene Einfachheit der Dinge, jene Lauterkeit der Entwürfe, jene seelenvolle Innigkeit des Umgangs, jene zwar unklare aber begeisterungsvolle Zeit der Ideale, über deren frühes Verschwinden der Dichter klagt. Ganz denselben Eindruck macht in der Geschichte der Menschheit die nähere Betrachtung längstvergangener Entwicklungsperioden, wenn es anders erlaubt ist, die im Uebermaß gebrauchte und mißbrauchte Vergleichung zwischen dem Leben der Einzelnen und des ganzen

Geschlechtes im Ernste zu wiederholen. Denn wenn wir ungeblendeten Auges den Gang des Völkerlebens verfolgen, so will es uns oft bedünken, als wäre jene sogenannte Entwicklungsgeschichte ein eitles Phantasiespiel hochmüthiger Denker, in Selbsttäuschung ersonnen, damit der Geschichtsphilosoph mit seinen Genossen auf der obersten Sprosse der Stufenleiter zu stehen komme, und mit kindischer Freude festgehalten, weil nun eben der bis dahin verborgene Plan einer göttlichen Weltregierung gefunden scheint. Mag es mir an philosophischem Blick oder an entschiedener Gläubigkeit fehlen, mag mich vielleicht auch die handwerksmäßige Vorliebe für das Griechenthum irre leiten: ich bekenne offenherzig, daß ich das Mittelalter mit seiner christlichen Unwissenheit und eisernen Gewaltthätigkeit bei aller lockenden Gemüthstiefe für keinen Fortschritt achte gegenüber der kindlichen, lebensreichen, heitern, maßvollen, humanen und nicht minder gottesfürchtigen Hellenenwelt. Ich finde hier mehr Anlage des Geistes, mehr Reichthum des Gefühls, mehr Genialität des Kunsttriebes, mehr Elasticität des Lebens, mehr frische und freudige Gesundheit in allen Gestaltungen der Thätigkeit, mit einem Worte ein höher- und bessergeartetes Menschenthum. Wie wäre auch außerdem die thatsächliche Zündkraft denkbar, mit welcher uns jene Alten nach Ablauf des Mittelalters in Flammen setzten, als zum erstenmal ihr Studium im christlichen Westeuropa heimisch ward? Wie wäre die wenn auch einseitig übertriebene Ansicht möglich geworden, daß die Welt die langen Jahrhunderte her im Schlafe gelegen, der Barbarei zum Raube gewesen, der Nacht verfallen und erst mit den classischen Studien wieder zu einem fröhlichen, lichten Morgen erwacht sei? Wie wäre

zuletzt wenigstens unter den tüchtigsten und unbefangensten Forschern und Kennern die Ueberzeugung zum Siege gelangt, daß wir mit Uebergehung aller mittleren Zeiten in Fragen nach Wahrheit wie im Urtheil über Schönheit unmittelbar an die Griechen anknüpfen müssen?

Vor allem bietet die Würdigung Homers einen sicheren Barometer dar in der Geschichte des ästhetischen und des sittlichen Bewußtseins. Im ganzen Alterthum hieß er ausschließlich „der Dichter." Durch alle Städte Griechenlands trugen kunstgeübte Rhapsoden, wie im Mittelalter fahrende Leute unsern Volksgesang, die anmuthigen Erzählungen von altem Heldenthume, die, in Joniens blühenden Städten geboren, wie Kinder reicher Begabung und heitern, offenen Angesichts jedem das Herz erschlossen. Und nachdem man sie in Athen kunstsinnig geordnet, da hörte am höchsten Feste die Versammlung sie alljährlich in feierlichem Vortrage wiederholen, und auch andere Städte veranstalteten um die Wette Sammlungen der gefeierten Dichtungen. Aeschylus erklärt seine Tragödien für Brocken von Homers reichen Mahlen; in Phidias wecken des alten Sängers Worte die gestaltende Idee zu seinem Zeus von Olympia; Philosophen, Redner, Staatsmänner, Feldherren berufen sich auf seine Aussprüche; Alexander trägt im goldenen Schmuckkästchen den gemeinsamen Liebling auf seinen Zügen durch Asien mit; scharfsinnige Gelehrte machen sich die Herstellung eines möglichst reinen Textes zur Lebensaufgabe. In Rom dient er in lateinischer Uebersetzung beim Elementarunterrichte zum Schulbuch und reizt einen Virgil zu vergeblicher Nacheiferung. — Das Mittelalter dagegen schöpft seine verworrenen Vorstellungen von griechischer Heroenzeit aus trüben

Quellen. Homer ist außer dem Namen völlig verschollen. Dann streitet man sich, nachdem der todte Sänger wieder auferstanden, eine gute Weile um den Vorzug Virgils, den man — so spukt schon lange die Meinung vom nothwendigen Fortschritt in den Köpfen — für eleganter, gebildeter achtet, und entschuldigt die vermeintliche Rohheit des Griechen mit dessen frühem noch barbarischem Zeitalter. Erstrecken sich doch dergleichen gutgemeinte aber eben so abgeschmackte Entschuldigungsversuche bis in unser Jahrhundert herein; so schwer war es, die Begeisterung ganz zu verstehen, mit welcher unsere Lessing, Herder und Göthe dem göttlichen Sänger als einem unerreichbaren huldigten.

Jetzt nachdem wir unsere große Geschmacksentwicklung hinter uns haben, fällt es uns allerdings fast eben so schwer zu begreifen, wie ein poetisches Genie von Klopstocks Größe, das die plastische Welt Homers vor Augen hatte, sich bis zu dem Grade der Gestalt- und Wesenlosigkeit verirren konnte, die uns sein langathmiges Gedicht ungenießbar macht. Göthe dagegen, wie schätzt er seinen Homer, wie möchte er ihn nachahmen, und wie verzagt er immer wieder bei solchem Unterfangen, das auch den Muthigsten zur Verzweiflung bringe! Man lese nur die feinen Beobachtungen im Briefwechsel mit Schiller aus jener Zeit, in welcher er den fruchtlosen und bald wieder aufgegebenen Versuch einer Achilleis wagte. Aber schon in der Wertherzeit hatte seinen episch organisirten Geist der jonische Sänger in seinem Zauberbann. „Ich will nicht mehr ermuntert, angefeuert sein; ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer" —, läßt er den überreizten Jüngling schreiben, in dessen Person er die eigenen

Seelenzustände, ja die seiner ganzen Zeit verkörpert wiedergibt. Und wie derselbe verstimmt aus der vornehmen Gesellschaft zu scheiden veranlaßt worden ist, fährt er weg, vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen und dabei in seinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird.

Mißvergnügt über die klopstockische Ueberschwänglichkeit in der Literatur, überdrüssig der französischen Unnatur im Leben, wie labte sich die geniale Jugend am frischen Quell einer Poesie, in welcher von alle dem, was ringsum drückte und beengte, so gar keine Spur war! Man fühlte sprudelnde Lebenslust, man sehnte sich nach Urzuständen, wo die Brust frei athmete und Mensch mit Menschen menschlich verkehrte. Man flüchtete zu Hans Sachs, dem biedern Volksmann, man schwärmte mit Ossian, man redete mit Shakespeare in Kraftworten; aber beim ersten war zu viel Spießbürgerlichkeit, beim zweiten zu viel Nebelluft, beim dritten zu viel barocke Keckheit. Wie beweglich dagegen, wie klar, wie human die homerische Menschenwelt! Was einen Anflug hatte von dem Geiste der neuen Zeit, dessen Träger Göthe geworden, nahm den ernstesten Antheil an Homer trotz der mangelhaften Kenntniß des Griechischen, trotz der lückenhaften Schulbildung, welche ein eingehenderes Verständniß noch bedeutend erschwerte. Friedrich Stolberg, Bürger, Voß versuchen um die Wette den bewunderten Dichter durch Uebersetzung unter uns volksthümlich zu machen.

Eitles Bemühen, selbst bei Voß, dessen Uebertragung lange für classisch galt. In diesen Hexametern vernehmen wir nichts von Wiegengesang; wir glauben einen handfesten Wagen zu hören, der über einen Knüppeldamm fährt. Das

hagebüchene Wesen dieses berühmten Gelehrten drückt sich gerade in seiner Homersübersetzung am unsanftesten ab; denn nichts war ihm so fremd als der unendlich melodische, lieblich dahinfließende, weiche, geschmeidige homerische Vers. Hätte es damals gegolten das Nibelungenlied unter uns zu verpflanzen, ich hätte keine geeignetere Natur gekannt; denn da ist alles in Vossens Weise aus dem Groben gehauen, Gedanken und Form, eckig und knorrig; aber den deutschen Hexameter also zu zügeln, daß er eine leise Ahnung des Homerischen zuläßt, hätte annäherungsweise nur einem Platen gelingen können. Gewandter als Voß ist der neue Uebersetzer Wiedasch; wenn nur nicht an dem unnennbaren Wohllaut, an der jugendlichen Gelenkigkeit, an der genialen Satzfügung, an dem überschwänglichen Formen- und Wortreichthum, an der feinen Tonmalerei, an dem zierlich leichten Tanz der Sprache Homers unsere schwerfällige, langsylbige, eintönige, consonantenreiche, für grammatische Neubildungen abgestorbene deutsche Rede überhaupt völlig zu Schanden würde!

Die Widerborstigkeit unserer Sprache trägt hauptsächlich die Schuld, daß Homer bei allen Bemühungen unserer ersten Geister während der Humanitätsperiode und bei all dem Nachdruck, welchen noch immer auf sein Studium die Gymnasien legen, bis heute unter uns nicht populär geworden ist, während das Nibelungenlied besonders seit Simrocks Uebertragung unter Gebildeten einen ziemlich weiten Leserkreis findet. Oder soll ich etwa gegen mein eigenes Fleisch und Blut mich empören und die gelehrten Schulen anklagen, daß sie über Darlegung der homerischen Grammatik und Worterklärung vergäßen, der Jugend einen Einblick in die

Schönheiten der Dichtung wie in das Leben der heroischen Welt zu öffnen, so daß dann Homer gleich andern Marterwerkzeugen der Schulbank in reiferen Jahren unberührt bleibe? An innerem Werthe wenigstens — das wird auch der befangenste Freund deutscher Heldendichtung nach den sorgfältig gezogenen Parellelen zugestehen — kann weder das Nibelungenlied noch irgend ein Epos eines andern Volkes mit dem homerischen wetteifern.

Eine kurze Episode von 51 Tagen aus dem letzten Jahre der zehnjährigen Belagerung Trojas liefert den Stoff zur Ilias; der Zorn eines Fürsten über erlittenes Unrecht sammt dessen Folgen bildet den Rahmen des überreichen Gemäldes, welches in dem Treiben seiner Helden sein ganzes Zeitalter sprechend und getreulich wiedergibt. Jene Fürsten und Herren sind keine Dichtergebilde, keine Theaterfiguren; sie leben, athmen, reden, schmausen, hadern und kämpfen mit dem täuschenden Scheine der Wirklichkeit. Mit behaglicher Breite legen sie ihre Natur auseinander, alle sich ähnlich als Kinder einer einfachen Zeit, und doch durch die feinsten Nuancen unterschieden: der stolze Herrscher der Mannen Agamemnon, der erst durch Schaden zur Besonnenheit kommt; der hochfahrende jugendliche Achilleus, übermenschlich an Kraft wie an Leidenschaft, mit der melancholischen Vorahnung nahen selbstgewählten Todes, mit dem Herzen voll weicher Freundschaft zu dem sanften Patroklos; der berechnende, kluge, redekundige, gewandte Odysseus, der schon mitten im Völkergedränge vermuthen läßt, daß er durch die sturmvollste Brandung des Lebens unbeschädigt in den Hafen der Ruhe einlaufen würde; dann Aias, der Mann der That mehr als des Wortes, der ausharrende Kämpe;

und der alte Nestor, der greisenhaft gesprächige, von der Vergangenheit zehrende, in Jugenderinnerungen schwelgende Rathgeber. Auf der andern Seite Hektor, der mannhafte, unermüdliche Schirmer Trojas, erfahren, kühn, nüchtern, resignirt, edel und brav, feurig im Streit, von allen Gegnern gefürchtet, selbst nicht dem Achilleus weichend es gelte Sieg oder Tod, ein warmer Patriot, ein guter Sohn, ein liebender Gatte und Vater; dagegen Paris, der leichtfertige Verführer, kräftig aber meist ohne Kampflust, der, nachdem er dem erzürnten Menelaos im Zweikampf unterlegen, der Liebe gedenkt statt der Schande; und Priamos, der milde, würdige Greis, der unschuldig an dem Unglück seines Reichs und seines Hauses der Götter Schluß mit Entsagung hinnimmt —: wozu sie alle aufzählen, die verschiedenen Helden, die zwischen Simoeis und Skamandros als wahrhafte Menschen von Fleisch und Blut, vielbewegt von Leidenschaft, um Existenz, um Rache, oder um Ehre kämpfen? Und jene Kampf- und Schlachtscenen, wie mannigfach bei aller Einfalt der Kriegskunst! Da weiß der Dichter bald den Blick zu erweitern aufs Allgemeine, wenn die geschlossenen Schaaren anrücken, Schild an Schild, Helm an Helm, Mann an Mann, schweigsam dem Führer gehorchend, wenn das Handgemeng entsteht und Weheklagen und Siegesjubel durcheinander dringt und die Erde von Blut trieft; bald das Auge auf das Einzelne zu heften und wiederum die matte Eintönigkeit der Beschreibung durch sprechende Gleichnisse zu beleben. Dazwischen dann die schönsten Episoden, daß wir ausgeruht ins Kampfgewühl zurückkehren —; doch ich muß an mich halten, damit ich nicht über langer Einleitung meinem eigentlichen Gegenstand mich zu nähern vergesse.

In der Odyssee ein hochgeachtetes Fürstenhaus bedrängt durch Uebermuth einer frechen Jugend, eine treue Gattin von begehrlichen Freiern umlagert, ein edler Sohn an Leben und Besitzstand bedroht, der Hausherr auf weiten Meeren verschlagen, lockenden wie gefahrvollen Abenteuern ausgesetzt. Aber es ist ja der vielgewandte, erfindungsreiche Odysseus, der in des Schicksals Wogen unterzugehen nicht bestimmt sein kann. Nach Verlust seiner Gefährten, nach dem Schiffbruch seines schwachen Fahrzeuges schwimmt er einsam in die Flußmündung des Phäakenlandes. Sein gefaßtes, besonnenes Verhalten erwirbt ihm die Gunst leichtsinnlebender Seefahrer; da öffnet er vor König und Königin den reichen Schatz seiner Mähren, da fällt ihm ungesucht die Neigung der blühenden Königstochter zu. Aber heim treibt ihn die Sehnsucht zu seiner Gattin, nach welcher er selbst in den Armen der Göttin geseufzt, heim zu seinem Sohn, den er als unmündiges Kind verlassen, heim zu Haus und Hof und Gesinde. In Bettlergestalt naht der Rächer dem Gehöfte des ergebenen Schweinhirten und läßt sich als armen Fremdling patriarchalisch bewirthen, um Kundschaft einzuziehen von der Größe der Gefahr, gibt sich nach und nach dem Sohn zu erkennen, dem Schweinhirten, dem Rinderhirten, und die wenigen Getreuen vollziehen zusammen den Plan der Vergeltung. Unter dem Beistande der Göttin erliegen die Schuldigen, und die Dulderin Penelope hat den glücklichen Morgen erlebt, der ihr nach zwanzigjährigem Tragen und Leiden, nach vielem Seufzen und Nachtwachen den geliebten Gatten wiederbringt. Auch diese Schilderungen buntschillernder Abenteuer, in einen Kranz von 40 Tagen verschlungen und in anmuthiger Abwechslung zwischen phan-

tastischen Schiffermärchen und einfachen häuslichen Scenen getheilt, enthalten eine so überreiche Fülle von Poesie und Leben, daß es mir unmöglich dünkt, sie mit einigem Erfolge übersichtlich vor Ihnen aufzurollen.

Homer läßt sich, wenn man, ohne ein Buch zu schreiben, einige Genauigkeit beabsichtigt, nur stückweise behandeln; so vielfach sind die Fragen, die hier sich ungesucht darbieten, man mag nun auf die seit 1795 bis heute mit dogmatischer und kritischer Leidenschaftlichkeit fortgeführte Untersuchung über Einheit oder Vielheit der Dichter zurückkommen, welchen das griechische Nationalepos seinen Ursprung verdanke, eine Untersuchung, in welcher heutzutage die Gelehrten je nach ihren kirchlichen Standpunkten auseinanderzugehen scheinen; oder den Plan der Composition am Faden der Erzählung verfolgen; oder über Schönheit und Abwechslung des Hexameters reden, der größten Erfindung, welche jemals die metrische Technik gemacht hat; oder aus den poetischen Schilderungen des Heldenalters Schlüsse ziehen auf die entsprechende Aehnlichkeit der wirklichen Lebensverhältnisse; oder auf rein ästhetischem Gebiete weilend die Kunst bewundern, welche in genialem Vereine mit der Natur bei Entwerfung seiner Lebens- und Schlachtenbilder dem Dichter Führerin war.

So wollen denn auch wir uns zu einer Einzelfrage wenden. Betrachten wir die homerische Frauenwelt, zuerst in allgemeinen Umrissen, dann in besondern Persönlichkeiten.

Die wunderlichen Gegensätze, welche heutzutage mehr als je die Vernunft in unruhige Schwingungen versetzen, haben selbst über diejenigen Beziehungen, die unmittelbar der Natur entsprungen, durch die Natur die Bürgschaft ihrer

Ewigkeit tragen, das Urtheil unsicher und streitig gemacht. Wäre nicht zum Glück die Sitte mächtiger als die Theorie, die Frauen wären in reformatorischem Eifer lange ihren Kreisen entrückt, in welchen sie sicher und maßvoll waltend, schon unsern Urvätern heilig waren. Bald klagt man das ehrwürdige Institut der Ehe, in welcher das Gemüthsleben der Menschheit seine stärksten Wurzeln geschlagen, als Hauptursache der gesellschaftlichen Leiden an, und möchte zum kündbaren Vertrage erniedrigen, was bei allen gesitteten Völkern ein durch religiöse Weihen geheiligter Bund fürs Leben war; bald macht man Uebereinstimmung in Glaubenssachen zur Hauptbedingung der Liebe und Ehe; der lüsterne, aber dogmatisch kugelfeste Walther, der die ungläubige Braut vor dem Altare verläßt, nachdem er selbst auf der Brautfahrt das fremde Mägdlein geküßt, wird zum Modehelden eines christlichen Lesepublikums, und der süße, gedankenarme Sänger christlicher Minnelieder ruht weich und warm in der Hofgunst. Das fehlte uns noch, daß Systemenhaß und Glaubensdünkel der Männer auf das weibliche Geschlecht überginge, und das freundliche Vermittleramt, das es bisher in anmuthsvoller Herzlichkeit unsern Klopffechtereien gegenüber geübt hat, seiner sanften Hand entwunden würde.

So tragen denn die mancherlei fremden Bäume, die an der Stelle des alten Eichwaldes gepflanzt und gepflegt wurden, auch mancherlei Früchte, nicht gleich wohlschmeckend für Jedermann. Aber der ganze Obstgarten unserer Cultur, wie jämmerlich sticht er ab von einem Urwalde, der froh, frisch und wohlgenährt von der Mutter Erde gen Himmel sproßt! In der homerischen Dichtung höre ich noch recht vernehmlich sein heiliges Rauschen, sehe ich die starken

Stämme ursprünglichen Menschenthums in wunderbarer Fülle, Schönheit und Größe emporgetrieben aus dem Boden einfachen Familienlebens. Da ist noch eins, was Klima, Zeit, Glaube, Sitte, Bildung später getheilt haben; in diesen Männern, diesen Frauen gewahre ich zugleich das Urbild des germanischen, nur daß beide Geschlechter unter glücklicherem Himmel offener, mittheilender, biegsamer waren, die in unserem kalten, sumpfigen, waldbedeckten Vaterlande starrer, verschlossener, innerlicher geworden sind.

So gewiß jedem Dichter die wirkliche Umgebung die Farben leiht, hat auch Homer die Frauen im Wesentlichen nach dem Leben gemalt. Und darin gerade liegt ein Hauptreiz seiner Dichtungen, daß sie uns das griechische Leben, wie es etwa tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung war, wieder auferwecken. In Griechenland ist die Cultur dem Familienleben weniger noch als anderswo günstig geworden. Nehmen wir auch die Ausfälle eines Aristophanes und Euripides auf Sitten und Wesen der Frauen nur zur Hälfte für wahr an, und halten wir sie mit den sonstigen Mittheilungen über das häusliche Leben der Griechen aus ihrer Blüthezeit zusammen, so gewahren wir mit Staunen, wie sehr das Weib gegen den Mann gerade in den gebildetsten Staaten zurückgeblieben ist. Der dorische Stamm, welcher an Sitte und Einrichtung der Vorfahren eben so wie an ihrer Unkultur fest hielt, gewährte fortdauernd den Frauen die alte Ehre und den Mädchen die alte Freiheit, und gestand jenen eine Herrschaft zu, welche als ungebührlich, und diesen eine Ungenirtheit, welche als zügellos und frech von mißgünstigen Beurtheilern verschrieen wurde. Dagegen lebte die athenische Bürgerin in fast orientalischer

Zurückgezogenheit eingeschlossen im Innern des Hauses, eingeschränkt durch Sitte und Gesetz, ohne Bildung, ohne Antheil an den öffentlichen Interessen der Männer, eine blöde Hüterin des Hauses, eine unwissende Erzieherin ihrer Töchter, die in gleicher Beschränktheit wie die Mütter heranwuchsen, und wenige Jahre über die Kindheit hinausgetreten, einem unbekannten Freier, der den Freudentaumel zweideutiger Liebschaften durchtobt hatte, zu willenlosem Eigenthume wurden. Die Ehe, der Zielpunkt aller unserer Lustspiele, erscheint in der griechischen Comödie zumeist als Schreckbild. Der junge Mann tummelt sich auf Uebungsplätzen, hört zu auf dem Markte, studirt bei Rednern und Philosophen, treibt Musik und Poesie, sieht Schauspiele und Wettkämpfe des Geistes und Körpers, schwelgt ohne sonderliche Gefährdung seines Rufes mit Hetären und schönen Knaben; die Jungfrau sitzt mit der Mutter einsam im Frauengemach unter den Mägden. Aber es rächte sich die Einseitigkeit des öffentlichen Lebens zuletzt doch wieder an den Männern, welche den lieben Zauber gebildeter Weiblichkeit im Hause vermißten und die geistige Leere am eigenen Herde auswärts durch allerlei halbe Mittel vergebens auszufüllen suchten.

Wie grundverschieden doch von diesen trüben Erfahrungen die Zustände im homerischen Heldenalter, in welchem die Cultur in der Familie noch keine zersetzende Wirkung übt! Tapfer im Kampfe, klug im Rathe, wohl auch beredt in der Versammlung der Mann; schön, verständig, geschickt in den Künsten der Wolle und des Flachses die Frau; Körpergröße gereicht auch ihr zu besonderem Lobe; frei und unbefangen der Verkehr der Geschlechter im Hause wie auf

der Straße, zwischen Verwandten wie zwischen Gastfreunden und Fremdlingen. Fleisch und Brod, Milch, Käse und Honig die einfache Nahrung, selbstgesponnener und gewebter Zeuch der Kleiderstoff. Und doch dabei schon mancherlei Reiz, womit die Kunst dem Bedürfniß dient. Die weißarmigen, schönwangigen, wohlgelockten Frauen, die munterblickenden Jungfrauen, ja auch die achtbaren Dienerinnen heißen die wohlgekleideten. Der weiße Schleier fließt vom Haupte herab über das gegürtete feine Schleppgewand der Matrone, und zierlicher Goldschmuck als Ohrgehäng, Halskette und Armspange erhöht die natürlichen Reize der Jugend. Von Specereien duften die weißen Gewänder, die mit allerlei Blumen- und historischem Bildwerk durchwoben sind; Troddeln umgeben den Saum des Gürtels, und goldene Haften halten das Kleid zusammen; Wohlgerüche durchziehen das Frauengemach. Allerdings bewegt sich der Dichter auch in seinen Frauenschilderungen nur innerhalb der Gränzen des Herrenstandes; das Volk bleibt in dunklem Hintergrunde, auf welchem einzelne Figuren nicht mehr unterscheidbar sind. Aber immerhin leitet die Erwägung, wie selbst Freie und Dienerinnen weder in Beschäftigung noch im Umgang durch eine schroffe Kluft sich scheiden, zu der festen Ansicht, daß innerhalb des freien Standes jene künstlichen Schranken der Etikette noch nicht aufgerichtet waren, welche die Fürstin von der Bürgersfrau trennen.

Das Drückende der Knechtschaft mildert der zwanglose Verkehr und der patriarchalische Geist zwischen Herrschenden und Gehorchenden. Freilich gilt auch dort für das süßeste Gut die Freiheit in dem Augenblick, wenn der vorher begüterte Freie durch Kriegsnoth zum Sclaven wird.

Die Gattin stürzt sich laut schluchzend über den gefallenen Vertheidiger des Vaterlandes, den sie im Todeskampf zucken sieht, und Krieger stoßen sie mit Speerstangen an Rücken und Schultern und führen sie in die Knechtschaft zu Arbeit und Jammer, daß ihr vor Gram die Wangen verbleichen. Indeß nicht alle Sclavinnen sind ja erbeutete Heldenweiber. Ich bin kein Verfechter der Leibeigenschaft; aber entschlagen Sie sich nur der Gedanken an Rußland oder an das Schicksal der Negersclaven, wenn von homerischen Verhältnissen die Rede ist. So lange die humane Sitte waltet über dem starren Rechte, schwankt die Wage gar sehr, welcher Zustand dem Armen willkommener ist, die bleibende Abhängigkeit von einer milden Herrschaft, mit der er alles theilt, Ruhe und Arbeit, Freud und Leid, Genuß und Entsagung; mit der er durch Bande des Wohlwollens verkettet, eine Familie bildet: — oder das gemüthlose Verhältniß abstracter Gleichberechtigung, wo der Dienende auf Zeit seine Freiheit um Geld verkauft, wo an die Stelle von Liebe und Anhänglichkeit hier kalte Hoffart, dort Trotz und Arglist zu treten pflegt, und die kranke oder alte Dienerin mitleidslos verstoßen wird. Auch bei Homer feiern die Mägde, wenn Helena außer dem Hause ist, und eilen, sobald sie zurückkehrt, an die Arbeit; aber dann schafft auch sie mit ihnen am Webstuhl und an der Spindel, theilt nicht bloß stolze Befehle aus. Nirgends gewahren wir eine strenge Abgränzung in den Geschäften des Hauses; die Königsfrau, die Fürstentochter legt mit Hand an unter den Dienerinnen. Penelope hat wie die Phäakenkönigin Arete fünfzig Mägde, ungleich an Werth und Stellung. Die alte Schaffnerin ermuntert die Mägde am Morgen zur Arbeit, das Estrich zu

kehren und zu sprengen, Felle und purpurne Decken auf die Stühle zu legen, die Tische mit Schwämmen abzuwaschen, Mischkrüge und Becher zu scheuern, Wasser von der Quelle zu holen, Feuer anzuzünden; aber auch die Tochter des Lästrygonenkönigs ist im Begriff aus weiter Entfernung von der Stadt allein Wasser zu holen, als sie dem Odysseus begegnet. Die Dienerinnen bereiten das Mahl; aber auch die Königin Helene ist dabei beschäftigt, und Andromache pflegt selbst Hectors Rosse zu füttern. Mägde wie Herrinnen machen die Betten, diese ihren Gatten, jene den andern Personen des Hauses und den Fremdlingen. Mägde schirren der Nausikaa am Morgen die Maulesel an — schon sitzt die Mutter des Hauses mit andern Dienerinnen spinnend am Herde —; die Königstochter besteigt den mit Wäsche beladenen Wagen und lenkt eigenhändig das Gespann; die Mutter hat ihr Mundvorrath mitgegeben und Oel, damit sie mit den Mägden sich salbe und erquicke nach vollbrachter Arbeit. Weit von der Stadt (in Troja ist's eben so) sind die steinernen Waschtröge am Fluß, von welchem das Wasser zu- und abfließt. Da treten sie denn die Leintücher und die Kleider für sich und Nausikaas Vater und für die Brüder. Dann breiten sie alles aus, was sie gewaschen, und trocknen es am Uferkiese, während sie mittlerweile sich baden und salben und ihr frugales Mahl verzehren. Nun spielen sie Ball, und Nausikaa stimmt einen Rundgesang an; mit der zusammengelegten Wäsche kehren sie am Abend, Nausikaa zu Wagen, die Mägde zu Fuß, in die Stadt zurück; da umstehen die lieben Brüder die heimgekehrte Schwester, schirren die Maulesel aus und tragen die gewaschenen Tücher und Wollengewänder ins Haus hinein.

Welche Einfalt, welche offene Gemüthlichkeit, welche Gleichheit zwischen Herrschenden und Dienenden! In fast alle Geschäfte theilen sich ohne Unterschied beide Stände, auch in die Liebesdienste, die man willkommenen Gästen erweist: bei Menelaos bedienen Sclavinnen den Telemachos und Peisistratos beim Baden und Salben; aber in Troja badete und salbte einst Helena selbst den Odysseus, und Polykaste, die jüngste Tochter Nestors, badet in Pylos den Telemach und reicht ihm die Gewänder. Nur Scheuern und Schwanken, Anzünden und Unterhalten des Feuers zum Kochen und Leuchten und das härtere Mahlen auf der Handmühle erscheint als ausschließliche Arbeit der Sclavinnen. In der Odyssee wird uns ein Bild einer mahlenden Dienerin vorgeführt, das einzige, das an die schwere Belastung der Menschenkraft erinnert, mit welcher die moderne christliche Zeit die armen Arbeiter heimsucht. Im Hause des Odysseus nehmlich sind zwölf Müllerinnen; elf liegen in ruhigem Schlafe, die zwölfte jedoch war noch nicht fertig mit ihrer Arbeit, als schon die Morgenröthe aufgegangen war, obschon sie die Nacht durch gemahlen hatte; denn sie hatte einen schwächlichen Körper. Aber nicht Penelope hatte ihr das Uebermaß von Arbeit auferlegt, sondern die grausamen Freier. Darum stellt sie auch die Mühle hin, als sie bei wolkenlosem Himmel donnern hört, und das Zeichen von Zeus für ihr eigenes Schicksal günstig deutend, hofft sie den nahen Untergang ihrer Peiniger. Außer dem Strafgerichte, welches der heimgekehrte Odysseus an den Freiern gleichmäßig wie an zwölf ungetreuen Mägden vollzieht, kommt im ganzen Homer gegen eine dienende Person weder Züchtigung noch Scheltwort vor, nur daß Penelope, plötzlich aus dem

Schlafe mit der unwahrscheinlichen Nachricht von der Rückkunft des Gatten geweckt, die alte Schaffnerin etwas unsanft anläßt, und Odysseus sie bedroht, wenn sie von seiner Rückkehr nicht schweigen würde. Aber jene zwölf Mägde waren eben auch aus der Bahn der guten Sitte weit abgewichen, hatten mit den Freiern gebuhlt und die Herrin verachtet, hatten die Heiligkeit des Gastrechts durch Mißhandlung des in Bettlergestalt unter ihnen weilenden Herrn freventlich verhöhnt und durch freche Zügellosigkeit die Vergeltung herbeigerufen. So müssen sie denn hereintreten in den Saal, nachdem die Rache an den Freiern erfüllt ist, müssen die Todten hinausschaffen und das Estrich reinigen, und werden zuletzt von Telemach der Reihe nach alle an einem Seile aufgehangen. Tugend und Laster stehen auch in den einfachsten Zeiten neben einander; denn Neigung und Wille schwanken von jeher nach beiden Richtungen hin; ja der Gegensatz zwischen gut und bös ist um so unversöhnter unter Naturvölkern, weil das Laster vom glänzenden Firniß der Bildung und äußern Zucht noch weniger überkleidet ist. Die verbuhlte phönizische Magd lockte den kleinen Eumäos, ihren Pflegling, aufs Schiff ihrer Landsleute und bringt das schuldlose Kind als Bezahlung ihrer Ueberfahrt in ewige Knechtschaft. Gleichwohl stehen solche Beispiele untreuer Dienerinnen in den homerischen Gedichten sehr vereinzelt da, vielmehr geht durch das ganze Leben ein Zug ungeschminkten Wohlwollens und gegenseitiger Ergebenheit, und der Sclavenstand steht dem der Herren weit näher als in spätern Zeiten. Mag auch der Zorn des Achilleus über das gewaltsame Fortführen der Briseis zum Theil auf beleidigtem Ehrgefühle beruhen, so mischt sich doch ganz we-

fentlich hinein die Schmerzensklage über die verlorene Genossin, die er von Herzen lieb gehabt, obschon sie im Kriege erworben war. Und als der Held um den todten Patroklos weinend im Staube lag, da stürzen die Dienerinnen, welche von beiden Männern erbeutet waren, mit lautem Klagegeschrei aus der Hütte um Achilleus her, zerschlagen sich mit den Händen die Brust, zerkratzen sich das Angesicht und sinken kraftlos nieder auf die Erde. Am lautesten aber jammert Briseis beim Anblick des zerfleischten, im Leben so freundlichen Mannes, der sie einst getröstet hatte in ihrem großen Unglück. Denn als Achilleus ihre Vaterstadt zerstörte, als ihr Gatte und ihre drei Brüder fielen und sie selbst dem Sieger zum Raube ward, da wollte Patroklos sie nicht weiter weinen lassen, sondern versprach ihr, sie solle seines Freundes eheliche Gattin werden daheim unter den Myrmidonen. Wie nach rührendem Abschied von dem Gatten Andromache in banger Ahnung seines nahen Todes Thränen vergießt, da beweinen mit ihr alle Dienerinnen den Lebenden als ob er schon gestorben wäre. Wie freuen sich dagegen die Mägde, als Telemachos der Todesgefahr entronnen nach Hause kommt, und küssen ihm Haupt und Schultern; wie umringen und begrüßen und küssen sie endlich den Odysseus und halten ihm die Hände! Da ist nirgends eine Spur von jener demüthigen Scheu, welche im Mittelalter wie in der Neuzeit Knecht oder Magd als Wesen untergeordneter Art in ehrerbietiger Entfernung von der Herrschaft hält; nirgends launenhafte Strenge der Befehlenden oder verschlagene Zurückhaltung der Gehorchenden; die Untergebenen nahen zutraulich den Gebietern, plaudern und fragen, und wenn etwa der Diener draußen auf dem

Gute seinen Beruf hat und kommt herein in die Stadt, so ist es ihm Bedürfniß, vor der Herrin zu reden und alles zu erfahren; dann erhält er auch zu essen und zu trinken und nimmt noch eine Gabe mit nach Hause, die ihm das Herz erfreut. Es ist ein braves, biederes, gemüthvolles Geschlecht, welches uns Homer als Knechte und Mägde vorführt. Und wenn auch Eumäos, der göttliche Schweinhirt, den Satz aufstellt, dem nehme Zeus die Hälfte des sittlichen Werthes, den er in Knechtschaft bringe, so beweist er gerade das Gegentheil durch sein eigenes gehaltvolles Wesen. Diener und Dienerinnen sind Familienglieder, nahezu gleichgehalten mit den Kindern des Hauses, keineswegs mit Lasten überbürdet. Des Laertes Gemahlin erzog den Knaben Eumäos, den sie gekauft, mit der eigenen Tochter und ließ ihm fast ganz dieselbe Behandlung zukommen. Die spinnende Magd führt ein froheres Leben als die arme freie Lohnarbeiterin, die redliche Wollenspinnerin, die mit ihrer Hände Arbeit ihren Kindern einen elenden Unterhalt erwirbt. Homer kennt auch sie, diese unglücklichen Wittwen mit dem schmalen Verdienste, deren Elend die Neuzeit aufs jammervollste gesteigert hat. Wie glücklich dagegen die Unfreien, die der Sorge fürs Leben enthoben, krämpeln und spinnen wie zum Zeitvertreib, und deren Tagewerk noch wesentlich erleichtert und geadelt wird durch rühriges Eingreifen der Frau und der Tochter des Hauses! Wie wenig der dienende Stand in der Meinung der Zeit erniedrigt war, ergibt sich ferner aus der Stellung, welche die Kinder von Freien und Sclavinnen einnahmen. Teukros, der gefeierte Bogenschütz, ist der Sohn des Telamon und einer Sclavin; Menelaos hält seinem derartigen Sohn Mega-

penthes, den er der Tochter eines Spartaners anvermählt, einen großen Hochzeitschmaus im Hause; niemals aber folgen Kinder aus solchen gemischten Ehen im bürgerlichen Rechte der ärgern Hand.

Es schien mir nothwendig mit dem Gegensatze des Sclaven- und freien Standes zu beginnen, weil auf ihm durchs ganze Alterthum das Hauswesen beruht, und der Lobredner antiker Zustände jeden Augenblick den Einwurf gewärtigen muß, ein Leben, welches auf die unnatürliche Grundlage der Sclaverei gebaut sei, verdiene nimmermehr die Lobpreisungen einseitiger Enthusiasten. Die Sclaverei, wie sie uns in Homers Gedichten entgegentritt, trägt wenigstens die freundlichste Gestalt, welche der Gegensatz von Herrschen und Dienen annehmen kann, und löst die unvermeidlichen Ungleichheiten des Menschenlebens weit gemüthlicher und melodischer als die Freiheit und Gleichheit unsrer Reichen und Armen, welche allein die Kirche als Brüder und Schwestern, und auch diese mehr in der Theorie als Praxis, anerkennt.

Und nun begleiten Sie mit mir ein weibliches Wesen, abgesehen vom Unterschiede der Geburt durch seine verschiedenen Lebensalter. Daß die kleinen Mädchen auch damals sich weinend an ihre Mutter geschmiegt, glaubten wir schon ohne jenes liebliche homerische Gleichniß, in welchem Achilleus dem weichen Patroklos sein Benehmen verweist mit den Worten: Warum weinst du, Patroklos, wie ein unmündiges Mädchen, das mit der Mutter laufend sich an ihr Kleid hängt und verlangt, sie solle sie nehmen? Das Kindesalter verstreicht unter der Pflege der Mutter und der Amme, einer gutgelohnten Freien oder einer anhäng-

lichen Dienerin, die nach erfüllter Pflicht bis ins Alter eine geachtete Stelle als Schaffnerin und Beschließerin in der Familie einnimmt; die die Liebe, mit der sie ihre kindlichen Pfleglinge wartete, auch den erwachsenen in treuem Herzen bewahrt, und ihre Gegenliebe genießt bis zum Tode. Früher als der Knabe wächst das Mädchen heran und lockt mit ihren Rosenwangen die Freier. Süße Blüthenzeit, so schön und ach so vergänglich! Aber doch keineswegs ungenossen! Hesiod, der dem Manne empfiehlt nicht viel unter noch viel über dreißig Jahre zu freien, setzt der Jungfrau etwa achtzehn Jahre als passendes Zeitmaß zur Hochzeit. Die glücklichen Tage zwischen Kindheit und Brautstand schwinden der Tochter in harmloser Lebenslust, dehnen sich nicht wie später in Athen im einsamen Frauengemach. Fröhliche Spiele versüßen die Geschäfte, wie wir vorhin an dem Exempel der ballschlagenden Nausikaa wahrnahmen, und die Sitte verpönt keineswegs den für beide Theile so reizenden Verkehr zwischen Jüngling und Jungfrau. Es kennt der Dichter das tändelnde Geplauder des Burschen mit dem Mädchen; gesellig froh vereint tragen beide Geschlechter in geflochtenen Körben die süße Frucht der Weinlese; in ihrer Mitte spielt ein Knabe die Zither und singt mit zarter Stimme ein schönes Lied, und jauchzend und hüpfend begleiten Jünglinge und Jungfrauen den lieblichen Sänger.

Noch ein anderes liebes Bild aus der homerischen Jugendwelt bietet uns die Beschreibung des Achillesschildes. Was ist dem Mädchen das liebste Vergnügen? Antworte ich in Ihrem Sinne, liebe Freundinnen, wenn ich sage der T a n z? Und siehe da, auf jenem Schilde ist neben mancherlei andern Vorkommnissen des Lebens ein solcher darge-

stellt. Da tanzten, heißt es, Jünglinge und Jungfrauen, einander bei der Hand haltend. Die Jungfrauen trugen feine Gewänder (also Ballkleider), die Jünglinge wohlgewebte, mattglänzende Leibröcke (also keine Fräcke), die Jungfrauen auf dem Haupt schöne Kränze (Ballkränze), die Jünglinge Schwerter an der Seite (nicht weil sie am liebsten mit Offizieren tanzten, sondern weil jeder Grieche damals immer sein kurzes Schwert trug). Bald liefen sie nun mit kunstfertigen Füßen (im Cotillonpas) gar leicht, wie wenn ein Töpfer seine Drehscheibe probirt (sie tanzten also Ronde), bald liefen sie wieder in Reihen gegen einander (chassirten in Colonne); ein großer Menschenkreis umstand gaffend den lieblichen Chor (wie auf Bällen), und ein göttlicher Sänger sang unter ihnen und spielte die Zither (jedenfalls eine einfache, wohlfeile Ballmusik), und wenn er anhob zu singen, drehten sich unter ihnen zwei Gaukler (tanzten ein pas de deux zwei Ballettänzer). Odysseus preist Nausikaas Brüder dreimal glücklich über eine solche Schwester; das Herz muß sich ihnen aufthun vor Freude, wenn sie die Blühende sehen, wie sie in den Tanzplatz eintritt (So lange die Brüder keine Geliebte haben, hängen sie liebend an den Schwestern). Wo Herren und Musik fehlen, tanzen noch heutzutage die Mädchen unter sich und singen selbst dazu wie damals, als die schöne Polymele mit ihren Gespielen sich im Ringeltanz drehte.

Ich wollte Ihnen, liebe Freundinnen, mit diesen Scherzen die graue Vorzeit nur etwas näher rücken, damit Sie vertraulicher werden mit jenen von uns so weit getrennten Menschen, deren Herzen wie die Ihrigen im Wonnemonate des Lebens für Lust und Liebe schlugen.

Gleicht sich doch die Menschennatur zu allen Zeiten, zumal in der Frauenwelt, die weniger nach Willkühr als nach innerem Triebe handelt. Und so leitete auch jene Mädchen neben dem süßen Verlangen nach Liebe das Gefühl fürs Schickliche; beides im Verein schuf damals wie heute den Zauber der Anmuth, in welchem die lebensfrohe sittige Jungfrau als die schönste Blume blüht. Als Nausikaa durch ein Traumgesicht die Weisung erhalten die Wäsche zu waschen, denn bald werde ihre Hochzeit sich nahen, wagt sie es aus Schüchternheit nicht, ihrem Vater den wahren Beweggrund zu gestehen, sondern nimmt kindliche und schwesterliche Sorgsamkeit zum Vorwande: es sei doch für den Vater ziemlich, im Rathe reine Kleidung zu tragen, und auch die Brüder begehrten frische Wäsche, wenn sie zum Tanz gingen. Auch der Vater, der ihr wohl ins Herz schaut, läßt sich aus Zartgefühl nicht merken, daß er ihren innern Sinn versteht. Wie dann Odysseus durch Athenens Gunst wunderbar verschönt am Strande sitzt, da plaudert sie unbefangen gegen die andern Mädchen heraus, welchen Eindruck der Stattliche auf sie gemacht hat. Ach wenn doch der schöne Mann hier bliebe und mein Gatte wäre! ruft sie in liebenswürdiger Naivetät; dann scheut sie wieder die üble Nachrede von Seiten der Phäaken, deren Bewerbungen sie bisher in stolzer Sprödigkeit abgewiesen, wenn der fremde Mann in ihrer Gesellschaft nach der Stadt käme. So hält sie die keimende Liebe zurück in den Schranken des Anstandes und weiß das Gefühl zu verbergen, das sie im Busen trägt. Ja als sie ihm vor seinem Scheiden unter der Thüre ein Lebewohl zuruft, da kann sie zwar nicht die Bitte unterdrücken, daß er ihrer in seiner Heimath ge-

denken möge, aber nirgends verräth sie ihm, daß er der Gegenstand ihrer Bewunderung war. Und mit fast moderner Galanterie erwiedert der kluge Mann, wenn er wirklich so glücklich wäre nach Hause zu kommen, wolle er täglich auch dort zu ihr wie zu einer Gottheit beten; denn sie sei die Retterin seines Lebens.

Auch die Mädchenzeit (Sie wissen es selbst, liebe Freundinnen) hat ihre Sorgen, hat mancherlei Angst und Furcht, bis der Bräutigam glücklich gefunden ist. Bei uns freilich noch um ein gutes Theil mehr als ehedem. Laura ist schön, wie Raphael die Unschuld malt, klug wie eine Schlange und ohne Falsch wie eine Taube, fleißig wie eine Ameise, voll holdseliger Lieblichkeit wie die heilige Jungfrau — und bekommt doch keinen Mann; denn ach! sie hat kein Geld. Glückliche Väter von sieben Töchtern in Homers Tagen! Damals waren die Mädchen ein Capital für den Vater; darum heißen sie auch die rindereintragenden; der Freier mußte zahlen, nicht der Brautvater; nicht wer das Glück hatte, führte die Braut heim, sondern wer die meisten Rinder, Ziegen und Schafe gab. Iphidamas gab für seine Frau hundert Rinder und tausend Schafe und Ziegen. Wie gemein! höre ich manche meiner Zuhörerinnen flüstern, vor allem die reichen; also gekauft wurden wir wie Sclavinnen. Ich dächte, das Verhältniß war immerhin ehrenvoller, als das seitherige, wo Sie Ihre Sclaverei noch mit Geld erkaufen müssen. In Griechenland wenigstens war offenbar das Weib im Werthe gesunken, als an die Stelle der alten Sitte die neue der Mitgift trat. Indeß gaben auch bei Homer die Aeltern der Tochter einen Theil des Brautkaufs, vielleicht oft die ganze Summe wieder mit in den neuen

Ehestand. Daß inzwischen auch persönlicher Werth des Schwiegersohnes, nicht gerade die Größe einer angebotenen Summe beim Vater den Ausschlag gab, daß auch persönliche Wünsche der Tochter Berücksichtigung fanden, würden wir bei der Humanität griechischer Sitten selbst ohne Beispiele vermuthen. Penelope soll sich zum Gatten nehmen, welchem der Vater sie geben will und welcher ihr selbst gefällt, sagen die Freier. König Alkinoos bietet dem Odysseus, der nur das nackte Leben gerettet, die Tochter an nebst Haus und Besitzthum; des Prötos Schwiegervater gibt dem Bellerophontes seine Tochter und theilt mit ihm die Königswürde, als er in ihm einen Göttersohn erkannt; Othryoneus freit ohne Kaufgeld um Kassandra, gibt aber statt dessen dem Priamos das Versprechen, er wolle die Achäer von Troja vertreiben; Agamemnon will dem Achilleus, um ihn zu versöhnen, die Wahl lassen zwischen seinen drei Töchtern; er könne die beliebige ohne Kaufgeld heimführen, und er selbst wolle noch einen solchen Brautschatz dazufügen, wie noch nie ein Vater seiner Tochter mitgegeben. Aber Achilleus verschmäht alle Töchter des stolzen Atriden, selbst wenn sie an Schönheit der goldnen Aphrodite glichen und an Kunstfertigkeit der Athene. Er mag sich, fährt er fort, einen andern der Achäer zum Schwiegersohn wählen, der ihm gleicht und der mehr königlichen Anstand hat. Wenn mich dann die Götter retten, und ich daheim bin, da wird schon Peleus selbst ein Weib für mich freien; viele Achäerinnen gibt es in Hellas und Phthia, Töchter der Edlen, welche die Städte beschützen; von diesen will ich eine, die mir gefällt, zur lieben Gattin machen. Harmonie der Neigung ist wie in unsrer altväterlichen Sitte zwar wünschenswerth, aber der Väter

Wille gibt bei Sohn und Tochter zur Verlobung den Ausschlag.

Der Brautstand ist kurz; bedurfte es doch keiner magistratischen Erlaubniß zur Ansässigmachung und keines kirchlichen Aufgebots. Aber auch keiner priesterlichen Trauung; die Hochzeitfeier ist reine Familiensache. Der Bräutigam schenkt das Brautkleid. Wenigstens gibt Helene dem Telemachos ein kostbares Gewand für seine einstige Gattin, damit sie es trage am Tag der Hochzeit. Auf dem Schilde des Achilleus ist ein Brautzug abgebildet. Da führen sie die Braut unter Fackelschein die Stadt hinauf. Dabei erschallt ein lautes Hochzeitlied; Jünglinge tanzen, Flöten und Zithern ertönen, Weiber stehen unter den Hausthüren und schauen den Zug an. Menelaos richtet in seinem Palaste eine Doppelhochzeit aus, einer Tochter mit Neoptolemos, dem Sohne des Achilleus, und eines Sohns von einer Sclavin mit einer Spartanerin; da schmausen sie denn und zechen mit Nachbarn und Verwandten in großer Gesellschaft. Als Odysseus mit seinen Getreuen die übermüthigen Freier getödtet hat, tanzen Männer und Frauen zur Zither im Saale, damit die Nachbarn und Vorübergehenden glauben sollen, Penelope mache Hochzeit. In Essen und Trinken, Tanzen und Singen äußerte sich also auch damals die freudige Theilnahme an Vermählungsfesten, und so wird es immer und überall bleiben; denn die Tafelfreuden sind das lustigste Gesellschaftsspiel und der Tanz das fröhlichste Symbol der Hochzeit.

Im Hause waltet die Neuvermählte, die herrschende Gattin, wie sie im Gegensatz zum Gesinde mit Vorliebe genannt wird. Zu ihrer Erleichterung haben ihr die Aeltern

oft eine alte treue Dienerin, etwa ihre Amme, mitgegeben, an der sie von Kindheit auf mit Liebe gehangen, von der sie mit jener mütterlichen Anhänglichkeit bedient wird, welche alten Wärterinnen gegen ihre Zöglinge von jeher eigen war. Sie, die brave, achtungswerthe Schaffnerin, ersetzt durch Erfahrung und Umsicht, was der jugendlichen Herrin noch an Kenntniß gebricht; sie theilt mit der Gebieterin, gegen welche sie sich die Anrede: liebes Kind, gar wohl erlauben darf, und von der sie lieb Mütterchen zum Gegengruß erhält, Sorge und Aufsicht über Küche und Keller, besonders auch über die Vorräthe an Wein, über Kleider und Wäsche, sie weist die Mägde an ihre Arbeit, versorgt den Tisch, legt den Gästen Fleisch und Brod vor und waltet im Hause als zweite Gebieterin, in Lieb und Treue der jungen Herrschaft unterthan. Nirgends mischt sich der Mann in die Geschäfte des Hauses; die Herrschaft seiner Gattin ist in diesen umfriedeten Räumen unbeschränkt, und die kleinlichen Ursachen zu Ehezwisten, welche in modernen Zeiten zuweilen schon die Flitterwochen vergällen, beseitigt von selbst die Einfachheit des Lebens. Wo man keine Suppe aß, da fiel auch die Anschuldigung weg, daß die junge Frau keine zu kochen verstehe; Fleisch am Spieße zu braten und mit Mehl zu bestreuen, aus grobem Mehl Brotkuchen zu backen, Wein mit Wasser oder auch mit Käse und Honig zu mischen, sind einfache Künste und selbst diese werden zumeist von Mägden gehandhabt. Die Tranchirkunst pflegt ein besonderer Vorschneider zu üben. Von Zukost wüßte ich aus dem ganzen Homer nichts anzuführen als Zwiebeln, Käse und Honig. Wo man ferner die Wäsche außen vor der Stadt im kalten Flußwasser wäscht und einfach auf dem Kiese trocknet, ist

kein Grund zu übler Laune gegeben, die man unsern waschenden Frauen, auch den sonst liebenswürdigen, ich weiß nicht ob mit guter Befugniß, nachsagt. Spinnen und Weben von Flachs und Wolle hatte die Mutter der Tochter während der Mädchenzeit beigebracht, da dieselbe ja noch keine Hausaufgabe für eine Töchterschule zu fertigen hatte. Zudem ist das Spinnen an der Spindel eine gar graziöse Beschäftigung, welche schlanken, zierlichen Gestalten die anmuthigste Bewegung gibt. Das schnurrende, unbeholfene Rad hat die Kunst des Spinnens unsern Frauen verleidet, so daß sie unter der jetzigen jungen Generation in gebildeten Ständen kaum eine mehr versteht; würden sie sich noch der Spindel bedienen, die nicht minder handlich ist als die Nadeln des garstigen Strickstrumpfes und die dem schönen Arme Anlaß gibt sich in freien wellenförmigen Schwingungen zu zeigen, der bei der gegenwärtigen Lieblingsbeschäftigung steif und eckig am Körper klebt —, traun sie würden die feine Gelegenheit sich zugleich lieblich und arbeitsam zu zeigen schwerlich aus den Händen gelassen haben. Dabei verband sich auch bei Homer schon der Luxus mit den Werkzeugen weiblicher Arbeit wie in unsrer modernen Damenwelt. Wie Helene ins Zimmer getreten, bringen ihr Dienerinnen Stuhl und Schemel und ein ovales silbernes Spinnkörbchen mit vergoldeten Rändern; darin lag die silberne Spindel sammt veilchenfarbiger Wolle. Körbchen und Spindel waren ein Geschenk der ägyptischen Königin. So wenig ferner als am brummenden Spinnrade dürfen Sie sich die homerische Hausfrau in unserer Weber Weise hinter dem Webstuhl verkrümmend denken. Der Zettel stand aufrecht; stehend und gehend verrichtete die fleißige ihre kunstreiche Arbeit und sang ein

Lied dabei wie Kalypso. Kunstweberei ist von den ältesten Zeiten her im Oriente heimisch und bis auf den heutigen Tag im Occidente noch lange nicht zu gleicher Vollkommenheit gebracht. Was Wunder, wenn bereits die Frauen Homers sich Aufgaben stellen, welche nur erst wieder in den gobelinischen Tapeten gelöst worden sind? Helene webt ein purpurnes Doppelgewand und in dasselbe viele Kämpfe der rossetummelnden Troer und der erzgekleideten Achäer, Andromache in ein gleiches kunstvolle Blumengewinde; das berühmte Gewebe, mit welchem Penelope drei volle Jahre die Freier täuschte, bis im vierten eine ungetreue Magd an ihrer Herrin Verrath übte, müssen wir uns nicht minder als eine höchst kunstvolle Arbeit denken. Es sollte ein Todtenkleid werden für den alten Schwiegervater Laertes, welches sie zuvor vollenden wolle, ehe sie einem der Freier die Hand reiche; denn die öffentliche Stimme würde ihrs verargen, wenn jener einst ohne Sterbegewand bestattet würde. Die kluge Frau löste bekanntlich bei Nacht wieder auf, was sie am Tage gewoben; aber wie hätten die zudringlichen Jünglinge den langen Zeitraum zugewartet, wenn nicht zu Sterbekleidern höchst künstliche Webereien im Gebrauch gewesen wären? Den Preis der Kunstfertigkeit scheinen die Phönizierinnen davongetragen zu haben, wenigstens wählt Hekabe, welche der erzürnten Göttin die köstlichste Gabe weihen will, ein Gewand, das sidonische Frauen gefertigt hatten.

Vorräthe an Leinen- und Wollenstoffen in reicher Fülle und Auswahl in Kästen zu haben, war auch bei griechischen Frauen allgemeine Sitte, und sie bedurften derselben um so eher nicht allein für ein zahlreiches Gesinde, sondern auch zum Zweck von Gastgeschenken an Fremdlinge wie im Mittelalter.

So hütete und mehrte die Gattin das Haus als ein guter Schutzgeist, spann und webte, ermunterte und erfreute das Gesinde mit wohlwollender Rede, sorgte mit der Schaffnerin für Küche und Keller, erfreute den Gatten durch theilnehmende Rede, begrüßte die Gäste mit freundlicher Anmuth, ja sie wußte wohl auch nicht selten die Leiden der Kranken durch geeignete Mittel zu stillen. Andromache läßt Wasser ans Feuer setzen, damit Hektor, wenn er aus dem Kampfe heimkäme, sich durch ein warmes Bad erquicken könne; Helene benimmt sich, als die beiden Jünglinge bei Menelaos einsprechen, als liebenswürdige Wirthin von der ersten Begrüßung an bis zum Abschied; die schönlockige Hekamede bereitet dem verwundeten Machaon und Nestor nebst warmem Bade einen Mischtrank aus Wein, Brot und Käse; die blonde Agamede endlich kennt so viele Arzeneien, als die weite Erde hervorwachsen läßt.

Soll ich mich auch über den Hausrath verbreiten, der mit unsern Frauen in stattlicher Fülle auf hochgeladenem Brautwagen ankommt, über Betten und Möbel, Tafelzeug und Nürnberger Prunkküchen? über die Ausstattung, an welche die vielgeschäftige Braut in den letzten Wochen vor der Hochzeit ihr Herz fast mehr noch zu hängen pflegt als an den Bräutigam, und über deren Anschauen die junge Frau sogar den Mann vergißt? Wer mag die Fälle berechnen, in denen die neue Gemahlin zum erstenmal ernstlich schmollte, wenn der geliebte Gatte sich mit brennender Cigarre auf ihr prächtiges Canapee niederließ und die Vorhänge ihrer schönen Stube beräucherte? Die homerische Sitte weiß nichts von solchen Schäferstunden; die Frau bringt

kein Meuble, keine Geräthschaft ins Haus. Odysseus zimmerte selbst sein Brautbett, das niemand kannte als er und Penelope und die Dienerin, welche dieser aus dem Vaterhause gefolgt war; er befestigte es an dem Stamm eines lebendigen Oelbaumes im Hofe, den er als Pfosten in der Erde stecken ließ, verzierte das Gestell mit Gold, Silber und Elfenbein, spannte daran die Gurte von Rindsleder, auf welche die Decken zu liegen kamen, die man täglich von neuem unmittelbar vor Schlafengehen einbreitete, und baute um das Bett herum das Schlafgemach. Sophas sind unbekannt; sie haben Stühle und Fußschemel, und auf die erstern legen sie Decken zur Bequemlichkeit wie auch zur Entfaltung elegantern Hausstandes. Beim Mahle hat jeder Genosse sein eigenes Tischchen. Als Odysseus bei Kirke einspricht, legte eine Dienerin purpurne Decken auf die Stühle und darunter andere von schlichtem Gewebe, eine zweite stellt vor die Stühle silberne Tische und auf diese goldene Brotkörbe. Tische von Silber? Körbe von Gold? Kirke ist ja eine Göttin; an die Götter aber verschwendet der Dichter edle Metalle in Ueberfluß. Goldene Gießkannen, aus welchen vor dem Mahle eine Dienerin über silbernen Becken Wasser auf die Hände der Gäste gießt, erscheinen bei aller sonstigen Prunklosigkeit auch in homerischen Fürstenhäusern. Die Tische dagegen sind von einfachem Holz und werden mit Schwämmen gewaschen; die einzigen Tafelgeräthe bilden neben den Brotkörben Becher und Mischkrüge. König und Königin halten ihr Fleisch hübsch in der Hand, beißen herunter und verzehren es so zum Brote, und da auch der Teller nirgends Erwähnung geschieht, so wird die einzelnen bereits getheilten Portionen die schmucke Dienerin

auch mit den weißen Händen gebracht und einfach auf den Tisch gelegt haben.

Wir haben guten Grund anzunehmen, daß das häusliche Glück der Gatten nur wenig getrübt ward. Der Ausspruch des Achilleus, jeder verständige Mann liebe und pflege seine Gattin, kann als allgemeiner Grundsatz gelten. Ich tadle nicht den Unmuth der Achäer, sagt Odysseus; denn wir harren hier schon das neunte Jahr; wird ja doch Mancher schon ungehalten, wenn ihn ein Monat lang ein Seesturm von seiner Gattin entfernt hält. Und wie oft wiederholt sich der Gedanke, diesem oder jenem sterbenden Krieger sei es nicht vergönnt gewesen seine Gattin wieder zu sehen und sein Kind, das er unmündig in ihren Armen zurückgelassen! Wie sehnt sich Odysseus nach Penelope, wie vertrauert diese um ihn die Tage und durchweint schlaflos die Nächte! Wie rührend stellt sich die Gattenliebe in der berühmten Abschiedsscene von Hector und Andromache dar! Wurde ja doch das Liebesverlangen, das von Natur in beide Geschlechter gelegt ist, und die süße Wonne des Liebesgenusses von der Phantasie zu einer persönlichen Gottheit erhoben, zur lächelnden Aphrodite, der Liebesspenderin, mit dem feuchten, schmachtenden Auge, mit dem Zaubergürtel, welcher der jeweiligen Trägerin unwiderstehlichen Liebreiz leiht.

Zwar Aphrodite, die Liebliche, ist nur Ehestifterin, nicht zugleich Ehegöttin, und wenn man die Beziehungen der letztern zu ihrem erhabenen Gemahle nur oberflächlich betrachten und das Verhältniß zwischen Zeus und Here als Sittenspiegel menschlicher Ehen aufstellen wollte, so würde unwiderstehlich die Behauptung sich aufdrängen, es sei auch bei Homer die Ehe das Grab der Liebe. Nicht

durch eigene Anmuth, so sehr sie sich salbt und schmückt, vermag die Königin der Götter und Menschen ihren Gatten in Liebe zu bethören; sie bedarf erst des erborgten Gürtels, um in ihm die Sehnsucht zu wecken, die damals ihn von selbst ergriff, als sie zuerst sich liebten heimlich vor ihren lieben Aeltern. Zeus ist der ungetreuste Ehemann, der sich nach augenblicklicher Laune und Lust zu Göttinnen und Töchtern der Sterblichen gesellte, Here ein Weib voll Eifersucht, schmollend, zänkisch, nachtragend, feindlich gegen die Sprossen ihrer begünstigten Nebenbuhlerinnen, dabei herrschsüchtig sich einmischend ins Weltregiment, grollend, wenn der Gatte ihr seine Pläne birgt, keifend, wenn seine Entwürfe nicht zu den ihrigen stimmen. Als Thetis den Zeus um Rache für ihren beleidigten Sohn anfleht, gesteht er ihr, daß Here ihn immer schmähe unter den unsterblichen Göttern, weil er den Troern helfe, und nachdem er der Freundin gleichwohl die Bitte gewährt hat, heißt er sie fortgehen, daß sie von jener nicht bemerkt werde. Here hat die Bittstellerin dennoch gesehen, und fängt nun an zu schelten, daß er so heimlich sei. Aber durch ihre Aufpasserei wird sie ihm nur noch verhaßter, ja er droht ihr mit Schlägen, wenn sie nicht aufhöre. Nun fürchtet sie sich und setzt sich nieder, gewaltsam ihren Groll bemeisternd. — Ich will mich hier nicht weiter ins Einzelne verlieren, da ich im nächsten Vortrage einzelne Skizzen von Frauencharakteren zu geben und dem Ehebund zwischen Zeus und Here einen eigenen Abschnitt zu widmen beabsichtige. Diesem seltsamen, mit sichtlichem Humor durchgeführten Beispiele gegenüber, in welchem die Ehegöttin als Muster erscheint, wie die Frauen nicht sein sollen, stehen die menschlichen Ehen im Ganzen sehr rein,

zufrieden und voll gemüthlichen Behagens da. Zwar die lockende Verführung bethörte am Eurotas so gut wie an der Pegnitz, und daß Untreue nicht allein den Männern zum Vorwurf gereicht, beweist Anteia, welche den schönen Bellerophontes vergebens zu verleiten und im Zorn dann zu verderben sucht, gerade wie Potiphars Frau den Joseph; beweisen ferner vor allem Helenes und Klytämnestras weltberühmte Exempel; doch mögen die untreuen Frauen soll ich sagen eben so selten oder seltener? gewesen sein als in unsern Tagen. Agamemnons Vorsorge, der die Gattin bei seiner Abreise einem alten Sänger in Hut gab, steht sehr vereinzelt da; das Kapitel von der Zwecklosigkeit des Frauenhütens war schon den Alten bekannt: die Guten bedürfen der Wache nicht, die Schlechten wissen sie listig zu umgehen oder gewaltsam zu durchbrechen, wie jene, die mit ihrem Buhlen den alten Ehrenwächter auf eine öde Insel schaffte und nachher den arglos heimgekehrten Gatten beim Mahle mordete, wie ein Rind an der Krippe. Aber Klytämnestras und Aegisths Unthat vernahm ganz Griechenland mit staunendem Entsetzen, ein sprechender Beweis von der Seltenheit ähnlicher Verirrungen. Hätte Menelaos den Mörder seines Bruders noch lebend getroffen, er hätte ihn auf dem Felde den Hunden zur Beute gegeben und keine der Achäerinnen würde den Mann beweint haben, dessen schmähliche That das ganze Frauengeschlecht entehrte. Verzeihlich wegen der grauenvollen Erfahrung, die er im Leben machte, aber einseitig ist daher das gehässige Urtheil, das Agamemnons zürnender Schatten gegen Odysseus über die Frauen ausspricht. Es gibt kein schrecklicheres noch schamloseres Wesen, sagt der beleidigte Geist, als ein Weib. Darum sei nicht

allzuwohlwollend gegen die deinige; sage ihr nicht alle deine Gedanken! Zwar wird die verständige Penelope dich nicht morden, aber bei alledem lege heimlich dein Schiff an, wenn du heim kommst: den Weibern ist nicht mehr zu trauen.

Minder bewährt ist die eheliche Treue der Männer, zumal da die öffentliche Meinung ihr Richteramt nachsichtig übte, wie immer, wo die Mehrzahl gleicher Verdammniß verfallen würde, und die Männer, welche der Vorwurf eines allzuweiten Herzens traf, um so weniger mit Schande verfolgte, als die große Anzahl der Sclavinnen, oft schöner, gebildeter, im Kriege erbeuteter Mädchen, viel sinnliche Lockung bot. Das leichthinlebende südlichwarme Volk der Hellenen hat die ausschließliche Hingabe des Gemüths an die heißgeliebte Eine niemals bis zu jener romantischen Entsagung gesteigert, die wir bei Liebenden, freilich mehr in Dichtung als in Wahrheit, gewohnt sind. Der zürnende Achill, der seine geliebte Briseis gar nicht vergessen kann, hat mitten in seinem Schmerz schon wieder eine neue Genossin an der schönwangigen Diomede. Odysseus lebt sieben Jahre mit Kalypso, obschon er aus Sehnsucht nach der sterblichen Gattin das Geschenk der Unsterblichkeit ausschlägt, das die einsame Göttin, wenn er bei ihr bleiben würde, ihrem Lieblinge anbietet. Ein moderner Held müßte seine Treue viel weiter treiben, sich eher erstechen, als mit der Göttin Liebe genießen —, aber nur im Romane. Daß Aphrodite, die unüberwindliche Bezwingerin der Götter und Menschen, oftmals Siegerin blieb über das Männerherz, beweist schon die stattliche Zahl unehelicher Heldensöhne, welche der Dichter ohne Makel der Geburt neben den ehelichen aufführt.

Aber die Ehefrauen, wie benehmen sie sich nun gegen-

über dem männlichen Wankelmuthe? Die verständige Theano, die vermählte Priesterin Athenes, gibt dem Pedäos eine sorgfältige Erziehung gleich den eigenen Kindern, ihrem Gatten Antenor zu Liebe. Des Phönix Mutter dagegen stiftet den eigenen Sohn an, die Buhlerin ihres Gatten für sich zu gewinnen, um den Alten zu ärgern; Laertes wagte nicht die geschätzte Eurykleia zur Geliebten zu erkiesen aus Furcht vor der Eifersucht seiner Gattin; die untreue Klytämnestra streckt neben den ermordeten Gatten auch Kassandra zu Boden, in der sie dessen Geliebte vermuthet hat. So lag denn auch damals wie zu jeder Zeit Natur und Pflicht in schwer lösbarem Kampfe, nur daß die Pflicht ihre Anforderungen nicht zu jener rigorösen Strenge steigerte, welche ihren allseitigen Vollzug höchst unwahrscheinlich macht. Tritt ja überhaupt der kategorische Imperativ mit seiner Schroffheit erst in jenen Zeiten des Alterthums auf, in welchen Sitte und Moral in unheilbaren Bruch gerathen und als offene Feindinnen sich nimmer vertragen mögen. Nach alter Ansicht erscheint die freie Liebe verzeihlich, ja als Wirkung der mächtigsten Göttin fast dem Gebiete menschlicher Willkühr entrückt, wenn auch ihre Aeußerungen unter den Begriff des Unerlaubten fallen, und der beleidigte Gatte wenigstens — das sehen wir an der entdeckten Liebesgeschichte zwischen Ares und Aphrodite — vom Vater der untreuen Frau den Kaufpreis, von deren Buhlen Sühngeld zu fordern berechtigt ist.

Doch lassen wir diese Verirrungen und betrachten die Ehe in ihrer Reinheit, wie z. B. die zwischen Hektor und Andromache als rührendes Muster herzlichen Einklangs geschildert ist. Wie human, wie naturgemäß das gegenseitige

Verhalten der Gatten; so gar nichts von orientalischem Despotismus, von serailartiger Beschränkung, von moderner Sentimentalität! Berühmt ist jene Abschiedsscene selbst in der durchweg schwachen Behandlung, welche ihr d r mit dem Geiste Homers damals noch unbekannte junge Schiller gegeben. Wollen wir sie als Lebensbild auszugsweise nach Homers Darstellung wiederholen. Als die Trojaner hart bedrängt werden, eilt Hektor auf Helenos Rath in die Stadt, seine Mutter anzugehen, daß sie mit den andern Matronen die zürnende Göttin Athene durch Bittgang und Weihgeschenke versöhne. So sehr es den Eilenden drängt, wieder ins Schlachtgewühl zu stürzen, er kann sich doch nicht enthalten der geliebten Gattin ein flüchtiges Lebewohl zu bringen. Aber er trifft sie nicht zu Hause. Nicht ist sie, wie er gemeint hat, bei ihren Verwandtinnen auf Besuch, auch nicht nach dem Tempel mit den andern Frauen; nein, einer Rasenden gleich stürzte sie nach dem Thurme, als sie die Noth der Troer vernommen, und die Amme trug neben ihr das Kind mit. Schon ist er am Thore; da kommt sie ihm entgegengelaufen, mit ihr die Dienerin den kleinen Hectoriden (er gleicht einem schönen Sterne) am Busen tragend. Schweigsam lächelnd blickte der Vater auf sein Kind; Andromache aber stand neben ihm thränenvergießend, faßte ihn bei der Hand und sprach: Wunderbarer Mann, dich tödtet dein Muth noch, und du erbarmst dich nicht deines stammelnden Knaben, noch mein, der Unglücklichen, die bald deine Wittwe sein wird. Dein beraubt wäre mir besser in die Erde gesunken zu sein. Habe ich doch weder Vater noch Mutter; den Vater tödtete Achilleus, als er Thebe zerstörte, und meine sieben Brüder sanken alle an einem Tag unter

seinen Händen in den Hades; die Mutter traf Artemis mit ihrem Pfeile im Vaterhaus. Hektor, du bist mir Vater, Mutter und Bruder, du mein blühender Gatte. Hab Mitleid; mache dein Kind nicht zur Waise, dein Weib nicht zur Wittwe! — und nun gibt sie ihm einen wohlgemeinten Rathschlag, wie er seine Person mehr sichern und bei alledem die Stadt beschirmen könne. Und was erwiedert Hector? Traun auch ich bedenke das alles gar wohl, mein Weib; aber ich scheue mich vor dem Urtheil der Troer und Troerinnen, wenn ich wie ein Feigling aus dem Kampfe weiche. Auch verschmäht mein eigenes Herz den Rückzug; denn ich habe gelernt wacker zu sein und unter den Ersten zu kämpfen. Wohl weiß ich, es wird ein Tag kommen, wo die heilige Ilios nicht mehr sein wird und Priamos sammt seinem Volke. Aber nicht der Troer, noch Hekabes und des Priamos künftiges Leid und das meiner Brüder, der Braven, welche zahlreich durch feindliche Männer in den Staub sinken werden, schmerzt mich so sehr wie das deinige, wenn dich unter Thränen einer der erzgepanzerten Achäer fortführt und dir die Freiheit nimmt, daß du in Argos webest am Webstuhl einer Fremden und Wasser holest von der Quelle, mit Widerstreben zwar, aber die harte Nothwendigkeit wird auf dir lasten. Da wird vielleicht einer sagen, der dich weinen sieht: Das ist Hektors Frau, der der Erste war im Kampfe unter den rossetummelnden Troern, als sie um Ilios kämpften. So wird einst einer sagen; dir aber wird sich der Schmerz erneuern, daß du den Mann entbehrst, der dich aus der Knechtschaft retten könnte. Aber möge das Grab mich decken, eh' ich dein Jammergeschrei vernehme, wenn der Sieger dich fortschleppt! — Nach diesen Worten

Verhalten der Gatten; so gar nichts von orientalischem Despotismus, von serailartiger Beschränkung, von moderner Sentimentalität! Berühmt ist jene Abschiedsscene selbst in der durchweg schwachen Behandlung, welche ihr d r mit dem Geiste Homers damals noch unbekannte junge Schiller gegeben. Wollen wir sie als Lebensbild auszugsweise nach Homers Darstellung wiederholen. Als die Trojaner hart bedrängt werden, eilt Hektor auf Helenos Rath in die Stadt, seine Mutter anzugehen, daß sie mit den andern Matronen die zürnende Göttin Athene durch Bittgang und Weihgeschenke versöhne. So sehr es den Eilenden drängt, wieder ins Schlachtgewühl zu stürzen, er kann sich doch nicht enthalten der geliebten Gattin ein flüchtiges Lebewohl zu bringen. Aber er trifft sie nicht zu Hause. Nicht ist sie, wie er gemeint hat, bei ihren Verwandtinnen auf Besuch, auch nicht nach dem Tempel mit den andern Frauen; nein, einer Rasenden gleich stürzte sie nach dem Thurme, als sie die Noth der Troer vernommen, und die Amme trug neben ihr das Kind mit. Schon ist er am Thore; da kommt sie ihm entgegengelaufen, mit ihr die Dienerin den kleinen Hectoriden (er gleicht einem schönen Sterne) am Busen tragend. Schweigsam lächelnd blickte der Vater auf sein Kind; Andromache aber stand neben ihm thränenvergießend, faßte ihn bei der Hand und sprach: Wunderbarer Mann, dich tödtet dein Muth noch, und du erbarmst dich nicht deines stammelnden Knaben, noch mein, der Unglücklichen, die bald deine Wittwe sein wird. Dein beraubt wäre mir besser in die Erde gesunken zu sein. Habe ich doch weder Vater noch Mutter; den Vater tödtete Achilleus, als er Thebe zerstörte, und meine sieben Brüder sanken alle an einem Tag unter

seinen Händen in den Hades; die Mutter traf Artemis mit ihrem Pfeile im Vaterhaus. Hektor, du bist mir Vater, Mutter und Bruder, du mein blühender Gatte. Hab Mitleid; mache dein Kind nicht zur Waise, dein Weib nicht zur Wittwe! — und nun gibt sie ihm einen wohlgemeinten Rathschlag, wie er seine Person mehr sichern und bei alledem die Stadt beschirmen könne. Und was erwiedert Hector? Traun auch ich bedenke das alles gar wohl, mein Weib; aber ich scheue mich vor dem Urtheil der Troer und Troerinnen, wenn ich wie ein Feigling aus dem Kampfe weiche. Auch verschmäht mein eigenes Herz den Rückzug; denn ich habe gelernt wacker zu sein und unter den Ersten zu kämpfen. Wohl weiß ich, es wird ein Tag kommen, wo die heilige Ilios nicht mehr sein wird und Priamos sammt seinem Volke. Aber nicht der Troer, noch Hekabes und des Priamos künftiges Leid und das meiner Brüder, der Braven, welche zahlreich durch feindliche Männer in den Staub sinken werden, schmerzt mich so sehr wie das deinige, wenn dich unter Thränen einer der erzgepanzerten Achäer fortführt und dir die Freiheit nimmt, daß du in Argos webest am Webstuhl einer Fremden und Wasser holest von der Quelle, mit Widerstreben zwar, aber die harte Nothwendigkeit wird auf dir lasten. Da wird vielleicht einer sagen, der dich weinen sieht: Das ist Hektors Frau, der der Erste war im Kampfe unter den rossetummelnden Troern, als sie um Ilios kämpften. So wird einst einer sagen; dir aber wird sich der Schmerz erneuern, daß du den Mann entbehrst, der dich aus der Knechtschaft retten könnte. Aber möge das Grab mich decken, eh' ich dein Jammergeschrei vernehme, wenn der Sieger dich fortschleppt! — Nach diesen Worten

streckt er den Arm aus nach seinem Kinde; das Kind aber barg sich schreiend an den Busen der Amme; denn es fürchtete sich vor dem Erz und dem mächtig nickenden Helmbusch. Da lachte der liebe Vater und die würdige Mutter. Sogleich nahm Hector vom Haupte den Helm und legte ihn auf die Erde; dann küßte er seinen lieben Sohn, schaukelte ihn in den Armen und flehte also zu Zeus und den andern Göttern: Zeus und ihr andern Götter, gebt, daß auch dieser mein Sohn werde wie ich, hervorragend unter den Troern, daß man sagt, wenn er beutebeladen heimkehrt vom Kampfe: der ist viel tapferer als sein Vater, und sich freue im Herzen die Mutter! — So sprach er und legte sein Kind in die Arme der Gattin; die drückt es an den duftigen Busen, lächelnd mit Thränen im Auge. Das bemerkt mit Wehmuth der Gatte, streichelte sie mit der Hand und sprach: Liebes Weib, traure mir auch nicht allzusehr im Gemüthe! Gegen das Schicksal wird kein Mensch mich in den Tod schicken; dem Schicksal aber ist noch keiner entflohen, kein Feiger, kein Braver, von seiner Geburt an. Gehe du nach Hause und besorge deine eignen Geschäfte, Webstuhl und Spindel, und gebiete den Dienerinnen an die Arbeit zu gehen; der Krieg ist Sache der Männer und vor allem die meinige. Dann nahm er den Helm mit dem Roßschweif. Die Gattin aber wandte sich oftmals um auf dem Heimweg und vergoß reichliche Thränen. Und zu Hause erregte sie ein Wehklagen unter all' ihren zahlreichen Dienerinnen. So betrauerten die Frauen den lebenden Hektor; denn sie sagten, er würde nicht mehr zurückkehren vom Kampfe.

Fürwahr ein wunderherrliches Familienbild, einfach, wahr und seelenvoll, wie Raphaels Bilder. Die Frau von

schauriger Ahnung erfüllt, in Schmerz aufgelöst bei dem Gedanken an den möglichen Verlust des Mannes, der ihrem Knaben und ihr selber alles ist; der Mann voll Theilnahme das Begründete ihrer Trauer erkennend, ihr wahrscheinliches Loos sich vergegenwärtigend, aber mit blutendem Herzen der höhern Pflicht gehorsam, und nachdem er seinem Herzen am Anblick des Kindes genug gethan und den lieben Knaben der Götter Obhut empfohlen, sich und die kummervolle Gattin beruhigend mit dem Hinblick auf eine göttliche Nothwendigkeit. Dann rafft er sich auf und weist sie zurück ans Leben, welches allein aus grübelnder Melancholie und nutzloser Sorge zu retten vermag; Andromache aber — denn der Frauen Gemüth ist anhänglicher an seinen Schmerz — kann sich noch nicht frei machen von ihrer Trauer; oftmals sieht sie sich um, während sie heimgeht, nach dem geliebten Gatten, den sie verloren gibt, und weint und versetzt zu Hause in gleichen Jammer die dienenden Frauen. Halten Sie neben diese reiche, lebenswarme Beschreibung Schillers an Motiven höchst dürftige Rhetorik, welch ein Contrast! Speere werfen würde der Heldenknabe schon von selber lernen, und Ehrfurcht gegen die Götter zu haben, dazu bedarf er ebenfalls keines väterlichen Unterrichts. Kein Wort des Seelenschmerzes für seine Gattin, kein Gedanke an ihr künftiges Geschick; nur das feurige Sehnen nach der Feldschlacht, und in den zwei letzten Versen hier die mattherzige Befürchtung, daß seine Liebe in dem Lethe sterben möchte, und dort die armselige Versicherung des Gegentheils, ganz im sentimentalen Geiste des vorigen Jahrhunderts, wo die Fortdauer aller süßen Empfindungen nach dem Tode für eine ausgemachte Sache galt. Was hätte es der Sclavin

Andromache und ihrem schuldlosen Waisen geholfen, wenn Hektors Liebe im Lethe nicht gestorben wäre? Ach aber sie konnte die Versicherung nicht einmal glauben; denn die kraftlosen Schatten kennen keine Liebe. Ich näherte das bekannte deutsche Gedicht nur von der Ferne seinem Urbild, und gleich ist es selbst schattenhaft geworden.

So weht also in der homerischen Ehe der gesunde Geist herzlicher Lebensgemeinschaft, gehegt und gepflegt von Bedürfniß und Neigung, und jenes sichere Behagen, welches die Natur einer sittlichen Vereinigung der Geschlechter zur Frucht gegeben. In richtiger Schätzung ehelichen Glückes spricht Odysseus der jugendlichen Nausikaa gegenüber den Wunsch aus: „Mögen die Götter dir alles geben, was du dir wünschest, einen Mann und ein Haus und Einklang der Herzen; denn es gibt kein größeres und besseres Gut, als wenn Mann und Weib in Harmonie der Gesinnung beisammen wohnen.“ Aus liebevoller Eintracht erwächst dem Manne mit dem Werth der Familie auch die Kraft und der Muth zum Kampf, wo er diese bedroht sieht; er streitet für Weib und Kind; und dieses Gefühl erweitert sich zur Vaterlandsliebe, da er auch Andern dieselben hohen Güter mit zu schützen sich verpflichtet hält. Diese Empfindung ist es, welche den Troern Muth der Verzweiflung gibt, den Achäern aber ihre Erbitterung steigert gegen die Stadt der Troer. Birgt doch diese den Frevler, der die Heiligkeit der Ehe schändete. Zerstört muß sie werden, damit in Zukunft kein Anderer gleichen Raub zu begehen sich erkühne.

Die Frau ist des Mannes traute Genossin, der er in Zeiten ruhigen Glücks seine Erlebnisse mittheilt, deren Rath

er beachtet, deren Wünsche er gern gewähren mag. Behalte das alles, sagte zu Odysseus der Schatten seiner Mutter, damit du es später deinem Weibe erzählen kannst; Helene darf es furchtlos wagen dem Paris seine Feigheit vorzuhalten, Kleopatra vermag den zürnenden Meleagros allein zu überreden zur Vertheidigung seiner Vaterstadt; Arete aber, die Königin der Phäaken, genießt bei ihrem Gatten, ihren Kindern, ja dem ganzen Volke solche Hochachtung, daß Odysseus nach dem Rathe ihrer Tochter ihr getrost sich zuerst als Schutzflehender zu Füßen wirft. Alkinoos ehrt sie im Herzen, wie keine Frau auf Erden geehrt wird, und die Leute begrüßen sie, wenn sie durch die Stadt geht, gleich einer Gottheit. Und so wendet sich auch beim Scheiden der dankerfüllte Gast an die Herrliche noch mit den Worten: Lebe glücklich, o Königin, bis dich das Alter erreicht und der Tod, die den Menschen gewiß sind; erlebe Freude in diesem Hause an deinen Kindern, deinen Völkern und an dem Könige Alkinoos! Nicht flüchtiger Sinnenrausch, der die blühende Geliebte vergöttert und die abgewelkte verachtet, stiftet und trägt die homerische Ehe, sondern stete Hochachtung der verständigen Hausfrau, außer dem natürlichen Zauber der Jugend und Schönheit begründet auf Achtung ihrer Einsicht, ihrer Kunstfertigkeit und auf dem innigen Austausch des Seelenlebens unter befreundeten Gleichgestellten. Darum hat das Glück der Gattin auch Bestand bis ins Alter, und der greise Laertes reift schneller heran zum Tode, weil er der gestorbenen Lebensgenossin nachweint.

Ob die Jahre die eheliche Liebe beeinträchtigen, wenn sie auf allseitiger Lebensgemeinschaft ruht, steht billig zu bezweifeln. Die Natur, welche das gemüthliche Wohlbehagen

der ganzen Menschheit auf solche Genossenschaft gründete, ist gegen keine Periode unseres Daseins eine Stiefmutter. Aber gesetzt auch, die lodernde Flamme der Gattenliebe sinke allmählich zusammen, wenn der süße Liebreiz dahin ist; nun so hat eine gütige Gottheit neben ihr ein anderes wärmendes Feuer entzündet, daß auch das Herz der Matrone nimmer erkalte, ein reines, göttliches Feuer, dessen Lichtglanz ihr Angesicht mit einem Heiligenschein zu allen Zeiten unter allen Culturverhältnissen umzieht. Soll ich das mächtige Gefühl, das auch den verachtetsten Frauen einen Strahl von Seligkeit in ihr armes Leben wirft, soll ich die Mutterliebe aus Homer erst mit Citaten beweisen? Wollen wir lieber sehen, in welch seltenem Grade es dem Dichter gelungen, das weibliche Herz auch in diesen Regungen zu belauschen. Arglos sitzt Andromache am Webstuhl; sie webt ein Purpurgewand und streut kunstvolle Blumen hinein; dabei ruft sie den Dienerinnen, sie sollen Wasser ans Feuer setzen zum Bade, wenn Hektor vom Kampf heimkehre. Da hört sie vom Thurm ein Wehklagen und erkennt unter den Weinenden die Stimme ihrer Schwiegermutter. Die Glieder zittern ihr, das Webschiff entsinkt ihren Händen, das Herz klopft ihr bis zum Munde herauf, bange Ahnung weissagt ihr des Gatten Untergang. Einer Rasenden gleich eilt sie auf den Thurm: sie sieht des Geliebten Leichnam von Rossen nach dem Lager schleifen. Ohnmächtig fällt sie zu Boden; und wie sie wieder erwacht, welche Gedanken sind es nun, die vor allen sich in den Vordergrund ihrer Seele drängen? Nicht die hülflose Lage ihres Wittwenstandes; sie berührt ihn nur; aber schwarze Phantasien über das Loos ihres kleinen Astyanax breiten sich aus zum schauerlichen Gemälde. Ich

will ihre Rede mittheilen nach Wiedasch; so haben Sie zugleich eine Probe seiner Uebersetzungskunst.

Hektor, o weh mir Armen! zu gleichem Geschick ja geboren
Wurden wir einst: du selber in Priamos Hause zu Troja,
Ich an des Plakos Fuße, dem waldumrauschten, zu Thebe,
Auf Eetions Burg; der nährte mich Kleine zum Unglück,
Unglückselig er selbst! O wär' ich nimmer geboren!
Du gehst nun in des Aides Haus, in die Tiefen der dunklen
Erde hinab, und lässest daheim in dem schrecklichsten Jammer
Mich als Wittwe zurück mit dem ganz unmündigen Söhnlein,
Den wir gezeugt, wir Unglückselige! Nimmer ein Beistand
Wirst du, Hektor, ihm sein, der Erschlagene, nimmer dir jener!
Selbst auch, wenn er entränne dem traurigen Krieg der Achäer,
Harrt doch seiner beständig in Zukunft Jammer und Trübsal;
Andere werden ja bald ihm des Erbguts Grenze verkürzen.
Ach der Verweisung Tag raubt jeglichem Kind die Gespielschaft:
Scheu nur senkt es den Blick und bethränt sich immer die Wangen.
So geht darbend das Kind umher zu den Freunden des Vaters,
Diesen am Rock anfassend mit Flehn und am Mantel den Andern:
Einer erbarmt sich vielleicht, und reicht ihm ein wenig den Becher,
Daß es die Lippen benetzt, doch nicht sein Gaumen genetzt wird.
Oft verstößt es vom Mahle der Sohn noch blühender Aeltern,
Welcher mit Fäusten es schlägt und verhöhnt mit dem kränkenden Zuruf:
Hebe dich weg! Nicht ist ja dahier dein Vater am Mahle!
Thränenbenetzt kehrt wieder das Kind zur verwittweten Mutter.
Mein Astyanax, er, der sonst auf den Knieen des Vaters
Nur mit Mark sich genährt und dem zartesten Fette der Lämmer,
Der, wenn Schlaf ihn befiel von der Kindheit Spielen ermüdet,
Sanft im schwellenden Bett, von der Wärterin Armen geschaukelt,
Lieblichen Schlummer genoß, sein Herz von Freuden erfüllet,
Viel nun wird er erdulden, beraubt des geliebtesten Vaters,
Mein Astyanax, wie er von Trojas Männern genannt wird!
Du ja warst es allein, der Thor' und Mauern beschirmte;
Dich wird nun an den Schiffen der Danaer, fern von den Aeltern,
Wimmelnd Gewürm aufzehren, nachdem du die Hunde gesättigt,
Völlig entblößt, und daheim im Palast liegt manches Gewand dir,
Köstlicher Art, anmuthig, gewirkt von den Händen der Weiber.

Aber ich will sie gesammt in der lodernden Flamme verbrennen;
Nichts mehr frommen sie dir; ihr Schmuck wird nie dich bedecken;
Flammen sie denn dir zum Ruhm vor Trojas Männern und
Weibern!

Gewiß, eine höchst eigenthümliche Rede, wie sie ein moderner Dichter der Andromache schwerlich hätte in den Mund gelegt. Und gleichwohl naturwahr. Denn so gewaltig ist das Gefühl der Mutterliebe, daß es alle andern Sorgen und Interessen völlig überwindet. Die klagende Wittwe denkt nicht an sich, nicht an ihre entschwundene Lebenslust, nicht an die Unsicherheit des eigenen Daseins, sie denkt nur an ihr Kind, als den Mittelpunkt ihres Daseins. Und wie weiblich wiederum sind diese Betrachtungen! Ein Mann würde über die kleinen Verlegenheiten der nächsten Zukunft hinwegschauend sich mit der Heldenlaufbahn trösten, die dem verwaisten Knaben so gut offensteht, als den übrigen, würde auf das gute Glück bauen, welches dereinst der Jüngling sich erobern wird, in dem des Vaters feuriges Blut rollt, würde die kleinen Beschämungen, die dem Kinde bevorstehen, gar nicht beachten; Andromache aber vermag nicht über die Kinderjahre, ja über die vom Kinde selbst nur schwach empfundene Noth hinüberzukommen, und während sie das eigene, von nun an jammerbeladene Dasein im Augenblicke vergessen hat, haftet sie träumerisch an der Lebensqual eines Knaben. So ist sie auch in der zweiten Klagerede, als sie des Gatten todtes Haupt in den Armen hält, fast ausschließlich mit dem Gedanken an des Kindes nahe Zukunft beschäftigt, wie es ihr in die Knechtschaft folgen, oder auch gar vom Thurme hinabgeschleudert werden würde von einem der Achäer, dem Hektor einen seiner Angehörigen getödtet. Erst

am Ende kommt sie auf sich selbst zurück und beklagt es, daß der Gatte nicht sterbend aus dem Bette ihr noch die Hand gereicht und mit einem verständigen Worte zugesprochen hätte, an welches sie Tag und Nacht unter Thränen gedenken könnte.

So oft sich ihm Gelegenheit bietet hat der Dichter davon Gebrauch gemacht, die Mutterliebe in den rührendsten Aeußerungen zu malen, die Kämpfe der Männer durch die Weichheit des weiblichen Herzens elegisch zu sänftigen, zu welchem auch der rauhe Krieger in der Noth klagend seine Zuflucht nimmt. Der beleidigte Achilleus wendet sich betend an seine Mutter. Thetis hört seine Stimme, kommt herauf aus den Tiefen des Meeres, streichelt ihn mit der Hand und fragt nach der Ursache seiner Betrübniß; dann eilt sie hin zu Zeus, daß er ihn räche. Wiederum als sie später nach des Patroklos Tod sein Seufzen und Jammern hört, da schluchzt sie laut auf, daß sich die Schwestern um sie versammeln als Zeuginnen und Genossinnen ihrer Klagen. Wehe mir unglücklichen Heldenmutter! ruft sie aus; ich gebar einen edlen, tapfern Sohn, hervorragend unter den Heroen, er wuchs empor wie ein Bäumchen, ich pflegte ihn wie die Pflanze im Ackerland, ich sandte ihn nach Ilios mit der Flotte zum Kampf gegen die Troer; nicht empfang' ich ihn wieder, nicht wird er heimkehren in des Peleus Behausung, und so lange er lebt und das Licht der Sonne schaut, muß er sich grämen und ich kann ihm nicht helfen. So will ich denn gehen, mein liebes Kind zu schauen und den Grund seiner Trauer zu vernehmen. Dann taucht sie empor, begleitet von den weinenden Schwestern, hält dem Schwerseufzenden das Haupt und spricht in Bekümmerniß: Kind, was

weinst du? Welche Trauer hat dein Herz befallen? Rede, verbirg mirs nicht. Zeus hat doch deinen Wunsch erfüllt, hat bestraft die Achäer. Achilleus selbst ist tief gerührt von ihrer Trauer und ihrem tragischen Geschick, daß sie, die Göttin, zur Genossenschaft menschlicher Ehe erniedrigt, nun auch den Schmerz zu tragen hat um einen Sohn, der frühem Tode verfallen ist und zugleich dem Ueberdruß am Leben, so lange er den Freund nicht an Hektor gerächt. Und wie sie dereinst bei seiner Abfahrt vom Hause sorglich ihm den Kasten mit Kleidern und Decken füllte, so eilt sie auch nun zu Hephästos, daß er das ihr so theure Opfer eines baldigen Verhängnisses noch zuvor mit herrlicher Rüstung schmücke. Dann bringt sie ihm die göttlichen Waffen und taucht selbst wieder hinab, in der Tiefe unter den andern Meergöttinnen abgeschieden von den Himmlischen den frühen Untergang des edlen Sohns zu beweinen. So geleitet den besten der Helden die Mutterliebe durchs Leben, tröstend und lindernd wo sie nicht wenden kann, obwohl selbst bekümmert bis zum Tode, wenn der letzte Tröster der mühebeladenen Sterblichen der Göttin nicht versagt wäre. Ja es geht ein tiefer Schmerzenszug durchs Leben dieser heitern Menschen, durchs Leben der seligen Götter sogar, wenn sie mit dem Menschengeschick durch nähern Antheil oder, wie Thetis, durch Bande des Blutes verknüpft sind.

Am rührendsten und ergreifendsten aber tritt uns das Muttergefühl entgegen, wenn es die Matrone ist, welcher, um den treffenden biblischen Ausdruck anzuwenden, ein Schwert durch die Seele geht. Des Lebens Freuden sind der alten Frau längst abgeblüht, das erstorbene Auge belebt sich mit dem frühern Jugendglanze nur dann, wenn sie auf das Glück

ihrer Kinder und Enkel sieht. Freundlich empfängt die alte Hekabe den Hektor in der Stadt und bietet ihm Wein an, daß er seine Glieder stärke; verzweifelnd aber bittet sie ihn mit dem greisen Vater von der Mauer herab unter der höchsten Beschwörung, die eine Mutter anwenden kann, er solle vor dem grimmigen Achilleus sich zurückziehen. Umsonst! Fast alle ihre Söhne sind dem blutigen Kriege zur Beute geworden. Auch Hektor, ihr Stolz, liegt erschlagen, wird schimpflich vom unersättlichen Rächer um den Grabhügel des Patroklos geschleift. Da steigert sich der Schmerz der alten Mutter bis zur Wuth: O könnt' ich an den Unmenschen mich hängen und ihm die Leber abfressen zur Rache für meinen Sohn! ruft sie in kannibalischer Verbitterung und rauft sich noch, als sie zuletzt des Leichnams Haupt in den Händen hält, die grauen Haare aus. — Des Odysseus Aeltern wohnen draußen auf dem Landgut, von der alten Magd bedient, indeß die übermüthigen Freier in der Stadt des Sohnes Habe verprassen. Was haben die alten Menschen noch am Leben als den einzigen Gedanken an den Vermißten, wohl ach im Meere Umgekommenen, den Gedanken, der unablässig an ihrer Seele nagt und das schwächer organisirte Weib aufreibt? Kein plötzlicher Tod hat mich dahingerafft, sagt der Schatten der Mutter zum Sohne, keine Krankheit verzehrt, sondern die Sehnsucht nach dir, nach deinem verständigen Sinn, nach deinem freundlichen Wesen, hat mir das süße Leben genommen. Der alte Laertes aber sitzt daheim, nach der Gattin zugleich und dem Sohne verlangend, freudlose Tage hinschleppend und die Nacht am Feuer hingelagert unter dem Gesinde, in freiwilliger Büßung den letzten einsamen Rest seiner Tage verzehrend.

So fließt der ewige Strom der Mutterliebe, das Leben der Frauen segnend wie verheerend, auch durch diese fernen Thäler der Menschheit und weckt befruchtend die Pflanzen der Liebe, der Dankbarkeit, des allgemeinen Wohlwollens, mit einem Worte der schönen Menschlichkeit in den Kindern. Nicht allein die eigenen Mütter sind geehrt, die Frauen im Allgemeinen nehmen eine Stellung ein, welche unsern Sitten sehr nahe kommt. Telemach zwar verweist der Mutter, als sie von des Phemios beziehungsvollem Gesang verwundet, ein anderes Lied wünscht, in einem ziemlich barschem Ton ihre Einrede. Der Dichter hat ihn mit Absicht als einen raschen jungen Mann gezeichnet, der unsicher in seinem Auftreten, die rechte Wendung noch nicht zu finden weiß; denn jetzt eben ist ihm sein Herrscherrecht klar geworden, nachdem er sich lange in jugendlicher Unzulänglichkeit gebeugt hat; ja er läßt ihm sogar durch die kluge Athene den Gedanken zuführen, er solle heimkehren von der Reise; denn so seien die Frauen: dessen Hausstand wollten sie mehren, der sie freie, und der frühern Kinder und des vorigen lieben Gatten, wenn er todt sei, vergäßen sie. Ein moderner Dichter würde vielleicht idealisirend den herben Zug des Eigennutzes, so schwach er auch angedeutet ist, aus dem Charakter des Telemach völlig getilgt haben. Homer malt nach dem Leben, und wer weiß nicht, daß Unedles mit Edlem auch in den Besten gepaart ist, und das Gemeine gerade wo es sich um den leidigen Besitz handelt, unwillkührlich zu Tage kommt? Bei alledem scheut sich der wackere Jüngling auf das Begehren der frevelhaften Freier einzugehen, daß er die Mutter selbst einem Manne gebe oder heim zu ihrem Vater schicke, damit dieser sie verheirathe an

den, welchen er wolle und der ihr selber gefiele. Er könne nicht, erwiedert er als braver Sohn, wider ihren Willen aus dem Hause stoßen die ihn geboren und erzogen; auch würde er von ihrem Vater viel Ungemach zu leiden haben und anderes würde die Gottheit dazu geben; denn die Mutter würde bei ihrem Abzuge die Erinnyen anflehen, und die öffentliche Meinung würde ihn gleichfalls tadeln. Man sieht, solche Anmuthung, deren Ausführung der erwachsene Sohn nach des Vaters Tode zu übernehmen befugt war, streitet mit der Sitte, mit der Pietät, mit der Religion. Die Erinnyen erhören die Gebete der Aeltern gegen ungerathene Kinder, ja sie erfüllen selbst solche Verwünschungen, welche jene in leidenschaftlicher Gereiztheit über die Kinder herabbeschwören. Sie erhörten den Fluch der Althäa gegen ihren Sohn Meleagros, der ihre Brüder im Kampfe getödtet, sie erfüllten den Fluch des alten Vaters gegen Phönix, als dieser der Mutter zu Gefallen die Buhlerin nahm, daß nie ein Kind auf seinem Schoose sitzen solle. Ehrfurcht gegen die Aeltern zu üben ist religiöses Gebot der Hellenen, ist auch humane Verpflichtung, welche das Herz sich selbst auflegt. Wie oft wird es in der Iliade mit elegischem Tone hervorgehoben, daß dieser oder jener frühgefallene Held seinen Aeltern die Mühen bei seiner Erziehung nicht habe durch Pflege ihres Alters vergelten können! Rein und schön spricht Odysseus das Gefühl der Kindesliebe aus, wenn er sagt: Einem Manne, der in der Fremde selbst in Reichthum lebt fern von den Aeltern, ist nichts süßer als das Vaterland und die Aeltern. Und so benimmt sich auch Telemach bei alledem, daß er mit schroffen Worten die Mutter angelassen, wenn es zum Handeln kommt, mit gemüthvollem Zartsinn.

Als er die Reise nach dem Festlande beschlossen, um dem Vater nachzufragen, ob er noch lebe oder todt sei, zieht er allein die alte Dienerin ins Geheimniß und läßt sie schwören, daß sie seiner Mutter erst am eilften oder zwölften Tage nach seiner Abreise etwas davon sagen würde, damit die liebe Mutter sich nicht um ihn ängstige; denn bis dahin hofft er wieder heimzukommen. Dann bricht er Nachts auf, nachdem Penelope schon zu Bette ist. Und gleich nach seiner Rückkehr, während er noch auf dem Gehöfte des Eumäos weilt, läßt er ihr die frohe Botschaft entbieten, daß er wieder da sei.

Wo die Mutter Achtung im Hause genießt, hat die Frau überhaupt eine würdige Stellung im Leben; denn die Familie ist die Trägerin des öffentlichen Geistes. Die homerischen Helden legen ein Gewicht auf das Urtheil der Frauen. Hektor scheut sich von den Troerinnen für feige gehalten zu werden; die Freier schämen sich vor der Nachrede der Männer und Frauen, wenn der Bettler den Bogen spannen würde. Die Frauen treten heraus in die Oeffentlichkeit und betheiligen sich im eigenen wie im Interesse der Stadt, so weit ihre Kräfte es zulassen, an den gemeinsamen Angelegenheiten. Als Hektor in das Skäische Thor tritt, laufen ihm die Gattinnen und Töchter der Troer entgegen und fragen nach den Ihrigen; er aber bittet sie alle zu den Göttern zu flehen, und auf sein Anrathen veranstaltet Hekabe eine Frauenprozession nach dem Tempel der Athene. Auf dem Schilde des Achilleus ist eine belagerte Stadt abgebildet, deren Mauern Frauen und Kinder vertheidigen, indeß das Heer im Felde liegt. Der siegreiche

Kämpfer legt die Rüstung des erschlagenen Feindes in die Hände der Gattin, und der fallende richtet als letzten Wunsch an den Sieger die Bitte, er möchte seinen Leichnam herausgeben, daß ihn die Frauen beweinen und bestatten helfen; dem sterbenden Agamemnon wäre es noch ein Trost gewesen, hätte ihm Klytämnestra wenigstens die Augen zugedrückt.

So lindert der Gedanke an die Theilnahme der Frauen noch den Todeskampf der Helden im Gewühle des Streits, so mildern die sanften Versöhnerinnen des Lebens die grellen Schlachtenbilder. Was wäre die Ilias zumeist als ein fühlloser Mordgesang ohne den steten Antheil, welcher in allen ihren Theilen hier angedeutet, dort ausführlich geschildert den Frauen zukommt? Denn sie vor Allem geben der Poesie ihren gemüthlichen Inhalt; ihre Schönheit schmelzt noch die erstarrten Herzen der Greise, wenn Helene deren Versammlung naht; ihre Anmuth weckt nach neunjähriger Abwesenheit in den Kriegern die ungestüme Sehnsucht nach der Heimath beim Gedanken an die zurückgelassenen Gattinnen; ihr treues Walten beruhigt nach zwanzigjähriger Entfernung den unglücklichen Odysseus, wenn die Erinnerung an sein Haus, sein Kind, seine Diener ihm die Fremde unerträglich macht.

Und bei alledem übersieht der Dichter auch nicht die kleinen Flecken und Schatten in diesen Lichtgestalten des Menschenlebens, und stimmt auch uns zu billiger Nachsicht, wenn wir etwa, ungehalten über einzelne ihrer Schwächen, der verdorbenen Gegenwart aufzubürden geneigt sind, was dem zarten Geschlechte von Natur beigegeben sein mag, da-

mit es nicht in Selbstgefühl sich überhebe. Ich rede hier nicht von Klytämnestras Verrath, noch von Helenes bitter bereuter Treulosigkeit; ich ziele nur zunächst auf ein paar hingeworfene Gleichnisse, die ich zur Vervollständigung meines Frauengemäldes nicht unerwähnt lassen darf. Ich habe meinen verehrten Zuhörerinnen so viel Gutes von den homerischen Frauen erzählt, daß sie mir diese meine Ehrlichkeit schon nachsehen werden. „Was brauchen wir da einander zu schelten und zu schimpfen, sagt Aeneas zu Achilleus, wie Weiber, die im Zorn und unversöhnlichen Hader mitten auf die Straße laufen und schimpfend gegen einander sagen vieles, was wahr ist und unwahr?“ Da haben wir sie ja, wie sie leiben und leben, die Huldinnen des Marktes, deren Stimme auch uns hin und wieder entgegenkreischt, wann wir durch die Stadt spazieren. Der Bettler Iros aber sagt: „Wie der Schmarotzer geläufig zu sprechen weiß, gleich einem alten Ofenweib!“ wir würden etwa an die Stelle einer Einheizerin ein altes Waschweib setzen. Ja die Zunge war und ist ein köstliches Instrument, auf welchem Evas Töchter in allen Tonarten von jeher zu spielen wußten, in den süßen Mollaccorden des Liebesgeflüsters, in den rührenden Flötentönen der Klage, in den ernsten Weisen verständiger Rede, in den Durtonarten des Streites und Haders. Aber am liebsten spielen sie sanfte Lieder freundlichen Wohlwollens; und daß auch ich diese lieblichen Weisen durch diesen Vortrag nur unterbrochen, nicht verscheucht und zerstört habe, wünschte ich daraus errathen zu können, wenn die verehrten Zuhörerinnen meine Ankündigung, im nächsten Vortrag einzelne Genrebilder homerischer Frauencharaktere darstellen zu wollen, für ein Versprechen, nicht für eine Dro-

hung nehmen, und furchtlos jene Stunde erwartend, ihr liebes Instrument jetzt gleich, nachdem ich abgetreten, ohne verlegene Pause in Gemüthlichkeit weiter spielen.

II.

Jede Schilderung allgemeiner Zustände wird langweilig, wenn sie nicht beispielsweise individuelle Züge eingestreut enthält. Denn das Einzelne ists, an welchem wir Antheil nehmen. So sah ich mich denn, als ich über Charakter und Stellung der homerischen Frauen generellen Bericht erstattete, zu größerer Belebung meines Vortrags genöthigt, manches Besondere in Voraus zu verbrauchen, was mir heute gar wohl zu Statten käme. Sämmtliche Stellen z. B., die auf Andromache, eine der schönsten Frauengestalten Homers, sich beziehen, habe ich schon verarbeitet; auch an Nausikaa würde ich vorübergehen, wäre sie nicht die einzige Jungfrau, auf deren Persönlichkeit der Dichter größern Fleiß verwandte; Hekabe endlich, die schmerzensreichste Mutter des Alterthums, ist ihren wesentlichen Eigenschaften nach gleichfalls bereits im ersten Vortrage dargestellt worden. Indeß Homer ist reich genug an charakteristischen Mittheilungen; und wenn ich auch zur Vervollständigung einzelner Bilder manche Züge wiederhole, so lohnt sich ja doch die Mühe, da uns antike Figuren selten genug begegnen. Homer ergeht sich niemals, wie etwa ein moderner Romanschreiber, in abstracten Charakterschilderungen. Seine Vorliebe für das Concrete stellt Sitte und Wesen der Personen wie absichts-

los in Handlungen dar. Nur gewisse stehende Beiwörter sind es, welche gerade an dieser oder jener Person haften und ein allgemeines Urtheil des Dichters aussprechen. Wenn Penelope die Verständige heißt, so ist dieß weit individueller gemeint als die weißarmige Andromache; letzteres Beiwort kehrt der sinnlichen Malerei zu Gefallen bei vielen Frauen wieder, ersteres ist charakteristisch für die eine. Im Ganzen aber zeigt Homer, wie gesagt, das Eigenthümliche durch Situationen, nicht durch Worte. So legt er denn auch uns die willkommene Nöthigung auf, Einzelschilderungen zu folgen und an seiner Hand mehr historisch als beschreibend zu Werke zu gehen.

Im Allgemeinen herrscht unter seinen Personen kein so schroffer Gegensatz in Leben, Geist und Charakter als unter modernen; der göttliche Anhauch reiner Menschlichkeit durchdringt sie allesammt; der grelle Unterschied von Engeln und Teufeln auf Erden ist erst mit dem Dualismus des Christenthums in die Dichtkunst gekommen. Selbst in solchen Lagen, wo er Anlaß hat seine Menschen von ihrer schlimmen Seite zu zeigen, unterläßt er nicht, irgend ein begütigendes Beiwort ausgleichend daneben zu stellen, damit dem Verunglimpften doch wieder sein sonstiges Recht widerfahre. Und nun vollends die Frauen, die von Natur unserem eckigen Wesen enthoben und auf sanfte Harmonie der Formen körperlich wie geistig angelegt sind, die in gleicher Häuslichkeit erwachsen, von den Stürmen des Lebens meist unberührt und darum auch von jenen markirten Zügen und Falten verschont geblieben sind, welche Sorge und Arbeit ins Angesicht drückt! Wie die Frauengesichter einander ähnlicher sind als die der Männer, so auch gleichermaßen die

Charaktere, zumeist freilich in der Jugend, wo die feinern Unterschiede, welche im Hochsommer und Herbste des Lebens die Frucht zeigt, an der fröhlichen Blüthe noch unbemerkbar sind. Nausikaa kann als Stellvertreterin jeder wohlerzogenen edlen griechischen Jungfrau dienen, Penelope freilich nie zur Klytämnestra werden; in wie weit die Anlage zur Helene in jeder einzelnen liegt, wage ich nicht zu entscheiden. Der Tugendstrengen ist nur selten die Schönheit als reizende Versucherin zugesellt, der Schönen meist die Klugheit als Hüterin mitgegeben, und so wird das rechte Maß in der Lebensführung der Frauen von Homers Tagen bis in unsre Häuslichkeit nur in seltenen Fällen überschritten.

Wollen wir daher die Frauenwelt deutlicher in ihrem innern Kontraste schauen, so thun wir am besten, wir steigen von der Erde empor zum Olympus; die homerischen Götter sind nichts als vergrößerte Menschen, mit ihren Tugenden geschmückt, von ihren Neigungen und Leidenschaften umgetrieben, ein mächtiges Geschlecht, in welchem die guten und fehlerhaften Eigenschaften unserer Natur desto sichtbarer sind. Wollte die Phantasie, die Schöpferin der Götter, die Räume über uns mit einer Fülle bevorzugter Naturen bevölkern, so mußte sie diesen, sollten sie anders lebensfähig sein, auch mancherlei Charakter, mancherlei Interessen und Neigungen geben und mancherlei Gesinnung gegen ihre Schützlinge, die Menschen. Die mythenbildende Vorzeit denkt sich ihre Gottheiten nicht nach moralischen Kategorien, nach metaphysischen Abstractionen, denen es nicht einmal gelingt einen einzigen wirklich persönlichen Gott zu schaffen, geschweige denn einen ganzen Olympus. Gebannt in die Schranken des Raumes, genährt von den Anschau-

ungen der Sinne, werden wir allezeit vergebens Gebilde versuchen, welche jene Schranken, diese Anschauungen verneinen sollen. Darum enthalten alle Mythologien die Unterschiede des Geschlechts, der Familie, der Stellung, der Beschäftigung, der Neigung, und die Göttergesellschaften gleichen menschlichen Gemeinden, während sich ihre höhere Natur nur durch Beigabe dessen bekundet, was des Volkes Phantasie kühn genug ist sich selbst zu wünschen. Erleichterung von Sorgen, Befreiung von Alter und Tod, Möglichkeit beschleunigter Bewegung, Fähigkeit die Gestalt zu wechseln oder auch einmal unsichtbar gegenwärtig zu sein dem Lieblinge oder dem Feinde, erhöhtes Maß der Größe und Kraft — sind solche kindliche Wünsche, welche die Volkspoesie als erfüllt in den Göttern voraussetzt. Liebe und Haß, Gehorsam und Widerwillen, Streben und Gegenstreben, auch einen gewissen Grad von Schmerz und Leiden findet sie mit der göttlichen Natur gar wohl verträglich.

Ziehen wir also immerhin die Göttinnen mit herein in den Kreis menschlicher Frauen, welche dem Maler jener Kolossalbilder gesessen haben, so werden wir aus den vergrößerten Zügen um so leichter die Linien der Modelle erkennen.

Sie wissen, z. B., wie freundlich die Phantasie der Griechen Flur und Hain, Berg und Quell, ja selbst die Tiefe des Meeres mit Mädchengestalten belebt und verschönt hat, so daß selbst der Wildniß nie ihre gottmenschliche Staffage fehlt. Auch auf weitentfernter unbewohnter Insel tröstet und pflegt den armen Schiffbrüchigen die einsame Kalypso. Weithin duftet der Rauch des Cedernholzes, das auf ihrem Herde brennt, in der Grotte webt sie mit golde-

nem Webschiff und singt mit schöner Stimme ein Lied dazu. Ringsum sproßt die Erle und Pappel und die wohlriechende Cypresse, Seevögel nisten in ihrem Dickicht, der Weinstock schlingt seine Ranken um die Grotte, vier Quellen durchfeuchten die weiche grüne Matte, und die liebende Göttin hält sieben Jahre lang den Mann in ihren Rosenarmen, dem sie Unsterblichkeit und ewige Jugend schenken wollte, wenn er ihr einsames Paradies zu theilen und die sterbliche Gattin zu vergessen sich entschließen könnte, der sie doch gewiß an Schönheit und Gestalt gleich stehe. Und als sie auf höhern Befehl ihren Liebling entlassen muß, da klagt sie über den Neid der Götter, daß sie ihr den Besitz des theuren Mannes mißgönnen, den sie gerettet und erhalten hat. Schmachtendes Verlangen nach einem Sterblichen erfüllt das sanfte Herz der einsamen Göttin; um den Verlust eines Menschen klagt sie, liebesbedürftig in ihrer reizenden Wildniß, weil ihr der Himmlischen Genossenschaft versagt ist. Sanft, wohlwollend, hülfreich ist ihr Gemüth, wie das Herz aller Nymphen, der lieblichen, blühenden Göttermädchen, die da spielen und singen im Reigentanz als Gesellschafterinnen der jungfräulichen, in Schönheit strahlenden Jägerin Artemis. Aber des Phöbos lockige Schwester fühlt nicht die Bande der Liebe; hochragend über ihren Gespielinnen zieht sie vom Taygetos und Erymanthos herab, Eber und Hirsche zu erlegen, und tödtet mit sanften Pfeilen die Frauen, welche sie ohne Krankheit, schmerzlos zum Hades entsenden will. Kalte, selbstgenügsame Sprödigkeit, nicht selten eine unerquickliche Zugabe der Schönheit, ein launenhafter Mädchenzug, haftet am Charakter dieser mächtigen, rascheinherschreitenden Göttin, deren Wesen grundverschieden, wenn auch im

Abweisen der Liebe ähnlich ist dem der Athene. Auch Athene ist eine unbezwungene Jungfrau; der Kriegerin ziemten nicht die Fesseln der Ehe. Sie hat etwas Amazonenhaftes, wenn sie die Frauengewänder ablegt, die kunstvollen, die sie mit eigenen Händen gefertigt, und des Vaters Leibrock anzieht, sich rüstend zum thränenreichen Kriege, wenn sie des Zeus furchtbare Aegide um die Schultern wirft und, den goldnen Helm auf dem Haupte, den Flammenwagen besteigt, die starke, wuchtige Lanze in der Hand, mit der sie die Reihen der Helden bezwingt. Aber ihre Grundeigenschaft ist Klugheit und ruhige Besonnenheit. Darum überwindet sie auch im Kampfe den wilden Stürmer Ares; darum wählt sie zum Schützling den Helden, der diese Eigenschaft vor allen besitzt, den erfindungsreichen Odysseus, und ihm zu Gefallen auch seinen Sohn, dem sie als Mentor hilfreich zur Seite geht; darum ist sie nicht allein Kriegerin, sondern auch Vorsteherin der weiblichen Kunstfertigkeit, der Weberei und sonstigen Handarbeit; darum ist sie endlich die Lieblingstochter des Zeus, in dessen erhabenem Haupte die Weisheit thront. Ihr verständiges Auge, jenes mächtige Auge mit durchsichtigem Lichtglanz, bewacht auf jedem Schritte, die sie sich zu Lieblingen erkoren, ihr Rath, ihre Hülfe ist unablässig wirksam und eingreifend. In der Iliade tritt sie meist im Verein mit Here auf. Sie hat wie diese entschieden Partei genommen gegen die Troer; sie ist verdrießlich und eifersüchtig auf die Gunst, die Zeus der Thetis erweist, weil diese ihm die Kniee geküßt und bittend ihn am Kinn gefaßt habe. Habe sie ihm doch oftmals seinen Sohn Herakles beschirmt in seinen Mühsalen; es werde schon wieder die Zeit kommen, wo er sie seine liebe

Glaukopis heiße. Die Leibtochter darf sich gegen den Vater schon manche Freiheit herausnehmen. Als Zeus sämmtlichen Gottheiten unter den stärksten Drohungen die Theilnahme am Kriege verweist, da hat er alle eingeschüchtert, und Niemand ist kühn genug ihm zu entgegnen. Athene allein wagt die Anfrage, ob sie denn nicht den Argivern wenigstens einen Rath geben dürften, damit sie nicht alle umkämen durch seinen Zorn. Und der Wolkenversammler erwiedert ihr lächelnd: Sei getrost, mein liebes Kind; ich meine es nicht gar so ernstlich und will dir gnädig sein. Beim Rathe indeß wollen es die beiden Feindinnen der Troer nicht bewenden lassen. Schon fahren sie in des Zeus Abwesenheit gerüstet hinaus durch die Wolkenthore; er aber sieht die Widerspenstigen vom Gipfel des Ida aus und sendet ihnen die Drohung nach, wenn sie nicht umkehrten, so würde er ihnen mit dem Blitze den Wagen zerschmettern und Wunden beibringen, die in zehn Jahren nicht heilen sollten. Erschrocken fahren die Frauen wieder heim und setzen sich in die Versammlung der Götter, schweigsam, bekümmert; Athene erwiedert kein Wort, als er seine vorige Drohung wiederholt; sie grollt dem Vater, denn wilder Grimm hat sie erfaßt. Athenes Zorn in dieser Scene ist ein Spiegelbild des Lebens, wo gar manche verwöhnte Lieblingstochter machtlose Zornblicke schießen läßt, wenn der nachsichtige Vater einmal mit ernstem Gebot ihre Plane durchkreuzt —; die menschliche Leibtochter freilich wollte etwa zum Ball, nicht wie die göttliche zum Kriege. Schon hat sie siegesgewiß das Blondenkleid angezogen, schon mit der Mutter die Kutsche bestiegen; da sieht sie der Vater; er hatte ihrs verboten; mächtig erschallt sein Donnerwort, und sprachlos

sitzt die Schmollende im Winkel, indeß die Mutter — es ist die Stiefmutter, die selbst noch gerne tanzt — ihren Zorn eben so wenig bemeistern kann und mit dem Alten anhebt zu hadern.

Wundern Sie sich nicht, daß ich von den obersten griechischen Gottheiten in der Manier lucianischer Travestien rede. Mir gelten ja, wie bereits angedeutet, die Götter hier nur als Symbole der Menschen. Zudem behaupte ich allen Ernstes, daß der Dichter die Ehe zwischen Zeus und Here geflissentlich mit Humor behandelt hat. Denken wir uns nur die Alten nicht immer so grämlich ernst und würdevoll! Auch sie fanden sich aufgelegt gerade wie wir, über Eheleute als zwei feindliche Prinzipe zu scherzen; es liegt diese Neckerei so nahe, so unmittelbar zur Hand; man braucht nur die Liebe abzustreifen, die im Verlauf der Zeit ohnehin oft abhanden kommt, und Anlaß zu Zank und Hader liegt auf jedem Schritte zwischen Personen, die in beständigem Verkehr und nicht einmal das Feld gegenseitiger Befugniß genau abzugränzen im Stande sind, und von denen der leidenschaftlichere aber schwächere Theil seine Gleichberechtigung jeden Augenblick durch die Willkühr des stärkern bedroht sieht. Aber wie kommt der Dichter dazu, seine unzufriedene Ehe gerade auf den Olymp zu verlegen statt in ein Fürstenhaus? Erstlich weil das Erhabenste sicher genug ist, durch harmlosen Scherz in seiner Würde nicht beeinträchtigt zu werden. Zweitens weil dem Dichter der Plan seines Werkes Gelegenheit gibt. Der Streit auf Erden muß sein Widerspiel im Himmel haben, sonst würde er sich eher entscheiden. Die Wage des Kriegsglücks schwankt nur, weil sich bald hier bald da ein Theil der Himmlischen

anhängt. Würden die beiden mächtigsten Gottheiten einträchtig zusammenhalten, würde die List der Herrscherin die Gewalt des Götterkönigs unterstützen, so wäre das Gegenstreben der andern geradezu ohnmächtig. Drittens aber gab die allgemeine Vorstellung Grund genug an die Hand zu unauflöslichem Hader durch die Ansprüche, welche die menschlichen Fürstengeschlechter an Heres herrlichen Gemahl erhoben. Nicht erst unsere Könige rühmen sich von Gottes Gnaden zu sein. Die griechischen Städtebeherrscher gingen noch um einen Schritt weiter und führten ihr Geschlecht auf den König der Götter zurück; sie alle sind im Allgemeinen Zeus-entstammte Könige, und viele derselben bemühten sich ihren erhabenen Stammbaum wirklich bis zu jener Wurzel zu verfolgen. Die sinnliche Vorstellung der alten Welt spannt über die weite Kluft zwischen Göttlichem und Menschlichem eine kühne Brücke nahen Verkehrs, der unter Göttern und Menschen der Urzeit geherrscht habe, und wie nach biblischem Berichte die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen sahen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten, so ließen die griechischen Fürsten ihren Stamm zumeist aus einer Liebschaft des Zeus mit irgend einer schönen Prinzessin erblühen. Homer allerdings weist alle diese ungleichen Verbindungen bereits der Vergangenheit zu; sein Zeus führt in hoher Majestät auf dem Olympos den Vorsitz im Göttersaale, oder sitzt einsam auf dem höchsten Gipfel des Ida, oder besucht höchstens an der Spitze der Himmlischen die fern wohnenden frommen Aethiopen; aber er fühlt sich viel zu erhaben, um sich in den Menschenverkehr persönlich einzumischen, und so genießt keine lebende Schöne seine Liebesgunst. Aber bei alledem konnte

man sich jene sämmtlichen frühern Liebschaften, zu welchen der Mythus noch eine Menge vorübergehender Verbindungen mit Göttinnen dichtete, nicht denken ohne wohlbegründete Eifersucht seiner Gattin, ohne jene anhaltende Verbitterung ihres Herzens, welche auch die fernere Unzufriedenheit ihrer Ehe im Keim enthält. Vollends wenn man noch folgende Erwägungen dazu nimmt. Die Eifersüchtige wird auch in gleichgültigen Dingen gegen den Gatten Partei ergreifen, weil es der gekränkten Liebe wohlthut sich irgendwie rächen zu können und sei es auch durch Herbeiführen kleinlichen Haders. Here wird eine herrschsüchtige Widersacherin des Zeus, ohne daß man nöthig hat zu naturphilosophischen Erklärungen zu flüchten; sie zeigt sich aber um so ungeberdiger, weil sie als ihres Gatten Schwester zugleich seine höhere Berechtigung nur durch seine größere physische Gewalt anzuerkennen sich gezwungen sieht. So geht zwischen Zeus und Here ein beständiges Zanken und gereiztes Necken durch die ganze Ilias. Der Gatte läßt der Unleidlichen seine Ueberlegenheit und Mißachtung oft genug empfinden, obschon er sich auch wieder um des lieben Hausfriedens willen auf Heimlichkeit verlegt. Die Bittstellerin Thetis sendet er schnell nach Hause, damit Here nichts merke; als diese aber dennoch ihre Anwesenheit wahrgenommen und ihm Vorwürfe über seine Heimlichkeit macht, da erklärt er ihr geradezu, sie werde ihm durch ihre Aufpasserei nur immer verhaßter, und droht ihr, wenn sie nicht ruhen wolle, mit Schlägen, gegen welche sie die vereinte Kraft aller Götter nicht würde schützen können. Dieselbe Drohung wiederholt er auch sonst, ja er erinnert sie an eine Execution, die er einst mit ihr vorgenommen, weil sie den Boreas veranlaßt hatte, seinen

Sohn Herakles nach Kos zu verschlagen. Damals band er ihr die Hände mit goldenen Fesseln und hing sie auf in den Aether und die Wolken, und zwei Ambosse an ihre Füsse. So mußte sie hängen, und die unwilligen Götter konnten sie nicht erlösen; vielmehr warf Zeus, wen er von diesen erwischte, hinab, daß er ohnmächtig auf die Erde kam. Aber bei alledem kann sie nie schweigen, auch da nicht, wo ihre klügere Verbündete, wo Athene sich zusammennimmt; sie vermag den Groll nicht in der Brust zurückzuhalten, sie muß sich in liebenswürdigen Scheltworten Luft machen oder den Gatten mit Stachelreden quälen. Unbeugsamen Starrsinns hebt sie immer von neuem an und hat es bereits dahin gebracht, daß ihm ihr Keifen mitunter sogar gleichgültig ist. „Um deinen Zorn kümmere ich mich nichts, sagt er einmal, selbst wenn du mir davon liefest bis an die äußersten Enden der Erde und des Meeres; denn es gibt kein unverschämteres Wesen als du bist.“ Du hast die unerträgliche Starrheit deiner Mutter, läßt er sich an einer andern Stelle gegen Ares, ihren gemeinsamen Sprößling, vernehmen, die ich mit Worten kaum zu bändigen vermag. Aber dennoch ist Zeus wieder schwach und gutmüthig wie alle Männer gegen seine theure Ehehälfte. Wie sie zornig seinem Vorschlag Troja zu erhalten und die Helene zurückzugeben entgegentritt, da fährt er erst auf: Wenn du nur den Priamos und die Söhne des Priamos und die andern Troer lebendig fressen könntest, sagt er, da würde sich wohl dein Groll zufrieden geben; geht aber demungeachtet auf ihren Willen ein unter der Bedingung, daß auch sie ihm irgend einmal eine ihrem Herzen theure Stadt Preis gebe. So opfert sie denn ihrer augenblicklichen Leidenschaft die Städte

ihrer Verehrung Argos, Sparta und Mykenä. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen, scheut sie kein Mittel, auch nicht das der Lüge und Coquetterie. Im höchsten Grade charakteristisch ist jene Stelle, wo sie, um ihres Schwagers Poseidon hülfreiche Thätigkeit im Heere der Achäer vor den Augen des Gemahls zu verbergen, mit ächt weiblicher List umfassende Anstalten trifft diesen einzuschläfern. Sie geht in ihr Zimmer, wäscht sich mit Ambrosia, salbt sich mit duftendem Oele, kämmt ihre Haare und macht sich schöne Locken, zieht ein feines Prachtgewand an, hängt strahlende Ohrgehänge in die Ohren; in solcher Toilette ruft sie Aphrodite und erbittet sich von dieser deren Liebesgürtel unter dem Vorwande, als wolle sie an die Enden der Erde gehen und die Wohlthäter ihrer Jugend Okeanos und Tethys mit einander aussöhnen. Mit diesem Gürtel, dem Spender unwiderstehlichen Liebreizes, bewaffnet begibt sie sich zum Schlafgott mit der Bitte, er möge ihr behülflich sein den Zeus einzuschläfern, und verheißt dem furchtsam Zögernden eine der Charitinnen zur Gattin als Preis für das Wagniß. Nun kommt sie wie im Vorübergehen zu Zeus auf die Spitze des Ida. Unwiderstehliche Sehnsucht, ein ihm selbst befremdliches Gefühl wie aus den Tagen des Brautstandes, befällt ihn bei ihrem Anblick. Mit erheuchelter Schamhaftigkeit lehnt sie seine Liebkosungen ab, welche hier auf offenem Platze ja allen Göttern sichtbar seien; um so feuriger schließt er sie in die Arme; Gras entsprießt dem Boden, und Lotos, Krokos und Hyacinthe, daß sie hoch über dem Boden ruhen auf weichem Lager; ringsum breiten sich Goldwolken, und glänzende Thautropfen fallen auf die Erde. Aber unvermerkt naht sich sogleich von seinem Verstecke der Schlafgott und

erweist seine Macht an dem Gotte der Götter. — Weiß sie über Zeus nur durch List und die Macht ihrer Zunge hie und da einen Vortheil zu gewinnen, so zeigt sie dagegen andern Gottheiten gegenüber in Augenblicken der Gereiztheit auch sehr nachdrücklich und handgreiflich ihre Ueberlegenheit. Wie, du wagst es, schamlose Hündin, dich mir gegenüberzustellen? läßt sie die Jägerin Artemis an, als sich unter den Göttern entgegengesetzter Partei vor und um Troja selbst ein Kampf entsponnen hat; Thiere auf Bergen zu jagen ist besser als mit Stärkern sich im Kampfe zu messen. Komm ich will dirs zeigen. Hiemit hält sie der Artemis mit der Linken beide Hände, nimmt mit der Rechten ihr Bogen und Köcher von der Schulter und schlägt sie ihr hohnlachend um die Ohren. Weinend entfloh die Göttin mit Zurücklassung ihres Schießgeräths wie eine Taube vor dem Habicht. Welche verächtliche, boshafte Behandlung! aber Artemis ist ja ihre Stieftochter. — So gibt uns Here, wir mögen sie betrachten, wie wir wollen, das Bild einer bösen Frau, wie wir weiter keine unter den menschlichen finden. Wäre Homer ein moderner Dichter, so würden wir die Vermuthung äußern, er habe solch ein Bild in das Gewand einer Göttin gekleidet, um der Rache so mancher seiner Zeitgenossinnen auszuweichen, welche etwa ihr eigenes Abbild wie in einem Spiegel geschaut hätte.

Den Contrast im Frauencharakter sieht man recht deutlich, wenn man der unliebenswürdigen Ehegöttin A p h r o d i t e, die Liebesgöttin, zur Seite stellt. Sie ist nicht minder mächtig, die reizende, lächelnde Hochzeitstifterin, als die andern; denn Menschen und Götter bis auf Artemis, Athene und Hestia folgen widerstandlos ihrem sanften Schmeichelge-

bote. Aber ihr sind nicht verliehen die kriegerischen Werke; Diomedes darf die kraftlose, weichliche ungescheut angreifen, und als er sie am Handgelenke verwundet, schreit sie laut auf und läßt den eigenen Sohn fallen, den sie eben aus dem Kriegsgetümmel zu tragen im Begriffe war. Schnell läßt sie sich durch Iris zurück nach dem Olymp fahren und sinkt ihrer Mutter Dione in den Schoos. Die schließt die Tochter in ihre Arme, streichelt sie mit der Hand und tröstet sie mit Aufzählung anderer Unbilden, welche Gottheiten schon von frevelhaften Menschen erlitten hätten. Athene und Here können bei diesem Anblick nicht ihre hämischen Bemerkungen unterlassen. Ei, sagt die erstere, Kypris hat wohl eben eine der Achäerinnen bereden wollen einem der Troer zu folgen, nnd während sie sie da streichelte, hat sie sich an einer goldenen Hafte die zarte Hand geritzt. Da lächelte der Vater der Menschen und Götter und sprach zur goldenen Aphrodite: Nicht sind dir, mein Kind, die Werke des Kriegs gegeben; besorge du die süßen Werke der Hochzeit und überlaß jene dem stürmischen Ares und der Athene. — Die anmuthstrahlende Göttin mit dem schönen Nacken, dem reizenden Busen, den glänzenden Augen wählt sich zu Schützlingen und Lieblingen die schönsten unter den Menschen, Helene und Paris, den Langgelockten, den Zitherspieler, den Mädchenbeschauer, und führt unbekümmert um die Heiligkeit des Gastrechts und die Satzungen der Ehe in freier Liebe zusammen die sie begünstigt. Und der Zärtling, der mit Aphroditens Gaben sich leichtlich über den erlittenen Schimpf zu beruhigen weiß, macht sogar seinem scheltenden mannhaften Bruder gegenüber den Vorzug seiner Liebenswürdigkeit geltend, die Gnadengabe der Göttin, die sich niemand selbst

zu erringen vermöge. Denn auch ihre Gunst zu verachten ist ein Frevel. Reize mich nicht, Unselige, ruft Aphrodite mit strengem Worte der Helene zu, als diese sich weigert unmittelbar nach Ueberwindung des Paris nach Hause zu gehen, daß sie den schönen Mann mit ihrer Liebe tröste, reize mich nicht, daß ich nicht zürne und dich verlasse und dem Unglück Preis gebe, wie ich dich bis jetzt unaussprechlich geliebt habe. Aber die Liebesgöttin ist selbst nicht frei von Liebesnoth, ist dem eigenen Zwange verfallen, den sie über Götter und Menschen übt. Die sehnsüchtige Herzensqual lockte einst die Mächtige hinab in die Arme des schönen Schäfers Anchises, wie es mit naiver Munterkeit in jenem Hymnus geschildert wird, und der männliche Stürmer Ares ist der begünstigte Nebenbuhler ihres eifersüchtigen lahmen Gatten, des rußigen Künstlers Hephästos, der die Liebenden in kunstvollem Netze umgarnt und, sein Rachegefühl zu kühlen, dem Gelächter der Götter Preis gibt, wie in frivolem Liede unter den Phäaken Demodokos singt.

Indeß, v. Z., was ist der göttliche Busengürtel Aphroditens, der alle Zauberreize enthält, Zuneigung und Sehnsucht, Getändel und schmeichelnde Zusprache, die auch den Sinn der Verständigen bethört, — was ist er anders, als die M a c h t b l ü h e n d e r W e i b l i c h k e i t? Ja was ist Aphrodite selbst, als ein Symbol des göttlichen Reizes mit welchem Schönheit und Anmuth, im irdischen Weibe vereint, die Herzen unwiderstehlich an sich zieht? Jedes holde Weib trägt als Mitgabe der Natur den siegreichen Liebesgürtel, ja sie ist selbst die lächelnde Aphrodite, wenn sie nicht der unweiblich spröden Artemis oder der klugen Athene oder der herrschsüchtigen Here den Vorzug gibt. Und so

wenden wir uns, ohne einen merklichen Unterschied zu empfinden, von der Liebesspenderin gleich zu einem ihrer concreten Urbilder, zu der liebenswürdigen Jungfrau Nausikaa. Die herrliche Mädchengestalt, die blühende, verständige, naive, fröhliche Jungfrau, welche in Vollreife entwickelter Weiblichkeit vielumworben und unbesiegt, doch nahe daran ist dem keimenden Liebesgefühle für den bedeutenden Fremdling Raum zu geben, hat sich gewiß einst unter den Griechen eben so viele Freunde erworben, als sie die Modernen mit romantischem Zauber anzog. Dachte doch selbst Göthe einst in Sicilien, als ihm Meer, Inseln und Buchten die Bilder der Odyssee recht lebhaft vor die Seele führten, ernstlich an eine Dramatisirung der idyllischen Scenen, welche die schöne Tochter des Phäakenkönigs und ihren Gemüthsantheil an ihrem neuen Schützling darstellen. Freilich hätte er diesen Antheil um vieles vergrößern, hervorheben, und die Jungfrau in leidenschaftlichere Stimmung bringen müssen, als der ruhige Epiker, bei welchem Odysseus ohne gefährliche Verwirrung ihres Herzens scheidet. Das gute Mädchen sollte sich nach Göthes Plan durch eine voreilige Aeußerung ihrer Neigung zu dem seltsamen Fremdling bei ihren Landsleuten dergestalt compromittiren, daß ihr, als Ulysses sich zuletzt als einen scheidenden erklären muß, nichts übrig bleibt, als im fünften Acte den Tod zu suchen. Homers Nausikaa ist für solch gewaltig emporschlagende Leidenschaft zu unbetheiligt, zu knospenhaft, für solch verzehrende Liebesflamme. Selbstmord aus unauflöslicher Liebesqual wäre auch für homerische Verhältnisse etwas gar zu romantisch, jedenfalls aber eine Schilderung von Seelenzuständen, welche diesen äußersten Schritt der Verzweiflung herbei-

führten, mit dem Geiste des Epos unverträglich. Daß des Odysseus unerwartete mächtige Gegenwart in der jungen Königstochter das Gefühl stiller Neigung auch bei Homer anregt, unterliegt keinem Zweifel; aber ihre Bewegung gleicht dem Meeresspiegel, über welchen ein leichter schmeichlerischer Luftzug mit sanftem Wellengekräusel dahinzieht, keineswegs dem brausenden Sturme, der die Tiefen aufjagt zu wildem Wogenschlag. Gerade der Anhauch einer ersten Liebesempfindung, der die Liebenswürdige, ohne daß sie sich dessen selbst recht bewußt wird, leise berührt, macht uns Nausikaas naives Charakterbild so reizend. Ich kenne keine lieblichere Erscheinung, als die frische Jugendlichkeit in jenen glückseligen Momenten, in welchen die Liebe die ersten schüchternen Versuche wagt. Des Odysseus aufregender Eintritt ins Land der abgeschiedenen Phäaken, des Mädchens Antheil an seiner Lebensrettung, die schöne Männlichkeit seiner Erscheinung, der romantische Zauber seines bisherigen Geschickes, die sichtbare Heldenkraft des bewunderten Mannes im Kampfspiel, die zeitige Entdeckung seiner heimischen Verhältnisse, die baldige Abreise — sind genügende Motive, um Nausikaas Herz in so weit zu rühren, daß die Nichterfüllung leiser Wünsche nicht gerade elend macht; wer ihr nachher als Ersatz des Odysseus Sohn zum Gatten gab, hat die Dichtung sinnig im Geiste Homers vollendet.

Nausikaas erstes Auftreten sogleich ist echt mädchenhaft. In jungfräulicher Blödigkeit sucht die bisher gegen die Bewerbungen ihrer Landsleute spröde Königstochter dem lieben Vater den Beweggrund zu verbergen, der sie zum Waschen hinaus an den Fluß treibt. Ihre Hochzeit sei nahe, hatte ihr das Traumbild gesagt; eine merkliche Ver-

wirrung in ihren Zügen wird zur Verrätherin ihrer gehei-
men Gedanken; wie könnte der Vater diese sonst merken?
Die süße Unschuld ist unfähig sich vor dem Erfahrenen zu
verstecken. Der Treffliche ehrt jenes mädchenhafte Zagen,
erspart ihr zartsinnig die Verlegenheit. Aber so schüchtern
Nausikaa zu Hause war, so besonnen bleibt sie nachher ste-
hen, als beim Anblicke des nackten Unglücklichen die andern
Mädchen auseinanderstieben; denn Athene legte ihr Muth
ins Herz. Die Rede, mit welcher der Schutzflehende sich
an sie wendet, ist keineswegs allein als schmeichlerische Be-
rechnung aufzunehmen. Die hohe, schlanke Gestalt vergleicht
er bald der Artemis, bald einer jungen Palme, die er einst
in Delos neben Apollos Altare gesehen; dreimal glücklich
preist er Vater und Mutter, dreimal glücklich die Brüder
ob ihres Hochgefühls, wenn sie die Blühende eintreten se-
hen in den Tanzplatz, und selig den reichen Freier, der sie
einst nach Hause führen werde. Verständig, theilnehmend
gibt sie Auskunft, Beruhigung, Hoffnung, obwohl sie den
Entstellten nur für einen Bettler nimmt; fromm ehrt sie das
Gastrecht, das alle Fremdlinge unter des Zeus schirmende
Obhut stellt; sicher und zuversichtlich ruft sie die geflohenen
Mädchen zurück, und gibt dem Entblößten, was er zu augen-
blicklicher Nothdurft und Pflege bedarf. Als er nun aber
gebadet, gesalbt, neugekleidet und verschönt durch Athenens
Gunst am Gestade sitzt, da gesteht sie den Dienerinnen offen
die Bewunderung, die Zuneigung, welche der herrliche Gast
ihr eingeflößt, da verräth sie ihnen unumwunden des Her-
zens leisen Wunsch ihn zum Gatten zu haben. Mit feiner
Beobachtungsgabe leitet Göthe ihre nachherige sichtliche Be-
klommenheit, ihre Scheu vor böser Nachrede der Phäaken,

wenn der Fremdling gleich mit ihnen zur Stadt ginge, von ihrer befangenen Liebe ab. Als sie noch unbetheiligt dem unscheinbaren Fremdlinge gegenüberstand, würde sie ihn arglos eingeladen haben sie in die Stadt zu begleiten; jetzt, wo der unberechtigte Landfahrer ernstlich ihre Freiheit bedroht, meidet sie ängstlich den Schein einer Thatsache, die sie wünschen muß. Indeß auch nachdem der gefährliche Mann ihres Hauses gastliche Schwelle betreten, benützt der Dichter nicht weiter die Gelegenheit zu einer Episode, welche ein Moderner schwerlich aus den Händen gelassen hätte. Seines Helden Verhängniß soll sich lösen, nicht aufs neue verwirren; des Odysseus Gemüth bleibt von Nausikaa unberührt, außer in so weit ihn herzliche Dankbarkeit ihr zum Schuldner macht; und ihr eigenes Herz hat sich, da sie sich in schüchterner Entfernung gehalten, leicht wiedergefunden, nachdem seine häuslichen Verhältnisse bekannt geworden, nur daß sie beim Abschied ihm noch ein freundliches Andenken anempfiehlt. Sie war erregt von dem übermächtigen Mann, neben dessen Herrlichkeit die Phäakenjünglinge verschwinden, aber sie war nicht verwundet; denn sie ist eine kräftige Natur, wie alle homerischen Menschen, und wir können ihr, seitdem einmal die Sprödigkeit und Gleichgültigkeit gegen alle Männer überwunden ist, wie das göttliche Traumbild, eine baldige Hochzeit prophezeien.

Mit wahrer Genialität hat der Dichter das schwierige Problem gelöst, das ihm Helenens Charakter bot. Das leichtsinnige Weib, welches den braven, tüchtigen Mann, welches das unmündige Kind im Stiche ließ, um dem schönen Verführer übers Meer zu folgen, die unheilvolle Leidensstifterin, die über Troer und Achäer maßloses Unglück

brachte, — wie sollte sie ein würdiger Gegenstand ästhetischer Darstellung werden, wie sollte sie den neuen Freunden nicht allzu verhaßt, den alten nicht allzuverächtlich, dem Hörer interessant sein? wie sollte man einen zehnjährigen Krieg um ihren Besitz erklärlich finden? Zwar die Flüchtigen hatten dem Menelaos auch viele Schätze genommen, und der Rachezug galt zugleich mit der Gattin den Besitzthum; Paris läßt als Friedensvorschlag im Lager verkünden, Hab' und Gut, das er damals fortgeführt, sei er bereit herauszugeben, die Helene wolle er behalten; ferner haben die Griechen fast mehr um des erlittenen Schimpfes und der verletzten Religion willen den Krieg begonnen; sie wollen das Gastrecht achten lehren, damit kein zweiter Abenteurer ein ähnliches Bubenstück wage, und nachdem Zeit und Verlust und der Feinde Treulosigkeit sie auf Tod und Leben erbittert, würde sich Diomedes nicht beruhigen, wenn die Troer zu den Schätzen auch Helene selbst gesellten. Trojas Zerstörung allein soll dem Streit ein Ziel setzen. Und so wollen es auch die Götter und das Verhängniß haben, dem die Griechen als Werkzeug dienen. Aber bei alledem bleibt jenes Weib doch immer des Kampfes Mittelpunkt, auf welchen der Achäer und Troer Augen eben so gut als die des Lesers gerichtet sind. Was hat nun Homer für Hebel in Bewegung gesetzt, die Ehebrecherin über ihre That zu erheben und ihr unsern Antheil auf andrem Wege zurückzugeben, den sie durch Zuchtlosigkeit eingebüßt zu haben schien? Fürs erste folgte sie dem Paris auf Anstiften Aphroditens, der mächtigen Liebesgöttin, die auch die Herzen der Verständigen bethört und Götter und Menschen in magischen Banden hält. Ihrem Liebling Paris zum Lohne gab die

Gewaltige das schönste Weib, das sie selbst um ihrer Schönheit willen vor allen andern Frauen mit ihrer Huld beglückte; oder um die Darstellung ihres mythischen Anstrichs zu entkleiden: Helenens Fall ist Folge ihrer Schönheit und liebreizenden Anmuth. Einer schönen Sünderin sind wir eher geneigt zu vergeben, weil sie der Verführung mehr ausgesetzt ist, weil die Widerstandskraft in umgekehrtem Verhältnisse steht zur Stärke der Lockung, weil ihre Lieblichkeit das Urtheil der Richter besticht. Die bewunderswerthe Kunst des Dichters in Schilderung von Helenens Schönheit hat bereits Lessing hervorgehoben. Greise, denen das Alter die persönliche Theilnahme am Kampf unmöglich gemacht, sitzen um Priamos über dem Thore. Sie erblicken Helene, die auf sie zukommt, und sprechen leise zu einander: Es ist den Troern und Achäern nicht zu verdenken, daß sie um ein solches Weib langjährige Mühsal erdulden; gleicht sie doch im Angesicht den unsterblichen Göttinnen. Wo das kalte Alter bewundert, sollte da nicht die Jugend in hellen Flammen stehen? Zweitens: Einen schweren Fehltritt hat die schöne Frau begangen, einen Fehltritt, der furchtbare Rache nach sich zieht; aber deßhalb ist sie doch noch lange nicht unsittlich, nicht verächtlich. Viel bewundert ob ihrer Schönheit, viel gescholten ob ihres verhängnißvollen Streiches, genießt sie gerade von den Besten, welchen die Noth des Krieges am nächsten geht, schonende Nachsicht. Priamos war, wie sie selbst sagt, allezeit mild gegen sie, wie ein Vater. Komm her, liebes Kind, ruft er ihr in jener berühmten Scene über dem Thore zu, setze dich zu mir, damit du deinen frühern Gatten siehst, deine Verwandten und Freunde. Dir gebe ich keine Schuld; den Göttern gebe ich die Schuld, welche über

mich den thränenreichen Krieg gebracht haben. Und wenn wir etwa solche Milde auf Rechnung des Alters schreiben wollten: was rühmt sie dem todten Hektor nach? „Liebster unter allen meinen Schwägern, ruft sie aus, jetzt ists das zwanzigste Jahr, seitdem ich mein Vaterland verließ; aber nie hörte ich ein unschönes Wort von dir; vielmehr wenn mich ein anderer meiner Schwäger oder eine Schwägerin oder die Schwiegermutter schalt, so redetest du immer zum Guten mit deinem freundlichen Herzen und deinen freundlichen Worten. Darum beweine ich dich und mich Unglückliche; denn ich habe keinen Freund mehr in Troja, sondern Allen bin ich ein Gegenstand des Schauders.“ Des Volkes leidenschaftlicher Haß ist egoistisch; weil Jeder im Kriege Hab' und Gut, Sohn, Bruder oder Gatten verloren hat und noch weitern Ruin fürchtet, verabscheuen Alle die Urheberin ihres Ungemachs, so wenig diese den allgemeinen Schaden voraussah; aber der weise Greis, dem die Jahre ein ruhiges Urtheil ermöglicht, und der edle Mann, der lieber handeln als nutzlos schmähen will, sind ihre wohlwollenden Gönner, ja ihre Tröster, wenn sie sich von Gewissensbissen gefoltert selbst anklagt. Denn Helene — und das ist drittens der Hauptkunstgriff des Dichters — erscheint bei Homer nicht mehr als leichtsinnige Verbrecherin, sondern als reuige Büßerin. Nahezu zwanzig Jahre haben über die grelle That ihren mildernden Schleier gezogen, aber die Richterstimme in der Thäterin eigenem Busen nicht zum Schweigen gebracht; im Gegentheil heben sich die Leiden des Krieges, welche ihre Mitbürger erfahren, für sie selbst in solche peinigende Herzensqualen verwandelt, daß sie den Leser in Mitleidenschaft setzen mit der armen Sünderin. In Gottes und der Men-

schen Augen nimmt die Reue dem Verbrechen seinen Stachel, weil sie den Sünder in eben dem Grade sittlich verschönt, als das Unrecht ihn schändete. Recht augenfällig zeigt diese pathologische Wirkung Schillers Maria Stuart. Sie hat den Gatten gemordet, dem Mörder sich angetraut; aber sie hat dafür gebüßt und gelitten, und so verklärt sie sich zum Schluß nahezu zur Heiligen. Um wie leichter gewinnt Helene unser Herz, die nur menschlich gesündigt, im Leichtsinn der Jugend dem schönen Verführer nachgegeben und so das schwerste Verhängniß über ein ganzes Reich gebracht, die sich nun unablässig anklagt als Urheberin all dieser Leiden, die mit feinem Gefühl für das Schickliche zu dem Schaden noch die Schande empfindet, die es überdieß gewahr wird, daß sie statt des bessern Gatten den schlechtern erkoren, bei der sich also alle Motive vereinen, ihre Leichtfertigkeit zu verwünschen! Als sie auf der Iris Geheiß nach dem Thore eilt, den Zweikampf zwischen Menelaos und Paris zu schauen, weil sie dem Sieger künftig angehören solle, da vergießt sie Thränen aus Sehnsucht nach ihrem frühern Gatten, nach ihrer Stadt und den Aeltern; als sie unter den Helden der Griechen die eigenen Brüder vermißt, meint sie, diese scheuten sich in den Kriege zu ziehen wegen des Schimpfes und der Schande ihrer Schwester; als Aphrodite nach des Paris Besiegung sie zur Heimkehr auffordert, wo der Gemahl, schön als wolle er zum Reigen gehen, ihrer harre, lehnt sie sich in sittlichem Unmuth auf wider die Forderung der Göttin. Arge, was suchst du mich zu beschwatzen? ruft sie der Lockenden zu; willst du mich etwa noch weiter in eine Stadt Phrygiens oder Mäoniens führen, wenn du auch dort einen Freund unter den Menschen hast? Weil

jetzt der Sieger Menelaos mich Verhaßte heimführen will, deßhalb stehst du ränkespinnend an meiner Seite. Geh hin zu Paris, setze dich zu ihm, meide die Gesellschaft der Götter, diene ihm und hüte ihn, bis er dich zur Gattin macht oder zur Sclavin; ich betrete nimmer sein Gemach; die Troërinnen würden mit Fingern auf mich deuten; habe ich doch jetzt schon unermeßlichen Jammer. Schweigend folgt sie zwar der drohenden Göttin und setzt sich nieder auf den Stuhl, den ihr die lächelnde Aphrodite dem Gatten gegenüber hinstellt; aber mit abgewandten Augen schilt sie diesen nun, daß er es gewagt mit dem stärkern Manne, mit dem blonden Menelaos zu kämpfen, der ihm bei einem zweiten Versuche, nach Verdienst gewiß das Leben nehmen würde. Paris ist kein Feigling, wohl aber ein lässiger Gemüthsmensch; nachdem sein Zweikampf mißlungen, nachdem durch des Pandaros Pfeilschuß der feierliche Eid gebrochen ist, sitzt er zu Hause und überläßt sich melancholischen Betrachtungen. Und Helene? sucht sie ihn durch Liebesgetändel aufzuheitern, daß er vergnüglich bei ihr bleibt? Nein, sie redet ihm zu mit sanften Worten und bestimmt ihn zum Kampfe zu eilen. Mehr als Hektor, der zürnende Bruder, vermag das freundliche Weib über den Säumigen. Aber bei aller Freundlichkeit wie sieht es in ihrem Herzen aus? Dem edlen Schwager läßt sie einen Einblick thun in ihre Grundstimmung. O mein Schwager, sagt sie, hätte mich unheilstiftende Hündin, mich gräuliches Weib an dem Tage, als mich die Mutter gebar, eine Windsbraut entführt auf ein Gebirg oder in die wogende See! da hätte die Welle mich weggerafft, ehe diese Dinge geschehen wären. Oder nachdem die Götter das Unglück beschlossen, hätten sie mich wenigstens einem

tüchtigern Manne zur Gattin gegeben, der sich um den Schimpf der öffentlichen Meinung bekümmert hätte! Komm herein, Schwager, da dir am meisten die Arbeit ans Herz geht um mich, die Hündin, und um den Frevler des Alexandros, denen Zeus das böse Geschick auferlegte selbst im Munde der Nachwelt zum Spottlied zu werden. Helene verachtet den Gatten, weil sie sittlich höher steht; sie verachtet aber mehr noch sich selbst, weil sie zur schamlosen That sich willig finden ließ. Hündin, Hundsgesicht, schreckliches, verhaßtes, schauerliches Weib sind die gewöhnlichen Ausdrücke, mit welchen die schöne Tochter des Zeus sich denen gegenüber einführt, die sie ins Unglück brachte. Und so gehörte denn ihr Herz schon längst wieder den Griechen an, als der sinnliche Paris selbst mit Bestechung Leute erkaufte, die in der Versammlung ihre Herausgabe widerrathen mußten. Da pflegte sie im eigenen Hause den als Bettler verkleideten Odysseus, den sie wohl kannte, und jubelte im Stillen, als viele Troerinnen weinten, wie er so manchen der Ihrigen tödtete; denn sie hing wieder an der Heimath. Von freien Stücken ahmte sie gewiß nicht die Stimmen der griechischen Frauen nach, um die etwa im hölzernen Roß versteckten Helden zu bethören. Damals zwangen sie die Troer und der begleitende Deiphobos. Und so erkläre ich denn jene vielbestrittenen Stellen, in denen die Achäer, ja Menelaos kamen, *τίσασθαι Ἑλένης ὁρμήματά τε στοναχάς τε*, unbedenklich von den Gemüthsleiden und Seufzern Helenens, für welche sie Rache fordern. Man bedenke nur: es ist das zehnte Kriegsjahr, in welchem die Ilias spielt; zehn Jahre sind dem Kriege wiederum seit Helenens Entführung vorhergegangen, Jahre nutzloser Unterhandlung für die Griechen, Jahre nutz-

losen Kummers für die Entführte, nachdem der erste Sinnenrausch vorüber ist.

Durch Reue also hat Helene ihr Vergehen abgebüßt, durch unsägliches Gemüthsleiden sich der Verzeihung ihres frühern Gatten würdig gemacht, und so führt er sie denn nach Trojas Zerstörung unbedenklich in sein Haus zurück. Da waltet sie friedlich als fleißige Hausfrau, immer noch schönwangig, immer noch gleichend der Artemis, als Telemach in Sparta nach dem Schicksal seines Vaters fragt. Wollten wir freilich die Jahre nachrechnen, so zählte sie damals etwa 48; aber dergleichen Berechnungen sind kleinlich bei einem Epos, wo die Personen unverwüstlich den Charakter tragen, welchen die Ueberlieferung ihnen einmal zutheilte. Die Epopöen des Mittelalters haben in dieser Beziehung noch weit ärgere Anachronismen. Und warum sollte ein Musterbild der Schönheit nicht selbst mit 48 Jahren noch Zauber üben? Aber wie gesagt, ich verwerfe dergleichen Entschuldigungsgründe und nehme für den epischen Dichter ein für allemal die Freiheit in Anspruch von der Zeitberechnung sich möglichst zu dispensiren. Es wird dem Leser recht friedlich zu Muthe, wenn er die leidenschaftlich erregte Frau der Iliade in der Odyssee nach überstandenen Leiden im stattlichen Königshause bei Menelaos wiedertrifft, wenn er sie ruhig sieht in sicherem Wohlstand, in fürstlichem Glanze das Haus bestellen, mit der Spindel beschäftigt willkommene Gäste unterhalten und wie eines schweren Gewitters der Erfahrungen des überstandenen Kriegs gedenken. Gesühnt ist ihr Jugendvergehen, zurückgekehrt die Gemüthsruhe, nur daß hinundwieder aus den abgezogenen Wolken noch ein schwacher Blitzstrahl herüberleuchtet. Wie klug, wie besonnen,

wie theilnehmend ist diese Helene! Gleich vermuthet sie aus der Gesichtsähnlichkeit mit seinem Vater in dem einen der beiden Ankömmlinge den Telemach; als die Wendung des Gesprächs alle traurig macht, da wirft sie in den Wein ein Zaubermittel, das ihr die Aegypterkönigin gelehrt, die Erinnerung an alles Leid zu verscheuchen; dem Scheidenden gibt sie als Andenken ein Gewand mit für die künftige Braut, daß sie es trage am Hochzeittag, und als zum Schluß noch Telemach den Wunsch ausspricht, dem Vater sagen zu können, wie freundlich er bei Menelaos bewirthet worden, und bei diesen Worten plötzlich ein Adler eine Gans aus dem Hof in die Lüfte schleppt, und Pisistratos den Menelaos fragt, wem wohl das Zeichen gelte, da ergreift sie mit sinniger Deutung das Wort, der langsamen Ueberlegung des Gatten zuvorkommend: Höret mich, spricht sie, ich will es auslegen, wie mirs die Unsterblichen ins Herz geben. Wie der Adler hier vom Gebirge kam und die Gans ergriff, so wird Odysseus nach vielen Leiden und Irrsalen heimkommen und sich rächen, oder er ist wohl schon im Hause und sinnt Unheil gegen die Freier. So ist denn Helene, die Geläuterte, würdig ihrer höhern Abstammung nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch feine Zucht und Sitte, und vergütet dem Mann ihrer Jügend das viele Ungemach, die Folge ihrer leidenschaftlichen Thorheit, durch Sicherheit der Haltung, durch Besonnenheit der Lebensführung, durch jenen verklärenden Zauber, welcher alle die Menschen umfließt, die gereinigt aus der Schule des Lebens hervorgegangen. Sie hat schon im Zeitlichen die Schlacken aus ihrer Seele geschieden, welche Herakles erst mit dem Verbrennen des irdischen Leibes von sich thut; und wie sie nun dem Menelaos

die Jahre höhern Mannesalters mit den Blumen treuer Freundschaft schmückt, so wird ihm die Heroine auch am Ziel seiner Laufbahn zu einem erhöhten Dasein verhelfen. Nicht ist es dir bestimmt, o Menelaos, in Argos zu sterben, weissagte ihm der untrügliche Proteus; sondern dich werden die Unsterblichen in das elysische Gefilde schicken und an die Enden der Erde, wo der blonde Rhadamanthys wohnt und die Menschen das leichteste Leben haben, wo kein Schnee, kein Sturm, kein Regen ist, sondern der Ocean lispelnde Zephyrwinde schickt, die Menschen zu erquicken; dahin wirst du kommen, weil du Helene hast und ein Eidam des Zeus bist.

Wie Helene in der Ilias, so nimmt in der Odyssee die bevorzugte Stelle Penelope ein, in größerem Umfang, weil in einem Familiengemälde die Frau von hoher Wichtigkeit ist, während in Schlachtenbildern der weibliche Theil der Gesellschaft nur episodisch eingeflochten werden kann. Helene ist durch alle Zeiten zum Muster der Schönheit, Penelope zum Symbole ehelicher Treue geworden. Bei seiner Abfahrt nach Troja hatte vor 20 Jahren Odysseus die jugendliche Gattin zurückgelassen mit dem unmündigen Säugling an der Brust, und ihr die Weisung gegeben sein Haus zu bewahren, seine Aeltern zu pflegen, seinen Sohn zu erziehen, und wenn dieser erwachsen wäre, bevor er selbst heimgekehrt, zu heirathen wen sie wolle. Telemach, sonst ein schüchterner Bursche, ist mit Athenens Hülfe zum kecken Jüngling geworden, der sich seines Haus- und Herrscherrechtes bewußt vom Gängelbande der Erziehung wie von der blöden Furcht vor der Freierschaar los gemacht. Um so ungestümer drängen die zuchtlosen Jünglinge, denen es theilweise mehr um des Odysseus Königswürde, als um den Be-

sich der immer noch schönen Frau zu thun ist, nach endlicher Entscheidung. Alle jungen Leute, welche auf Dulichion, Same, Zakynthos und Ithaka ihre Herrensitze hatten, 108 an der Zahl, zechten in frechem Jugendmuthe seit Jahren in des Odysseus Hause, freiten schmausend um die vermeintliche Wittwe und verzehrten des Gatten und Sohnes unbeschirmtes Eigenthum. Mit ihnen schwelgt und buhlt die zügellose Rotte des Gesindes; der kleine Rest der Getreuen leistet nothgedrungen mit verhohlenem Seufzen seine Dienste, oder liefert vom Land herein Schlachtvieh zum verruchten Gelage. Penelope aber sitzt im obern Geschoß, die Tage mit ihren Dienerinnen vertrauernd und die schlaflosen Nächte in Thränen gebadet. Bereits ins vierte Jahr ist es, daß sie die Freier mit eitlen Hoffnungen und mit dem Versprechen hingehalten, sie würde einen wählen, wenn sie erst noch ein großes Sterbegewand für Laertes gefertigt hätte. Sie löste bei Nacht auf, was sie am Tage gewoben, bis die List durch eine untreue Dienerin verrathen und die arme Frau gezwungen ward ihr Gewebe zu vollenden. Aber warum hat sie nicht gleich Anfangs die Zudringlichen abgewiesen, die ihr verhaßter als der Tod sind? Ohne Zweifel weil sie im Falle entschiedener Weigerung offene Gewalt befürchtete. Sie wollte lieber harren und tragen, ob vielleicht doch inzwischen der ersehnte Mann wiederkehre, als Leben und Habe des Sohnes einem frevelhaften Angriff von Verschworenen aussetzen. Denn Penelope zeichnet sich neben ihrer Schönheit, Größe und Kunstfertigkeit, und das wird bei jeder Gelegenheit stark betont, durch klugen Sinn und listige Gedanken aus vor allen Frauen. Sie ist die ebenbürtige Gattin des erfindungsreichen Odysseus, des Lieblingshelden

griechischer Denkweise. Solcher Klugheit aber setzen die Freier — sie erklären es unumwunden — ihre trotzige Beharrlichkeit entgegen; denn die Tugend der Penelope ist es vor allem, was sie reizt und andere Frauen verschmähen läßt. Sie ist die Verständige, Besonnene, wie ihr selbst Agamemnons weiberfeindlicher Schatten zum Lobe nachsagt; darum wagt sie keinen offenen Bruch mit den Freiern; aber eben darum hält sie sich vor ihnen auch in möglichster Zurückgezogenheit, tritt nur verschleiert in Begleitung zweier Dienerinnen in den Saal, und auch dieß allein bei besondern Gelegenheiten. Als der Sänger Phemios die traurige Rückkehr der Achäer besingt, eilt sie von Schmerz übermannt hinunter und bittet um ein anderes Lied, weil dieses ihr das Herz zerreißt; als sie den Anschlag der Freier wider des Sohnes Leben vernommen, treibt sie die Mutterliebe, dem Antinoos die Schändlichkeit seines Beginnens vor Augen zu halten. Nur vor der Katastrophe überkommt sie ein ihr selbst unerklärliches Verlangen vor den Freiern zu erscheinen und dem Sohne seinen häufigen Verkehr mit der zuchtlosen Schaar zu verweisen; aber diesen Gedanken hat ihr Athene ins Herz gelegt, um sie dem Gatten und Sohne werthvoller zu machen, wenn sie sie von all den Jünglingen so geehrt und begehrt sähen. Indeß verschmäht die nicht im mindesten eitle Frau den Rath der treuen Eurykleia; sie mag sich nicht vorher waschen und die Wangen salben; denn die Götter hätten doch ihre Schönheit zerstört, seit der Abfahrt des Odysseus. Aber Athene senkt ihr, während sie die Dienerinnen zur Begleitung erwartet, süßen Schlaf über die Augen, gibt ihrem Angesicht himmlische Schönheit, macht ihr Ansehen größer und voller und ihre Farbe weißer als Elfen-

bein. Ach welch ein' sanfter Schlaf hat mich Arme umfangen! ruft sie, aufgeweckt durch das Geräusch der eingetretenen Dienerinnen. Möchte mir gleich jetzt die heilige Artemis einen so sanften Tod geben, damit ich nicht mehr in Jammer mein Leben hinschleppe aus Sehnsucht nach dem trefflichen Gatten! Aber die Freier wurden starr vor Erstaunen, als die schöne Frau in ihre Mitte trat, und sentimental vor Liebesverlangen.

Der quälende eine Gedanke an Odysseus, welcher der treuen Dulderin Tag und Nacht keine Ruhe gönnt, wird ein einziges Mal übertäubt durch die Gefahr des abwesenden Sohnes. Mutterliebe ist noch stärker als Gattenliebe. Telemachos ist ohne ihr Vorwissen in die Fremde, die Freier haben beschlossen auf seiner Rückkehr ihm aufzulauern. Bei dieser Nachricht steht die zärtliche Mutter sprachlos, die Augen füllen sich mit Thränen, herzzerreißender Jammer erfaßt sie, wehklagend sitzt sie auf der Schwelle, und mit ihr weinen die Mägde. Erst will sie um Rath nach dem alten Laertes schicken, dann fleht sie inbrünstig zu Athene um das Leben des Sohnes. Speise und Trank verschmähend, liegt sie Abends auf dem Lager, versunken in dumpfes Elend, bis endlich der Schlaf ihre Glieder löst. Noch in die Ruhe der Nacht hinein spielen die angstvollen Bilder, nur allmählich dem Troste weichend, den ihr Athene im Traume schickt unter der Gestalt ihrer Schwester, welche der Zagenden Telemachs glückliche Rückkehr verheißt. Wie nun aber der einzige Sohn wirklich über die Schwelle des Hauses tritt, da geht sie ihm entgegen gleich der Artemis oder der goldenen Aphrodite, schlingt unter Thränen um den Theuern die weißen Arme und küßt ihm das Haupt und die beiden schönen

Augen. Kommst du, Telemachos, mein süßes Licht? ich glaubte dich nicht mehr wieder zu sehen, ruft sie in elegischem Tone, da du heimlich wider meinen Willen nach Pylos gingst, nach dem lieben Vater zu fragen. Hat sie doch, wie sie gar richtig selbst im Schlafe dem Traumbild versicherte, mehr geklagt, gezittert und gefürchtet um den lieben Knaben, den Unerfahrenen in Wort und That, als um den braven löwenmüthigen Gemahl, in welchem sie ein Muster aller Tugenden verloren glaubt.

Ihr Telemach ist ihr zwar wiedergeschenkt, aber auch er gibt über den Vater keine nähere tröstliche Auskunft; willenlos folgsam vollzieht sie sein Geheiß dem Zeus ein herrliches Opfer zu bringen, damit er den Tag der Rache herbeiführen möge. Was hat sie sich die Jahre her Mühe gegeben, irgend eine Nachricht zu erhaschen! Jeden Landläufer nahm sie an, bewirthete ihn und fragte ihn aus, und die Thränen fielen ihr aus den Augen, während die schlauen Betrüger ihr Lügenberichte vorschwatzten; so schwach und leichtgläubig machte der lebhafte Wunsch die sonst so behutsame Frau. Und war ihr da irgend eine Botschaft gekommen, so sandte sie hinaus aufs Land nach dem wackern Schweinhirten Eumäos, der Getreusten einem unter den Wenigen, die ihr und Odysseus noch anhingen. Von freien Stücken mag auch dieser nicht mehr zur Stadt kommen; denn er hört kein freundliches Wort von den Herrin, deren Gemüth so ganz und gar umdüstert ist. Auch mag er den Uebermuth der Freier nicht mit ansehen und die Noth des Hauses, mit dem er von Kind auf verwachsen war. Längst hat er den Glauben an die habsüchtigen Fremdlinge verloren; es widert ihn an, wenn er auf ihre Erzählungen hören soll;

todt ist ihm Odysseus, der Meerfluth zum Raube. Nicht so Penelope. Auch ihr ist der Gedanke an des Gatten Verlust allmählich zur grauenvollen Gewißheit geworden. Aber sie kann sich gleichwohl das schmerzlich süße Verlangen nicht versagen, immer wieder nachzufragen und ihren Klagen aufs neue Luft zu machen. So ruft sie denn auch den Bettler zu sich, in dessen unscheinbarer Gestalt — denn also hatte ihn die Göttin verwandelt — der heimgekehrte Gatte ihr gegenübersitzt. Wie schmilzt die Farbe ihrer Wangen dahin, wie strömen die Thränen, als er ihr in trüglicher Rede erzählt, daß er den Odysseus vor zwanzig Jahren in Kreta bewirthet habe! Wie wächst ihr schmerzliches Sehnen, als er die Kleidung beschreibt, die sie ihm damals mitgegeben; wie steigert sich gerade deßhalb, weil er ihrer Phantasie unmittelbar wie er leibte und lebte gegenübertritt, statt der Hoffnung die Furcht ihn nie wiederzusehen! Nichts hilft es ihm jetzt, daß er mit einem andern Bericht seine baldige Ankunft wahrscheinlich macht, ja bei den höchsten Göttern betheuert! Träfe das ein, o Fremdling, entgegnet sie, wie wollte ich dich beschenken und bewirthen, daß jeder dich glücklich priese! Aber Odysseus kommt nicht mehr. So will ich denn auch ohne dieses dich pflegen, kleiden und speisen. Kurz ist der Menschen Dasein. Den Kargen und Mitleidslosen verflucht man im Leben und höhnt ihm im Tode noch; aber des Wackern Ruhm tragen die Fremdlinge durch die Welt und mancher nennt ihn den Guten. Sie meint, der Bettler habe seine Mähr von des Odysseus naher Heimkehr nur erdacht um der gehofften Gabe willen. Ihr Verstand schenkt der Lügnerin Hoffnung kein Vertrauen mehr. Jüngst hatte sie einen Traum, der Traum war sein eigener Ausleger gewe-

sen, hatte ihr aufs unzweideutigste das nahende Strafgericht vorhersagt. Der Bettler bestätigt die unmittelbar gegebene Deutung. Ach, sagt sie, zweierlei Träume erscheinen den Menschen, nichtige und wahre, und der meine gehört sicherlich zu den ersteren. Die Klugheit verschließt ihr die Augen gerade da, wo eine gewöhnliche Frau sich gläubig hingäbe. Denn eben jetzt sieht sie sich durch die Verhältnisse getrieben zu dem schlimmen Punkt der Entscheidung.

Das Gewebe ihrer Hände ist vollendet; die Freier drängen zur Einlösung des gegebenen Wortes; die Aeltern rathen zur Heirath; der Sohn, erwachsen und männlich, will die Mutter zwar nicht wider Willen aus dem Hause stoßen, aber doch zeigt er sich mitunter unwirsch über die lange Zögerung, welche den Ruin seines schönen Besitzthums zur Folge hat, und sie selbst kann sichs nicht verhehlen, daß durch ihre Schuld sein Haus, dem er nun selbst vorzustehen fähig ist, zu Grunde geht. Sie kann keinen Aufschub in dieser Bedrängniß mehr finden; sie muß sich einem der Freier ergeben. Aber sie vermag es nicht aus Neigung zu wählen; so will sie sich denn als Kampfpreis bestimmen für einen Meisterschuß. Schlaflos durchweint die göttliche Frau auch die Nacht, die dem Kampfspiel vorhergeht, und betet zu Artemis, daß sie ihr den Pfeil in die Brust sende, damit sie hinab komme unter die Erde und den Odysseus schaue und nicht einem schlechteren Manne das Herz erfreue. Dann geht sie des andern Tages hinauf auf den Boden, den verhängnißreichen Bogen herabzuholen. Da sitzt sie und hält laut schluchzend das Bogenbehältniß auf den Knieen, bis sie das Geschoß des Odysseus herausnimmt. Ziemlich unsanft wird sie vor der Mordscene von Telemach in ihr Zimmer

verwiesen, und Athene gießt ihr süßen Schlaf über die Augenlieder, damit der Gräuel ihr erspart bleibt.

Das Strafgericht ist vollzogen, das Haus gereinigt; Jubelnd steigt die alte Euryklela hinauf ins Obergeschoß. Wach auf, liebes Kind, ruft sie der Schlafenden zu, daß du mit eigenen Augen siehst, wonach du tagtäglich Verlangen trägst! Gekommen ist endlich Odysseus in sein Haus und hat die frevlen Freier getödtet. Lieb Mütterchen, erwiedert die Erwachte, die Götter haben dir wohl den Verstand genommen; was spottest du mein in meinem großen Jammer und weckst mich aus dem süßen Schlafe? Noch nie habe ich so sanft geschlafen, seit Odysseus nach dem unseligen Ilios wegging. Als jene aber die Versicherung aufs ernstlichste wiederholt und den Fremdling als den Gemahl bezeichnet, da springt sie aus dem Bette und umarmt die Alte unter hervorstürzenden Freudenthränen. Aber gleich ist die erste Aufwallung vorbei; ihre zögernde Besonnenheit fändet ihr neue Zweifel zu. Wie kann der eine Odysseus alle Freier getödtet haben? Es kam wohl einer der Unsterblichen und bestrafte die Gottlosen. Odysseus hat weit von Achaja den Rückweg verloren sammt dem Leben. Aber die Alte hat ihn ja schon vorher an einer Narbe erkannt; sie hätte ihrs gleich gesagt, doch er hielt ihr den Mund zu. Lieb Mütterchen, entgegnet Penelope, schwer ists, die Rathschlüsse der ewigen Götter zu erforschen, auch wenn man noch so verständig ist. Doch laß uns zu meinem Sohne gehen, daß ich die todten Freier sehe und wer sie getödtet hat.

So steigt sie hinab in den Saal, unschlüssig, ob sie den Fremdling umarmen, oder sich entfernt halten und erst vollkommen überzeugen soll, daß er ihr seit 20 Jahren ab-

wesender Gatte ist. Die letztere Ansicht gewinnt die Oberhand bei der Bedächtigen. Schweigsam setzt sie sich ihm gegenüber an die andere Wand, in der schlechten Kleidung ihn bald erkennend, bald wieder nicht, so daß Telemachos sie eines gefühllosen, steinernen Herzens bezüchtigt. Aber nicht das unscheinbare Gewand allein ists, was ihr den Gatten unkenntlich macht; denn auch nachdem er gebadet und schön gekleidet ihr wieder gegenübertritt; stellt sie ihn mit kluger Ueberlegung auf eine Probe, die kein Mensch als Odysseus bestehen kann. Jetzt erst, nachdem sie aus seinem Munde das untrügliche Zeichen vernommen hat, sind ihr alle, auch die leisesten Zweifel geschwunden; weinend stürzt sie ihm entgegen, schließt die Arme um seinen Nacken und küßt sein Haupt: Zürne mir nicht, Odysseus, spricht sie; du warst ja sonst immer der verständigste unter den Menschen; die Götter brachten uns Unglück; sie mißgönnten es uns, mit einander der Jugend zu genießen und an die Schwelle des Alters zu kommen. Immer schauderte mir das Herz, es möchte ein Fremder hier sein, mich zu bethören; denn zahlreich sind ja die Betrüger. Weinend hielt er die herzeinnehmende verständige Gattin; und wie das Land erfreulich den Schwimmenden erscheint; deren Schiff Poseidon im Meere zerschmetterte — wenige sind nur den Fluthen entkommen, und froh betreten sie die Erde, dem Unheil entronnen; — so war ihr des Gatten Anblick erfreulich, und fest hielt sie um seinen Hals die weißen Arme geschlungen. Eine göttliche Erkennungsscene, wahr und natürlich, wohl motivirt und dem Charakter der treuesten Frau entsprechend, welcher die bewundernde Welt zugleich das Prädicat der klügsten gab. —

Ich habe Ihnen Beispiele der Jugend und der gereiften Lebensjahre gegeben, Beispiele von Liebeslust und Liebesleid, von Kampf und Sieg geprüfter und bewegter Herzen. So vernehmen sie denn noch zum Schluß ein rührendes Exempel aus den Tagen des Alters, wo die eigenen Wünsche längst verstummt, die stürmischen Wogen des Gemüths zur Ruhe gegangen sind, und die verworrenen Bestrebungen der Menschenbrust sich längst abgeklärt haben in reines, stilles, uneigennütziges Wohlwollen. Ein altes Mütterchen ist es, das ich schon öfters genannt, aber zu näherer Beurtheilung aufgespart habe, die treue Dienerin Eurykleia. Gönnen Sie neben Göttinnen, Fürstentöchtern und Königinnen auch der anhänglichen alten Magd ein bescheidenes Plätzchen. Als ein Mädchen in erster Jugendblüthe hatte sie einst Laertes um zwanzig Rinder gekauft und gleich seiner Gattin geehrt, obschon er sich niemals zur Liebe hinreißen ließ aus Furcht vor seinem Weibe. Sie hatte die Kindheit des Odysseus als Amme gepflegt und gewartet, hatte die Sorge für ihres Zöglings eigenen Hausstand getheilt, hatte die alte Anhänglichkeit mit übertragen auf die neue Herrin Penelope. Nun zog sie den lieben Sprößling der zwei theuern Menschen Telemachos auf und trug alle die Sorgen und Qualen mit der Gebieterin während der zwanzigjährigen Abwesenheit des Herrn. So nahten der Guten, ohne daß sie den Reiz eigenen Glückes genossen, die Tage des Alters. Eine Greisin von etwa 65 Jahren, waltet sie vielgeschäftig im Haus um die Zeit jener Katastrophe, welche in der Odyssee erst als langsam drohend, dann als fürchterlich hereinbrechend, zuletzt als glücklich überstanden geschildert wird. Als emsige Schaffnerin ermuntert sie die

Mägde zur Arbeit, daß sie früh Morgens und spät Abends das Haus bestellen, doch leider nur zur Bewirthung übermüthiger Zecher. Sie führt die Schlüssel zu Brot, Wein und Oel, zu Kleidern, Erz und Gold; sie hütet sorgsam die Fässer alten süßen Weines in verborgener Kammer für die Ankunft des Odysseus, und gibt dem Telemach, als er nach Sparta und Pylos reist, neben andern Lebensmitteln auch Vorrath mit von jenem Göttertrank. Die gute Alte ist die einzige Theilnehmerin der Geheimnisse auch des jungen Herrn; denn sie liebte auch ihn am meisten unter den Dienerinnen, weil sie ihn aufgezogen. Wenn er Nachts in sein Schlafgemach ging, pflegte sie ihm mit brennender Fackel zu leuchten; dann hing sie seine Kleider, die er ihr eingehändigt, wohlgeordnet an den Nagel und schloß ihm die Thüre ab. Und so macht er denn auch bei seinem ersten heimlichen Ausfluge die ergebene Dienerin zur Vertrauten. Aber schwören muß sie es ihm, daß sie erst nach 11 oder 12 Tagen — denn bis dahin hofft er bald wiederzukehren — von seiner Reise etwas der ängstlichen Mutter sagen wollte. Penelope erfährt die Sache von andrer Seite. Liebes Kind, sagt Eurykleia zur Klagenden, du magst mich tödten oder leben lassen, ich will dir die Wahrheit sagen; und erzählt ihr nun den Hergang, zugleich mit verständigem Rathe die Zagende beruhigend, Und kein Wort des Verweises geht aus Penelopes Munde. So theilt sie dann natürlich hinwiederum deren Freude mit Innigkeit, als der Jüngling zurückkehrt, und begrüßt ihn mit der Liebe eines mütterlichen Herzens. Unter die rührendsten und ergreifendsten Scenen aber gehört jene, wo sie die erste Person ist, die den Odysseus erkennt. Der Bettler hat die freundlichen Anerbietungen der

Penelope ausgeschlagen. Kostbare Gewänder und Decken gibt er vor, seien ihm verhaßt seit seinem Unglück; so solle denn auch kein Weib ihm die Füße waschen, es sei denn etwa eine alte sorgsame Dienerin, die so viel im Leben erfahren habe als er. Verständigster unter den Fremdlingen, die jemals mein Haus betraten, entgegnet Penelope, ich habe eine solche Alte, eine Frau, die jenen Unglücklichen pflegte und aufzog, nachdem sie ihn als neugeborenes Kind aus den Händen der Mutter empfangen. Steh auf, Eurykleia, wasche den Altersgenossen deines Herrn. Wohl mögen auch des Odysseus Füße und Hände den seinigen gleichen; denn im Unglück altern die Sterblichen gar frühe. Da bedeckte die Alte das Angesicht mit den Händen und sprach das klagende Wort: O mein Sohn, ich kann mir nicht helfen. Warst du doch gottesfürchtiger als alle Menschen, opfertest auserlesene Hekatomben dem Zeus und flehtest, daß es dir vergönnt sein möchte, ein behagliches Alter zu erreichen und deinen herrlichen Sohn aufzuziehen. Und jetzt verhöhnen wohl auch dich die Weiber in der Fremde wie diesen, und du magst dich gleichfalls von ihnen nicht waschen lassen. Aber Fremdling, erlaube, niemals hab' ich einen Mann gesehen, der so sehr wie du an Leib, Stimme und Füßen dem Odysseus glich. Der Bettler bestätigt ihre Bemerkung mit der Versicherung, daß er dasselbe Urtheil auch von andern Leuten vernommen habe. Da nahm die Alte das Becken und goß kaltes Wasser hinein und warmes dazu; Odysseus saß am Herd und wandte sein Gesicht dem Dunkel entgegen. Und siehe — wie sie den Fuß ergriff, ihn zu waschen, da fühlt sie die Schramme, die ihm in der Kindheit einst ein Eber beigebracht hatte. Der Fuß entfällt

ihrer Hand in das Becken, daß es laut erklang und sich überneigte, das Wasser ergießt sich auf den Boden. Freude und Schmerz umnebelten ihr die Sinne, die Augen füllten sich mit Thränen und die Stimme stockte. Dann ergriff sie ihn am Kinn und sprach: Wahrlich du bist Odysseus, liebes Kind, und ich kannte meinen Herrn gar nicht, bis ich ihn ganz betastet hatte. Und eben ist sie daran, die Entdeckung Penelope mitzutheilen, als ihr Odysseus halb beschwörend halb drohend den Mund verschließt. Denn in diesem Augenblick wäre er, hätten ihn die Freier erkannt, unrettbar verloren. Die verständige Alte gelobt und hält unverbrüchliches Stillschweigen.

Den Mord der Freier hört auch sie nur aus der Ferne; denn sie ist während des Getümmels mit den andern Mägden eingesperrt in wohlverschlossener Kammer. Aber kaum ist das Gemetzel vorüber, so läßt Odysseus sie rufen. Da steht er denn mitten unter den Leichnamen, blutbefleckt und bespritzt bis an Brust und Wange, wie ein Löwe, der ein Rind zerfleischt hat, ein grausiger Anblick. Der Satz mag hart klingen, aber wahr bleibt es und durch tausendfache Erfahrung bestätigt: Frauen sind in der Rache grausamer als Männer; dasselbe Herz, das sich warm und weich der Liebe anschmiegt, ist fähig sich im Haß zu Stein zu verhärten, zumal im Alter. Der große Seelenmaler Homer, wie läßt er Eurykleia dieser unerwarteten Schauerscene gegenübertreten? Laut aufjauchzen läßt er sie beim Anschauen des großen Ereignisses, so daß der besonnene Odysseus ihr den Jubel verweist mit den treffenden Worten: Freue dich im H e r z e n und halt' an mit dem Jubel! Sünde ists über todte Männer frohlocken. Diese bezwang der Götter Ver-

hängniß und die eigne Bosheit! Und nun fordert er sie auf, die schamlosen Frevlerinnen unter den ihr untergebenen Mägden zu nennen, wozu sie schon unaufgefordert sich gleich anfangs bereit erklärt hatte, um ihr Rachegefühl zu befriedigen an den Frechen und Widerspenstigen. Das Haus ist gereinigt von Sünde und Unthat, von Mord und Blut; die menschliche Stimme reiner Freude kann wiederkehren; nun eilt sie hinauf, die Herrin zu rufen und ihr mit berechtigtem Entzücken als glückliche erste Botin zu sagen, was da alles geschehen ist.

Ich habe es versucht, v. Z., in diesen Frauenbildern eine alte längst versunkene Welt in möglichst getreuer Darstellung wieder theilweise zu beleben. Viele der Scenen und Charaktere waren Ihnen ohne Zweifel schon liebe Bekannte aus der Jugendzeit. Denn die Personen Homers haben sich ein unsterbliches Leben auf Erden gesichert, nicht als irre Schatten, sondern als sichere, wohlberechtigte Bürger und Bürgerinnen. Aber mag ich auch des Neuen in meinen beiden Vorträgen gar nichts beigebracht haben — denn das klassische Alterthum und insonderheit Homer ist tüchtig durchgearbeitet von den Gelehrten —, so tröstet mich der eine Gewinn: ich habe Ihnen wieder nahe geführt die Erinnerung an die schöne Hellenenwelt, an eine Culturepoche, welche dem Gedächtniß und der Phantasie der Zeitgenossen immer von neuem zurückzurufen eine heilige Pflicht aller derer ist, denen es wie mir zur Lebensaufgabe geworden, neben den materiellen oder geistlichen Bestrebungen der Gegenwart, der einfachen Menschlichkeit, welche als Endziel aller Bildung unsere größten Geister bezeichnet haben, ihr schwer erworbenes, vielfach bedrohtes, heutzutage weniger als jemals anerkanntes Besitzthum zu vertheidigen.

Ueber den gälischen Dichter Ossian.

Von

Dr. Lösch.

Verehrteste!

Einen Dichter habe ich mir vorgenommen, heute vor Ihnen vorzuführen, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit einer Bewunderung und Begeisterung aufgenommen worden ist, die an das Fabelhafte grenzt und der in unsern Tagen fast vergessen ist, auf den man mit Geringschätzung herabsiehet und den man selbst ins Reich der Fabeln, ja ins Gebiet des literarischen Betrugs zu verweisen geneigt ist. Es ist der alte gälische Dichter Ossian. Als derselbe durch die Makpherson'sche Bearbeitung bekannt wurde, wurde er nicht nur in fast alle europäischen Sprachen übersetzt, sondern selbst Männer wie Herder nnd Göthe gaben sich dem Studium desselben mit Begeisterung hin und übersetzten, jener in seinen Leiden des jungen Werther und dieser in seinen Volksliedern und in seiner Schrift vom Geiste der hebräischen Poesie, mehrere Stellen aus demselben. So groß war die Bewunderung, daß man glaubte, einen zweiten Homer aufgefunden zu haben und sich in weitläuftige, aber unnütze

Vergleichungen beider Dichter einließ, ja daß manche z. B. Klopstock nicht abgeneigt waren, dem letztern die Palme vor jenem zuzuerkennen; wie er in der Ode „Unsere Sprache" sagt:

> Die Vergessenheit umhüllt, o Ossian, auch dich!
> dich hoben sie hervor, und du stehest nun da,
> gleichest dich dem Griechen, trotzest ihm
> und fragst, ob wie du er entflamme den Gesang?

Der allzugroßen Bewunderung folgte nach und nach die ruhigere Betrachtung, die kritische Untersuchung, die wegwerfende Verurtheilung, ja die dreiste Behauptung, daß der ganze Ossian nichts weiter sei, als ein betrügerisches Machwerk von Makpherson.

In dem grellsten Gegensatz zu der eben angeführten Stelle bei Klopstock stehet, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, das Urtheil Zimmermanns in seinem neuesten Werke über den Begriff des Epos, wo er pag. 96 sagt: „Wir würden hier auch Ossians gedenken, wenn es sich überhaupt verlohnte, der Charakterlosigkeit jener Gesänge, welche man jetzt ziemlich allgemein für unächt erkannt hat, Rücksicht zu schenken." Also selbst der Erwähnung scheint er diesem Gelehrten nicht einmal werth.

Wir wollen, was aus den widersprechenden Behauptungen als das Wahre sich herauszustellen scheint, in möglicher Kürze zusammenfassen.

Die Gälen in Hochschottland gehörten dem celtischen Volksstamme an, der hier, wie anderwärts das Schicksal hatte, (nachdem er durch innerliche Partheikämpfe sich geschwächt hatte), auswärtigen Feinden zu erliegen. Unter diesem Volke war, wie nicht leicht unter einem andern, die Poesie heimisch und das Bardenthum scheint unter ihm vor-

zugsweise ausgebildet gewesen zu sein. Die Ueberreste des Volkes flüchteten sich vor ihren Drängern in Berge und Thäler und hielten mit bewundernswürdiger Zähigkeit an ihren Sitten, ihrer Sprache und ihren Erinnerungen fest, und nachdem längst ihre Selbstständigkeit aufgehört hatte, lebten noch die Barden unter ihnen fort, bewahrten in ihren Liedern die alten Erinnerungen, oder besangen den Verfall und den Untergang ihres Reiches. So wars im Fürstenthum Wales in England, aus dessen Ueberresten bardischer Poesie erst kürzlich Hersart de la Villemarqué in Paris eine Sammlung bredonischer Bardenlieder aus dem sechsten Jahrhundert herausgegeben hat; so wars in Irland, so in Schottland.

Daß in Hochschottland uralte Gesänge im Munde des Volkes fortleben, war eine längst bekannte und von keinem bestrittene Wahrheit. Aber sie blieben dem größeren Publikum ein gänzlich verschlossener Schatz, bis, nachdem Stone und Pope einige wenige Mittheilungen gemacht hatten, Makpherson im J. 1760 eine kleinere Sammlung der sogenannten Ossian'schen Gesänge herausgegeben hat, dann zu den Bergschotten reiste, 1762 eine größere und 1765 die ganze Sammlung der Ossian'schen Lieder in englischer Uebersetzung herausgab.

Der Zeitpunkt, in welchem sie erschienen, konnte nicht günstiger sein, als er wirklich war. Damals hatte die seltsame Idee des französischen Gelehrten Rousseau einer ziemlich allgemeinen Anerkennung sich zu erfreuen, daß der Mensch durch die Fortschritte der Cultur sich verschlechtert habe, daß er, je näher dem ursprünglichen Naturzustande, auch um so besser und sittlich reiner sei; und siehe, in den

ossian'schen Dichtungen erhielt man mit einem Male den Naturmenschen und zwar in so verklärter Gestalt, daß das philosophische Problem in der Wirklichkeit gelöst schien. Man konnte sichs zwar nicht verhehlen, daß hier die Weichheit und Sentimentalität bis an die letzte Grenze hinstreife, daß alles in ziemlich nebelhaften Bildern auftrete und vorüberschreite, daß der Dichter selten, ja fast nie ins volle kräftige und markige Leben eingehe, daß eine unendliche Monotonie durch das Ganze sich hindurchziehe. Aber war es anders mit den letzten Ausläufern der provenzalischen, anders mit der ganzen Schäferpoesie, anders mit den bewunderten Geßnerischen Idyllen, anders in der angestaunten Klopstock'schen Messiade? Hiezu kam noch, daß Makpherson absichtlich sein Original zu verfeinern, zu veredeln, mit schwülstigen Redensarten nach dem verdorbenen Geschmack seiner Zeit auszustaffiren wußte und es seinem Zeitalter noch mundgerechter machte. Ganz besonders aber trug zu der allgemeinen Bewunderung, mit welcher diese Gedichte aufgenommen wurden, noch das hohe Alterthum bei, das man ihnen beilegte. Der Hauptheld des Gedichtes ist der irländische Fürst nnd Held Finn, welchen die Schotten Fingal, d. h. Finn, den Fremden, den Ausländer nannten und die Dichtungen trugen alle den Namen seines Sohnes, des Ossian, als Verfassers an der Stirne. Da nun dieser Finn, der Irländer, nach den irischen Annalen im Jahre 282 nach Christo starb; so stand die Rechnung fest, daß man wundervolle epische Gedichte aus dem dritten Jahrhundert vor sich habe, ja es ließ sich sogar die abentheuerliche Vermuthung aufstellen, das Fingals Feinde die Römer gewesen seien und unter andern Carakul, der König der Schilde, oder wie ihn

die Makpherson'sche Uebersetzung nennt, der König der Welt, kein anderer als der Römer Carakalla gewesen sei. Makpherson hatte weder kritisch genug gesichtet, noch treu genug, was er aufgefunden, wiedergegeben, vielmehr das Vereinzelte willkührlich verbunden, Lücken aus eigener Erfindung ausgefüllt, Härten in der Sprache und Darstellung gemildert und das ursprüngliche Sylbenmaas verwischt und um seinen Landsleuten den Ruhm, einen Fingal und Ossian zu besitzen, ausschließend zuzuwenden, von der Finns Sage in Irland gänzlich Umgang genommen. Im Bewußtsein solcher Willkührlichkeiten und Täuschungen verweigerte er beharrlich die oft geforderte Herausgabe der Originale, ja es scheint sogar, daß er sie absichtlich vernichtet hat. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß bald Zweifel laut wurden und Gegner auftraten, welche das Alter, die Originalität, ja zuletzt gar die Aechtheit dieser Gedichte bekämpften. Unter diesen Gegnern stehen Johnson, Shaw, Laing, später auch Walter Scott mit oben an. Ihnen hatte sich früher schon in Deutschland Adelung angeschlossen. So weit aber freilich hätte man nicht gehen sollen, wie es unter andern Stuhr (siehe die allgemeine Zeitschrift für Geschichte von Schmidt, III. Jahrgang, 5. Band) und die geistreiche Uebersetzerin der Servenlieder, Frl. von Jakob, nun verheirathete Robinson, unter dem angenommenen Namen Talvi, in einem eigenen Broschürchen, das 1849 erschienen ist, gethan haben, den Makpherson selbst für den Verfasser des Ossian zu erklären. Die von der Edinburger Alterthumsgesellschaft im Jahr 1797 niedergesetzte Commission, die sich einer sorgfältigen mehrjährigen Untersuchung der Sache hingab, konnte wenigstens ihm nichts weiter, als eine willkühr-

liche, nicht zu rechtfertigende Freiheit in der Bearbeitung zur Last legen und die vielen später entstandenen Sammlungen von ossian'schen Originalien von Clarke, von John Smith, Baron Harold, Makferlan und besonders von Makgregor, widerlegen jene allzudreiste Beschuldigung zur vollen Genüge. Dieser Makgregor hat ein Jahr später, als die Schrift der Talvi erschienen ist, unter dem Patronat der Londoner Hochlandsgesellschaft eine wörtliche Uebersetzung des gälischen Originals im ursprünglichen Sylbenmaas herausgegeben, in welcher freilich auch die Hyperromantik und der Bombast der Macpherson'schen Bearbeitung verschwindet, durch welche aber Angriffe, wie die der Talvi, zu nichte gemacht worden sind. (Siehe allgemeine Zeitung 1841, Beilage zum 30. Nov. Nr. 334. pag. 2666.)

Der Beweis, daß die ossian'schen Gedichte nicht aus dem 3. Jahrhundert stammen, war leicht zu führen. Damals war weder das öffentliche noch häusliche Leben, weder die Schifffahrt noch das Kriegswesen so ausgebildet, wie es hier erscheint. Burgen, die hier auftreten, sucht man vergebens und die Zartheit der Empfindungen und die Feinheit der Sitte, die so wohlthuend in diesen Dichtungen anspricht, kann gleichfalls in jenem barbarischen Zeitalter nicht angenommen werden. Den unwidersprechlichsten Beweis für eine spätere Verabfassung liefert indeß die Sprache, die von den wenigen Ueberresten aus der ältesten Zeit gänzlich verschieden ist, Worte und Wortfügungen enthält, für welche die Nation damals noch keine Begriffe hatte und die sie erst aus späterer Bekanntschaft mit anderen Völkern gewinnen konnte. Welches ist denn nun aber die Zeit ihrer Verabfassung? Chalmers, im 4. Band seiner Caledonia, will sie

ins 13. und 14. Jahrhundert versetzen und Heinrich Döring in Ersch und Grubers Encyklopädie nimmt das 10. Jahrhundert an. — Wir glauben, daß nicht übersehen werden darf, daß solche Gedichte von Mund zu Mund, von Generation zu Generation sich fortpflanzten und erweiterten, und daß daher die erste und ursprüngliche Verabfassung vieler dieser Gedichte wohl noch in eine frühere Periode, als in das zehnte Jahrhundert fallen kann, ihre weitere Ausbildung und ihre Vollendung in der gegenwärtigen Gestalt dagegen gewiß noch in eine bedeutend spätere Zeit, als das 13. und 14. Jahrhundert fällt. — Wir können dafür einen sehr gewichtigen Gewährsmann anführen, nämlich Friedrich Schlegel, welcher im 10. Bande seiner Werke sagt: „So wenig auch hier eine innere historische Unwahrscheinlichkeit gegen das Ganze streitet, so kann es doch auch leicht geschehen sein, daß von diesen Begebenheiten und Liedern manches an die Haupthandlung, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, hinzugedichtet worden, nicht blos das Spätere, sondern auch Aelteres. In der Poesie sind die Väter oft jünger als die Söhne. Ist eine berühmte That, ein großer Held der Sage einmal gegeben und im Gesange beliebt geworden; so werden ihm von spätern Sängern und Barden leicht Gefährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Väter und oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugesellt und es wird an dem ersten Gedichte immer mehr fortgedichtet. Derselbe sich an das Gegebene anschliessende und nachahmende Bildungstrieb, der sich in Zeiten der künstlichen Poesie durch die Nachbildung alter Formen und Manieren äußert, wirft sich in den ältern Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter entwickelnd und fort-

spinnend, oft noch lange, nachdem der ursprüngliche Geist verflogen, die erste Kraft schon erloschen ist."

Doch, es ist hier der Ort nicht, dergleichen kritische Untersuchungen weiter zu verfolgen; ich muß mich vielmehr entschuldigen, so weit gegangen zu sein. Meine Absicht ist, über den Ossian, wie wir ihn überkommen haben, ein kurzes Referat zu liefern und Inhalt, Geist und Charakter des Ganzen vor den verehrten Anwesenden auseinanderzusetzen.

Zuerst ein kurzes Wort über das Metrum und über die Uebersetzungen, die wir benützen werden.

Die Ossian'schen Dichtungen sind in metrischer Form gedichtet, doch haben sie weder Reim, noch ein festes, nach Sylben abgezähltes, Versmaas. Das durchgängig festgehaltene Gesetz des Metrums ist, daß ieder Vers zwei Hebungen hat. Will man überhaupt auf unsere Sylbenmaaße hinweisen, so herrschen die Dactyle vor, an deren Stelle Trochäen oder Spondäen stehen können. Die Kürze des Ausdrucks im Gälischen, und die große Anzahl langer Sylben erschweren dem deutschen Uebersetzer, welcher das Original wörtlich geben will, sein Geschäft ungemein. Makpherson übersetzte das Meiste in Prosa. Makgregor giebt die Originale in ihrem ursprünglichen Metrum. Dieselbe Freiheit, wie Makpherson, haben sich viele deutsche Uebersetzer genommen, wie Göthe und Schubart; die meisten andern übersetzen metrisch. Mir standen vorerst die Uebersetzungen von Herder, Schröder und Böttger zu Gebot; sie halten sich nicht streng an die ursprüngliche Form und geben das Original in fließenderen Versen; was besonders bei Schröder der Fall ist. Ich werde deßhalb die mitzutheilenden Stellen größtentheils aus ihm wählen, weil die strengere

Form beim blosen Anhören gar leicht unverständlich wird. Es standen mir aber auch von dieser Form zu Gebote die Uebersetzungen von Rhode und Ahlwardt. Letzterer ist der getreuste Uebersetzer, aber eben deßwegen auch der schwerfälligere; so daß unter seiner wörtlichen Treue gerade das Weiche und das Gefühl Ansprechende des Originals verloren geht. Wir werden auch von diesen Uebersetzungen einige Proben geben, um so viel möglich, Allen zu genügen. Wo die Uebersetzung eine andere ist, als die Schröder'sche werden wir es ausdrücklich sagen.

Nun zum Inhalt!

Es liegt ein wundervoller Zauber in diesen Dichtungen, in ihrer Einfachheit, ihrer Gemüthlichkeit, ihrem Gefühlsreichthum. Sie gehören einem ganz eigenthümlichen Kreise von Vorstellungen, von Bestrebungen, von Naturanschauungen, von religiösen, häuslichen und staatlichen Verhältnissen an. Die Völker, in welche uns Ossian versetzt, haben die allereinfachsten Verfassungen. Sie waren in Stämme getheilt, deren jeder ein eigenes Oberhaupt oder einen Fürsten hatte; diese standen wieder unter einem Könige, dessen Herrschaft jedoch sich nur auf die Zusammenberufung zum Kriege und auf die Anführung in demselben beschränkte. Von einer Gesetzgebung, einer Verwaltung, einer Rechtspflege vernehmen wir in allen ossian. Dichtungen nichts. Gewaltthaten, Entführungen, ungerechte Ermordungen werden durch Krieg und Kampf, am öftesten im Zweikampf bestraft und entschieden. Ich erinnere mich nur ein einziges Beispiel gefunden zu haben, wo die Austheilung der Beute der schiedsrichterlichen Entscheidung des Fürsten überlassen wird; und selbst da vermag die schiedsrichterliche Ent-

scheidung nichts. Denn nachdem die ganze Theilung friedlich vollbracht worden ist, entsteht noch ganz am Ende über einen Stier ein Streit, der durch Zweikampf entschieden werden muß.

Alle ossian. Lieder haben nur einen doppelten Gegenstand, den sie besingen — den Krieg und die Liebe; wobei freilich nicht selten auch Schilderungen von Jagden und von Trinkgelagen mit unterlaufen. Die hauptsächlichste, man möchte sagen, fast einzige Tugend ist die Tapferkeit, wobei denn wieder der Heere und der Massen selbst nur vorübergehend gedacht, alles der persönlichen Tapferkeit der hervorragendsten Führer beigemessen wird. Unter ihnen stehet Fingal oben an. Der Dichter schildert ihn als den einzigen, unerreichbaren Helden, der in jeder, sowohl heroischen als sanften, Tugend alle seine Zeitgenossen übertraf.

Muth ist des Helden unerlaßliche Pflicht. Er darf vor keinem Feinde, vor keiner Macht an Zahl weit überlegener Heere erschrecken. In der Schlacht zurückgewichen zu sein, ist Schande, über welche die Besiegten tief trauern. Frieden anzutragen, ehe die Schlacht geschlagen ist, wird für ehrlos gehalten; Unterwerfung zu bieten, ehe alles verloren ist, nicht minder. Sogar vor einem Meersturm geflohen zu sein, achtete Kormar für Schande und er stürmte wieder hinaus in die tobenden Fluthen, mit dem Geist des Sturmes selbst zu kämpfen. So heißt im dritten Gesang von Fingal:

Von Cormar entsprießt mein Geschlecht;
ihm war Wonne der Sturm auf der Fluth.
Sein schwarzes schnelles Schiff
flog auf Flügeln des Windes durch das Meer.

Einst tobt' ein Geist durch die Nacht.
Hoch schwillt das Meer, die Klippe hallt,
Sturm jagt die Wolken, es flammen
Blitze durch die schäumenden Wogen;
Da packt ihn Angst, er floh ans Land.
Aber beschämt, daß Furcht ihn gepackt,
stürmt er rastlos wieder in's Meer
und sucht den furchtbaren Geist.
Es leiteten das Schiff drei Jünglinge,
er aber schwang das Schwert in seiner Hand;
das Dunstbild sucht er auf mit seinem Schwert,
er sucht den Nachtgeist mit dem Schwerte
und nahet sich dem Schemen an das Haupt.
Des Windes finstrer Sohn verließ die Luft;
und Mond und Sterne glänzten wieder hell.

Darum schmerzt es die Helden, wenn sie einen schwachen Feind sich gegenüber erblicken; sie wollen einen starken Gegner, denn mit Schwachen zu kämpfen, bringt keinen Ruhm. So ruft Fingal im dritten Gesang von Temora:

Es glänzt ein Freudenstrahl in meine Seele,
denn stark erblick ich meinen Feind vor mir.
Wenn schwach er ist, dann hört man Fingals Seufzer;
Zuletzt ist ruhmlos wohl sein Ende noch
und Dunkelheit wohnt um sein Grab herum.

Es ist feststehender Grundsatz:

Immer fleucht vor dem Schwert die Gefahr;
dem Kühnen nur folget der Sieg. (nach Ahlwardt.)

Daher gefällt sich auch der Dichter am besten in der Schilderung der Helden.

So wird in dem Gedichte Temora Fingal beschrieben, als er zur Schlacht geht:

Laut vom bemoosten Mora strömte nun
das Heer herab mit ausgebehnten Flügeln.

Es leitete sein Volk der König Morvens;
Hoch weht auf seinem Helm der Adlerfittig,
von seinen Schultern flatterte sein Haar,
Dem Donner glichen seine mächt'gen Schritte.
Oft stand er still und blickte hinterwärts
und sah umher den Glanz der Waffen rollen.
Der König schien ein hoher Fels zu sein,
der überm Eise grau empor sich hebt.
Hoch in dem Winde brausen seine Wälder,
von seinem Gipfel rinnen breite Ströme,
und spritzen ihren Schaum dem Sturm entgegen.

In der Beschreibung und Schilderung von Heldenthaten übernimmt sich aber auch der Dichter gar gerne. Seine Fürsten, die durch das Schlagen an ihren Schild das Zeichen zum Angriff geben, dann aber am Anfang der Schlachten auf einen Hügel sich zurückziehen und blos die allgemeine Leitung übernehmen, und erst, wenn das Gefecht allgemeiner, und die Entscheidung zweifelhaft wird, sich selbst in dem dichtesten Kampf mischen und durch ihre persönliche Tapferkeit den Sieg entscheiden — ich sage, diese Fürsten erlegen in einer einzigen Schlacht mit selbst eigener hoher Hand Hunderte, ja Tausende, von ihrem Fußtritt erdröhnt die Erde, vor dem Stampfen desselben stürzen Felsen zusammen, die Streiche ihrer Schwerter fallen, wie die Hämmer in Feueressen, mit dem Blick ihres Auges scheuchen sie Heere, und dergl. mehr. Als Probe wollen wir aus dem fünften Gesang von Fingal den persönl. Kampf des Fingal mit dem König von Luchlin, worunter Norwegen oder Jütland zu verstehen ist nach der Uebersetzung von Ahlwardt geben.

Wer ist der Finstere dort auf der Höh'
im dumpfen Donner seines Laufs?

> Wer ist's, als Starnos Sohn, (d. h. Swaran)
> suchend den Helden von Morven? (Fingal nämlich)
> Schaue der Beiden Tapferen Kampf,
> ähnlich dem Tosen des wogenden Meers,
> wann zwei Geister sich treffen im Wind,
> wildkämpfend, wer obsiege der Fluth. —
> Furchtbar donnert das Waffengetös;
> wild fällt der Streiche Gewalt,
> hundert Hämmern gleich, die hoch
> über dem funkelnden Ambos sich schwingen.
> Fürchterlich kämpfen die Herrscher,
> ihr Blick ist entsetzlich im Streit.
> Unter den Streichen zerspalten die Schilde,
> ihre Schwerter zerspringen am Stahl.
> Hinschleudernd die Waffen ins Feld
> packten rasch die Helden sich.
> Jeder Arm, starksehnig, groß,
> schlang um den Rücken des Andern sich fest.
> Sie drehn sich von Seite zu Seite,
> spreitend die stämmigen Füß' in den Sand.
> Als sich der Kräfte Stolz erhob,
> zitterten ihren Fersen die Höhn,
> Felsen taumelten von ihrem Orte
> und Bäume stürzten dem Ringen der Helden.
> Am End' erlag der Sohn des Meeres
> und Swaran ergab sich der Starke.

So kräftig wie ihr Arm ist aber auch die Stimme der Helden in den Schlachten.

Der König Lochlins spricht zu Trenmor

> und deine Stimme war den Stimmen gleich,
> von Tausenden, die sich im Kampfe mischen.

und von Fingal heißts:

> Und bei dem Stein des Lubar stand der König.
> Dreimal erhob er seine Schreckensstimme —
> An Kromla's Quellen sprang empor das Wild,
> auf allen Hügeln zitterten die Felsen.

Wie das Geräusch von hundert Bergesströmen,
wenn es mit Wuth hervorbricht, schäumt und braust,
wie Wolken, die zum Sturme sich vereinen
auf heitern Himmels blauer Oberfläche;
so traf des Königs schreckensvolle Stimme
rings um ihn her der Wüste muth'ge Söhne

Aber diese furchtbaren und grimmigen Helden in Schlachten sind sanft und milde im Frieden, beim Gastmahl, beim Schmause:

Erschrecklich bist, o König Morvens, du

spricht Frothal im Gedicht Karrikthura

erschrecklich bist, o König Morvens, du
im Kampf der Speere; doch im stillen Frieden
bist du der Sonne gleich, wenn sie durch Schauer
des milden Regens auf die Fluren blickt;
vor ihr erhebt die Blum' ihr schönes Haupt,
der leise Wind bewegt die sanften Schwingen.

Ein zermalmender Fels dem Feinde, fühlen sie sich berufen, den Unschuldigen zu schützen, den Schwachen zu schonen, dem Verlassenen beizustehen.

Denn wenn die Fürsten stark im Kriege sind,
dann werden im Gesange sie erhoben;
doch schwingen ob dem Schwachen sie das Schwert,
beflecket ihre Wehr unschuldig Blut,
dann soll der Barde sie im Lied vergessen,
und unbekannt soll dann ihr Grabmal bleiben.
Ein Fremdling kommt dann wohl und bauet dort
und wühlet in der aufgehäuften Erde;
da findet er ein halbverrostet Schwert,
neigt sich verwundert drüber hin und sagt:
»die Waff' ist dies von Fürsten alter Zeiten,
doch lebt ihr Name nicht in dem Gesang.«

Schlachtenruhm galt über Alles und doch ermahnt Fingal seinen Enkel Oskar zur Fiedensliebe:

> So suche niemals auf dem wilden Kampf,
> Doch meid ihn nicht, wird er dir angeboten.

oder an einer andern Stelle, nach Döring in Ersch und Grubers Enzyklopädie.

> Den Ahnen sei gleich auch du;
> sie schlugen voll Jugend die Schlacht,
> sie leben im Bardengesang.
> Mächtigen sei du ein Strom,
> Den Schwachen in Waffen so sanft,
> als auf der Aue Frühlingshauch.
> So war Trenmor der Schild,
> und Thratal der Führer Haupt;
> so auch meine Thaten auf Höhn.
> Ich stand den Bedrängten zur Seite,
> kühn machte den Schwachen mein Schild.

Besonders rührend ist ihre Großmuth und Milde gegen den überwundenen Feind. So spricht Fingal im 8. Gesang der Temora zu Kathmor, der verwundet niedergesunken ist:

> — — So komm zu meinem Hügel,
> wo Feste winken. Auch die Mächt'gen fallen.
> Ich bin kein Feuer dem gefallnen Feinde
> Und mich erfreuet nicht der Tapfern Sturz.
> Mir kommt es zu, die Wunden dir zu schließen:
> des Hügels Kräuter sind mir wohl bekannt;
> oft pflückt' ich auf der Höh die schönen Häupter,
> wenn an geheimem Strom sie leise wogten.
> Doch du bist traurig und versenkt in Stille,
> gastfreier König von dem schönen Atha.

Ganz in ähnlicher Weise benimmt er sich gegen den überwundenen und gefangenen Swaran. Er übergibt ihn

seinem Sohne Ossian, um ihn zu trösten (nach Döring in Ersch und Grubers Enzkl.).

Bewachet den König der Meerfluth;
Der Held ist tapfer und stark,
wie Brandung, die den Strand bestürmt.
Sein Arm ist nicht schwach in der Feldschlacht,
sein Stamm ist aus altem Geschlecht;
Scheuchet hinweg ihm den Gram.

Er beruhigt ihn selber:

Wirf hinter dich den Schmerz;
berühmt auch sind die Besiegten,
Wenn tapfer sie den Feind bestehen.
Sie gleichen der Sonn im Gewölk,
die oft sich im Sommer verhüllt,
um wieder zu beglänzen die Höhn.

Er ziehet ihn mit zum Feste der Muscheln, damit die Bardenlieder ihn aufrichten:

Auf, Ullin, den Friedensgesang! — —
Hundert Harfen hieher auf die Höh,
zur Freude des Herrschers der Fluth!
Nicht traurig verlaß er das Land;
keiner schied noch voll Gram von mir.

Ja er schenkt ihm die Freiheit und entläßt ihn in Frieden mit dem Versprechen, nie wieder die Waffen gegen Morven zu führen.

Ein seltsamer, öfter wiederkehrender Zug ist der, daß man sogar, wenn die Feldschlacht durch die Nacht unterbrochen wird, ein Gastmahl veranstaltet und die feindlichen Heerführer dazu einladt, so daß die friedlich mit einander schmausen, welche morgen auf Tod und Leben sich bekämpfen. Ein edelmüthig gesinnter Feind nimmt eine solche Ehre an; ein tückischer und übermüthiger schlägt sie aus.

Außer den Helden spielen in den ossian. Dichtungen die Barden eine Hauptrolle; sie waren großentheils selbst Fürsten und gleich berühmt auf der Harfe, wie durch ihr Schwert. Es gab aber auch Barden von Profession, mit pristerlicher Würde bekleidet. Jeder Fürst hatte an seinem Hofe mehrere derselben, ja der Dichter nimmt auch hier den Mund etwas voll und spricht bei jeder Gelegenheit von hundert Harfen, die in der Halle aufgehangen sind, von hundert Barden, die ihre Lieder anstimmten. Sie verschönerten die Feste und Trinkgelage; sie wurden zu Gesandtschaften aller Art gebraucht, zogen mit in die Schlachten, gaben durch ihren Gesang das Zeichen zum Angriff, ermuthigten die wankenden Heere, stimmten nach glücklich beendigtem Kampfe die Siegeslieder an und sangen den Ruhm der in der Schlacht Gefallenen. In ihren Liedern fortzuleben ist des Jünglings Sehnsucht und des Mannes höchste Würde. Uebrigens geben die fast überall eingestreuten Bardenlieder den Dichtungen eine gewisse Monotonie und Breite und das um so mehr, als ihre Lieder immer entweder ziemlich inhaltleere lyrische Ergüsse, oder Heldensagen und Liebesgeschichten sind, die als Episoden in so reichem Maaße die eigentliche Erzählung unterbrechen, daß der Leser Mühe hat, vor lauter Episoden den Faden der Haupthandlung festzuhalten. Nachdem die Helden längst ausgestorben waren und das Geschlecht in trauriger Abhängigkeit und Knechtschaft lebte, bestanden die Barden noch fort und besangen der Vorzeit Thaten; sie konnten es aber nicht anders, als mit tiefer Wehmuth, mit schmerzlicher Vergleichung mit der traurigen Gegenwart thun; was den sämmtlichen ossian. Dichtungen den ihnen eigenthümlichen wehmüthigen und melancholischen Cha-

rakter einhaucht. „Traurigkeit ist der ewige Grundton aller bardischen Poesie; sie ist dem besiegten Volke eigenthümlich. Ein unglückliches Volk wendet den letzten Athem dazu an, seine Erinnerungen zu bekränzen und sich selbst sein Unglück zu erzählen" (Bl. f. literar. Unterh. 1852 p. 547). Offenbar stammt die Verabfassung oder doch die letzte Bearbeitung der meisten Ossianslieder aus dieser spätern Zeit und Ossians Name ist ihnen gleichsam nur, als der des allgemeinen Repräsentanten des Bardenthums vorgesetzt. Da ihm alle Klagen des unterdrückten Volkes in den Mund gelegt werden, so bildete sich allmählich die Sage von dem entthronten, in der Niedrigkeit umherirrenden Fürsten, von dem blinden Barden, der den Untergang seines ganzen Geschlechtes und den Fall seines Volkes mit angesehen und wie eine Ruine alter Zeiten übrig geblieben ist, um von ihrer untergegangenen Herrlichkeit traurige Kunde zu geben. Offenbar gewannen die Dichtungen in solcher Einkleidung einen noch höheren Reiz und die große Begeisterung, mit welcher sie aufgenommen wurden, gründete sich zum Theil mit auf die Theilnahme, welche man dem Ossian als einer wahrhaft historischen Person nicht versagen konnte. Diese wehmuthsvollen Klagen des fabelhaften Ossian kehren am öftesten in dem Gedichte Fingal wieder und ergreifen, auch wenn man ihnen die geschichtliche Wahrheit abstreift, dennoch mit unwiderstehlichem Zauber. So z. B. am Schluß des dritten Gesangs, nach Ahlwardt.

Oftmals hab' ich gefochten, gesiegt
in Schlachten, verfolget den Feind.
Nun blind, in Thränen und matt,
wandle ich unter dem schwachen Geschlecht.

Nie, großer Fingal, seh ich dich,
nie dich, nie deine Helden mehr.
Das Reh beweidet dein Grab,
Fürst Morvens, auf grünender Höh.
Dein Lob erfreue den Geist dir,
du des Siegs und der Tapfern Fürst,
auf Kohna's felsigen Höhn.

So im 4. Gesang Nr. 71.

Hätte mir damals jemand gesagt,
o liebliches Mädchen, wenn ich zur Schlacht gieng,
ich würde einst verloren, einsam und blind
die Nacht durchtrauern — stark müßte
sein Panzer und unüberwindlich sein Arm
im Kampf gewesen sein!

nämlich um einen solchen Gedanken nur ertragen zu können. Oder Nr. 406.

Traurig bin ich, verloren und blind,
nicht mehr der Gefährte der Helden!
Gieb liebliches Mädchen,
gieb mir deine Thränen! denn ich habe
die Gräber all meiner Freunde gesehn!

Und am Schluß Nr. 465.

Konnal, rede nicht mehr von Waffen,
denn mein Ruhm ist dahin!
Meine Seufzer sollen die Winde
des Kromla beladen, bis mein Fußtritt
aufhört, sichtbar zu sein.
Und du, weißbusige Bragela, traure
über den Fall meines Ruhms;
denn überwunden — kehr ich nimmer
zu dir, du Lichtstrahl meiner Liebe.

Verlassen wir die grauen Barden und gehen über zum schönen Geschlechte. Es wird viel und oft gepriesen, denn

diese muthigen Schlachtenmänner und Schwerthelden waren nichts weniger, als unempfänglich für die zarten Regungen der Liebe. Theils berichten sie selbst bei den Gastmählern von ihrem Liebesglück, theils berichten die Barden in ihren Gesängen diese oder jene merkwürdige Liebesgeschichte. Glücklicher Weise sind alle ossian'schen Mädchen und Frauen edel, liebenswürdig und reizend; man findet nichts von buhlerischer Leichtfertigkeit oder strafbarer Untreue, nichts von herrischen Müttern, nichts von zänkischen Frauen, nichts von bösen Stief- oder Schwiegermüttern, nichts von Selbstsucht oder Hochmuth, nichts von einer tadelnswerthen Einmischung in die Angelegenheiten der Männer. Aber so liebenswürdig und reizend auch Ossian die Frauen und Jungfrauen findet, so klein ist doch der Kreis seiner Aufmerksamkeit und seiner Beobachtungsgabe. Die körperlichen Reize erblickt er ausschließend in der weißen Farbe der Hände und Arme, in der Form und Weiße der Brust, in der blauen Farbe und dem Glanz der Augen und in der schwarzen Farbe und der Fülle des Haares. Damit hat er das ganze Gebiet seiner Beobachtungen erschöpft. Dagegen von den übrigen der sprüchwörtlich bekannten 7 weiblichen Schönheiten, oder von den hundert anderen, womit der gütige Schöpfer das Wunderwerk seiner Schöpfung ausgestattet hat, weiß er nichts; er hat dafür kein Auge. Selten thut er einer Dame Erwähnung, ohne daß ihre weißen Hände, ihre Hände von Schnee, ohne daß ihre weißen, schneeigen Arme, ohne daß des Busens Fülle und zarte, dem Schaum des Meers gleiche, Farbe, ohne daß der blauen Augen schimmernder Lichtglanz, ohne daß des Haares Schwärze und wallende Fülle gerühmt wird. Es wird uns diese Monotonie, diese Gedanken-Ar-

muth nicht befremden, wenn wir uns nur erinnern wollen, daß wir sie eben so bei den Minnesängern finden, die doch als die höchsten, ja fast ausschließenden Bewunderer der weiblichen Schönheit bekannt sind. Dasselbe gilt von der Schilderung ihrer geistigen Vorzüge; auch hier unbegrenztes Lob in derselben Armuth und Monotonie der Gedanken. Sie sind hochherzig, zartfühlend, innig liebend, wahrhaft und treu. Ihr Geist ist mild und doch erhaben groß, ihre Seele ist ein Strom des Lichts; sie sind ein Mondstrahl in des Lebens Nächten. Ein näheres Detail, ein tieferes Eingehen, eine markirtere Zeichnung fehlt überall. Wollen wir auch nur ein paar Proben zum Belege geben:

Dort werden die Mädchen gerühmt
mit dem hohen Busen,
dort
das langbehaarte Mädchen,
das Mädchen mit den schönen langen Haaren
dort
die holde, dunkelhaarige Tochter Nuäths,
die einher gieng in ihrer hohen Schönheit.
dort
Malvina —
die Tochter mit der Hand von Schnee
dort Kolnadona
des Königs Tochter mit den Sternenaugen
und mit den Armen weiß wie Schaum der Ströme.
Zum holden Seufzer stieg die junge Brust,
wie des bewegten Ozeanes Wogen,
und ihre Seele war ein Strom des Lichts.

So rühmt Ossian

Moina mit dem weissen Busen,
die er zum erstenmale sah,
des Fremdlings Tochter mit den blauen Augen —
Ich sah, fährt er fort, den Lichtstrahl, seine holde Tochter

und schließt seine Erzählung:

der bejahrte Held gab mir die Schöne.
Es waren ihre Augen lichte Sterne.
Ihr Haar war dunkel, wie des Raben Fittig,
ihr Geist war mild und doch erhaben groß;
und groß war meine Liebe für Moina,
mein Herz ergoß im Strom der Freude sich.

So heißts von Fingals Braut, Roskrana:

Roskrana, das holde Mädchen mit
den blauen Augen und den weißen Händen — —
die weißen Hände schwebten auf der Harfe;
ich sah den sanften Blick des blauen Auges.
Sie war gleich einem Geist des hohen Himmels,
halb eingehüllt in einen Wolkensaum.

dann:

das Mädchen hob vor meinem Geiste sich
in ihrer Schönheit vollem Reiz empor;
und es bemerkte Kormak meine Trauer
und gab das Mädchen mir mit weißem Busen.
Gesenkten Blickes kam sie hin zu mir,
umwallt von ihrer schweren Locken Pracht.

Die Locken müssen von gewaltigem Umfang gewesen sein, so daß sie, wenn sie in der Trauer ungeordnet umherhingen, Wangen, Schultern und Arme bedeckten. So spricht Hidallan zu Komala, als sie um Fingal, den sie todt glaubt, trauert:

O daß ich seine Geliebte säh'
auf den Felsen gelehnt in Schönheit,
roth von Thränen um Fingal das Auge,
in Locken die Wange verhüllt!
Wehe, du sanftes Lüftchen, weh',
zertheile des Mädchens volles Gelock,
damit mir schimmert ihr weißer Arm,
die liebliche Wange der Trauer.

Ueberaus einfach verlaufen fast ohne Ausnahme die Liebesgeschichten. Das Mädchen siehet den Helden in seinem Glanze, da wallt vor Freude ihr das Herz; und da dem Helden in der Regel bei ihrem Anblick das Nämliche begegnet, so ist der Bund der Seelen und des Lebens ohne alle Schwierigkeit geschlossen. Gewaltsame Entführung, Mädchen- und Frauenraub kommt zwar mehrmals vor, aber das weibliche Herz hält fest an seiner Treue und ein starker Arm fehlt selten, der die Sclavenketten wieder löst. Hie und da erscheint auch eine spröde Dame, die mehrere Werbungen ausschlägt; dann aber kämpfen die Helden im Zweikampf um ihren Besitz und sie fällt dem Sieger zu. Ihre Treue ist unbegrenzt; ziehet der Geliebte in die Schlacht, so folgen sie ihm oft in Verkleidung nach und kämpfen an seiner Seite. Ist er gefallen, so suchen sie ihn auf dem Schlachtfeld auf und weichen nicht mehr von seinem Grabe, bis ihnen das Herz bricht; was bei der Innigkeit ihrer Gefühle oft augenblicklich erfolgt, selten aber länger als drei Tage dauert. Ein Grab umschließt dann ihre Asche.

Auffallend ist, daß Ossian durchaus keine Erwähnung thut von dem Bestreben, durch Gewänder oder Schmuck die leibliche Schönheit zu erhöhen. Wir dürfen freilich die feinen Künste einer ausstudirten Toilette bei diesen einfachen Kindern der Natur nicht erwarten, wir dürfen nicht fragen, ob sie ihren reichen Haarschmuck in griechischer Einfachheit, oder in der zierlichen Pracht des uns wieder vor Augen gestellten Rococcostyls ordneten; aber daß auch nicht von einem Kränzchen, nicht von einer einfachen Waldblume die Rede ist, womit sie die blendende Weiße ihres Körpers oder die wallende Fülle ihrer Haare zu heben suchten, das über-

rascht gleichwohl. Eitel, das stehet fest, waren demnach Ossians Mädchen und Frauen durchaus nicht, oder — vielleicht hatte der Dichter auch dafür nur kein Auge. Eben so bleiben wir gänzlich unbelehrt über ihre Geschäfte und Verrichtungen, über ihre Kunstfertigkeiten, über ihre häuslichen Tugenden, über den ganzen Umkreis ihrer jungfräulichen, ihrer ehelichen und mütterlichen Pflichten. Wir müssen uns damit begnügen, zu erfahren, daß Einzelne die Harfe spielten, andere mit der Erlegung des Wilds sich beschäftigten, andere in den Kampf der Schlachten sich mischten, alle aber leuchtende Sterne voll Liebreiz und zarter Empfindungen waren.

Gehen wir über zur unsichtbaren, zur Geisterwelt; da thut sich uns abermals ein überaus reiches Feld auf. Zwar von einer ausgebildeten Götterlehre, von einem Glauben an einen Unendlichen und Heiligen, eine Vorsehung und Weltregierung, von religiösen Ceremonien, Gebräuchen und Opfern, oder von Versuchen, sich die Weltschöpfung, die letzten Ursachen und Endzwecke der Dinge klar zu machen, finden wir nur höchst geringe Spuren. Die mächtigste Gottheit ist ihnen der Geist von Loda, auch Kruthloda genannt, der Gott der Schlachten. Dieser wird zwar nur als Nebelgebilde, wie alle ossian'schen Geister, in Wolken thronend, aber gleichwohl mit aller Majestät des Kriegsgottes dargestellt. Er fährt auf Sturmwinden, ist in Gewitter gekleidet, seine Augen schießen Blitze, sein Odem ist tödtender Sturm, er lenkt die Schlachten nach seinem Wohlgefallen. So wird in dem Gedichte „Kuthullins Tod“ eben dieser Kuthullin in der Schlacht mit dem Gott Loda verglichen;

Im Klange seiner Waffen brach er vor,
gleich wie des Loda grauenvoller Geist,
wenn er sich naht, umrauscht von tausend Stürmen
und Schlachten aus den finstern Brauen schüttelt:
auf Wolken schwebt er über Lochlins Meeren,
an seinem Schwerte liegt die mächt'ge Hand;
es hebt der Wind empor die Flammenlocken.
Sein fürchterlich, sein schrecklich Angesicht
wird halb vom düstern Monde nur beleuchtet,
mit Dunkelheit gemischt sind seine Züge.

Und gleichwohl nimmt Fingal den siegreichen Kampf gegen ihn auf. Er dringt gegen das Luftgebilde ein, durchhauet es mit seinem Schwerte, der Geist schreit auf und zerfließt in Luft. Die eigentliche Geister-, oder wenn wir so sagen wollen: Götterwelt suchen die Kaledonier in den Seelen ihrer verstorbenen Väter und Helden. Die Verstorbenen leben nach ihrem Tode fort und behalten ihre Erinnerungen, ihre Angewöhnungen, ihre Verrichtungen und Geschäfte, ihre geistigen und körperlichen Eigenschaften fort. War ihnen jedoch die Beerdigung, die religiöse Feierlichkeit bei derselben, das Lied der Barden versagt, dann blieben ihre Seelen in den Niederungen der Erde zurück und schlichen traurig, in Dünste, in Nebel, in Meteore gehüllt, um Sümpfe her. Hatte sie aber das Lied der Barden verherrlicht, dann erhoben sie sich in die heitern Lüfte und nahmen einen aus Nebel gebildeten Körper an, ritten auf Wolken, führten Gewänder und Waffen, aus Nebel gebildet, nahmen Theil an den Geschicken der Familien und Stämme, zu denen sie gehörten, pflegten in Höhlen oder in Nebelwolken Berathungen über das lebende Geschlecht und warnten die Ihrigen vor Gefahren, die sie bedroheten. Sie können selbst zitirt und befragt werden.

Es ist unter allen ossianischen Gedichten keines, in welchem nicht dieses Hereinragen der Geister der Verstorbenen in die Gegenwart hervorträte. Wollen wir, um auch davon ein paar Proben zu geben, gleich auf eine der bedeutungsvollsten Stellen hinweisen. Sie ist aus dem Gedicht: der Krieg mit Karos genommen:

Auf seinen Hügel stieg nun Oskar langsam
und sah die Meteore auf der Haide.
Das Rauschen eines fernen Stromes hört' er,
der Sturmwind brauste ungleich durch die Eichen
und trüb und roth sank hinterm Hügel hin
des Mondes düstre, halb erhellte Scheibe
und auf der Haide tönten laute Stimmen.
Held Oskar zog sein breites Schwert und rief:
»Kommt, o ihr Geister meiner Väter, kommt,
die ihr gekämpft habt gegen Weltbeherrscher!
eröffnet mir die Thaten künft'ger Zeiten
und eure Unterhaltung in den Höhlen,
wenn ihr zusammenredet und die Söhne
erblicket im Gefilde wackrer Helden!«
Auf seines mächt'gen Sohnes laute Stimme
kam Tremnor von dem Hügel nun herab,
und eine Wolke, gleich dem Roß der Fremden,
trug seine ungeheuern luft'gen Glieder.
Es war von Lano's Nebel sein Gewand
sein Schwert ein grünes, halbverlöschtes Luftbild:
gestaltlos war und dunkel sein Gesicht.
Er seufzte dreimal ob dem jungen Helden,
und dreimal brauste Sturmwind rings umher.
Viel waren seiner Worte, die er sprach
zu Oskar, doch wir hörten sie nur halb;
sie waren dunkel, wie der Vorzeit Sagen,
bevor noch aufging des Gesanges Licht.
Der Geist schwand langsam, wie ein Nebel hin,
der da verfliegt am sonnenhellen Hügel.

So siehet in demselben Gedichte Ossian den Geist seines

Sohnes Oskar und freut sich seines Anblicks und wünscht nur, daß er ihm nicht zu schnell verschwinde.

> Ha, meinen Sohn erblick ich, o Malvina —
> dort seh ich ihn an Krona's moos'gen Felsen.
> Doch nein, es ist der Nebel aus der Wüste,
> vom sanften Strahl aus Westen schön gefärbt!
> Ach, lieblich ist der lichte Abendnebel,
> der herrlich sich in Oskars Bildung kleidet!
> O wendet euch von ihm hinweg, ihr Winde,
> wenn ihr daher aus Ardvens Küsten brauset.

Mit schielendem Tadel wird dagegen auf die Feinde hingesehen, die auch mit den Geistern ihrer Väter Umgang pflegen und sich von ihnen zum Hasse gegen Fingals Geschlecht entflammen lassen.

> Versammelt waren auch des Südens Fürsten,
> versammelt in dem Dunkel ihres Stolzes;
> dort in der Schreckenshöhle Muma's pflegten
> sei ihre Unterhandlung ganz geheim.
> Es kamen, wie sie sagten, dorthin oft
> die Geister ihrer Väter, ihre blassen
> Gestalten durch geborstne Felsen zeigend
> und ihre Söhn' an Bolgas Ruhm erinnernd.

Und dennoch bei all diesem mächtigen Einfluß der Geister wird nicht immer auf ihre Stimme geachtet; es wird ihnen, wenn ihr Rath und ihre Ermahnungen unbequem sind, nur ein beschränktes Wissen zugeschrieben. Dem Fürsten von Erin erscheint der Geist Kalmars, ihn zu warnen, daß er am nächsten Tage die Schlacht nicht wagen soll. Da empört sich der Stolz des Kriegers und er ruft aus:

> Doch niemals Kalmar, niemals floh ich noch,
> und niemals fürchtet' ich die nächt'gen Geister!
> Klein ist ihr Wissen, schwach ist ihre Hand,
> und ihre Wohnung ist der rauhe Wind.

Mir aber wächst der Muth in der Gefahr,
mein Geist erfreut sich am Geräusch der Waffen
(Kutullins Tod.)

Mit diesen Vorstellungen von der Geisterwelt hängen mehrere andere abergläubische Vorstellungen von Ahnungen, von Anzeigen, von Offenbarungen zusammen. Die Geister streifen an den Harfen vorüber und wecken auf ihnen ahnungsvolle Töne; „mit ihrem halbunsichtbaren Saitenspiele" nahen sie dem Barden, ihn zum Gesang zu begeistern. Der Tod der Helden in der Schlacht zeigt sich daheim in ihren Wohnungen durch den Klang ihrer Waffen, das Heulen der Hunde an und dergl. mehr. So als Kulein fällt, heißts von seiner Mutter:

Da hob sich auf dem Strom ein Wirbelwind,
schwarz sprudelnd um den Geist von ihrem Sohne.
Es heulten in der Heimath seine Hunde,
und blutig in der Halle war sein Schild.

So als Rathos fällt:

In Selma saßen wir, die Muschel kreiste
und in den Eichen saußte rauher Wind;
der Berggeist rauschte wild umher, der Lufthauch
berührte meine Harfe in der Halle.
Es war der Ton gar trauervoll und tief,
wie Grabgesang — Zuerst vernahm ihn Fingal
und seine Seufzer stiegen laut empor.
»Es ist gefallen einer meiner Helden«
so sprach der graugelockte König Morvens,
»den Todeslaut vernahm ich auf der Harfe.

Es wäre noch auf vieles andere hinzuweisen, doch wir werden, nach dem wir die Geduld der Hörer schon so sehr ermüdet haben, zur möglichen Kürze gemahnt. Von der Szenerie sei daher nur gesagt, daß auch diese sich überall

ziemlich ähnlich ist. Die für seine Schilderungen gewählten Szenen sind ein Thal, von einem Flusse durchströmt, eine von Felsen umgebene Seeküste, ein Hügel, mit Eichen bewachsen, oder mit Steingräbern der alten Helden bedeckt, eine natürliche Grotte, eine Halle oder ein Saal, wo die Fremden bewirthet werden und wo die Waffen der Krieger, die Harfen der Barden ringsumher an den Wänden prangen, beleuchtet mit brennenden Fichtenspänen, oder wie der Dichter in seiner gerne übertreibenden Weise sich ausdrückt, mit hundert Fichtenstämmen beleuchtet. An Wasserfällen, an Seestürmen, an tobenden Orkanen, an Nebeln, an Meteoren ꝛc. ist kein Mangel. Mit wenigen Worten, aber mit meisterhaften und malerischen Zügen wird jeder Gegenstand hervorgehoben. In Naturschilderungen ist unser Dichter oft unübertrefflich und wir behalten uns vor, seine Anrede an die Sonne, den Mond und den Abendstern noch am Schlusse unseres Vortrags zu geben. In seinen Schilderungen, in seinen Darstellungen ist Ossian, so weit es die Sache betrifft, immer außerordentlich kurz, mehr nur andeutend, alsobald in einen Ueberfluß von Bildern und Gleichnissen ausweichend, statt daß er in die Sache eingehen sollte. Dies gilt von den Szenen und von den Handlungen, aber namentlich auch von den Charakteren". Ossian hat, wie Herder sehr schön und treffend sagt, Nebelgestalten, man ahnet die Handlung mehr nur an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Gestalt seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme, man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl." Aber was ihm an objektiver Bestimmtheit und Klarheit abgeht, das ersetzt

er durch ein reiches Gefühl, durch tiefe Gemüthlichkeit, durch eine gewisse ausschweifende Größe der Phantasie.

Der Geist der Zeit hat sich geändert. Wir wollen auch in der Poesie die kräftige Wirklichkeit, objektive Wahrheit. Nicht in weicher Sentimentalität, sondern in der Nachahmung der Natur, in der Darstellung des wirklichen Lebens sucht die Kunst überhaupt und die Poesie insbesondere ihre Aufgabe. Das soll uns jedoch nicht hindern, von der kräftigern Speise, welche uns die gegenwärtigen Dichter bieten und die noch oben ein nicht immer eine Geist- und Herz-stärkende, sondern gar oft eine Geist- und Herz-vergiftende ist — uns weg zu wenden und den Harfentönen eines längst untergegangenen Dichtergeschlechtes uns mit behaglichem Ergötzen zu zukehren. Mit dem Dichter selber wollen wir rufen:

O Harfe, die du zwischen Schilden wohnst,
die hoch in Ossians weiter Halle hängen,
herab von deinem Platze komm zu mir
und laß mich hören deinen holden Klang.
O Sohn Alpins, berühre du die Saiten;
erwecken mußt du ja des Barden Seele.
Des Liedes Kunde hat des Lora Murmeln
hinweggeweht; ich steh in dunklen Wolken
der Jahre, die mir sparsam nur erlauben,
auf die Vergangenheit zurück zu blicken;
und kommen mir Erscheinungen auch vor,
so sind sie immer dunkel nur und schwach.
Ich höre dich, o süße Harfe Selma's!
Es kehrt mein Geist zurück gleich einem Lüftchen,
das von der Sonne wird ins Thal zurück
geführt, wo träger Nebel finster wogt!

In solchem Geiste mögen denn auch von meinen verehrten Zuhörern die drei Gedichte an die Sonne, den Mond und den Abendstern, die ich zum Schlusse zu geben verspro-

chen habe, hingenommen werden; ich gebe sie nach der trefflichen Uebersetzung Herders:

An die Morgensonne.

... O du, die du droben rollst, rund, wie meiner Väter Schild,
woher sind deine Strahlen, o Sonne,
dein immerdauernd Licht?
Du trittst hervor in erhabener Schöne;
da bergen die Stern am Himmel sich,
der Mond kalt und blaß, sinkt in die westliche Woge.
Du aber schreitest allein daher;
wer kann Gefährte sein von deinem Lauf?

Die Eichen der Berge fallen;
die Berge selber schwinden mit den Jahren;
es schrumpft das Meer zusammen und wächset wieder;
auch selbst der Mond verliert am Himmel sich:
nur du bist immer dieselbe, dich erfreuend
im Glanze deines Laufs.

Wenn die Welt in Stürmen dunkel liegt;
wenn Donner rollt und es fliegt der Blitz:
dann blickst du aus Wolken, du in deiner Schönheit nieder
und lachst dem Sturm.

Doch ach, auf Ossian blickst du umsonst;
er sieht nicht deine Strahlen mehr,
ob jetzt dein gelbes Haar auf Ostes Wolken fließe,
oder ob du zitterst an des Westes Thor?

Vielleicht bist auch du, gleich wie ich
für eine Zeit,
und deine Jahre werden ein Ende haben.
Dann wirst auch du in deinen Wolken schlafen,
sorglos der Stimme des Morgens, die dich weckt.

Erfreu dich, Sonne, jetzt in deiner Jugend Kraft;
denn dunkel und unlieblich ist das Alter.
Es ist wie Mondes Silberlicht,
wenns durch gebrochne Wolken scheint

und Nebel auf den Hügeln liegt;
der Hauch des Nords ist auf der Ebne,
der Wandrer erschrickt in Mitten seines Wegs.

An den Mond.

Tochter des Himmels, schön bist du!
das Schweigen deines Angesichts ist freundlich,
du trittst hervor in Lieblichkeit.
Die Sterne warten deines blauen Tritts im Osten.
Die Wolken freun sich, wenn du kommst, o Mond,
und ihre dunklen Säume stehn vergoldet.

Wer ist dir gleich am Himmel,
Tochter der Nacht?
Die Sterne sind beschämt, wenn du erscheinest,
sie wenden schnell ihr funkelnd Auge weg.

Und wohin birgst du dich von deinem Lauf,
wenn Dunkelheit dein Antlitz deckt?
Hast du auch deine Hall' wie Ossian?
und wohnst daselbst in Grames-Schatten?
weil deine Schwestern wohl vom Himmel fielen,
die sich mit dir erfreuten einst zu Nacht
und sind nicht mehr.

Ja sie fielen, schönes Licht!
und darum gehest du so oft zu trauren.
Doch du, du selbst wirst auch einmal
zu Nacht ausbleiben
und lassen deinen blauen Pfad
am Himmel leer.

Dann werden sie ihr dunkles Haupt erheben,
die Sterne, die du nun beschämst;
sie werden dann frohlocken.

Noch bist du schön mit deinem Glanz geschmückt,
blick her aus deinem Himmelsthor.
Zerbrich die Wolke, Wind, daß sie vor sich schaue
das Kind der Nacht:

daß Büsch und Berge wieder glänzen,
und seine blauen Wogen roll' im Lichte
der Ozean.

An den Abendstern.

Stern der niedersteigenden Nacht,
schön ist dein Licht im West!
du hebst dein ungeschornes Haupt
aus deiner Wolk empor
und stattlich ist dein Tritt auf deinem Hügel.

Wornach blickst du die Ebn' hinan?
die stürm'gen Winde haben sich gelegt,
des Stromes Murmeln kommt von weitem her;
brüllende Wogen klimmen den fernen Felsen hinan;
des Abends Mücken sind auf ihren schwachen Flügeln,
und auf dem Felde ist das Sumsen ihres Laufs.

Wornach blickst du, schönes Licht?
Doch du lächelst und gehest davon.
Die Wellen umringen mit Freude dich
und baden dein lieblich Haar.
Leb' wohl, du stiller Strahl!

Ueber Shakespeare's Sturm.

Von

Dr. H. Wölffel.

Diejenige von Shakespeare's dramatischen Dichtungen, über welche der gegenwärtige Vortrag sich verbreiten soll, hat unter den Landsleuten des Dichters selbst ebenso entschiedene Bewunderung als Verhöhnung gefunden. Während einige der berühmtesten Kenner und Kunstrichter den Sturm für das Höchste erklärten, was Shakespeare neben dem Sommernachtstraum geleistet habe, ja die Begeisterung für diese beiden Stücke sogar eine Nachahmung derselben erweckte, spricht dagegen der beißende Kritiker Ben Jonson seine Meinung unumwunden dahin aus, solche Stücke, wie der Sturm, seien nur Possen, welche die Natur schaudern machen. Und freilich erklärt sich die Möglichkeit einer so entgegengesetzten Beurtheilung aus der Verwunderlichkeit und Räthselhaftigkeit, in welche der Dichter die Idee des Ganzen verkleidet hat.

Gleichwohl möchte ich meinerseits glauben, daß man sich unbedingt und getrost auf die Seite der Bewunderer stellen könne und müsse, wie man auch über den Werth oder Unwerth des Inhalts urtheilen mag. Denn geniale Erfindung,

künstlerisch gediegene und glänzende Durchführung sinnvoller Scenen, so wie die wohlthuendste Harmonie des Ganzen machen sich jedem sogleich fühlbar genug, um vor einer Mißachtung zu warnen, die vielleicht nur im eigenen Mißverstand ihren Grund haben würde. Wird man doch auch Minderes als das Vollendetste schon deßhalb nicht erwarten dürfen, weil das Stück zu den letzten dramatischen Schöpfungen Shakespeare's gehört, also zu einer Zeit verfaßt ist, wo der Dichter längst die Meisterwürde seiner Kunst errungen hatte, und doch zugleich noch weit entfernt war, unter dem lähmenden Einfluß alternder Jahre seinen Genius ermatten zu sehen. Denn Shakespeare war erst 46 Jahre alt, als er 1612 von der Bühne Abschied nahm, und nach Gervinus ist der Sturm, wahrscheinlich neben und zugleich mit dem Wintermährchen, im Winter von 1610—11 entstanden, so daß wir dieses Drama füglich als ein letztes Vermächtniß der blühendsten Phantasie, des durchdringendsten Denkens und der gereiftetsten Erfahrung ansehen dürfen.

Es ergeht uns damit aber allerdings ganz ähnlich, wie mit dem Sommernachtstraum; wir finden beim ersten Begegnen nichts als ein Mährchen voll anziehender, zum Theil sehr verwunderlicher Scenen und Figuren, und trotz aller Freude am Einzelnen sind wir zuletzt doch nicht vollkommen befriedigt, weil sich hinter dem Einzelnen ein dunkler Hintergrund ausbreitet, der sich unserm Blicke nicht sogleich öffnen will, um uns die Einschau in die Bedeutung des Ganzen zu gewähren. Der gegenwärtige Vortrag will versuchen, dieses Dunkel etwas zu erhellen. Lassen Sie mich sofort zur Sache übergehen und Ihnen vor Allem den Inhalt und die Anlage des Stücks vorüberführen.

Alonso, der König von Neapel ist auf der Heimreise von Tunis begriffen, wohin er eben seine schöne Tochter Claribella verheirathet hat. Da überfällt die Flotte ein plötzliches Ungewitter; das Schiff wird durch den Sturm gegen eine Insel geworfen und schwebt in der äußersten Gefahr zu scheitern. Hiemit eröffnet sich die Scene, von welcher der Titel für das ganze Stück entlehnt ist, obgleich sie zunächst nur eine äußere, ganz zufällige Vorbedingung für die Entwicklung des eigentlichen Inhalts repräsentirt. Der Dichter benützt jedoch sogleich diese erste Gelegenheit, um uns mit einigen markanten Zügen über den Charakter mehrerer Hauptfiguren zu verständigen. Der König ist voll Angst; Gonzalo, ein gutmüthiger Alter voll heiterer Laune, vertraut auf das gute Geschick; Antonio und Sebastian benehmen sich ziemlich ruchlos und sind wüthend darüber, von Säufern so um ihr Leben geprellt zu werden, für das sie wer weiß noch welche Pläne und Hoffnungen in Rechnung genommen hatten. Es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn diese beiden als Verbrecher uns wieder begegnen sollten, falls sie etwa gerettet würden.

Wirklich belehrt uns sofort die nächste Scene, daß die Gefahr nur eine scheinbare war. Prospero tritt auf, noch gehüllt in seinen Zaubermantel, in welchem er eben den Sturm heraufbeschworen. Seine wunderholde Tochter Miranda ist bei ihm. Sie hat den Jammer des Schiffbruchs mit angesehen, den Schrei der Unglücklichen gehört und tief ergriffen von Mitleid wie sie ist, sucht der Vater sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß kein Leid geschehen sei, und fügt zur Rechtfertigung des Gebrauches, den er von seiner Kunst gemacht, hinzu, daß er nichts gethan habe, als

nur aus Sorge für sie, die sein Theuerstes ist. Wir errathen bereits, worauf diese Sorge zielt; der Vater will sein aufblühendes Kind aus dieser armen Einsiedelei in die Menschenwelt zurück und glücklichen Verhältnissen entgegen führen. Noch aber läßt Prospero von seinem Plane nichts verlauten; muß er doch erst die Tochter dafür vorbereiten, indem er ihr nun endlich ein Geheimniß offenbart, das er bisher immer verschwiegen. Den Zaubermantel ablegend heißt er seine Tochter sich setzen und ihm aufmerksam zuhören, und beginnt nun seine Erzählung, die für uns die Exposition der Fabel bildet. Prospero, der edle Herzog von Mailand, der hervorragendste unter den Fürsten, hatte, verzückt in geheimes Forschen, das Regiment des Staates seinem Bruder Antonio anvertraut. Dieser aber mißbrauchte das Vertrauen zum Verrath, verband sich mit Alonso, dem König von Neapel, einem alten Feinde Prospero's, und stürzte seinen Bruder nicht nur vom Thron, sondern setzte ihn auch nebst der dreijährigen Miranda zur See aus, die barmherziger war als die Verräther und die Vertriebenen an dieses Eiland brachte, das sie nun schon zwölf Jahre bewohnen. Gonzalo war es, der sie mit Speise, Trank und Kleidung versehen und dem Prospero die Zauberbücher mitgegeben hatte.

Dieser Erzählung, während welcher wir uns die Schiffbrüchigen mit ihrer Rettung beschäftigt denken müssen, und die deßhalb absichtlich von dem Dichter etwas lange ausgesponnen ist, hatte Miranda nur mit halber Theilnahme gehorcht; so daß der Vater sie mehrmals zur Aufmerksamkeit glaubte mahnen zu müssen. Ihr Gemüth war zu sehr von Mitleid ergriffen, zu sehr von träumerischer Ahnung bewegt,

was das wohl für herrliche Geschöpfe sein möchten, die sie vor ihren Augen hatte in's Meer versinken sehen. Daher ist denn, nachdem der Vater geendet und sich erhoben hatte, um den Zaubermantel wieder umzuthun und das eingeleitete Werk weiter zu verfolgen, auch gleich ihre erste Frage: und nun, ich bitt Euch! warum erregtet Ihr den Sturm? — Wie zart läßt der Dichter in dieser stillen Gewalt eines übermäßigen Mitleids das seiner selbst noch unbewußte Sehnen des jungfräulichen Herzens durchschimmern, und wie fein motivirt er dadurch das nachherige plötzliche Auflohen der Liebesflamme bei dem erstmaligen Begegnen mit dem Königssohne! Mirandas Frage indeß wird von Prospero nur ausweichend beantwortet und sie selbst hört kaum noch seine Erklärung. Müdigkeit und Schlaf überfällt sie, nicht minder durch die Wohlthat der Natur, welche die aufgeregten Wogen bekümmerten Mitleids zu beruhigen strebt, als nach dem zaubermächtigen Willen des Vaters, wie des Dichters, der sie bei der nun folgenden Auseinandersetzung nicht brauchen kann.

Denn wenn auch die Exposition der Fabel vollendet ist, die des ganzen Stückes ist es noch nicht; denn noch haben wir keine vorbereitende Aufklärung über das wunder- und zauberhafte Element, das doch so vorwiegenden Einfluß zu üben und dem Ganzen sein eigenthümliches Gepräge zu geben bestimmt ist. Wir sollen jetzt hierüber verständigt werden. Prospero, der Zauberer, beruft seinen Diener Ariel, über dessen Natur vorerst nur theilweiser Aufschluß gegeben, während seine Stellung zu Prospero vollständig erklärt wird. Wir erfahren, daß Ariel es ist, der den Sturm vollbracht hat und, indem er alle ans Land brachte, den Königssohn von den übrigen trennte, das Schiff aber mit den in Schlaf

versenkten Seeleuten wohlbehalten in eine etwas entferntere Bucht legte. Prospero bezeigt sich zufrieden mit seiner Dienstleistung; kündigt ihm aber zugleich an, daß es noch mehr Arbeit gebe, und da Ariel hierüber etwas mürrisch wird und an das Versprechen seiner Freiheit mahnt, so wird er von seinem Herrn strenge gescholten, der ihm dagegen die Wohlthat vorhält, die er ihm erwiesen. Ariel war nämlich von der verruchten Hexe Sycorax, die aus Algier vertrieben an dieser Insel landete, weil er sich ihrem Dienste nicht bequemen wollte, in einer Fichte Spalt verschlossen worden. Ein Dutzend Jahre hielt diese Kluft ihn peinlich eingeklemmt; die Hexe starb in dieser Zeit und ließ ihn da, wo er Gestöhn ausstieß, so unablässig, wie Mühlenräder klappern. Aus dieser Marter für Verdammte konnte ihn Sycorax selbst nicht wieder lösen, und da (bis auf ein scheckig Wechselbalg, den Sohn, den die Unholdin hier warf) menschliche Gestalt dies Eiland damals nicht zierte, so hätte Ariel ewig in dieser Qual bleiben müssen, wenn nicht Prosperos Kunst, als er ankam, ihn daraus befreit hätte. So benützt der Dichter den nämlichen Anlaß, um uns mit Einemmale über Ariels Rettung wie über die Eigenthümlichkeit des Ortes in's Klare zu setzen, und zugleich auf seinen zweiten Diener Caliban, eben jenen Sohn der Hexe, vorzubereiten, der nun sogleich in seiner Mißgestalt auftreten soll. Die Erinnerung hat übrigens auf Ariel so entschieden gewirkt, daß er kein Wort des Widerspruches weiter wagt, und voll Dank und Anerkennung um Verzeihung bittet mit dem Versprechen: Ich will mich ja Befehlen fügen, Herr, und ferner zierlich spuken. Wogegen ihm denn nun Prospero die Freiheit, wornach ihn so sehr verlangt, in zwei Tagen schon

zu geben verspricht. Für jetzt aber heißt er ihn, die Gestalt einer Nymphe annehmen und darin zurückkommen, mit dem auffallenden Zusatz, daß er für jedes andre Auge, als das seines Herrn und sein eignes, unsichtbar sein soll. Wozu denn ausdrücklich diese Form, wenn sie doch nicht gesehen werden soll? Mittlerweile erweckt er dann Miranda vom Schlaf und fordert sie auf, mit ihm zu dem unfreundlichen Sclaven Caliban zu gehen; letzteres wohl nur deßhalb, damit die liebliche Tochter Gelegenheit erhalte, ihren Abscheu, wie sie thut, gegen den Bösewicht auszusprechen, er selbst aber in Erwiederung darauf dessen Duldung in seiner Nähe mit den Worten rechtfertigen könne:

Doch wie's nun steht,
Ist er uns nöthig; denn er macht uns Feuer,
Holt unser Holz, verrichtet mancherlei,
Das Nutzen schafft.

Wenn nun schon hiedurch hinreichend angedeutet wird, wie ganz verschieden von der Stellung Ariels das Verhältniß dieses zweiten Dieners zu Prospero ist, da er nur als ein unvermeidliches Uebel erscheint, mit Zwang zu gewissen Diensten nutzbar gemacht, so giebt sich doch sogleich noch weiter zu erkennen, wie sehr dem Dichter an der ausdrücklichsten Hervorhebung des Gegensatzes zwischen Ariel und Caliban gelegen war. Es ist gewiß nicht ohne Absicht, daß gerade jetzt, während Prospero dem Sclaven Caliban zuruft, herauszukommen, auch Ariel in seiner Verwandlung noch einmal auf der Bühne erscheinen muß, um die Befehle seines Herrn insgeheim zu hören. Welchen Eindruck muß es auf den Zuschauer machen, wenn in dem Augenblick, wo Ariel so schmuck in zarter Nymphengestalt ein schönes Luft-

bild den Blicken entschwebt, — wenn da plötzlich jene Miß-gestalt von einem Erdkloß, jenes ungeheuerliche Mondkalb, halb Fisch, halb Mensch, mit Floßfedern statt der Arme, in seiner plumpen häßlichen Schildkrötenweise, unter Flüchen und Verwünschungen gegen Prospero und Miranda aus seiner dunklen Felshöhle hervorkriecht. Auch der Dialog, der sich zwischen Prospero und Caliban entspinnt, ist nur dazu angethan, in Uebereinstimmung mit seinem Aeußern die innere Häßlichkeit und Bosheit dieses Geschöpfes an's Licht treten zu lassen. Nicht blos als widerspenstigen, boshaften Diener lernen wir Caliban kennen, sondern auch als eingefleischten Gegner und Feind Prospero's, von dem er behauptet des Landes beraubt zu sein, das eigentlich von seiner Mutter Sycorax das seine sei. Mit innerem Gift und Grimm und einer Fluth von Verwünschungen gedenkt er seiner Lage, daß er nun Unterthan sein müsse, während er zuerst sein eigner König gewesen sei. Dieser Unflath — ein König, mit dem Anspruch auf Prospero's Macht und Recht! Prospero hatte, da er ankam, sich des brutalen Dinges angenommen, hatte den Wilden menschliche Sprache gelehrt, ihn mit Worten versehen, seine Meinung kund zu thun, ihn — Koth, wie er ist, — menschlich verpflegt und in die eigne Zelle aufgenommen, bis er versucht zu schänden die Ehre seines Kindes. Da erst ward er in den Fels gesperrt, er, der wohl mehr verdient, als ein Gefängniß. Aber für alle Wohlthat hat Prospero nur Grimm und Fluch von dem schnöden Sclaven zum Lohn:

> Ihr lehrtet Sprache mir (sagt er) und mein Gewinn
> Ist, daß ich weiß zu fluchen. Hol die Pest euch
> Für's Lehren eurer Sprache.

Nach langem Geifern schneidet ihm Prospero endlich das giftige Wort ab, indem er ihm zuherrscht:

> Fort, Hexenbrut!
> Schaff Holz her, und sei hurtig, rath ich dir,
> Um Andres noch zu leisten. Zuckst du, Unhold?
> Wenn Du's versäumest! oder ungern thust,
> Was ich befehle, foltr' ich dich mit Gichtern,
> Füll dein Gebein mit Schmerzen, mach dich brüllen,
> Daß Bestien zittern vor dem Lärm.

Und Caliban — gehorcht aus Furcht vor den Drohungen und weil er muß; denn, sagt er, seine Kunst bezwänge

> Wohl meiner Mutter Gott, den Setebos,
> Und macht' ihn zum Vasallen.

Welch wunderliches Bild von einem Diener! Welcher Gegensatz der Abscheulichkeit und Lieblichkeit zwischen Caliban und Ariel! Und doch sind beide die Diener Eines Herrn! Und doch ist der Unhold — wie die Sachen stehn — dem Meister so unentbehrlich, wie sein Liebling! —

Nun erst sind wir ganz verständigt über alle Hauptfiguren des Stücks, über Oertlichkeit und Lage der Dinge; von jetzt an kann die Handlung beginnen. Es lag uns nahe, Prosperos Plan zu errathen; und in der That war Ariel inzwischen im Interesse seines Herrn geschäftig, und schon kommt der flinke Geist daher, unsichtbar, aber singend und spielend, und der Königssohn Ferdinand folgt der süßen Melodie, die ihn vielmehr nachzieht. Als dieser sich der Zelle nähert, macht Prospero selbst die Tochter auf seine Erscheinung aufmerksam und Miranda ist sofort über die herrliche edle Gestalt so entzückt, daß sie nur bedauert, es möchte ein Geist sein. Ferdinand seinerseits, so wie er sie erblickt, hat nur die Sorge, sie möchte eine Göttin sein.

Die Verständigung indeß wird so rasch gefunden, daß Prospero, obgleich es ganz nach seinem Herzenswunsche geht, den schnellen Handel erschweren zu müssen glaubt. Er behandelt also Ferdinand plötzlich als Spion und Verräther und führt ihn, die fürbittende Miranda unsanft zurückweisend, wie zum Kerker hinweg.

Die Scene bietet ein liebliches Bild; der plötzliche Entschluß Prospero's aber ist ein glücklicher Einfall zur rechten Zeit, eine wahrhaft rettende That für den Dichter. Denn was bliebe noch übrig, wenn der Vater sogleich seine Einwilligung gäbe? Das Ziel wäre erreicht, das Stück zu Ende. Doch wir vergessen — was Ferdinand freilich nicht wissen konnte, aber Prospero weiß — auch der König ist ja gerettet, und auch seine Einwilligung ist erst zu erlangen. Indeß wird das wohl keine ernstliche Schwierigkeit haben; denn wer jetzt dem gramerfüllten Alonso, der, während dieß hier vorgeht, in einer andern Gegend der Insel stumm und still vor sich hinbrütend den verloren geglaubten Sohn betrauert, wer ihm jetzt eben diesen Sohn wohlbehalten zuführte, der könnte wohl sicher auf jede Zusage rechnen. Freilich Eines ist noch zu bedenken, und hieran knüpft sich in der That die Nothwendigkeit einer weiteren Entwicklung der Fabel: Alonso ist Prospero's Feind und Beleidiger, und Wohlthaten für Unrecht vergolten sind wie feurige Kohlen auf dem Haupte und verstocken gar leicht das trotzige Herz, daß es, um der Beschämung zu entgehen, zum Heuchelschilde des Stolzes greift und die Hand der Versöhnung zurückweist. Darauf also wird es ankommen, Alonso's Herz erst so zu gewinnen, daß es das eigne Unrecht gegen Prospero erkennt und bereit ist, Buße dafür zu

geben; dieß allein kann, so viel sehen wir nun schon im Voraus, den Mittelpunkt der weiteren Handlung bilden.

Auch hat Prospero für diesen Zweck die Sache gut angelegt; durch die Trennung Ferdinands von seinem Vater hat er nicht nur die Möglichkeit sich gewahrt, vor allen weiteren Schritten die Herzen des liebenden Paares zu prüfen, sondern auch Alonso selbst auf die Meinung gebracht, daß sein Sohn bei dem Schiffbruch umgekommen sei. Durch diesen Verlust aber wird das stolze Herz des Königs tief gebeugt und so von Kummer erfüllt, daß kein Trost dagegen verfangen will. Dieß zeigt uns gleich die erste Scene des zweiten Acts. Umsonst versucht der ehrliche Gonzalo Vernunftgründe und Zerstreuung aller Art; erst als er den König immer wieder recht geflissentlich an die Vermählung seiner Tochter erinnert, erwacht dieser einen Augenblick aus seiner Lethargie, indem er ausruft:

> Ihr stopft mir diese Wort' in's Ohr, ganz wider
> Die Neigung meines Sinns. Hätt' ich doch nie
> Die Tochter dort vermählt! Denn auf der Heimkehr
> Verlor ich meinen Sohn; in meinen Augen
> Auch sie, die so entfernt ist, daß ich nie
> Sie werde wieder sehn.

Schon also mischt sich in den Gram reuemüthige Unzufriedenheit mit dem eigenen Thun, während er der von einem der Hofleute angeregten Hoffnung, daß sein Sohn wohl am Leben sein könne, mit dem entschiedenen Nein der Verzweiflung entgegnet. Um diese reuige Stimmung noch mehr zu erhöhen, läßt der Dichter sogar dem König von seinem eigenen Bruder bittere und giftige Vorwürfe darüber machen, daß er seine Tochter wider ihre Neigung zu dieser Heirath gezwungen und überdieß an dem Verluste

seines Sohnes, wie an Aller Unglück selbst Schuld geworden sei. Aber unmuthig erwiedert darauf Alonso: „sei sein die Schuld, so auch das Schwerste des Verlustes“ und man sieht, sein Trotz ist noch nicht gebrochen; er versinkt nur wieder in trübsinniges Brüten nnd Grübeln. Umsonst versucht nun Gonzalo den Sinn des Königs dadurch zu erheitern, daß er ihm ein humoristisch-ironisches Bild von dem glückseligen Regimente entwirft, das er einrichten wollte, wenn er die Pflanzung dieser Insel hätte. Umsonst ist auch die darin liegende fein versteckte Mahnung für Alonso, daß der einzelne Mensch die Wege und Fügungen und Einrichtungen der Vorsehung nicht thörlich meistern soll; der treue Rath erhält zum Lohn seiner Bemühung nur die Antwort:

Ich bitt' dich, schweig! du sprichst von Nichts zu mir.

Nachdem lange genug hin und her geredet worden, kommt endlich Ariel und schläfert sie alle mit einer feierlichen Musik ein; — alle, bis auf die beiden verhärteten Sünder Antonio und Sebastian, die wir schon kennen. Sie hören nichts von dieser Musik und halten die plötzliche Schläfrigkeit der Uebrigen für eine Wirkung des Himmelsstriches, wiewohl sie sich nicht erklären können, warum dann nicht auch sie diese Wirkung erfahren. Wir sehen die beiden nun den verruchten Entschluß fassen — und das ist der zweite Theil dieser Scene — den König nebst Gonzalo während des Schlafes zu ermorden. Das hat den Schein, als sollte die Handlung des Stücks verwickelter werden. Aber ist es dem Dichter Ernst damit? Sicherlich nicht! Wie wollten denn die beiden Bösewichter heimkehren, um der Eine König von Neapel, der Andre freier, der Lehnspflicht enthobener Herzog von Mailand zu werden? Sie wissen

ja nicht, daß das Schiff gerettet ist! Und dann, wird wohl der zauber- und zukunftkundige Prospero zugeben, daß durch solche Unthat sein Plan vereitelt werde? Wir werden's nicht glauben. In der That erscheint Ariel in dem Augenblick von neuem, und zwar auf Geheiß seines Herrn, als die Bösewichter schon den Mordstahl erheben, und singt — unbemerkt von ihnen, obgleich er singt, — dem Gonzalo die Warnung ins Ohr, daß er mit einem Schreckensrufe alle vom Schlafe erweckt. Die überraschten Missethäter entschuldigen die entblößten Degen in der Hast und Verlegenheit des bösen Gewissens — der Eine, indem er sagt, sie hätten ein hohles Brüllen gehört, wie von Bullen oder Löwen; — der Andre, indem er bekräftigt:

> O ein Getös, um Ungeheu'r zu schrecken,
> Erdbeben zu erregen! Das Gebrüll
> Von ganzen Heerden Löwen.

Man beruhigt sich dabei, und Alle gehen ab, um den Königssohn auf der Insel zu suchen.

Die nächste Scene, weit entfernt, die Handlung zu fördern, bringt uns eine komische Diversion, indem sie uns Caliban in einer, seiner Natur angemessenen Situation und Gesellschaft zeigt. Der Sclave kommt mit einer Tracht Holz und unter Flüchen und Verwünschungen gegen Prospero — seiner gewöhnlichen Herzensergießung, wie es scheint. Mitten in seinen Gedanken an die zwickenden, äffenden, beißenden, stechenden, zischenden Geister Prospero's gewahrt er in der Ferne den Trinculo, den Spaßmacher des Königs, der für sich besonders gelandet war. Er hält ihn für einen dieser Plagegeister und wirft sich platt zur Erde, um vielleicht nicht bemerkt zu werden. Trinculo kommt näher, ein Ob-

dach suchend; denn er ist ein Hasenfuß und fürchtet sich vor dem Donner des eben aufziehenden Ungewitters. Als er Caliban bemerkt, hält er ihn Anfangs für einen Fisch, und zwar von recht ranzigem und fischichtem Geruch, so'ne Art Laberdan. Da er aber sieht, daß er Beine hat, wie ein Mensch, läßt er seine Meinung fahren und hält ihn nun für einen von der Insel, den der Donnerkeil eben erschlagen; und weil es eben jetzt wieder donnert, bequemt er sich unter den Mantel desselben zu kriechen, um einem gleichen Schicksale zu entgehen. Nun kommt Stephano, der betrunkne Kellner des Königs, der sich auf einem Fasse Sect gerettet, die volle Flasche in der Hand und eine lausige Melodie nach der andern singend, während er dazwischen immer wieder zu seinem Troste seine Zuflucht nimmt. Sein Fluchen und eisenfresserisches Wesen flößt Caliban solchen Respekt ein, daß er aufschreit: „Plage mich nicht! O!" — Jetzt erst bemerkt Stephano das vierbeinige Ungeheuer. „Was heißt das? — ruft er aus — giebts hier Teufel? habt ihr uns zum Besten mit Wilden und Indianischen Männern? ha! dazu bin ich nicht nahe am Ersaufen gewesen, um mich jetzt vor deinen vier Beinen zu fürchten; denn es heißt von ihm: so'n wackrer Kerl, als jemals auf vier Beinen gegangen ist, kann ihn nicht zum Weichen bringen; und es soll auch ferner so heißen, so lange Stephano einen lebendigen Odem in seiner Nase hat." — Das Ende ist, daß, während Stephano und Trinculo sich verständigen, Caliban immer muthiger und zutraulicher wird, da ihm der Kellner aus seiner Flasche zu trinken giebt, um ihm das Fieber zu vertreiben, bis er wegen des Himmelstrankes den Stephano für einen Gott hält, sich ihm zu Füßen wirft, ihn bittet, sein Gott zu sein

und unter mancherlei Versprechungen wunderlicher Vortheile, die er seinem neuen Herrn verschaffen wolle, sich zu seinem Knechte schwört. So sagt sich denn das einfältige, betrübte, leichtgläubige, hinterlistige, betrunkene, mopsköpfige, lausige, arme, abscheuliche, lächerliche Ungeheuer — lauter Titel, die ihm der Wortheld Trinculo giebt — von Prospero los und geht unter dem heulenden Rufe: „Freiheit, heisa! heisa, Freiheit!“ den beiden andern voran, um ihnen den Weg zu zeigen. —

Der dritte Act nun soll uns die reuevolle Sinnesänderung des Königs gegen Prospero und damit den Mittelpunkt im Fortschritte der Handlung bringen. Allein dieses Motiv giebt begreiflicherweise nur zu einer einzigen Scene Stoff und Anlaß, und darum läßt der Dichter erst zwei andere vorhergehen, die aber freilich ganz außerhalb der Entwicklung liegen und um keinen Schritt dem Ziele näher führen.

Die erste Scene stellt uns, wie Prospero sagt, „ein schön Begegnen zwei erwählter Herzen“ vor Augen. Ferdinand tritt auf, ein Scheit Holz tragend; schleppen muß er und schichten ein paar tausend dieser Klötze, bei schwerer Strafe; — es ist die Arbeit, die ihm Prospero zur Prüfung seiner Liebe auferlegt. Verhaßt und beschwerlich, wie ihm dies niedere Tagwerk ist, thut er es doch mit Freuden; denn seine süße Herrin weint, wenn sie's sieht, und sagt, so knecht'scher Dienst fand nimmer solchen Thäter. Und nun kommt Miranda hinzu, und bittet ihn sich auszuruhen, und will derweil für ihn die Klötze tragen. Und darüber entspinnt sich ein Zwiegespräch der Liebe voll Holdseligkeit und Einfalt, voll „wahrhaft paradiesischer Unschuld.“ Alle Zart-

heit und Innigkeit, alle stille Seligkeit und ungeschminkte Poesie einer ersten reinen Jugendliebe ist über die Scene gebreitet. Als Gatte und Gattin einander auf immer anzugehören ist beider Wunsch und schließliches Gelöbniß, mit einem einfachen Händedruck besiegelt.

Prospero, der die beiden Liebenden aus der Ferne beobachtet hat, geht nun, da sie scheiden, zu seinem Buch, „denn vor der Abendmahlzeit — sagt er — hab ich noch manches Nöth'ge zu verrichten." Er wird also nicht sogleich handeln, und ohne sein Eingreifen rückt nun einmal die Entwicklung nicht vorwärts. Daher führt uns denn die nächste Scene in eine andere Gegend der Insel, wo Stephano, Trinculo und Caliban mit Trinken beschäftigt sind. Alle drei sind jedoch bereits betrunken und die Gesellschaft scheint nicht mehr ganz einig zu sein. Caliban hat einen Haß auf Trinculo geworfen, welchen er beschuldigt, daß er nicht herzhaft sei. „Du lügst, unwissendes Ungeheuer," erwiedert ihm Trinculo. „Ich bin im Stand, einem Constabel die Spitze zu bieten. Ei, du liederlicher Fisch du, war jemals einer eine Memme, der so viel Sect getrunken hat, wie ich heute? Willst du eine ungeheure Lüge sagen, da du nur halb ein Fisch und halb ein Ungeheuer bist?" Erst eine arge Bedrohung von Seiten Stephano's bringt Trinculo zu Schweigen. Darauf nun trägt Caliban sein früheres Gesuch in aller Unterthänigkeit nochmals seinem gnädigen Herrn vor. Es ist nichts mehr und nichts weniger, als den Prospero im Schlaf zu ermorden; und durch Hinweisung auf die schöne Tochter des Zauberers weiß er den Stephano so zu ködern, daß dieser bei seiner Ehre bekräftigt, die That vollbringen zu wollen.

Es könnte scheinen, als hätten wir nun doch eine Durchkreuzung des Hauptplanes zu befahren, da es ja gerade auf Prospero und Miranda abgesehen ist; — allein es ist abermals nur Schein. Denn schon durch die Anwesenheit Ariels, der unsichtbar den ganzen Handel belauscht, wird das Unterfangen zur bloßen Spiegelfechterei, selbst wenn er nicht noch ausdrücklich versicherte, daß er es seinem Herrn melden wolle. Erst in der dritten Scene begegnen wir einer Fortbewegung der Handlung, und zwar ists eben das, was wir oben als den nothwendigen Mittelpunkt der Entwicklung erkannt haben. Es kommt jedoch die Sinnesänderung vielmehr auf übernatürlichem und unverkennbar symbolischem Wege, als durch gewöhnliche Mittel und Zwischenursachen zu Stande. — Müde vom erfolglosen Suchen nach seinem Sohne macht Alonso mit seinem Gefolge Halt, um auszuruhen. Sie sind wohl nicht blos müde, sondern auch hungrig vom Wandern. Plötzlich ertönt feierliche und seltsame Musik und Prospero erscheint in der Höhe, unsichtbar. Verschiedene seltsame Gestalten kommen und bringen eine besetzte Tafel. Sie tanzen mit freundlichen Geberden der Begrüßung um dieselbe herum, und indem sie den König und die übrigen einladen, zu essen, verschwinden sie. Unter den so geladenen Gästen natürlich Ueberraschung und Erstaunen, das sich je nach dem Character der Einzelnen kund giebt. Endlich, von Gonzalo ermuntert, wagt sich der König an die Tafel, seinen Bruder und den Herzog Antonio einladend, mit ihm zu essen. Aber in dem nämlichen Augenblick erscheint unter Donner und Blitz Ariel in Gestalt einer Harpye, schlägt mit seinen Flügeln auf die Tafel und plötzlich ist die Mahlzeit verschwunden. Statt der gehofften Erquickung wird nun den drei Sünden-

männern eine entsetzliche Straf- und Bußpredigt aus dem Munde Ariels. Es hilft ihnen nichts, daß sie ihre Degen ziehen, um sich zu wehren, denn Ariel ist unverwundbar, wie seine Mitgesandten, die Schuldigen aber sind zu schwach, um auch nur die Degen zu heben. So müßen sie sich denn ihren schändlichen Frevel gegen den guten Prospero und sein harmlos Kind vorhalten lassen und die strenge Drohung vernehmen: daß dem König ein schleichend Unheil, viel schlimmer als der Tod, der Einmal trifft, von jetzt an Schritt vor Schritt auf jedem Wege folgen soll, wenn sie sich nicht schirmen vor dem Grimme dieses Unheils durch das, was allein helfen kann, durch Herzensleid und reines Leben künftig. Mit dieser Drohung verschwindet Ariel unter Donnern; dann kommen die Gestalten bei einer sanften Musik wieder, tanzen aber nun mit allerlei Frazzen und Verhöhnungen und tragen die Tafel hinweg. Dieß Alles geschieht unter der Leitung Prospero's, der zufrieden mit der Leistung Ariels, wie auch seiner untern Diener, jenen belobt und unter den Worten verschwindet:

Mein hoher Zauber wirkt,
Und diese meine Feinde sind gebunden
In ihrem Wahnsinn; sie sind in meiner Macht.
Ich lass' in diesem Anfall sie, und gehe
Zum jungen Ferdinand, den todt sie glauben,
Und sein- und meinem Liebling.

Allerdings wirkt Prospero's Zauber auf die Schuldbewußten; jedoch in ganz verschiedener Weise. An Sebastian und Antonio gewahren wir nur die wahnsinnige Vermessenheit gottlosen Trotzes, die selbst mit allen Teufeln Mann gegen Mann kämpfen will. Alonso dagegen erkennt seine Schuld an und ist zerknirscht bis zur Verzweiflung:

O es ist gräßlich! gräßlich! (ruft er aus)
Mir schien, die Wellen riefen mir es zu,
Die Winde sangen mir es, und der Donner,
Die tiefe, grause Orgelpfeife, sprach
Den Namen Prospero, sie schrie mir meinen Frevel.
Drum liegt mein Sohn im Schlamm gebettet, und
Ich will ihn suchen, wo kein Senkblei forschte,
Und mit verschlämmt da liegen.

Gonzalo und die übrigen sind vom Zauber unberührt, und der alte Herr ermahnt die Gelenkeren, den Verzweifelnden zu folgen und sie an dem zu hindern, wozu etwa der Wahnsinn sie treiben könnte. —

Der Stoff der Fabel bietet nun eigentlich keine weitere Möglichkeit der Entwicklung dar, und der Dichter könnte füglich sofort mit Versöhnung, Wiederfinden und Segen schließen, wie es im fünften Acte geschieht. Aber die Stimmung reuevoller Verzweiflung, in die Alonso geworfen ist, bedarf wenigstens einiger Zeit, um sich auszuleben und in die entgegengesetzte eines versöhnungswilligen und getrösteten Bewußtseyns übergehen zu können.

Dieß ist der triftige Grund, warum erst noch ein vierter Act zwischenein tritt, der wenigstens keine nähere Beziehung zur Haupthandlung hat. Freilich besteht derselbe auch nur aus einer Scene, in der jedoch, wohl nicht ohne Absicht, zwei Gegenbilder einander in derselben Weise ablösen, wie oben die zarte Nymphengestalt Ariels durch das plötzliche Auftreten des Unholds Caliban ersetzt wurde. Zuerst nämlich erblicken wir das liebende Paar in eben so sittig unschuldiger als zärtlicher Gruppirung; Vater Prospero hat eben seine Einwilligung und seinen Segen zu ihrem Bunde gegeben, und veranstaltet ihnen zur Feier der Verlo-

bung ein Schauspiel, in das sich beide mit stillem träumerischem Anschaun versenken. Dieses Schauspiel ist eine reine Maske, aufgeführt von mythologischen Personen, und trägt unverkennbar allegorischen Charakter. Es erscheint nemlich unter einer sanften Musik Iris, die Götterbotin, und ruft die Spenderin irdischen Segens, Ceres, aus Auftrag der Himmelskönigin Juno herbei. Dann naht diese selbst auch, die Schirmerin des heiligen Ehebundes und beide Göttinnen sprechen ihren Segen über das Paar. Darauf senden sie Iris mit heimlicher Botschaft ab, und diese beruft nun einerseits die keuschen Nymphen Juno's, andrerseits die braunen Schnitter der Ceres, um im Festtagsschmucke den Erntetanz mit jenen aufzuführen. Als jedoch der anmuthige Tanz eine Weile gedauert, fährt Prospero plötzlich auf und spricht, worauf die Geister unter einem seltsamen, dumpfen und verworrenen Getöse langsam verschwinden. Er erinnert sich nemlich plötzlich an den schnöden Anschlag des Viehes Caliban und seiner Mitverschwornen, gegen den er sich rüsten müsse. Seine Aufregung gegen Ferdinand und Miranda entschuldigend heißt er sie in die Zelle gehen, beruft seinen Diener Ariel und läßt einen Trödelkram von glänzenden Kleidungsstücken aus dem Hause holen und an einer Schnur aufhängen, um das Diebsvolk anzukörnen. In diesem Augenblicke kommen auch schon — Prospero und Ariel bleiben unsichtbar zugegen — Caliban, Stephano und Trinculo, ganz durchnäßt von dem stinkenden Sumpfe, in den sie gerathen waren. Zuerst hadern die beiden Gesellen mit Caliban, daß er sie von seinem harmlosen Elfen, (dem unsichtbaren Vorzügler und Trommelschläger Ariel) so habe an- und irre führen lassen. Dann aber, von den Verheißungen Lockungen und Schmeicheleien Calibans be-

ruhigt und aufgestachelt zugleich, fängt Stephano schon an blutige Gedanken zu bekommen und will in die Zelle, um den Streich gegen Prospero zu führen — als Trinculo plötzlich die Garderobe bemerkt. Nun geht's an's Stehlen, da ist kein Halt, so sehr auch Caliban dagegen protestirt und sich ärgert, daß die Hauptsache versäumt werde, zugleich das Erwachen des nach seiner Meinung schlafenden Prospero fürchtend. Und nicht ohne Grund; denn plötzlich wird ein Getöse von Jägern gehört, es kommen mehr und mehr Geister in Gestalt von Hunden; Prospero und Ariel hetzen diese an: „Sasa, Waldmann, sasa! Tiger! da läufts, Tiger! Packan! Packan! Da, Sultan, da! Faß! Faß!" — und so werden die Diebsgesellen sammt dem Rädelsführer Caliban eine Weile umhergejagt und endlich hinausgetrieben. Prospero aber giebt überdieß dem Ariel noch den Befehl:

> Geh, heiß die Kobold' ihr Gebein zermalmen
> Mit starren Zuckungen, die Sehnen straff
> Zusammenkrampfen und sie fleck'ger zwicken
> Als wilde Katz und Panther.

Somit erfahren denn die drei Mordgesellen in der ihrer niederen Art angemessenen Weise das nämliche Strafgericht, welches vorher über Alonso und seine Genossen ergangen ist, und es giebt sich nun deutlich genug zu erkennen, daß die Geschichte mit Caliban Schritt vor Schritt eine selbstständige Gegenspiegelung für den Hauptinhalt der Fabel bildet.

Von hier aus müssen wir uns nun die Frage nach dem Zweck und der Bedeutung jenes Mordanschlags zu beantworten suchen, der gleich am Anfang des zweiten Akts zwischen Antonio und Sebastian verabredet und noch einen

Augenblick vor dem Hereinbrechen des Gerichts von ihnen festgehalten wurde. Gervinus stellt die Verschwörung der Fürsten auf ganz parallele Linie mit der Verschwörung Calibans und seiner Genossen, indem er die letztere als die burleske Contrafactur der ersteren bezeichnet. Allein näher betrachtet scheint dieß weder richtig, noch erledigt es die Frage. Denn jene beiden verschwören sich gegen Alonso; Caliban und seine Spießgesellen aber gegen Prospero; und das Strafgericht tritt für beide Theile nur wegen der Verschuldung ein, die im Verhältniß zu Prospero auf ihnen lastet. Von dem Verbrechen gegen Alonso nimmt weder Ariel als Harpye einen Grund der Anklage und Strafe her, noch erwähnt es später Prospero selbst in anderer Absicht, als um die Verräther zu warnen. Nur das vor zwölf Jahren verübte Attentat auf Prospero's Herzogthum und Leben, in welchem das durchgehende Motiv der Haupthandlung gegeben ist, kann als wirklich entsprechende Parallele gegenüber dem Anschlag Calibans und seiner Spießgesellen betrachtet werden. Denn wie Caliban hier, ist dort Antonio der verhärtete Rädelsführer; Sebastian dort, wie Stephano hier der verführte Bösewicht; Alonso dagegen gleich Trinculo der mit ins Verbrechen gezogene Sünder. Freilich würde diese Parallele sich nicht so rein herstellen lassen ohne jene Verschwörung gegen Alonso; denn wir würden namentlich nicht beurtheilen können, wie schwer die sittliche Verschuldung wiegt, die Sebastian, der Bruder des Königs, bei seinem Antheil an der Vertreibung Prospero's auf sich gezogen, da in der Exposition der Dichter keine Gelegenheit gehabt hatte seiner zu erwähnen. Und eben dieß ist der erste Vortheil jener Episode, daß sie uns diese

Ergänzung bringt. Aber sicher ist's das nicht allein; ohne Zweifel hat der Dichter dabei auch den Zweck im Auge gehabt, jener alten und fast verjährten Schuld, die doch dem Ganzen zur Unterlage dient, einen lebhaften Widerschein in der unmittelbaren Gegenwart zu geben und sie dadurch im ihrem vollen Gewicht vor Augen zu stellen. Ja wir können sogar nur aus diesem neuen Frevel des verhärteten Antonio entnehmen, warum Prospero, da er doch einmal erlittenes Unrecht mit Wohlthat vergelten will, nicht den leisesten Gedanken an eine Aussöhnung mit seinem Bruder gewahren läßt. Dies alles zusammengenommen wird hinreichen, um jener episodischen Verschwörung ihren Platz zu sichern, obgleich sie, wie wir gesehen, in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Haupthandlung steht und bei der Bestrafung der Uebelthäter ganz außer Anschlag bleibt. — Uebrigens ist der Inhalt des vierten Acts, wenn er auch keinen wesentlichen Fortschritt bringt, für den Zusammenhang doch dadurch gerechtfertigt, daß einerseits Prospero jetzt erst seine Einwilligung zur Verlobung geben kann, nachdem er bemerkt hat, daß sein Zauber in Alonso's Herzen die tiefste Reue wirkt, andrerseits der Anschlag Calibans erst vereitelt sein muß, ehe das ganze Werk mit der schließlichen Versöhnung sich krönen kann.

Diesen Abschluß bringt nun der fünfte Act.

> Jetzt naht sich der Vollendung mein Entwurf, (sagt Prospero)
> Mein Zauber reißt nicht, meine Geister folgen;
> Die Zeit geht aufrecht unter ihrer Last.
> Was ist's am Tag?

Und Ariel antwortet:

> Die sechste Stunde, Herr,

Um welche Zeit ihr sagtet, daß das Werk
Ein Ende nehmen solle.

Also in den Verlauf von vier Stunden von Nachmittags zwei Uhr bis sechs Uhr ist der ganze Inhalt und alle Handlung des Stücks zusammengedrängt! Dieß sieht fast wie eine Ironie auf die strenge Forderung der Einheit aus, und man wird kaum umhin können, dem beizupflichten, was Gervinus als eine Bemerkung Stevens wieder hervorhebt, daß es Shakespeare mit diesem Stück darauf abgesehen habe, seinen Tadlern einmal zu zeigen, daß auch dieses Kunststück der Einheiten von Zeit und Ort keine Hexerei für ihn wäre, wenn es ihm darauf ankäme. Ja vielleicht wollte er ihnen sogar die Lektion geben, daß eine strenge Beobachtung jener Regel eben überall nicht möglich und natürlich sei als — im Zauberdrama, da in der wirklichen Welt die Anfangs- und Endpunkte der Begebenheiten nie so nahe und einheitlich beisammen liegen. Ein Prospero freilich kann bestimmen, wann sein Werk sich schließen soll. So giebt er denn jetzt seinem Ariel den Auftrag, den König und sein Gefolge herbeizuholen. Denn, sagt er,

Da sie reuig sind
Erstreckt sich meines Anschlags ein'ger Zweck
Kein Stirnerunzeln weiter: geh, befrei sie.
Ich will den Zauber brechen, ihre Sinne
Herstellen, und sie sollen nun sie selbst sein.

Zum letztenmale seinen Zauberstab gebrauchend, fordert er himmlische Musik, zu wandeln ihre Sinne. Während dem kommt Ariel zurück. Alonso folgt ihm mit rasender Geberde, begleitet von Gonzalo; ebenso Sebastian und Antonio, begleitet von Adrian und Franzisco. Sie treten

alle in den Kreis, den Prospero gezogen hat und stehn bezaubert da. Prospero beobachtet es und spricht:

> Ein feierliches Lied, der beste Tröster
> Verirrter Phantasie, heile dein Hirn,
> Das nutzlos dir im Schädel kocht. — Da steht!
> Denn ihr seid festgebannt. —

Obgleich er sie nun einen nach dem andern anredet, auch den Uebelthätern ihre Verbrechen vorhält, erkennen sie ihn doch nicht eher, als bis er sich Hut und Degen aus der Zelle holen läßt, um sich zu entlarven und als Mailand darzustellen. Während Ariel auf seines Herrn Geheiß abgeht, um das schlafende Schiffsvolk zu wecken und den Schiffspatron und Bootsmann herzuholen, bewillkommt der Herzog Prospero den König und Gonzalo mit Freundlichkeit, Sebastian und Antonio, dem er gleichwohl verzeiht, mit strenger Rüge. Alonso, zwar überrascht, geht auf die Versöhnung ein; seiner Klage um den verlorenen Sohn setzt Prospero die um seine beim letzten Sturm verlorne Tochter entgegen, und als der König ausruft:

> O Himmel! wären sie doch beid' in Napel
> Am Leben, König dort und Königin! —

da öffnet sich der Eingang der Zelle, vor der die Scene sich befindet, und man sieht Ferdinand und Miranda, die Schach zusammen spielen. Der Sohn wirft sich dem Vater zu Füßen, Miranda weiß ihres Staunens kein Ende:

> O Wunder! (sagt sie)
> Was giebts für herrliche Geschöpfe hier!
> Wie schön der Mensch ist! Wackre neue Welt,
> Die solche Bürger trägt!

„Es ist dir neu" — erwiedert bedenklich und sorglich der

Vater. Sobald Alonso das geschlossene Liebesbündniß erfährt, giebt er, nicht ohne zartfühlende Beschämung in der Erinnerung an sein früheres Unrecht, seine Einwilligung und seinen Segen.

Auch Caliban nebst Stephano und Trinculo werden zuletzt von Ariel herbeigetrieben (— denn freiwillig würden sie ihm nicht folgen); die beiden Diebsgesellen in ihren gestohlenen Kleidern, damit ihnen die verdiente Beschämung nicht fehle. Betrunken beide, wie sie noch sind, scheint ihnen doch auch die erlebte Angst und Schmach noch in allen Gliedern zu liegen. Denn Stephano, der Bramarbas, predigt nun Weisheit und ruft in ziemlich herabgestimmtem Tone aus: „Jeder mache sich nur für alle Uebrigen zu schaffen, und keiner sorge für sich selbst, denn alles ist nur Glück. — Kourage, Blitzungeheuer, Kourage!“ Und wie ihn der leichtfertige Sebastian fragt: Nun, Stephano, wie gehts? — zieht er sich scheu von ihm zurück und bittet: „O rührt mich nicht an! Ich bin nicht Stephano, sondern ein Krampf.“ Der Schurke Caliban wird von seinem Herrn nebst diesen Spießgesellen in seine Zelle geschickt, um sie nett aufzuputzen, wo er Vergebung wünsche, — und Caliban gehorcht willig, sich gelobend, künftig klüger zu sein und Gnade zu suchen:

> Welch dreifacher Esel
> War ich (sagt er) den Säufer für 'nen Gott zu halten
> Und anzubeten diesen dummen Narr'n.

Prospero, auch den König nebst seinem Gefolge in seine arme Zelle für die Nacht einladend, verspricht ihnen alles kund zu thun, was sie erklärt wünschten, — für Morgen aber stille See, gewognen Wind und rasche Segel; — und

zu seinem Ariel sich wendend, nimmt er von ihm Abschied mit den Worten:

> Mein Herzens-Ariel,
> Dieß liegt dir ob; dann in die Elemente!
> Sei frei und leb du wohl!

Ich mußte bei der Vorführung des Inhalts und der Auseinandersetzung der Anlage unsers Drama's etwas länger verweilen, weil mir die Einschau in die Beziehung, Verknüpfung und allgemeinen Bedeutsamkeit der einzelnen Scenen nothwendig schien, um darauf hin über die Grundidee des Ganzen und namentlich über die Bedeutung der Hauptfiguren die Ansicht, welche ich Ihrem Urtheile unterstellen möchte, mit einiger Sicherheit entwickeln zu können.

Es wird, wie ich hoffe, aus dem Vorangeschickten zur Genüge klar geworden sein, daß Schlegel ganz Recht hat, wenn er behauptet, es sei in unserm Stücke wenig Handlung und fortschreitende Bewegung, und die Auflösung gewissermaßen schon in der Exposition enthalten, da die Verbindung Ferdinands und Miranda's schon bei ihrem ersten Zusammentreffen entschieden ist. Wie nun? sollen wir dieß als einen Mangel des Stücks und als einen Fehler von Seiten des Dichters bezeichnen? Denn beides ist und bleibt es, wenn der Charakter unsres Drama's Handlung fordert; mögen auch die Schildereien im Einzelnen noch so geistvoll und anziehend, noch so mannigfaltig und unterhaltend sein, um diesen Mangel zu verdecken. Ich denke aber, wenn Shakespeare Handlung und frische Fortbewegung der Fabel geben wollte, so konnte er es auch, so gut er das Kunststück der Einheiten von Zeit und Ort in der elatantesten

Weise ausgeführt hat. Daher nehme ich für die Beurtheilung des Sturmes, wie früher für den Sommernachtstraum, den Standpunkt der Allegorie in Anspruch, welcher eine spannende Verwicklung und Fortbewegung der Handlung eher aus- als einschließt, und der uns berechtigt, das mindere Gewicht auf die Fabel, das vorschlagende auf die Bedeutung der einzelnen Figuren und Scenen zu legen. Ja ich bin überzeugt, daß sich nur auf diesem Wege zu einem befriedigenden, einheitlichen Verständniß des Ganzen, wie zur Erklärung so vieler, höchst auffallenden, räthselhaften Einzelnheiten gelangen läßt. Um nur Weniges anzuführen; wie vor Allem kommt doch der Dichter zu dieser Figur eines Caliban, dessen Schilderung anerkanntermaßen von unbegreiflicher Consequenz und Tiefe ist? Wozu die wiederholte Betonung seiner Abstammung vom Teufel und einer sehr mächtigen Hexe, die gerade aus Algier vertrieben sein muß, und die man dort nur am Leben ließ um Eines, das sie gethan? Was ist dieses Eine, das nicht genannt wird, und was ist ihr großes Werk, zu welchem Ariel nicht behülflich sein will? Was bedeutet der offenbare Gegensatz zwischen Ariel und Caliban, im Dienste des nämlichen Herrn? Was endlich hat Prospero, der Zauberer, für ein Werk in der Erde Adern zu schaffen, gerade dann, wenn sie vom Froste starrt? Und wie kommt er zuletzt dazu, den König und sein Gefolge so anzureden, daß er ihr Gehör, ja ihre persönlichen Gefühle in Anspruch nimmt, während sie doch durch Zauber ihres Bewußtseins beraubt sind und nachher Alles ist, als hätte Niemand etwas gehört? Wenn sie nicht hören, warum redet er dann zu ihnen; wenn sie aber hören, wie können und warum dürfen

sie nachher nichts von dem wissen, was er — ja nicht einmal, daß er zu ihnen geredet hat? Auf diese und viele andere ähnliche Fragen finden wir keine, wenigstens keine genügende Antwort, wenn wir den Charakter des Stücks dahin bestimmen, daß es eben ein Zaubermährchen sei, geschaffen von einer üppigen, erfindungsreichen Phantasie zur Unterhaltung des Publikums durch die bunteste Mannichfaltigkeit der Charaktere, Situationen, Figuren und wunderbaren Begegnisse. Muß doch Gervinus, um möglichst allen Seiten des Stückes gerecht zu werden, drei ganz verschiedene Motive zur Erklärung beiziehen: für die allgemeine Färbung — den Aberglauben und die Wundersucht des damaligen Publikums; für die Figur Calibans — die Tagesfrage der damaligen Zeit über die Rechtmäßigkeit der Unterjochung der Canibalen in Amerika; für die Fabel endlich das Motiv der Undankbarkeit, wodurch unser Stück in Verbindung mit einer Reihe anderer aus der gleichen Produktionsperiode auf eine besondere zeitweilige Gemüthslage des Dichters schließen lasse, deren Veranlassung noch unaufgeklärt sei. Und doch kann der berühmte Interpret nicht umhin, selbst wieder zuzugeben, daß die Zaubereien, die Prospero ausführt, nur wie Symbole der natürlichsten Verhältnisse erscheinen; daß Caliban eine Figur von selbstständiger Bedeutung, von bewunderswürdiger innerer Wahrheit ist, für welche die Natur kein Vorbild bot; daß es endlich sich eben so gut um Prosperos Verhältniß zu Caliban und Ariel als um die Auflehnung des unnatürlichen Antonio handelt. Man sieht, wie viel noch zu einer Erklärung fehlt, die von einem einheitlichen Mittelpunkte der Anschauung ausgehend das gleiche Licht nach allen Seiten hin verbreitet und die

planmäßige Hervorbringung des Einzelnen in seiner ursprünglichen Bedeutung und Unterordnung unter die einheitliche Idee des Ganzen nachwiese. Gleichwohl hat man längst die Planmäßigkeit in der Anlage des Ganzen durchgefühlt und anerkannt, und es lohnt sich wohl der Mühe, daß wir nicht so schnell, wie es der englische Erklärer Johnson thut, darauf verzichten, das Wort des Dichters einzulösen, der dem staunenden Alonso in der Schlußscene von Prospero die Verheißung geben läßt:

> Wenn wir Muße
> Gesammelt, was in Kurzem wird geschehn,
> Will ich euch Stück für Stück Erklärung geben,
> Die euch gegründet dünken soll, von jedem
> Ereigniß, das geschehn.

Ich will nun in dem Folgenden versuchen, ein Scherflein zur Einlösung dieses Wortes beizutragen, das uns selbst, wie mir scheint, deutlich genug auf den allegorischen Standpunkt anweist. Hier sind aber Prospero, Ariel und Caliban ohne Zweifel die Hauptfiguren, und mit der Aufhellung ihrer Bedeutung und ihres gegenseitigen Verhältnisses wollen wir uns also zunächst beschäftigen.

Ariel der Liebling Prospero's, der Vermittler alles Wunderbaren, mache den Anfang. Schlegel nennt ihn sehr schön den anmuthigen, zephyrlichen Genius der wunderbaren Dichtung; allein es ist damit doch nur seine ästhetische, keineswegs sein ideelle, wesentliche Bedeutung ausgesprochen. Gervinus bezeichnet ihn als einen Geist höherer Ordnung, aus den vier Elementen gemischt, dessen vorherrschende Natur jedoch die des Sylphen, des Luftgeistes sey. Dieß scheint mir zum Mindesten ein Widerspruch in sich selbst;

denn einmal sind ja die Elemente keineswegs freundlich, sondern feindselig gegen einander, — welch ein anderes Product als ein chaotisches könnte also aus ihrer Vereinigung entstehen? Herrscht aber das Luftelement vor, so wird es sicherlich die andern verdrängen, wie sich denn in Ariels Wesen auch nicht eine Spur von erdiger Schwere aufzeigen läßt. Man kann sich freilich auf den Namen Ariels, wie auf die Personenliste berufen, wo er unter dem Titel eines Luftgeistes aufgeführt wird, — um ihm vorzugsweise diesen Character zu vindiciren. Aber wenn ihn später Prospero einmal den nennt, der doch nur Luft sei, so ist eben aus dieser Stelle unverkennbar, daß der Dichter ihn damit im Gegensatz zu menschlicher Persönlichkeit und Individualität als etwas seinem Wesen nach unfaßbar Allgemeines characterisiren wollte. Der Wahrheit am nächsten möchte wohl Vehse kommen, welcher sagt, „Ariel sei der durch die Sprache der Poesie zur Beseelung gebrachte stumme Naturlaut." Indeß ist hiebei weder sein Verhältniß zu Prospero, noch seine Bedeutung im Gegensatz zu Caliban, noch der Umstand in Anschlag gebracht, daß Ariel gar manche stille heimliche Dienste thut, wobei an ein Ausreden und Lautwerden nicht gedacht werden kann. Ich gehe daher einen Schritt weiter und sage gerade zu: Ariel ist der Naturgeist selbst; der Alles durchdringende, erwärmende, beseelende Odem; der Hauch des Schöpfers, überall gegenwärtig in seinen Wundern, und doch überall unsichtbar und unbegreiflich; bald das stille Wandeln, bald die vernehmliche Stimme des Herrn im Garten Eden; das Gesetz und die Macht des Unsichtbaren, sein Leben in der Natur, der treue Werkmeister seines Willens. Wer erklärt, was die Welle

fließend, die Flamme lohend, den Lufthauch fächelnd, die Erde jährlich zu neuen Wundern fruchtbar macht? Wer versteht den geheimen Trieb des Lebens, der den Zugvogel über Länder und Meere sicher zur früheren Heimat führt, der aus dem Herzen der Blumen duftende Opfer des Dankes und der Wonne emporsteigen läßt? Wer enträthselt all das Sprossen und Treiben, das Grünen und Blühen, und wie die Blüthe zur Frucht sich wandelt, und woher der süße Nectar stammt, den die Biene in ihre Zelle sammelt? Wer kann sich Rechenschaft geben über die Tiefe, aus der die Bilder der Phantasie, die Regungen des Gemüthes, die übermannenden Gefühle des Herzens auftauchen, plötzlich, unvermuthet, ungerufen? Das Alles ist das Thun des Einen Geistes, der mit unsichtbaren Händen überall das Werk seines Meisters schafft, und dessen Personification wir in dem Namen Ariel vor uns haben. Sehen wir nun zu, wie sich dieß aus unsrer Dichtung bewahrheitet.

Vor Allem wird Ariel uns gleich am Eingange als Elementargeist in seiner universellen Bedeutung geschildert; ein Geist, nicht aus den vier Elementen gemischt, auch nicht ihnen vorstehend, sondern in ihnen waltend, durch sie hindurch wirkend, ihre Kräfte als die seinigen zum bestimmten Zwecke lenkend. „Ich komme“ sagt er zu seinem Herrn, „zu thun was du befiehlst, es sei zu fliegen, schwimmen, in Feuer tauchen, fahren auf krausen Wolken: schalte streng mit Ariel und a l l e n seinen Kräften.“ So hat er den Sturm vollbracht, indem er die Windstöße das Schiff von allen Seiten entern ließ, und in dem zuckenden Strahle wie in dem Massenfeuer des Blitzes gegenwärtig, bald zertheilt bald ineinanderfließend, Entsetzen überall auf dem Schiffe flammte.

Und doch hat er zugleich die Wuth der Elemente so vorsichtig gelenkt, daß die Wogen des gewaltigen Neptun, die er aufstürmte, keinem ein Haar krümmten. Allein die blos elementare Thätigkeit scheint seine niedrigste Function und ihm nicht gerade die liebste zu sein. Darum macht ihm Prospero den Vorwurf:

> Ja doch, — du achtest groß es, zu betreten
> Der salz'gen Tiefe Schlamm,
> Zu rennen auf des Nordens scharfem Wind,
> Mein Werk zu schaffen in der Erde Adern,
> Wenn sie vom Froste starrt.

Aus innerem Drange seiner Natur strebt der Geist, das elementare Leben in Gestalt und Schöne, in einzelne Gebilde überzuführen, es in das Kleid des Gedankens zu hüllen. Sehr lieblich giebt sich dieser Zug Ariels, als sein Herr ihm die nahe berorstehende Freiheit ankündigt, in dem Liedchen kund, das er singt:

> Wo die Bien, saug ich mich ein,
> Bette mich in Maiglöcklein,
> Lausche da, wenn Eulen schrei'n,
> Fliege mit der Schwalben Reih'n
> Lustig hinterm Sommer drein.
> Lustiglich, lustiglich leb' ich nun gleich
> Unter den Blüthen, die hängen am Zweig.

Da also ist die Lust seines Lebens, da ein lieber Aufenthalt des sonst so fesselscheuen Gesellen, im Kelche der Blumen, unter duftenden Blüthen. Freilich wohl; er selbst ist ja ein feiner Geist, ein zartgesinnter art'ger Fleiß; wie sollte er nicht am liebsten die zarte reine Blumenseele sein, die im innersten Herzen der Blüthe wie in einer Wiege gebettet, nicht trägem Schlafe sich hingiebt, sondern lauschend

und gedankenvoll sich schaukelt, und süße goldene Fruchtträume webt in Stille und Heimlichkeit, wie in dunkler Nacht, wo außer den Eulen und Fledermäuslein kein neugieriges Auge ihre Zauberwonne stört. Darum, weil er seine Blumenlust nicht missen kann, zieht er selbst auch hinter dem Sommer drein, wenn dieser Abschied nimmt; unsichtbar in den Reihen der Schwalben, die nicht wissen davon, welchen Gesellen sie in ihrer Mitte nicht nur, sondern auch in ihrem kleinen eigensinnigen Kopfe haben.

Wie jedoch Ariel im sinnigen Traumleben der Pflanze, im wunderbaren, unbewußten und doch so sichern Instincte der Thierseele sein geschäftiges Wesen hat, so ragt sein geheimnißvolles Thun auch in das selbstbewußte Menschenleben herein; behält indeß auch hier wesentlich ganz dieselbe Bedeutung, nämlich die des unbewußten Naturgrundes still keimender Ahnungen, unwiderstehlicher Neigungen und Gefühle, überraschender tief aufregender Gemüthsbewegungen. So naht Ariel als Schlummergeist da, wo Ermüdung der Seele oder des Leibes nach seinem erquickenden Balsam verlangt. Er spielt eine feierliche, ernste Melodie, um den gramerfüllten Alonso nebst seinem Gefolge zum Schlafe einzuladen; rasch wirkt sein Zauber, dessen er nur zur Hälfte bedarf, bei dem durch die bestandenen Mühen erschöpften Seevolk. Es ist im ersteren Falle sehr fein vom Dichter geordnet, daß der schuldbewußte Alonso der letzte ist, den der Schlummer beschleicht; die verhärteten Bösewichter aber, Sebastian und Antonio, gar keine Schläfrigkeit spüren, ja wegen der Unnatur, die in ihnen wohnt, nicht einmal die zum Schlummer ladende Musik des lind webenden Naturgeistes vernehmen. Hinwieder aber ist es ebenfalls Ariel,

der das psychische Leben aus dem Schlafe zum Wachen, aus dumpf in sich verlorenem Brüten zur Energie des Bewußtseins zurückführt. Er singt dem treuen um seinen König besorgten Gonzalo, und gerade ihm, die warnende Ahnung der Gefahr in's Ohr; er ruft mit seinem Elfenliedchen, das der Geisterchor mit dem schlummerscheuchenden Wau! wau! des Hauswächters begleitet und Ariel selbst mit der Mahnung an den Hahnenruf beschließt, den in düster brütendem Leide versunkenen Ferdinand zum neuen morgenfrischen Denken und Leben wach.

Schrecken und Entsetzen, übermannende Furcht und Angst und Verzweiflung sind Erregungen des Gemüths, die unerklärlich und unmittelbar aus dem Naturgrunde des Seelenlebens aufsteigen; darum sind sie Ariels Werk. Er ist es, der die Schiffsgesellschaft durch Schrecken und Angst zu Streichen der Verzweiflung trieb und die Bösewichter toll machte bis zum Wahnsinn. Er ist es darum auch, von welchem die Schrecken des Gewissens ausgehen, ja er ist die Stimme des Gewissens selbst, welche die verletzte Heiligkeit des Natur- und Sittengesetzes an dem Frevler rächt. Unter Donner und Blitz, wie das Gesetz auf dem Sinai gegeben wurde, erscheint Ariel in Gestalt der Harpye, um den unbußfertigen drei Sündenmännern jede Erquickung abzuschneiden und sie mit der grimmen Qual inneren Unfriedens und steter Gewissensbisse zu bedrohen, wenn sie sich nicht zur Buße und Reinigung des Lebens entschlössen. Unter Donner und Blitz verschwindet er wieder, und was ists, das er hinterläßt? Die nämlichen Geister, die vorher freundlich zum Mahle einluden, jetzt aber unter Frazzen und Verhöhnungen die Tafel hinwegtragen;

eine unverkennbare Symbolisirung der wirren verzweifelnden Gedanken des vom inneren Strafgerichts getroffenen Herzens. Wunderbar komisch ist es, wie Ariel als warnende Stimme der Natur und des Gewissens, so lange der Mordanschlag zwischen Caliban und seinen Genossen verhandelt wird und erst noch zum Beschluß erhoben werden soll, immer seinen Widerspruch „du lügst, du lügst!" dazwischen ruft. Auch der Trommelschläger Ariel, der nach gefaßtem Beschluß den beiden betrunkenen Schelmen derb und schrill genug mit Trommel und Pfeife unaufhörlich das nämliche Lied von ihrer Schlechtigkeit aufspielt, ist nichts Anderes als die empörte Stimme des eigenen Herzens, die sie denn doch mit plötzlichem Schauer vor der Größe des Verbrechens und mit der Angst vor der Todesstrafe übergießt, trotz alles Protestirens. „Wo du ein Mensch bist, sagt Stephano, zeige dich in deiner wahren Gestalt; bist du ein Teufel, so thu, was du willst." Und als der furchtsame Triculo ausruft: „o vergieb mir meine Sünden!" meint jener wieder nicht ohne einiges Zähneklappen: „wer da stirbt, zahle alle Schulden. Ich trotze dir, — Gott sei uns gnädig!" Wo die Natur nicht bereits gänzlich mit Füßen getreten ist, bleibt diese unheimliche Wirkung Ariels fortwährend der verbrecherischen Absicht beigesellt, und wenn sie auch auf dem weiter fortgesetzten Wege zur Ausführung immer schwächer wird, läßt sie doch den Frevler nicht ungeritzt; wie denn Stephano und Trinculo von Ariel durch Stechginst, Strauch und Dorn geführt werden, um endlich in einen Sumpf zu gerathen, wo sie ihre Flasche verlieren, — was wohl nichts anderes bedeuten will, als daß sie mit ihrem Vorhaben die menschliche Natur in ihnen schänden und besudeln und überdieß ihre

frühere heitere Laune einbüßen. Wenn später die ertappten Diebe mit Hunden gehetzt und von Kobolden gezwickt und mit Krämpfen geplagt werden, so ist dieß, da auch hiebei wieder Ariel als der anhetzende die Kobolde erregende Geist erscheint, die nemliche Symbolisirung der Gewissensbisse und Angstbewegungen der Seele, wie in Alonso's Falle die Fratzen und Verhöhnungen der Geister.

Ganz im Gegensatz zu diesen schrecklichen Gefühlen und Stimmungen der Seele ist Ariel's Hand endlich auch überall da geschäftig, wo Liebesahnung und Sehnsucht der Liebe unbewußt aufkeimt, wo unwiderstehliche zärtliche Neigung sich des Herzens bemeistert, wo die Phantasie sich mit Bildern reinen Glückes erfüllt, das im sichern Schooße einer hoffnungsreichen Zukunft liegt. Und dieß gerade ist, indem er alle Hindernisse und Störungen beseitigen hilft, recht eigentlich der ganz besondere letzte Zweck seines Wirkens in unserm Stücke. So ist er es denn, der zuerst das Herz Miranda's durch das Mitleid in träumerisches Sinnen, und ohne daß sie sich dessen bewußt wird oder dem Zuge widerstehen kann, in den Schlummer der Liebesahnung versenkt. Ebenso zieht er, ein schönes Luftbild in Nymphengestalt, dem Symbole der Anmuth und reinen natürlichen Liebreizes, wiewohl von Ferdinand ungesehen, ihn mit seiner himmlischen Musik sich nach, um ihn zu Miranda zu geleiten. Als die beiden mit den Augen einander begegnen, da ist es wieder sein Werk, wie ihm Prospero dieß wiederholt und mit Belobung ausdrücklich zuschreibt, daß auch die Herzen beider sogleich vom Banne unwiderstehlichen Liebeszaubers sich gefesselt fühlen. Die Maske beim Verlobungsfeste der beiden Liebenden wird von Geistern aufgeführt, die auf Prospero's Wink in dünne Luft zerschmelzen. Wieder ist es

Ariel, der auf Geheiß seines Meister diese Geister beruft, ja selbst eine der Hauptrollen, und bedeutsam genug gerade die der reinen keuschen Erdmutter, der segenspendenden Natur übernimmt, welche die römische Mythologie mit dem Namen der Ceres benannt hat. Die Composition dieser Maske ist, wie freilich das ganze Stück, wunderbar sinnig und bedeutungsvoll. Iris, die Götterbotin, der siebenfarb'ge Bundesbogen, der sich vom Himmel zur Erde senkend beide vereint, kündigt das Erscheinen der Himmelskönigin an und beruft die Erdmutter Ceres, und beide spenden die Fülle himmlischen und irdischen Segens dem Liebesbunde zweier Herzen, die durch den Zug der Natur verbunden, von der Vorsehung für einander bestimmt sind. Was aber die allegorische Bedeutung dieser Maske anlangt, so ist sie nichts Anderes, als die symbolische Gestaltung und Heraussetzung jener Bilder und Vorahnungen der Liebenden von dem reinen Liebesglücke ihrer Zukunft; Bilder, die Ariel, der zarte Geist, in leuchtenden Farben vor ihrer Phantasie entstehen läßt.

Hiemit glaube ich Ariels Wesen und Bedeutung an seiner Wirksamkeit durch das ganze Stück hinreichend nachgewiesen zu haben. Es wird uns nun leichter werden, auch die Natur jenes wunderlichen Geschöpfes zu enträthseln, das den Namen Caliban trägt. Wir erinnern uns, daß Caliban als directer Gegensatz zu Ariel mit Absicht von dem Dichter hingestellt erscheint. Dieß ist er schon seinem Aeußern nach. Während Ariel wie aus Luft gewoben, leicht und ätherisch, ein zartes und feines Gebilde in aller Schöne dahinschwebt und keine Schranke der Zeit und des Raumes kennt — denn er trinkt im Flug die Luft und will zurück sein, ehe zweimal Prospero's Puls schlägt — ist Caliban der plumpe,

schwere Erdkloß, der halb Fisch, halb Mensch, unfertig, ungeschlacht und häßlich durchaus, wie ein letztgebornes Ungeheuer des Chaos aussieht, durch die fieberische Nachschwingung des Schöpfungsaktes aus den Resten der rohen Materie zusammengebacken. Zwar ist Ariel auch nur ein Ding, ohne persönlichen Willen, ohne eigene Gefühle, ohne sittliches Bewußtsein, der Freude, der Liebe, des Mitleids und aller Regungen des Gemüths in sittlichem Sinne unfähig; ja sein Meister nennt ihn wegen seiner Vergeßlichkeit und seines allem Zwange widerstrebenden, stets nach ungemessener Freiheit begehrenden Wesens sogar ein stumpfes und boshaftes Ding. Aber diese Artung ist, da er ja reines bloßes Naturwesen, da er der überall gegenwärtige und doch nirgend faßbare Geist der Natur selbst sein soll, nur ein nothwendiges Characteristicum seiner allgemeinen Bedeutung, seines universellen Lebens. Im Uebrigen ist er doch ein Wesen voll Lust und Regung und Beweglichkeit, eifrig und geschäftig im Dienste seines Herrn, wahr und treu und aufrichtig durch und durch, nie mürrisch und träge. Caliban dagegen ist stets mürrisch und träge, ein schnöder, lügnerischer, boshaft störriger Sclave, ein höchst viehischer Unhold von Natur, der den Anflug seiner Bildung zu menschlichem Bewußtsein nur der Wohlthat Prospero's verdankt, und statt zu danken, ihm dafür flucht; — so sehr liegt es in seiner Neigung, lieber ein ganz rohes, aller Bildung baares, bloßes Naturleben, wenn auch der niedrigsten und kothigsten Art zu führen. Wenn daher Ariel die Natur in ihrer höchsten Blüthe und Schöne, in ihrer geistigen Verklärung vorstellt, so ist ihm gegenüber Caliban, das Mondkalb, nicht blos eine Fehlgeburt der Natur, eine mißrathene Einzelbildung ihres

Schöpfungstriebes, er ist vielmehr ein elementares Ungeheuer von allgemeiner Bedeutung, *die* Mißgestalt der Natur selbst, oder vielmehr, da Mißbildung dem Naturgeist widerwärtig und an sich unnatürlich ist, die *personificirte Unnatur*.

Aber das Aeußere Calibans ist nur der entsprechende Ausdruck seines innern Wesens; ein Geschöpf der Finsterniß, ist er eben so ungeschlacht in seinen Sitten, als von Gestalt; voll Tücke und Bosheit, wie er ist, ist er für sich selbst doch ohnmächtig zu schaden, da er statt der Arme nur Floßfedern am Leibe hat. Seine Sitten aber stammen aus seiner Art, die, obwohl sie Verstandesbildung zuläßt, doch so niedrig ist, daß ihr etwas Unvertilgbares anhängt, was edlere Naturen nicht um sich leiden können. Auch fühlt er selbst sich nur da wie der Fisch in seinem Elemente, wo er in der Nähe und im Umgang mit solchen Naturen ist, von denen er sich überzeugt zu haben glaubt, daß sie etwas mit seiner Art Uebereinstimmendes haben. Dagegen liegt es in seinem innersten Wesen, daß er Prospero's Todfeind, obwohl sein Diener, ist; er kann nicht anders, er muß ihm fluchen, trotzdem daß er weiß, daß seine Geister ihn hören und er sich vor Prospero's Macht und Strenge fürchtet. Was Wunder aber auch, daß er solche Art an sich hat, da, wie seine Mutter eine häßliche, alte, schändliche Hexe, so sein Vater der Teufel selbst und demnach auch Caliban, wie Prospero sagt, ein Teufel, ein geborner Teufel ist. Nehmen wir alle diese Züge zusammen, so werden wir kaum irren, wenn wir sagen: Caliban ist die personificirte Unnatur auch in sittlicher Beziehung; denn das Böse, das seine angeborne Art ist und sein eigenstes Wesen ausmacht, ist unnatürlich; die Natur an sich ist rein und schuldlos, wie

sie in Ariels Wesen erscheint, von welchem jede Spur der Bosheit wie der Häßlichkeit ausgeschlossen ist. Aber Caliban ist weder der böse Geist, der Teufel selbst, noch ist er das Sinnbild des factisch Bösen, der menschlichen Sünde; denn das vollbrachte Böse, weil es erst durch menschliche Natur und Freiheit hindurchgeht, ist entweder wie bei Alonso minder oder wie bei Antonio mehr als dasjenige Böse, welches so ist, weil es dazu geboren nicht anders sein kann. Caliban ist vielmehr, weil er doch im Verkehr mit der Welt betrachtet werden muß, das noch unfertige, ungeschehene Böse, das Böse in embryonischer Gestalt, die Unnatur innerhalb der Natur, das Unheil stiftende Element des Bösen im Zusammenhang und Widerspruch mit der natürlichen und sittlichen Weltordnung.

So kann man Caliban betrachten als das Böse, das nur noch Wille ist, und das ebendeßhalb, weil es immer bloßes Wollen und Streben ist, für sich nicht zur That kommen kann und ohnmächtig bleibt; wie denn Caliban nicht selbst Hand anlegt, seinen Herrn zu morden, und erst mächtig und wirksam und lustig wird, als ihm der vermeintlich herzhafte Thatenheld Stephano von seinem Troste was zur Stärkung eingießt und ihm die Hand zum Bunde reicht. Ist aber Caliban der lauernde böse Wille, so ist seine Mutter die Leidenschaft, die Lust der Zügellosigkeit, das weibliche Princip der Häßlichkeit und des Bösen, das die Natur entstellt und aus ihrem Geleise drängt. Sie ist die mächtige Hexe, die das schwache Mondlicht der Natur in Zwang hält und verfinstert, die Fluth und Ebbe macht im Gemüthe, und selbst da, wo ihre Macht aufhört, bei zarten reinen und edlen Naturen, wie bei Ariel Miranda und Fer-

dinand, wenigstens versucht Geschäfte zu machen. Denn sie treibt ja das große Werk, das Reich ihres Gottes Setebos, des bösen Geistes, auszubreiten, und muß also suchen, den zarten, widerstrebenden Geist der Natur zur Fügsamkeit gegen ihre irdisch niedrigen abscheulichen Gebote zu bewegen. Diese Hexe hat ihren Wohnort außerhalb der Christenheit in Algier gehabt, ist aber jetzt zur Zeit der Ebbe des Muhamedanismus auch von dort verbannt, weil sie doch nur unzählige Frevel verübte, und nur deßhalb am Leben verschont, weil sie das Eine gethan, daß sie des Lügenpropheten Werk zur Zeit der Fluth gefördert, indem sie die Gemüther zu blindem, wildem Fanatismus aufstachelte. Der böse Wille ist ein Schritt weiter zur bösen That, die bloße Lust und blinde Leidenschaft hört da auf, wo er beginnt; darum stirbt Caliban's Mutter, sobald er selbstständig ist. Diese Nebenbemerkungen sollten nur so viel nachweisen, daß wir Recht gethan haben, Caliban als die erst embryonische, noch ungeborne Gestalt des Bösen, und damit als das Element des thatsächlich Bösen in der Welt aufzufassen.

Nach alledem aber kann es wohl kaum mehr zweifelhaft sein, wer der Herr und Meister ist, der, wie den überall in Wundern geschäftigen Naturgeist, so auch diesen Caliban, den schnöden widerspenstigen Sclaven in seinem Dienste hat. Es ist die gute und gütige Vorsehung, welche das Böse und die Unnatur mit der Gewalt ihrer Allmacht im Zaume hält, und diesen Sclaven nie frei giebt, während sie den zarten Naturgeist, ihren Liebling Ariel nur zeitweilig zu besonderem wunderbaren Eingreifen in die Fügungen der Geschicke entbietet. Wären wir noch einen Augenblick ungewiß, so müssen wir doch wohl glauben, wenn Ariel selbst

es mit dürren Worten sagt, indem er Alonso und seinen Genossen zuruft: „ihr Thoren, ich und meine Brüder sind Diener des Geschicks.“

Auch hat der Dichter, wenn ich irgend recht sehe, den Zauberer auf das Bestimmteste in der angegebenen characteristischen Weise vom Herzog unterschieden und dieß sogar in äußerlich symbolischer Darstellung nahe legen wollen. Oder warum müßte sonst Prospero in dem Augenblicke, wo er seiner Tochter das Geheimniß ihrer Herkunft und seine Herzogswürde offenbaren will, erst seinen Zaubermantel ablegen, den er doch gleich nach der Erzählung wieder umthut? Etwa blos, um sich's bequemer zu machen? und auf so kurze Zeit? das ist doch schwerlich zu glauben. Nein, er thut es aus dem nemlichen Grunde, weßhalb er sich später, da er sich Alonso und seinem Gefolge zu erkennen geben will, von Ariel Hut und Degen holen läßt, um sich zu entkleiden, zu demaskiren. Sich selber, wie er mit ausdrücklicher Betonung an letzterer Stelle sagt, will er darstellen, hier als Mailand, dort als Vater, beides im Gegensatz zu der Rolle des Zauberers, die er spielt. Aber mehr noch. Ebenfalls zweimal im Stücke erscheint Prospero, und zwar wieder im Verhältniß zu Miranda und Alonso, in blos repräsentativer Haltung, ohne daß er an dem in Scene befindlichen Vorgang unmittelbar und in solcher Weise betheiligt ist, daß dadurch sein Auftreten hinreichend motivirt wäre. Das erstemal ist's bei der Begegnung zwischen Miranda und Ferdinand, als die beiden in der zartesten Unschuld reiner Natürlichkeit den ewigen Bund treuen Verlöbnisses schließen. Da tritt Prospero zugleich mit Miranda ein, bleibt aber in einiger Entfernung; die beiden sehen ihn

nicht und er stört sie nicht, auch nicht mit Einem Worte, obschon Miranda sich in einer Weise äußert, als ob sie die Einwilligung ihres Vaters entweder gar nicht bedürfte, oder schon erlangt hätte. Was soll diese blos beobachtende Haltung? will der Dichter den Vater zum Lauscher machen? Und zu welchem Zweck? hatte nicht Prospero gleich beim ersten Begegnen durchschaut, daß es ganz nach seinem Herzenswunsche geht? Und als er sich nach den beiden Liebenden ebenfalls wieder entfernt, ohne irgend in die Scene eingegriffen zu haben oder auch nur zu einem besondern Entschluß durch sie veranlaßt sich zu finden, was soll da die Aeußerung, die er fallen läßt:

> So froh wie sie kann ich nicht drüber sein,
> Die außer sich jetzt sind; doch größre Freude
> Gewährt mir nichts. —?

Sind diese Worte, wenn sie der Herzog spricht, dem in diesem Augenblicke sein liebster Wunsch in Erfüllung geht, nicht durchaus unnatürlich, ja unverständlich? Ich wenigstens kann mich nicht überreden, daß eine so ruhige Besonnenheit und vorschauende Weisheit, in diesem Augenblicke und so ganz ohne alle Aufforderung zur Schau gestellt, nicht etwas Herzloses und Frostiges haben sollte, wenn sie nicht übermenschlich ist. Die einzig mögliche Lösung des Räthsels finde ich nur darin, daß wir eben hier nicht den Herzog, sondern den Zauberer vor uns haben, ein Umstand, auf den uns der Dichter auch selbst aufmerksam machen zu wollen scheint. Denn wenn die Worte, welche Prospero den obigen hinzufügt:

Ich will zu meinem Buch,
Denn vor der Abendmahlzeit hab' ich noch
Viel Nöth'ges zu beschicken; —

nicht zur Orientirung des Hörers dienen sollen, so sind sie auffallend müßig und zwecklos. Unter diesem Gesichtspunkt aber gewinnt die Anwesenheit Prospero's eine ganz andere, viel höhere Bedeutung; er ist nicht mehr der lauschende menschliche Vater, er repräsentirt vielmehr das allgegenwärtig wachsame Auge einer weisen Vorsehung, unter deren theilnehmenden Obhut die Entschließungen und Geschicke der Unschuld stehen; Prospero ist anwesend, weil er nicht abwesend sein kann. — Die nämliche blos repräsentative Stellung, wie hier gegenüber der Unschuld, nimmt Prospero in einer späteren Scene auch der Schuld gegenüber ein. Er erscheint dort unsichtbar in der Höhe, während er durch seinen unabwehrbaren Diener Ariel, der Harpyenbildung angenommen hat, den Schuldigen ihre Vergehungen vorhalten läßt. Warum vollzieht er das Strafgericht nicht selbst, wie am Ende den Act der Versöhnung? warum muß er unsichtbar sein, wenn er doch anwesend sein will? und warum erscheint er gerade in der Höhe, statt zur Seite oder im Hintergrund? Soll dieß Alles blos zufällig und bedeutungslos vom Dichter so geordnet sein? Gewiß nicht. Prospero repräsentirt hier die erhabene Macht jener unsichtbaren Gerechtigkeit, die das innere Strafgericht nicht persönlich, sondern durch die unverletzbaren Harpyenschwingen des Gewissens vollzieht. So ist Prospero auch hier anwesend, weil der Zauberer ein Anderer ist als der Herzog; weil mit der Idee der Gerechtigkeit und Allwissenheit sich die der Allgegenwart nothwendig verbindet.

Wir könnten uns vielleicht schon an diesen Nachweisen über die bedeutsame Stellung des Zauberers Prospero genügen lassen; gleichwohl, um die Sache möglichst außer allen Zweifel zu setzen, wollen wir noch auf einige Aeußerungen Prospero's aufmerksam machen, welche erst bei unsrer Annahme eine sichere Deutung und festbestimmten Sinn gewinnen. So, wenn Prospero zu Ariel scheltend sagt:

> Ja doch, und achtest groß es, zu betreten
> Der salz'gen Tiefe Schlamm,
> Zu rennen auf des Nordens scharfem Wind,
> Mein Werk zu schaffen in der Erde Adern,
> Wenn sie vom Froste starrt.

Hier muß sogleich die Allgemeinheit des Ausdrucks auffallen, die dahin lautet, daß Ariel nicht etwa blos zu Zeiten und zu bestimmten Zwecken diese Art der Wirksamkeit habe, sondern daß sie ein für allemal ihm anbefohlen sei und in seiner Natur liege. Geradezu widersprechend aber der Characterisirung eines gewöhnlichen Zauberers ist es, daß er ein Werk in der Erde Adern soll zu schaffen haben gerade dann, wenn sie vom Froste starrt. Die Erdgeister des Volksglaubens sind ja doch nicht blos oder auch nur hauptsächlich zur Winterszeit geschäftig. Dagegen ist es allerdings das Werk der Vorsehung, die Lebenswärme, wenn sie sich von der Oberfläche der Erde zurückzieht, in deren Adern zu erhalten, um sie in jedem neuen Frühling als unversiegten Schöpfungsquell mit allem Schmuck und Segen wieder hervorbrechen zu lassen. Ferner, da Prospero die Augen des jungen Paares mit Blendwerk seiner Kunst weiden will, spricht er zu Ariel:

> Vollbracht hast du mit den geringern Brüdern
> Den letzten Dienst geziemend; und ich brauch' euch
> Auf's neu zu so'nem Streich. Geh, bring hieher
> Den Pöbel, über den ich Macht dir leihe.

Schon das liegt hiebei außer der gewöhnlichen Anschauung, daß ein Zauberer, statt seine Geister selbst an's Werk zu rufen, erst durch Uebertragung seiner Macht an eine Mittelsperson zu seinem Zwecke gelangt. Weit mehr noch aber kommt zu beachten, daß Ariel, welcher überall die Vermittlung der Absichten seines Herrn mit der Menschenwelt bewerkstelligt, (den einzigen Schlußact der Versöhnung ausgenommen) doch nirgends als ein Oberster von Geistern niederen Ranges erscheint, die er nach dem Recht seines Ranges zu berufen ein für allemal Macht empfangen hätte. Vielmehr sind die jedesmal aus specieller Vollmacht Berufenen zu wiederholten Malen als seine Brüder oder Gefährten bezeichnet; sie sind ihm also, obwohl geringer als er, jedenfalls gleichartig und eben nur darin von ihm verschieden, daß sie nie für sich und ohne ihn, sondern stets nur in seinem Gefolge und als seine Gehülfen auftreten. Dieß wird auch sogleich durch das folgende Maskenspiel, in welchem Ariel selber die Rolle der Erdmutter Ceres, einer von seinen Gefährten dagegen die der Himmelskönigin Juno hat, deutlich genug veranschaulicht. Um so unbegreiflicher aber muß es uns nun sein, wie doch Prospero dazu kommt, diese Brüder seines feinen zarten Lieblings, diese Gestalten eines majestätischen Schauspiels, Iris und Juno sammt den Nymphen und Schnittern mit dem Namen Pöbel zu bezeichnen. Erklärlicher wird die Sache, wenn wir uns erinnern, daß die Erscheinung dieser leuchtenden schönen Luftbilder nichts an-

deres ist, als die symbolische Darstellung der vom Naturgeist erweckten Ausgeburten menschlicher Phantasie, die voll seliger Hoffnung schattenhafte Träume von irdischem Lebensglücke träumt. Nur darf eben dann auch der Ausdruck nicht einem Zauberer in den Mund gelegt sein, der selbst als Mensch zu denken wäre; denn einem solchen würde es übel genug anstehen, im Dünkel eigener Erhabenheit selbst über die reinste menschliche Empfindungs- und Anschauungsweise sich zu rohen verächtlichen Ausdrücken berechtigt zu halten. Erst von dem Standpunkt einer absoluten Erhabenheit, wie wir ihn für Prospero, den Zauberer, in Anspruch genommen haben, sind derlei Ausdrücke gerechtfertigt und verständlich. So, wenn er, um noch andre Beispiele anzuführen, seine Tochter mit dem Ausruf: armer Wurm! deßhalb bemitleidet, weil sie sich in die irdischen Schlingen wenn auch der reinsten Liebesleidenschaft verstrickt hat, — oder wenn er ein andermal Ariel bald ein dummes bald ein boshaftes Ding nennt, obgleich dieser so sehr auch wieder sein Liebling ist, daß er genau betrachtet nicht ohne ihn leben kann. Er fühlt, daß jener ihm fehlen wird und will, indem er ihn frei gibt, auch seinen Zauberstab zerbrechen und tief in die Erde vergraben; ja wenn er nach Mailand heimgekehrt ist, soll das Grab sein dritter Gedanke sein. Und trotz dieser Unentbehrlichkeit und trotz aller Belobung des treuen Dieners doch diese rauhen Scheltworte eines gütigen und liebevollen Herrn bei dem leisesten Widerspruch gegen seinen Willen!

Endlich kann ich nicht unterlassen, noch auf eine dritte Stelle aufmerksam zu machen, welche, wie mich dünkt, die Sache vollends zur Entscheidung bringt, weil sie ohne unsre

Voraussetzung ganz unverständlich bliebe, von ihr aus aber das überraschendste Licht und die sinnvollste Bedeutung empfängt. Es ist die Situation, wo Prospero die durch das Gericht des Gewissens tief erschütterten und fast bis zur Verzweiflung gebrachten Verbrecher, die sich an ihm verschuldet haben, von Ariel herbeiholen läßt, um sich mit ihnen zu versöhnen. Da stehen sie vor seinem ernsten Angesicht, während feierliche Musik ertönt; sie können ihm nicht entrinnen, denn sie sind festgebannt. Mit ihnen ist auch ihr unschuldiges Gefolge anwesend; Niemand aber sieht ihn, obwohl er in seiner Zaubertracht sichtbar ihnen gegenüber steht. Da hebt er an zu sprechen, zuerst zu dem unschuldigen treuen seines Königs Jammer beweinenden Gonzalo sich neigend mit den Worten:

Heil'ger Gonzalo! ehrenwerther Mann!
Mein Auge läßt, befreundet mit dem Thun
Des deinen, brüderliche Tropfen fallen. —

Wie eine leise, ferne Ahnung göttlichen Mitleids und göttlicher Erbarmung schleicht sich der Ton dieser Stimme in ihre Herzen und

Allmählig löst sich die Bezaubrung auf,
Und wie die Nacht der Morgen überschleicht,
Das Dunkel schmelzend, fangen ihre Sinnen
Erwachend an den blöden Dunst zu scheuchen,
Der noch die hellere Vernunft umhüllt.

Abermals wendet sich der hohe Zauberer, das innere Seelengespräch fortsetzend, zunächst zu Gonzalo, indem er ihm milden Lohn für seine Treue verheißt.

O wackerer Gonzalo, mein Erretter!
Und redlicher Vasall dem, so du folgst,

Ich will dein Wohlthun reichlich lohnen, beides
Mit Wort und That: —

Ist der mächtige Herr so milde in seinen Verheißungen, so wird er wohl nicht zu streng auch mit seinen Feinden handeln, an die er jetzt sein Wort richtet:

Höchst grausam giengst du um
Mit mir, Alonso, und mit meiner Tochter;
Dein Bruder war ein Förderer der That —
Das nagt dich nun, Sebastian! — Fleisch und Blut,
Mein Bruder du; der Ehrgeiz hegte, austrieb
Gewissen und Natur; der mit Sebastian
(Deß innre Pein deshalb die stärkste) hier
Den König wollte morden! Ich verzeih' dir,
Bist du schon unnatürlich. —

Da — mit diesem Wort der Verzeihung kehrt Trost in Gonzalo's, Frieden in Alonso's Herz zurück, und für Sebastian und Antonio hat es wenigstens, wenn keine sittliche, doch die faktische Bedeutung, daß der Stachel ihrer Verzweiflung daran sich bricht, und die gewöhnliche Besonnenheit zurückkehrt.

Ihr Verstand (belehrt uns Prospero)
Beginnt zu schwellen, und die nah'nde Fluth
Wird der Vernunft Gestad in Kurzem füllen,
Das daliegt schwarz und schlammig.

Diese ganze feierliche Scene geht über das Thun und die Macht eines gewöhnlichen Zauberers weit hinaus; und es ist sehr bemerkenswerth, daß Prospero dabei nicht seinen Ariel gebraucht, sondern selbst in unmittelbaren Verkehr mit den Seelen der Einzelnen tritt; — der Naturgeist, der den Sünder im Gewissen richtet, kann ihm nicht auch die Verzeihung ankündigen, wiewohl er ihn durch vorbereitende Thätigkeit zur Versöhnung herbeiführt. Wunder-

bar aber ist, daß weder Alonso noch Gonzalo nachher etwas von dem Mordanschlag gegen den König wissen, während ihn doch Prospero ausdrücklich erwähnte, während sie doch seine Stimme gehört haben, die ja sonst keine Wirkung auf sie hätte haben können. Es hat eben jeder, so muß man glauben, nur das gehört, was ihn angeht; und dieß ist nur erklärlich, wenn das Ganze die Bedeutung eines Seelenvorganges hat, bei welchem das Wort der Versöhnung wie eine Stimme vom Himmel nur dem inneren Ohre vernehmlich wird. —

Nur Eine Stelle ist, die sich in die gegebene Erklärung über die Bedeutsamkeit der Rolle Prospero's in keiner Weise einfügen will, vielmehr derselben schnurstracks zuwider zu laufen scheint. Es ist da, wo Prospero von seiner Kunst Abschied nimmt. Die Stelle aber ist so auffallend anders geartet, als alles Uebrige, was der Dichter zur Characteristik der Zauberrolle aufgeboten hat, und ihr Inhalt zudem mit solcher Betonung herausgehoben, daß sie mir wichtig genug scheint, vollständig mitgetheilt und einer näheren Beachtung unterzogen zu werden. Sie lautet:

> Ihr Elfen von den Hügeln, Bächen, Hainen,
> Und ihr, die ihr am Strand, spurlosen Fußes,
> Den ebbenden Neptunus jagt, und flieht,
> Wann er zurückkehrt; halbe Zwerge, die ihr
> Bei Mondschein grüne saure Ringlein macht,
> Wovon das Schaf nicht frißt; die ihr zur Kurzweil
> Die nächt'gen Pilze macht; die ihr am Klang
> Der Abendglock' euch freut; mit deren Hülfe
> (Seid ihr gleich schwache Fäntchen) ich am Mittag
> Die Sonn' umhüllt, aufrühr'sche Wind' entboten,
> Die grüne See mit der azurnen Wölbung
> In lauten Kampf gesetzt, den furchtbar'n Donner

Mit Feu'r bewehrt, und Jovis Baum gespalten
Mit seinem eignen Keil, des Vorgebirgs
Grundfest' erschüttert, ausgerauft am Knorren
Die Ficht' und Ceder; Grüft' auf mein Geheiß,
Erweckten ihre Todten, sprangen auf
Und ließen sie heraus, durch meiner Kunst
Gewalt'gen Zwang. Doch dieses grause Zaubern
Schwör' ich hier ab; und hab' ich erst, wie jetzt
Ich thue, himmlische Musik gefordert,
Zu wandeln ihre Sinne, wie die luft'ge
Magie vermag: so brech ich meinen Stab,
Begrab' ihn manche Klafter in die Erde,
Und tiefer als ein Senkblei je geforscht
Will ich mein Buch ertränken.

Da haben wir's nun; unsre ganze Erklärung scheitert an dieser Stelle; Prospero spricht ja selbst von Elfen und Zwergen, mit deren Hülfe er Alles ausgeführt haben will; er ist also doch nur ein gewöhnlicher Zauberer, wie andere auch. So scheint es allerdings, aber es ist nicht so. Denn abgesehen davon, daß die Zwerge nur halbe Zwerge sind, und daß mit diesen nur die Elfen selbst wieder gemeint sind, so ist es doch höchst verwunderlich und in sich widersprechend, daß als des Zauberers dienstbare Geister hier die Elfen und nur die Elfen genannt werden, während uns sonst durch das ganze Stück nur Ariel als der Diener vorgeführt wird, der alle Befehle seines Herrn entgegen nimmt und all seinen Willen vollzieht. Ja gerade das, was im ersten Act als Werk Ariels ausdrücklich bezeichnet war, der Sturm am Mittag, wird hier, wie es scheint, ausschließlich den Elfen zugeschrieben. Es fragt sich also nicht zunächst um unsre Erklärung, sondern darum, wie sich dieser offenbare Widerspruch lösen lasse, in welchen der Dichter mit sich

selbst geräth. Da fällt uns nun vor Allem auf, daß der Zauberer auch Grüfte will gesprengt haben, daß sie auf sein Geheiß die erweckten Todten heraus lassen mußten. Von solcher Kunst Prospero's haben wir im ganzen Stücke nichts gehört; auch sagt er nicht, daß ihm hiebei die Elfen zu Hülfe gewesen seien, vielmehr hat er solche Todtenerweckungen allein durch seiner Kunst gewalt'gen Zwang bewirkt. Und ferner, wie stimmt es doch zusammen, daß hier Prospero so brüske seine Kunst abschwört und sie selbst ein rauhes Zaubern nennt, während er doch später nur mit Bedauern von seinem Liebling Ariel sich scheidet? Nein, dieser hier ist der Zauberer nicht, den wir sonst überall im Stücke vor uns haben; es sind nicht seine Diener noch seine Werke, so nahe auch die Beschreibung dieser letzteren theilweise an das anklingt, was Prospero vorher wirklich vollbrachte. Aber wer ist denn nun dieser Zauberer, an den wir hier denken sollen? Es ist wohl kein anderer, als der Dichter selbst, der in dieser Stelle von seiner rauhen, mühevollen Kunst Abschied nimmt, und zwar eben mit diesem Stücke, einer letzten himmlischen Musik, die er, wie er jetzt thut, noch von seinen Elfen fordert. Der Zauberstab seiner Phantasie, mit dem er seine Elfen sonst zu seinem Dienst beschworen, er ist's, den er nun vergraben will, das Buch seiner Gedanken und Erfahrungen ist's, das er in die Tiefe versenken will. Ihm freilich hatten sich die Grüfte der Vorzeit aufgethan, und Schatten waren heraufgestiegen, mit neuem Leben erfüllt durch seine Kunst. Schwache Werkmeister waren seine Elfen, da er sie entbot bald zu Kurzweil und Scherz, bald zu tragischem Ernste, — halbe Zwerge die großen noch ungeborenen Gedanken, mit deren Hülfe er gleich-

wohl das Schwerste leistete, die gewaltigsten Erfolge errang. Wenn man das stolze Lob, mit welchem der Dichter in der bekannten Stelle des Sommernachtstraums seine eigne Kunst erhebt, mit anerkennender Bewunderung aufnimmt, so sehe ich nicht ein, warum man ihm den Triumph mißgönnen sollte, mit dem er hier von seiner Kunst scheidet.

Unsre Auslegung erhält übrigens dadurch keine geringe Bestätigung, daß sich die Stelle sehr fühlbar als eine reine Apostrophe, ohne allen inneren Zusammenhang mit dem scenischen Vorgang, sogleich zu erkennen giebt. Nur äußerlich hat sie Shakespeare mit großer Kunst in der nämlichen Färbung wie das Uebrige gehalten und ohne merkliche und störende Spur in den Rahmen der Scene eingefügt, indem er die Poesie unter dem Bilde der Zauberkunst auffaßte, ihr Wirken und ihre Erfolge fast durchgängig mit doppeldeutigen Ausdrücken beschrieb und endlich die Stelle an einem Orte einfügte, wo sie, unmittelbar vor dem Ende des Stücks, und nur einen nothwendigen Zwischenraum des Wartens ausfüllend, das in allen Zügen bereits festgestellte Bild des Zauberers Prospero nicht mehr trüben konnte. Ist's nun aber im Grunde nicht Prospero, sondern Shakespeare selbst, der hier spricht, so bleibt auch unsre oben gegebene Erklärung über die Bedeutung der Zauberrolle Prospero's unberührt von dieser Stelle, die ja, wie gezeigt, den Dichter mit sich selbst in Widerspruch bringen müßte, wollte man sie mit seinen anderweitigen Angaben und Ausführungen auf gleiche Linie setzen.

Nachdem wir so eine Verständigung über die innere wesentliche Bedeutung des Zauberelementes in unserm Drama zu gewinnen gesucht haben, wäre nun übrig nachzuweisen,

ob und inwiefern dieses Element, wie es dem Ganzen unzweifelhaft sein eigenthümliches Gepräge giebt, so auch von dem Dichter absichtlich zum vorwiegenden gemacht sei, und wie es sich überhaupt zum Inhalte der eigentlichen Fabel verhalte. Wir erinnern uns, daß fast alle Entwicklung der Fabel schon in ihrer Exposition vorweg genommen war, und daß in der That ein wirkliches Fortschreiten der Handlung von dieser Seite aus in keiner Weise bemerkbar wird. Denn das fehlgehende Aufsuchen des verlornen Königssohnes, oder das zufällige Zusammentreffen Trinculo's und Stephano's kann von keinem Belange sein. Sieht man genauer zu, so findet sich, daß alle Bewegung in dem Stücke nur von Prospero und Ariel einerseits und Calibans Anschlägen andrerseits ausgeht. Damit tritt aber die Bedeutung dieser drei Figuren für unser Gefühl und Bewußtsein entschieden in den Vordergrund, und die Personen der Fabel scheinen nur dazu bestimmt zu sein, um zu erleiden und zu bewundern, was jene übernatürlichen Mächte vermögen. Es wird also schon durch diese Art der Anlage die Fabel zur bloßen Folie für die Entwicklung des Zauberelementes, welches sich den gegebenen Personen und Verhältnissen unwiderstehlich aufdringt, und sich ihrer bemächtigt, um sie in seinem Sinne zurecht zu stellen. Von hier aus erklären sich auch erst jene beiden Scenen vollständig, wo die Mordanschläge gegen Alonso und Prospero verhandelt werden, Situationen, welche durch die Fabel in keiner Weise motivirt, aber dem Dichter nothwendig sind, um auf Grund anschaulich gemachter Verschuldung das Gericht und in letzter Folge die Versöhnung herbeizuführen. Denn auf diese Stufenfolge innerer Seelenvorgänge in symbolisch-allegorischer Darstellung ist nach der

einen Seite hin alle Entwicklung jener übernatürlichen, zauberisch-mächtigen Einflüsse beschränkt. In dem Augenblick, wo die innere Versöhnung des schuldbewußten Gemüths durch den unerklärlichen stillen Einfluß seiner gnadenreichen Macht vollzogen ist, legt Prospero Zauberstab und Zaubermantel nieder. Aber auch Fabel und Drama ist hiemit eigentlich zu Ende; denn die Fabel hatte eben nur den einzigen Knotenpunkt der Versöhnung Alonsos und es ist nur eine natürliche, von selbst sich ergebende Consequenz, daß sich die im Gemüthe gewonnene Versöhnung nun auch in die Außenwelt gegebener Verhältnisse überträgt. Der Zauberer verwandelt sich in den Herzog, und Alonso, obwohl überrascht, zaudert doch keinen Augenblick, willig und gerne, weil mit versöhntem Herzen, seine Hand in die dargebotene Freundeshand zu fügen. Indem also der Dichter den Zielpunkt der Entwicklung jenes vorwiegenden allegorischen Zauberelementes mit dem einzig bedeutsamen Knotenpunkt der Fabel zusammenlegt, hat er mit der Erreichung des einen auch die Lösung des andern gewonnen. So sehr lag es in seiner Absicht, daß gerade das Uebernatürliche in unserm Drama das vorwiegende, eindrucksvolle Element sein und die Fabel nicht blos durchdringen, sondern auch beherrschen und sich völlig zu eigen machen sollte.

Dem ist auch keineswegs entgegen die Art und Weise, wie sich jenes Element mit der Fabel nach der andern Seite hin verknüpft, auf welcher Ferdinand und Miranda stehen. Die Lösung freilich konnte dorthin nicht verlegt werden, und es ist deshalb dort auch keine erkleckliche fortschreitende zum Ziele hinstrebende Entwicklung weder der Fabel noch der allegorischen Darstellung bemerkbar. Nachdem jedoch dieser

Mangel unvermeidlich geworden war, weil der Dichter diese Seite des Stücks jener andern, auf welche die dramatische Lösung fällt, direct entgegensetzen wollte, so ist gleichwohl noch das Mögliche geschehen, um den Mangel, wo nicht zu ergänzen, doch unter dem lieblichen Scheine einer Art imaginärer Fortbewegung zu verhüllen. Während nemlich der Dichter das Liebesverhältniß zwischen Miranda und Ferdinand in die Stufenreihe der ersten Begegnung, des Verlöbnisses und des bräutlichen Umgangs zerlegt, täuscht er uns mit der Illusion, als ob damit wirklich ein Fortschritt näher zum Ziele geschähe. Er ersetzt so durch die logische Entwicklung des Verhältnisses die mangelnde Verflechtung desselben mit dem Motiv der dramatischen Entwicklung. Wie sehr es hiebei einzig um Illusion zu thun ist, ergiebt sich schon aus der Betrachtung, daß Begegnung Verlobung und älterliche Einwilligung in dem kurzen Raum weniger Stunden nicht blos verläuft, sondern in diesem Verlaufe auch dargestellt ist. Dieß hätte doch wohl kaum gewagt werden können, wenn es nicht auf das dramatische Interesse minder als auf Veranschaulichung der Idee ankam. Ja zum Ueberfluß muß es gerade ein Gewaltstreich sein, durch welchen der Dichter den Aufschub des Verlöbnisses und der Vereinigung des Paares bewirken läßt; als wollte er selbst recht bemerklich machen, mit welcher Willkühr er dem allegorischen Zweck zu Lieb mit der Fabel verfahren will. Denn unzweifelhaft ist es Prospero der Zauberer, der als Repräsentant einer liebreichen höheren Fürsorge auch den hier in Frage kommenden Scenen ihre eigentliche Bedeutsamkeit durch seine Betheiligung verleiht. S e i n Ariel muß ja die Begegnung fügen, s e i n e Hand trennt die Liebenden, um sie zu

prüfen, und wie das Auge seiner Allwissenheit bei der Schließung ihres Seelenbundes über ihnen wacht, so ist es auch das Füllhorn seines Segens, aus welchem Ariel die Beseligung träumerischer Liebeswonne im reichsten Maße ihnen spendet.

Diese Scenen, obwohl seitwärts von dem Wege der entscheidenden Vorgänge liegend, sind die lieblichsten und zaubervollsten des ganzen Stücks. Sie treten aber dann erst mit allem Reiz in ihr volles Licht, wenn man sie genau unter den Gesichtspunkt des unverkennbaren parallelen Gegensatzes stellt, welchen sie zu jener andern Seite der Wirksamkeit Prosperos bilden. Welcher Abstand der Begegnung hier zwischen Ferdinand und Miranda, dort zwischen Alonso und seinem Bruder Sebastian, oder zwischen Trinculo und Stephano! Hier Natur, Zug der Liebe, Zartheit und Offenheit; — dort Unnatur, Hader, Gemeinheit und versteckte Bosheit. Und welcher Abstand der Entschließungen! Hier ein reines Bündniß edler Seelen zu gegenseitiger Lieb und Treue, geschlossen in Gehorsam und Ergebung in den Willen einer höheren Macht, die eine harte Prüfung auferlegt. Dort heimtückische Anschläge der Selbstsucht und der Verwilderung zum abscheulichen Verbrechen des Mordes, gefaßt in bewußtem Trotz gegen die warnende göttliche Stimme des Gewissens und der Natur. Aber auch welcher Gegensatz der Folgen! Auf der einen Seite herrlicher Lohn, Friede und Beseligung der Herzen, heitere Träume einer glücklichen Zukunft; — auf der andern Angst und Unfrieden des Gewissens und alle Schrecken des Gerichts und der Verzweiflung!

Jedoch nicht bloß im Großen und Ganzen giebt sich die Tendenz der Unterordnung der Fabel unter das allegorische

Interesse zu erkennen; selbst bis in die kleinsten Details der Schilderung und Characteristik sind alle Figuren und Gruppen, alle Vorgänge und sinnbildlichen Darstellungen, ja alle Reden in Ernst oder Scherz diesem Einen Interesse dienstbar gemacht. Die frappantesten Aeußerungen, die mysteriösesten Conceptionen gewinnen von hier aus sicheres Verständniß und ungeahnte sinnige Bedeutsamkeit. Wie tiefsinnig z. B. ist der Gedanke, daß Caliban, das nackte Böse, keine eigene Sprache hat, sondern erst in menschlicher Pflege und zwar gerade von Miranda, der lieblichen Unschuld, mit Worten versehen wird seine Meinung kund zu thun. Wie wahr, daß das Böse die Sprache des Guten nur redet, mit Fluch und Grimm gegen das Gute im Herzen! Wie fein und treffend ist die Verschiedenartigkeit menschlicher Sünde characterisirt! Hier die Verbrecher Antonio und Sebastian, die das Böse unter dem Firniß der Bildung verbergen; sie tragen den Versucher im eigenen Busen und kommen mit Caliban, der häßlichen Erscheinung des Bösen, in keine Berührung, wiewohl Antonio ihn bei der Begegnung am Schluße doch für einen marktbaren Fisch erklärt. Ihnen gegenüber das menschlich Böse in Gestalt der Gemeinheit; Trinculo den feigen Sinn, Stephano den bramarbasirenden Trotz des bösen Gewissens repräsentirend. Bei diesen Gesellen findet Caliban trotz seiner Häßlichkeit Anklang, wobei nicht außer Auge zu lassen ist, daß er selbst sich vorzugsweise bei dem Bramarbas einzuschmeicheln sucht, weil bei diesem eher ein herzhafter Entschluß zur bösen That zu erwarten ist. Nicht minder scheint es mir ein meisterhaft feiner Zug, daß der Dichter die Verblendung, welche hier mit der Sünde Hand in Hand geht, unter dem Bilde der Trun-

lenheit eine so bedeutende Rolle spielen läßt. Denn dieser Umstand allein schon ist wichtig genug, um den Mordplan Calibans in dem Augenblicke scheitern zu lassen, wo eine höhere Hand dem nur verblendeten, nicht grundbösen Sinn ein neues Blendwerk durch die Garderobe gegenüberstellt. So benützt oft die Vorsehung die Verblendung der Leidenschaft, um von Schlimmerem abzuhalten. Caliban sieht erst am Schlusse ein, welch ein Esel er gewesen, den Säufer für einen mit freier Willensmacht und klarem Selbstbewußtsein handelnden Gott zu halten; eine Erkenntniß, aus welcher Caliban den Schluß zieht, daß er es wohl aufgeben muß, das Gute vernichten zu wollen, weßhalb er sich denn vornimmt künftig klüger zu sein und Gnade zu suchen. Nicht mit Unrecht, da er in seiner Häßlichkeit ja eben nur Verblendete für seine Zwecke gewinnen kann.

Es wäre jedoch unmöglich, alle die mannichfaltigen sinnvollen Beziehungen und eben so geistreichen als treffenden Gedanken hier zu enthüllen, die unter dem schimmernden Gewande der Allegorie und Symbolik verborgen sind. Denn auch Ariels ganzes Thun und Wesen ist bis ins Einzelnste hinein voll Sinn und Bedeutung; ja man darf sagen, daß kein Wort zu seiner Characteristik verwendet ist, das sich nicht aus der Idee ableitete, die wir seiner Erscheinung untergelegt haben. Manches der Art ist oben ausgeführt, Anderes wenigstens angedeutet; wir sahen wie selbst jene unbedeutenden, scheinbar sinnlosen Liedchen Ariels in der Idee des Naturgeistes und seines augenblicklichen Webens und Wirkens die unzweifelhafte Quelle ihrer eigenthümlichen Conception haben, wie alle die mannichfachen so verschiedenen Verwandlungen Wirkungsarten und Wirkungskreise, in die er eingeht, sich

aus jener einheitlichen Grundanschauung seines universellen Wesens mit sicherer Consequenz ergeben. Sehr vieles Einzelne, was über ihn wie über Prospero und namentlich über das allegorisch bedeutsame Verhältniß zwischen beiden weiteren Aufschluß geben könnte, muß unerhoben bleiben. Nur über Miranda und ihre Stellung zu Prospero haben wir uns noch insbesondere zu erklären.

Wir haben schon oben Miranda unter dem allgemeinen Gesichtspunkt aufgefaßt, daß sie die Lieblichkeit der reinsten Unschuld, wie Ferdinand die Männlichkeit der Tugend, gegenüber den frevel- und schuldbehafteten Elementen des Drama's repräsentirt. Es möchte kaum zu gewagt sein, diese allgemeine, dem allegorischen Zwecke des Ganzen dienende Bedeutung als die vorwiegende auch für sie in Anspruch zu nehmen. Erscheint sie doch in der That überall weit mehr als die gehorsame ehrfurchtsvolle Pflegetochter des Zauberers Prospero, viel weniger als das zärtlich sich anschmiegende Kind des Herzogs. Schon dieß, daß ihr jetzt erst, wo ihr Geschick eine Wendung erfahren soll, von Prospero mitgetheilt wird, *wer sie sei*, muß auffallen. Warum hat doch der Vater bis zum sechszehnten Jahre der Tochter noch nie von ihrem beiderseitigen Mißgeschick gesprochen? Und jetzt, da er es thut, warum äußert er sich gerade so, daß Miranda verwundert fragen muß: seid ihr denn nicht mein Vater? Und warum antwortet er ihr hierauf nicht mit einer einfachen bejahenden Versicherung, sondern so geschraubt und fast ausweichend:

> Ein Tugendbild war deine Mutter, und
> Sie sagte — du wärest meine Tochter; *und dein Vater*
> *War Mailands Herzog.*

Ja da nun zum erstenmal die Rede auf ihre Mutter kam, ist es nicht unnatürlich, daß die Tochter gar nicht weiter von ihr zu hören begehrt? Und warum ist sie so theilnahmlos bei der ganzen Erzählung, warum interessirt sie sich nicht lebhafter für ihr früheres Geschick, da sie doch aus einem armen, anspruchlosen Mädchen auf einmal zur Prinzessin wird? Dieß alles scheint mir nur begreiflich, wenn der Dichter eben nicht die Prinzessin, nicht die Tochter des Herzogs, sondern mit entschiedener Betonung nur die Unschuld und liebliche Natürlichkeit der pflegebefohlenen Tochter des Zauberers in Miranda zur Darstellung bringen wollte. Aber mehr noch, Wie kommt es doch, daß gerade Miranda die Lehrmeisterin des schnöden Sclaven Caliban sein muß, warum nicht Prospero selbst? Und welche Sprache führt sie gegen ihn! Woher nur hat ein Mädchen, das in dieser Einöde aufgewachsen ist, das außer ihrem Vater noch kein Menschengebilde gesehen, ja nicht einmal durch Erzählung von dem Laufe der Welt bisher gehört hat, gleichwohl so entschiedene Begriffe von Bös und Gut, so scharfe Unterscheidung zwischen niederer Art und edleren Naturen? Und wie kann Miranda endlich, um nur dieß Eine noch anzuführen, am Schlusse des Stückes bei dem Anblick Alonso's und seiner Gefährten so verwundert sein, daß sie ausruft:

O Wunder!
Was giebts für herrliche Geschöpfe hier!
Wie schön der Mensch ist! Wackre neue Welt,
Die solche Bürger trägt!

Gerade, als ob sie in ihrem Vater und ihrem Geliebten noch keine Menschen gesehen hätte! Dieß sind unlösbare Fragen und Räthsel, wenn nicht die allegorische Ten-

denz des Stückes auch für die Bedeutung Miranda's mit vorwiegender Geltung zu Hülfe genommen wird. Es liegt, so muß man glauben, in ihrer Natur, welche der directe Gegensatz gegen das Böse und Unedle ist, daß sie diesen ihren Gegensatz inne wird, und wo er sie berührt zu bekehren und zu überwinden strebt. Ist sie aber die personificirte Erscheinung der Unschuld, dann ist auch hinreichend erklärt, warum sie selbst sich so wenig als Kind des Herzogs fühlt, daß sie weder sich noch ihren Vater Prospero zur Menschenwelt rechnet, die ihr vielmehr als neue Welt erscheint, in der sie jedoch, die liebliche Unschuld, gerne wohnen, mit der sie gerne verkehren möchte, ohne zu ahnen, daß auch dort ihr Gegensatz sich wieder finden werde. Dann aber dürfen wir auch in Ferdinand die symbolische Erscheinung der im Kampfe mit der Welt und dem eignen Herzen bewährten männlichen Tugend finden, welche Prospero, der Zauberer, wiewohl erst nach bestandener Prüfung und unter fortwährender ernster Warnung, des lieblichen Bundes mit seiner edlen Tochter würdig hält. Wie schön und sinnig erklärt sich von hier aus die Stelle, wo Ferdinand und Miranda beim Schachspiel sich gegenseitig den Vorrang in der Selbstverläugnung der Liebe streitig machen, indem jener der besorgten Unschuld versichert, daß er nicht um die Welt sie übervortheilen möchte, diese hinwieder betheuert, daß sie lieber sich alles eigenen Urtheils begeben, als mit ihm hadern würde, und gält' es zwanzig Königreiche. Unschuld und Tugend sind beide gleichfern von egoistischem Begehren; in ihrem Bunde ist nur Wetteifer der Liebe, keine Entzweiung möglich.

Mit dem Allen soll indeß keineswegs gesagt sein, daß

der Dichter die allegorische Bedeutung der dramatischen Personen mit einer Betonung zur Anschauung gebracht habe, durch welche die Fabel in ihrem Rechte verkürzt worden wäre und das Ganze in einen Cyclus von lebenden Bildern hätte zerfallen müssen. Vielmehr ist es überall die Fabel, welche der dramatischen Verknüpfung und Bewegung Halt und Form giebt, so daß selbst Prospero, und noch viel mehr Miranda und Ferdinand trotz ihrer wesentlich ideellen Lineamente doch überall nur denken, fühlen und handeln, wie es das Maß der Lage und Verhältnisse rechtfertigt und verlangt. Daraus aber leitet sich in nothwendiger Folge ab, daß das eigentlich bedeutsame Element in den einzelnen Personen wie im Ganzen sich hinter der Fabel verbirgt, welche gleichwohl nur als Unterlage der Entwicklung für das Verborgene dient und dienen soll. Daher denn die mysteriöse Eigenthümlichkeit, die wir an unserm Stücke gewahren, und die nun erst dadurch noch auf's Höchste gesteigert wird, daß im Widerspruch mit jenem Bestreben des Verbergens zwei auffallende Figuren von evident allegorischem Character in's grellste Licht gestellt sind. Aber dieses ganze Unternehmen, das allegorische Element mit dem dramatischen fast bis zur Identificirung zu vermischen, ist so meisterhaft gelungen, daß wir, statt mit dem Dichter darüber zu rechten, vielmehr zur staunenden Bewunderung seiner Kunst hingerissen werden, die es vermochte, einen so ernsten und tiefen Ideengehalt in das anmuthige Gewand lebensfrischer Gestalten, Vorgänge und Verhältnisse zu kleiden, und die, indem sie unsern schaulustigen Sinn mit überraschenden Bildern befriedigt, uns zugleich die Gewalt erhabener Vorstellungen und Gedanken fühlen und unsre

Ahnung sofort in die Tiefe eines bedeutungsvollen Hintergrundes des Ganzen sich eintauchen läßt.

Um jedoch schließlich eben auf diese Bedeutung des Ganzen im Verhältniß zur Anlage noch einen überschauenden Blick zu werfen, so leuchtet nun wohl von selbst ein, wie der Dichter der nachgewiesenen Tendenz gemäß die eigentliche Fabel nothwendig so gestalten mußte, daß sie, wenn auch als formgebende und nach allen Seiten hin bedingende Unterlage, doch nicht mehr als Hauptsache und Selbstzweck erscheinen könne. Darum also ist es geschehen, daß aller eigentlich dramatische Stoff der Fabel schon in der Exposition absorbirt ist, daß die Fabel selbst gerade nur an ihrem Schlußpuncte aufgenommen und auch der Weiterentwicklung dieses Punctes nur so viel Raum gewährt ist, um das Endergebniß in sein directes Gegentheil umschlagen zu lassen. Gerade in einem derartigen Umschlag documentirt sich im Leben die übermenschliche Lenkung irdischer Geschicke am deutlichsten, wird das Hereinragen unsichtbarer übernatürlicher Mächte in die Welt des Sichtbaren und Natürlichen am meisten fühlbar. War daher das entschiedene Absehen des Dichters darauf gerichtet, das unserm Stücke so eigenthümliche symbolisch-allegorische Element vorwiegend zur Geltung und zu möglichst allseitiger Darstellung zu bringen: was konnte ihm dann näher liegen und geeigneter erscheinen, als gerade an diesem Puncte anzuknüpfen, welcher für eine bedeutsame Ausbreitung der Ideen so günstig war, ohne doch deren Träger zu bloßen Schemen der Wirklichkeit zu verdünnen. Da sich in diesem Puncte wie in einem Brennpunkte der ganze Inhalt der Fabel sammelt und wiederspiegelt, so gewinnt das Stück, an ihn anknüpfend, eine

nach allen Seiten hin geebnete und gleichmäßige Unterlage, und indem das Ganze nur darauf gerichtet ist, die Entwicklung dieses Punctes zum Umschlag seiner Bedeutung in ihr Gegentheil fortzuführen, ergiebt sich auch eben damit nicht nur eine oberste ideelle Tendenz, von der alles Einzelne seine bestimmte Färbung erhält, sondern auch ein einheitliches Ziel, dem alle Fortbewegung zustrebt, zu dessen Erreichung sich alle Vorgänge und symbolischen Darstellungen dienlich und sinnvoll unterordnen.

Ueberaus schön und bedeutungsvoll ist nun aber innerhalb dieser einheitlichen Zusammenstimmung des Stoffes, der ideellen Tendenz und des Zieles der Mittelpunkt der Dichtung gewählt, der uns drei von einander ganz unabhängige Bilder in Einer Reihe vor Augen stellt. Das erste läßt uns das Glück und den Zauber der Liebesunschuld in dem Begegnen Ferdinand's und Miranda's schauen; das letzte enthält die Darstellung des Gerichts über die drei Sündenmänner Alonso, Sebastian und Antonio; — beidemal ist Prospero gegenwärtig, das erstemal zur Seite, das zweitemal in der Höhe sichtbar. In der Mitte zwischen beiden gewahren wir ein Gemälde, das in dem Rathschlage des betrunkenen seiner Sinne nicht mächtigen Stephano mit Caliban uns offenbar den Uebergang von der Unschuld des Herzens zur Erwerbung der Schuld versinnlicht, in komischer zwar, aber meisterhafter Weise ausgeführt. Den Gedanken, auf welchem diese Mitte des Stückes ruht, wird man demnach kaum anders ausdrücken können, als so, daß man mit Benützung des bekannten Dichterwortes sagt, es habe dargestellt werden wollen: Liebe und Unschuld sei des Lebens höchstes Glück, der Uebel größtes aber sei die Schuld.

Indeß erhebt sich zugleich, wie wir gesehen haben, das Gedicht zu noch weit höherem Gedankenfluge, indem es uns in dem Verhältniß Ariels und Calibans zu Prospero die gegensätzlichen Mächte der natürlichen wie der sittlichen Weltordnung aufzeigt, und uns in der Erscheinung des eben so weisen und gütigen als mächtigen und strengen Zauberers den Lenker der Geschicke, den Vater der Unschuld, den Richter über die Sünde und den die Herzen mit sich versöhnenden Gott vergegenwärtigt, der zwar, wie die Sachen stehen, das Böse in der Welt duldet, jedoch nur so, daß er es einschränkt, im Zaume hält und sogar zu seinem Dienste zwingt. Wahrlich, ein erhabener und würdiger Inhalt für ein Gedicht, mit welchem, wie nach Allem wahrscheinlich ist, Shakespeare's Genius seinen hohen Flug beschließen und die Nachwelt in sein letztes reichstes Erbe einsetzen wollte. Denn von hier aus angesehen hat das Ganze, man möchte sagen, die Bedeutung einer Theodicee, einer begeisterten Rechtfertigung und Verherrlichung der göttlichen Weltregierung, tiefsinnig in Gedanken, erhaben in Worten, wundervoll und prächtig im Schmucke poetischen Gewandes. Es ist wahrhaft „himmlische Musik", die uns der große Meister in diesem Hymnus hören läßt, seine Elfen haben ihm den geforderten Dienst nicht geweigert.

Mögen denn endlich vor diesem letzten „feierlichen Liede" jene kreischenden Laute verstummen, die noch immer hie und da den Dichter einer unchristlichen oder gar frivolen Gesinnung und Weltanschauung beschuldigen wollen. Man vergleiche mit dem tiefen feierlich stillen Hintergrunde des ganzen Gedichts jene erhabene Stelle, wo der Dichter nicht nur auf die Nichtigkeit und Vergänglichkeit, sondern auch auf einen Tag

der Verklärung alles Irdischen hinweist, und man wird zugestehen müssen, daß eine derartige Anschuldigung nicht glänzender widerlegt werden könnte, als es der Dichter selbst hiemit gethan hat. Längst ist diese Stelle und allgemein bewundert und schon Tieck hat angemerkt, daß sie um so augenfälliger wird, da sie mit ihrer Erhabenheit in Gedanken und Worten an dem Orte, wo sie steht, durch den Zusammenhang nicht gerechtfertigt ist. Sie documentirt sich also selbst als ein Erguß persönlicher Anschauung und Gesinnung des Dichters und wird dadurch um so bedeutungsvoller. Ich theile sie zum Schlusse dieses Vortrags mit; die Worte sind an Ferdinand gerichtet in dem Augenblicke, wo die schönen Luftbilder auf Geheiß des hohen Zauberers verschwinden, um der Wirklichkeit Raum zu geben. Da spricht Prospero, der Dichter, also:

> Mein Sohn, ihr blickt ja auf verstörte Weise,
> Als wäret ihr bestürzt: seid gutes Muths!
> Das Fest ist nun zu Ende; unsre Spieler,
> Wie ich euch sagte, waren Geister, und
> Sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft.
> Wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden
> Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
> Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
> Ja, was daran nur Theil hat, untergehn;
> Und wie dieß leere Schaugepräng erblaßt,
> Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug
> Wie der zu Träumen, und dieß kleine Leben
> Umfaßt ein Schlaf. —

Ueber
Gutzkows Ritter vom Geiste,
von
J. L. Hoffmann.

Haben Sie die Ritter vom Geist schon gelesen? war vor kurzem noch das Stichwort zur Eröffnung einer Conversation in jeder Gesellschaft, die sich nur einigermaßen über das Geplauder der Alltäglichkeit erhob. Die Verneinung dieser Frage heftete fast einen Makel an, wenn man nicht so glücklich war die unverzeihliche Versäumniß mit der Ausrede wichtigerer Studien oder gehäufter Berufsgeschäfte entschuldigen zu können. Verstimmt von den Weltbegebenheiten, welche keinem zu Danke waren, griff man hastig nach einem neuen Unterhaltungsstoff und trieb gemeinsam das alte Lieblingsfach populärer Aesthetik. Als wären es wirkliche Personen, so nahm man Partei für oder gegen die Bildungen, und ergötzte sich an Schlurcks geistreichen Plaudereien, und war gespannt auf Egons weitere Thaten, und erging sich in Vermuthungen, wie es noch werden würde mit dem Schrank und dem Bild und den Millionen. Endlich

war es also wieder einem deutschen Dichter gelungen, das Publikum mehr als oberflächlich zu interessiren. Schien es doch ein Jahrzehent lang, als wären wir dazu verurtheilt nichts mehr als nachgebrühten Thee zu trinken; Mysterien von Paris, ewiger Jude, sieben Todsünden, Monte Christo, welche die abgestumpften Nerven der Pariser gereizt hatten, erregten selbst im Aufguß der Uebersetzungen unsre Phantasie fieberhaft mit ihren Schreckgestalten. Ein Glück noch, daß über den Canal herüber Bozens unerschöpflicher Humor, der neben den französischen Stimulantien eine gesunde Nahrung bot, um die nehmliche Zeit zu uns seinen Weg gefunden. Aber bei alledem blieb es für den Freund der vaterländischen Literatur eine traurige Thatsache, daß der lesende Theil seiner Nation vom Auslande völlig abhängig sei.

Da verbreitete sich durch alle Zeitungen die Nachricht: Gutzkow schreibt einen neunbändigen Roman, die Ritter vom Geiste betitelt: Gutzkow? unter den deutschen Dichtern der Gegenwart der begabteste! einen Roman von neun Bänden? welche Aussicht auf Unterhaltung! den muß man schon lesen um der Seltenheit willen; ein neunbändiger Roman findet einen größern Kreis als ein dreibändiger. Dazu erscheint er nach und nach; man wird nicht erdrückt durch die Masse des Stoffes; man kann sich Zeit nehmen. Und wie heißt er? Die Ritter vom Geist? Ein Ritterroman? Ein Geisterroman? Was sind das für Leute, die Ritter vom Geist? Was wollen sie? Wo und wann lebten sie?

Der erste Band führte sich ein mit einer Vorrede voll Selbstgefühl, das man gleichwohl von vorne herein

nicht berechtigt war für Selbsttäuschung oder Anmaßung zu erklären. Der Dichter läugnet, daß er „in seinem über das deutsche Maß hinausgehenden Werke die Franzosen hätte nachahmen wollen, jene Feuilleton-Romane oder Fortsetzung-folgt-Romane." Es schmeichelt den Deutschen der Schein des Originalen, Tiefen, Gründlichen, und so gern man sich in den Mystères de Paris berauscht hatte, so glücklich fühlte man sich bei der Aussicht durch einen vaterländischen Autor in eine gesundere Athmosphäre auf heimischen Boden versetzt zu werden. Es wohnt in uns bei aller Anerkennung fremden Werthes eine tiefversteckte Nationaleitelkeit, die uns die Ueberzeugung einredet, daß wir denn doch eigentlich das auserwählte Volk Gottes seien. Der Roman, fuhr die Vorrede fort, habe durch dieses Werk eine neue Phase erlebt: „der alte Roman stellte das Nacheinander kunstvoll verschlungener Begebenheiten dar, der neue Roman ist der Roman des Nebeneinanders." Wohl schüttelte bei dieser Stelle mancher Kritiker ungläubig den Kopf: Wie? ist es denn nicht erste Bedingung jeder Handlung, daß Kräfte nebeneinander bestehen, die sich fördern oder hemmen, und durch deren Aufeinanderwirken allein eine Veränderung möglich wird? Und andererseits, wie will der Dichter etwas geschehen lassen außer in dem Nacheinander? Die Ankündigung seiner neuen Romangattung könnte also nur den Sinn haben, daß er die nebeneinander thätigen Kräfte ins Ungewöhnliche vermehren und die Zeit der Handlung unter das bisherige Maß verringern wolle. Wird da die Entwicklung der Charaktere, wird da die Schürzung und Lösung eines Knotens ohne viele Unwahrscheinlichkeiten noch möglich sein? Und haben denselben Versuch nicht bereits vor

Gutzkow die Franzosen gemacht? Doch reflectirten im ersten Augenblick so nur die ausgemachten Skeptiker; das große Publikum, welches in heiliger Unschuld das Gedruckte für wahr nimmt, glaubte an die Erfindung einer neuen Romangattung und ging über etwaige Bedenken um so leichter hinweg, weil gleich auf jene Versicherung der für gute Herzen erbauliche Satz folgt: „Durch diese Behandlung kann die Menschheit aus der Poesie wieder den Glauben und das Vertrauen schöpfen: daß auch die moralisch umgestaltete Erde von einem und demselben Geiste doch noch könne göttlich regiert werden." Wie gnädig! mochte mancher schärfer Blickende bei sich sagen! Also die göttliche Weltregierung kann doch noch bestehen, auch wenn ihr eure Verbesserungspläne durchgesetzt habt? oder er erklärte wie Rosenkranz jenes d o c h n o c h für unverständlich und meinte, die moralisch umgestaltete Erde, müsse u m s o m e h r können göttlich regiert werden; indeß der Dichter damit nur eine tröstliche Versicherung den ängstlichen Seelen geben wollte, die bei jeder einigermaßen bedenklichen Aeußerung alsbald die Religion gefährdet wähnen. Der gewöhnliche Leser nahm sich aus Gutzkows Versprechen nur die Zuversicht von der tiefen Sittlichkeit des dargebotenen Werkes, und wie sie gewohnt sind bei aller Erbärmlichkeit des öffentlichen Lebens, von der sie sich ja doch persönlich nur oberflächlich berührt fühlen, leichthin auf die Zukunft zu bauen, so mochte nach dem Schluß der Vorrede sich ein jeder selbst für einen der Ritter vom Geiste halten, „als der Getreusten und Besten, die getrost in dem einen Geiste der Freiheit und Hoffnung fortwandeln trotz den laufenden tagesüblichen Bedrängnissen." So steigerte jedenfalls diese eigenthümliche Vorrede eine

im ganzen günstige Erwartung, und der sehr fein berechnende Autor sah vorher, daß auch etwaige Zornesäußerungen gereizter Gegner, die sich auf solche Ankündigung hin in die Brust werfen würden, nur zu größerer Verbreitung des Werkes dienen könnten.

Gutzkow besitzt etwas von Lessings Gaben. Scharfer Verstand, überreiche Combinationskraft, merkwürdige Herrschaft über den umfangreichsten Stoff, seltene Fähigkeit das Trockenste durch die Darstellung zu erfrischen, Kenntniß aller Mittel Effect zu erregen verbunden mit kluger Mäßigung, die sich innerhalb gewisser Schranken des Schicklichen hält, sind Eigenschaften, welche er, wie sein großer Geistesverwandter in hohem Grade in sich vereinigt. Gutzkow dichtet ferner wie Lessing mehr mit dem Kopf als aus jener unmittelbaren Schöpferkraft, die eine gütige Gottheit ihren seltensten Lieblingen in die Brust gesenkt hat. Darum sind auch in unserem Romane die lyrischen Gedichte alle zusammen mittelmäßig; denn in der Lyrik läßt sich mit dem Verstand am wenigsten ausrichten. Auch hat er mit Lessing jene Vertrautheit mit dem Theaterwesen gemein, die dem Romanschreiber so gut zu Statten kommt als dem Bühnendichter. Wie z. B. im Drama eine klare und zugleich fesselnde Exposition eben so schwer als förderlich ist, so nicht minder in der Erzählung. Zuschauer und Leser wollen gewonnen, wollen aus der gleichgültigen oder gedrückten Stimmung, die sie zum Schauspiel oder zum Buche mitbrachten, erst herausgerissen sein. So hat denn der Dichter unsres Romans gleich im ersten Bande alles aufgeboten, um für den Stoff wie für viele der Hauptpersonen Theilnahme zu wecken. Wie fesselnd schon der Anfang! Der zeichnende Sieg-

bert, der seltsame, malcontente Hackert, drüben im düstern Park die gute Weinspenderin mit dem menschenscheuen alten Pflegevater der Thiere; die geschwätzige, zuthuliche Frau Trompetta mit dem aristokratischen Fräulein Flottwitz, dann Dankmar und die Unterhaltung mit dem Bruder im Pelikan, nachdem der wunderliche halbe Proletarier dem Argwöhnischen die hundert Thaler vor die Füße geworfen. Der hoffnungsreiche Schrein ist gestohlen an der Schmiede von Plessen: auf, fort! ihn zu suchen; abermals desselben Hackert aufdringliches Anerbieten; nun die interessante Unterhaltung mit dem geistreichen Epicureer Schlurck und dem bornirten Heidekrüger, Hackerts gespenstisches Nachtwandeln, Schlurcks Schrecken und auffallende Freigebigkeit; dann weiter im gelben Hirschen der treuherzige Förster Heunisch mit seiner naiven Schilderung des Pietistenwesens unter der alten Fürstin und seiner Anhänglichkeit an seine liebe Nichte; der gebildete, schon gestern im Heidekrug auffallend gewesene Tischlergesell, der sich als neuangekommener Fürst von Hohenberg ausweist; das Treiben der Massagläubiger im fürstlichen Schlosse, die auf den Wink der coquetten, schönen Melanie gewärtig, ein nichtiges Genußleben führen; unter ihnen der fromme Pfarrer Stromer, im Begriff sich zum leichten Schmetterling zu entpuppen, der langbeinige, etwas umständliche Justizrath Zeisel mit seiner adelsstolzen Frau Gemahlin, einer geborenen von Nutzholz-Dünkerke, Lasally, der blasirte Werber Melaniens, der zweideutige Schleicher Bartusch, der mit göttlichem Humor gezeichnete alte Geck Herr von Harder, welchem das lose Mädchen die Rose reicht; die Beängstigung Melaniens über den Anblick des Nachtwandlers, und dann ihre glücklich leichtsinnige Erwartung des vermeintlichen Prin-

zen; — das alles durchwoben und umkleidet mit Sommerhimmel und Landschaftsgrün, eingestreut in Berg und Thal, in Dorfschenke und Fürstenschloß, — welche Fülle von Stoff, welche Abwechslung von Ernst und Scherz, von anmuthigen Beschreibungen und fesselnden Gesprächen, welches Ineinanderspielen von Gegenwart und Vergangenheit; von allgemeinem und persönlichem Inhalt, welche spannenden Fragen und Räthsel, die mit Ungeduld zu weiterem Nachforschen treiben! Dabei alles so lichtvoll, die Personen so scharf abgegränzt, so sichtbarlich vor die Augen gestellt. Den alten Schlurck, meint man, müßte man mit Händen greifen können, dem Hofgartenintendanten müßte man schon einmal begegnet sein; die rundliche Trompetta, die blonde Flottwitz mit den langen Hobelspanlocken glaubt man auf den ersten Blick zu erkennen, und einige Stunden unter Melaniens holdem Scepter zu stehen möchte keiner sich weigern, der für der Schönheit Reiz nicht unempfänglich ist. Mit einem Worte, der erste Band, die Exposition des Romans, ist so gelungen, daß mit ihm bereits die Gunst des Publikums erobert war.

Als nun in mäßigen Zwischenräumen die weitern Bände folgten, da lief wohl viel des Langgesponnenen mitunter und viel des Bedenklichen; doch über die Langeweile tröstete immer gleich die Hoffnung auf den nächsten Band, über das Bedenkliche hob die Erwartung späterer Lösung hinweg, und die durch wohlvertheilte Einführung frischer Personen und Verwicklungen angeregte Neugier ließ es nicht leicht zur Uebersättigung kommen, — bis sich am Ende des Ganzen selten einer vollkommen befriedigt fand.

Darüber, denke ich, sind alle einverstanden, daß das Werk im Ganzen weitaus die wichtigste Erschei-

nung auf dem Gebiete der neuesten deutschen Belletristik ist; über seinen allgemeinen Werth hat die Nation bereits gerichtet. Ohne Sclave der öffentlichen Meinung zu sein, unterwerfe ich mich gern in so weit ihrem Ansehen, daß ich sie über Zufall und völlige Täuschung erhaben achte. Manches Gute bleibt übersehen, aber das einmal als gut Erklärte wird niemals völlig unberechtigt zu solcher Ehre kommen. Ein Buch, das so beispiellosen Erfolg in allen Kreisen der Gesellschaft gehabt, muß seine bedeutenden Vorzüge besitzen, die ihm kein Kritiker abdisputiren kann. Es bleibt unter diesen Umständen nächste Aufgabe der Beurtheilung, diese Vorzüge ans Licht zu ziehen; dann mag sie in zweiter Reihe immerhin ihre etwaigen Bedenken anschließen.

Die Lesewelt wird zumeist von dunklen Vorstellungen bestimmt, die sich mehr durchs Gefühl denn durch klare Einsicht als Wohlgefallen, Abneigung oder Gleichgültigkeit kund geben. Sympathie und Antipathie aber beruhen auf Stimmungen, diese häufig auf Zeitverhältnissen, und wenn ein Autor die letztern geschickt zu benützen, wenn er durch Eingehen auf die jeweiligen Lieblingsthemata zu bestechen wüßte, so würde er seiner Arbeit in der allgemeinen Gunst mächtigen Vorschub leisten. Wird die Arbeit selbst dadurch besser? Mit nichten; aber sie wird zeitgemäß. Es ist das einer von den erlaubten demagogischen Kunstgriffen, deren ein moderner Schriftsteller, um sich Gehör zu verschaffen, schwerlich entrathen kann.

Der Vortheil der Zeitgemäßheit kommt nun unserem Romane im höchsten Grade zu Statten; denn es spielt derselbe fürs erste von der unmittelbarsten Ver-

gangenheit an herein bis in die Gegenwart. Das Trauerspiel der Revolution und Reaction, das wir alle unter lebhaftem Antheil des Gemüths mit angesehen, in dem wir theilweise als Statisten oder Spieler untergeordneter Rollen selbst mitgewirkt haben, erhalten wir in wohlgelungenen Skizzen nachgezeichnet. Der preußische Staat, die Hauptstadt, der Hof, die Hofpartei, die verschiedenen Schichten der Gesellschaft, alle mitten im Zustande der Aufregung, bis die alte Legitimität gewaltsam Siegerin bleibt, alle mehr oder minder betheiligt an der Haupthandlung, besorgt für ihre Interessen, bedroht in ihrer Geltung, kämpfend für ihre Existenz; jenes Preußen, auf welches alle Parteien aus allen Gauen Deutschlands mehrere Jahre instinktartig mit Hoffnung oder Zagen hingeblickt, weil dort die Haupttage der Entscheidung kommen mußten. Der Dichter nennt den Schauplatz seiner Geschichte nicht, aber er läßt ihn den blödesten Leser errathen. Ei die Hauptstadt ist ja Berlin und Hitzreuters Fortuna das Kroll'sche Etablissement und Sans-regret Sanssouci, ruft selbst der Philister aus, der die Weltbegebenheiten nur beim Bierglase zu studiren pflegt, und der Neubund ist der Treubund und Wolland von der Hahnenfeder ist Radowitz und Rochus von Westen ist Prokesch von Osten. Und wer mag denn dann, fragt man sich weiter, Propst Gelbsattel sein? Hengstenberg, sagen die einen, denen bloß dieser eine populär gewordene Name geläufig ist; nein, Eylert, entgegnen die unterrichteteren. Es ist, als wenn man Rebus auflöste. Man hat es dem Dichter mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, daß er durch Portraitirung bekannter Persönlichkeiten das Publikum zu weiterem unnützem Nachforschen und somit zur Klatschsucht verleite, ja

daß es auch hinter ganz erdichteten Dingen ein verstecktes Pasquill suche; daß er durch Mischung von Wahrheit und Dichtung die Ehre angesehener Männer verdächtige, um seinem Roman einen pikanten Beischmack zu geben. Wer berechtigt uns bei Benützung der Wirklichkeit an den Poeten andere Anforderungen zu stellen als an den Maler und Musiker? Wer verargt dem letztern das Einweben von Volksweisen, wer dem erstern die Uebertragung seiner Natur- und Menschenstudien auf eine ideale Landschaft oder ein Historienbild? Von jeher haben die Dichter eine gleiche Befugniß billigerweise in Anspruch genommen; ja man hat sie gelobt, wenn sie nach dem Leben arbeiteten; man hat gelehrte Untersuchungen angestellt, wer wohl zu dieser oder jener Persönlichkeit Gestalt und Farbe geliehen, und nun will man's auf einmal Gutzkow verargen, wenn er bei einer solchen Fülle von Personen einige bekannte Charaktere genau nachcopirt? Ich will bei dem klugen Schriftsteller nicht einmal die Absicht durch manche Portraitähnlichkeit auch die neugierigen Leser zu reizen in Abrede stellen. Warum sollte er irgend ein erlaubtes Mittel verschmähen seine umfassende Dichtung anziehend zu machen? Da soll er wieder seiner Satire auf den preußischen Staat die Spitze abbrechen, indem einzelne seiner Schilderungen zuträfen, andere nicht, indem z. B. das Ministerium Brandenburg wohl dieselben Maßregeln ergriffen habe wie Egon, aber nicht aus denselben Motiven; als ob es auf direkte Satire abgesehen wäre und nicht auf Schöpfung eines selbständigen Kunstwerkes, das mit den Bewegungen auf dem Welttheater nur seine Hauptberührungspunkte hat. Jedenfalls hat Gutzkow durch Hereinziehen bekannter Verhältnisse und Charaktere

seinem Werk ein lebhaftes, wenn auch mehr zufälliges Interesse zugewendet. Hat er dieses auch eher spekulirender Berechnung als dichterischem Genie zu danken, so kann ihn deßhalb kein Tadel treffen. Wie lange ist's denn her, daß man den Dichtern allseitig zurief: Ihr deutschen Poeten verirrt euch zu den Löwen in der Wüste und versteht es nicht, dem Leben euch anzuschließen? Nun es der talentvollste versucht hat, vom Leben ein poetisches Abbild zu geben, ist man nicht übel geneigt ihn als Pasquillanten zu verschreien.

Wie mit Begebenheiten und Personen, verhält es sich mit den verschiedenen geistigen Richtungen und Ansichten politischer, socialer, philosophischer, religiöser Natur, die in diesem Roman ihre symbolische Vertretung und geistreiche Erörterung finden. Völlige Unparteilichkeit kann man vom Dichter noch weniger verlangen als vom Geschichtschreiber. Wer in einer Zeit der Gegensätze sich in unentschiedener Mitte hält, verliert die Fähigkeit die Extreme zu fassen, von denen doch das Leben bewegt und getragen wird; die entschiedenen Farben der Kämpfer verschwimmen ihm alle im grauen Nebel seines höhern Standpunktes. Da lobe ich mir die Einseitigkeit, die sich keine Gewalt anthut, den Gegnern zu schmeicheln; die naive Einheit des Lebens ist längst dahin, so gebe auch keiner sich die undankbare Mühe allen Parteien gerecht zu sein, am wenigsten ein Poet, der Energie und Leidenschaft weit nöthiger braucht als historische Treue. Von seinem ersten Auftreten an stand Gutzkow in entschiedener Opposition zum Christenthum; die Zweiflerin Wally sprach sich in ziemlich ähnlicher Weise aus, wie Melanie über Stromers anbrechende Weltlichkeit ihre Befriedigung äußert. „Apollo steht auf dieser Wolkenschicht

und Christus auf der andern", bemerkt Leidenfrost, die Unverträglichkeit des Christenthums mit der Kunst hervorhebend. „Wir haben eine Religion, sagt Dankmar, d. h. Gutzkow selbst, die christliche, die in ihrer eigentlichen Bedeutung nur noch wenige bindet; eigentliche Christen gibt es gar nicht mehr;" und Ackermann, sein Träger geprüfter Lebensweisheit, ging in seiner Uebereinstimmung mit Dankmar so weit, daß er geradezu von unserer Zeit zugab, sie wäre reif zu einer neuen Messiasoffenbarung. „Aber ein Individuum, läßt sich sein Lieblingsheld weiter heraus, vermöchte nicht mehr die ehemalige Wirkung zu thun, sondern der rein herausgestellte Begriff der Menschheit würde an sich selbst zum Befreier werden," oder mit andern Worten: die Ritter vom Geiste, in weitester Ausdehnung über die Erde verbreitet, würden in der neuen Zeit die Stelle des Messias vertreten. Genug, es ist seit lange eine mit des Dichters Denkart innig verwobene Ueberzeugung, daß das Christenthum eine der Gegenwart nicht mehr genügende, die Bedürfnisse der Menschheit nicht mehr vollkommen befriedigende Religion sei. So wiederholt er denn auch in diesem Romane mit einem Ton innern Wohlbehagens häufig genug die Bemerkung, wie diese oder jene seiner Hauptpersonen seit vielen Jahren keine Kirche besuche, und macht die Kirchlichen meist zu Heuchlern oder Geistesschwachen. Dieser Geist der Verneinung hat ihm die Stimmen der Frommen entzogen, aber dafür gewonnen alle mit der jetzigen Hierarchie Unzufriedenen, welche die Mißbräuche kirchlicher Einrichtungen oder die veralteten Dogmen der Scholastik mit dem Christenthum für identisch achten und in der Gegenwart doppelt gereizt sind, weil das Schwert mit dem Krumm-

stabe verbunden fast überall die Religionsgesellschaften, die sich mit freiern Bekenntnissen nnd demokratischer Gemeindeordnung gebildet hatten, gewaltsam unterdrückt hat.

Einen größern Zauber noch als der religiöse übt in der Gegenwart der politische Liberalismus, der in den verschiedenen Trägern des Romans manchfach modificirt zu Tage liegt. Die weit über das erwartete Ziel vorgeschrittenen Maßregeln der alten herrschenden Partei haben sämmtliche Anhänger eines freiern Staatslebens, welche sich während der Tage der Aufregung in feindliche Lager trennten, vor der Hand wieder unter das Banner stiller Opposition vereinigt. Da gestehen sie sich gegenseitig, man müsse tragend und ausharrend auf eine bessere Zukunft bauen. Louis Armand, Leidenfrost, Siegbert, Dankmar, Werdeck, Oleander, warum nicht auch Justus? die verschiedensten Schattirungen des Liberalismus, haben sich schließlich alle in einen Bund zusammengeschaart mit dem Zweck des passiven Widerstandes, der sich zwar schon mehrmals schlecht genug bewährt hat, aber immer wieder neue Anhänger gewinnt, weil es süß ist nichts zu thun mit dem Bewußtsein, man habe großes gethan. Die Liberalen kommen ins Gefängniß, sind auf der Flucht, fallen durch die tödtliche Kugel des Kriegsgerichts, bis zuletzt der fanatische Hersteller der alten Ordnung abgenützt und gebrochen an Geist und Körper vom Schauplatze tritt mit dem Bekenntniß, daß er für eine Lüge seine Kräfte vergeudet habe. Die Discussion socialer und politischer Fragen nimmt in unserm Roman einen sehr bedeutenden Raum ein; dabei bewegt sie sich fast immer im Allgemeinen, wie auch charakteristisch genug der Socialist Egon, der früher so viel von dem Rechte, der

Würde und Heiligkeit der Arbeit gefabelt, im Besitz der Gewalt, von der Uebermacht der Thatsachen fortgeschoben, seinen Lieblingsgedanken Preis gibt, obschon er gleich bei Uebernahme seiner hohen Stelle, weil er nichts von der Praxis des Staatshaushaltes versteht, sich nur die Principien vorbehalten. So würde es, Werdeck ausgenommen, sämmtlichen Rittern vom Geist ergehen, wenn sie in irgend einem Fache positive Einrichtungen treffen sollten. Sie sind allesammt Schönredner, die sich beim blauen Dunst ihrer Phrasen so behaglich befinden, wie beim blauen Dunst ihrer Cigarren, und hinter der Weinflasche oder Kaffeetasse über die wichtigsten Interessen der bürgerlichen Gesellschaft im geistreichen, witzigen Conversationstone zwanglos ergehen. Gerade diese Art Politik zu treiben eignet sich aber gut für Romanleser; nicht allzu tief und gelehrt, nicht allzu seicht und oberflächlich, doch immer pikant und liberal; die Differenzen des Liberalismus berührt, besprochen, aber dabei bleiben wir alle gute Freunde, sämmtlich Männer edler Gesinnung, auf wenige jedem einleuchtende Grundsätze zu passivem Widerstande vereint gegen die Anmaßung des historischen Rechtes. Aber nicht bloß über Politik und Gesellschaft, auch über Malerei, Oekonomie, Militärwesen weiß sich der Roman eben so geläufig auszusprechen; ferner über das Verhältniß der Kirche zum Staat, über wohlthätige Vereine, über Jesuiten und Freimaurer, über Europa und Amerika; durch die Vielseitigkeit seiner gewandt und geistreich vorgetragenen Ansichten, welche mit den herrschenden der öffentlichen Meinung harmonisch zusammenklingen, hat er gewiß sich eben so viele Anhänger gewonnen, als durch seine poetischen Schönheiten. Alle diese Vortheile indeß würden

dem Buche schwinden, wenn die allgemeine Stimmung sich ändern sollte.

Was aber wird bleiben? Was gibt ihm einen eigenthümlichen Werth, den der wechselnde Luftzug der Volksgunst nicht mit fortzunehmen vermag? Darf es sich etwa an Wilhelm Meister heran wagen, der in ewiger Jugendfrische lebt, auch nachdem der vorwiegende Antheil am Schauspiel, an Shakespeare, an Geheimbündelei, trotz Gutzkows Wiederholung dieses Gedankens, verschollen ist? Es ist keine Unbilligkeit, wenn ich diese Frage aufwerfe und den Dichter durch Zusammenstellung mit Unsterblichem an seine Endlichkeit mahne. Hat er doch selbst in direkten Anspielungen auf Göthe zu solcher Parallele herausgefordert. Scheut er sich doch nicht die „Bekenntnisse einer schönen Seele," das Köstlichste, was in dieser Richtung je geschrieben worden ist, sogar von seiner edelsten weiblichen Gestalt, von Anna v. Harder, mit spöttischen Seitenblicken betrachten zu lassen, und Egon über die Denkwürdigkeiten seiner Mutter die Aeußerung in den Mund zu legen: sie sind die Bekenntnisse einer wirklich schönen Seele. Amanda von Hohenberg, die leichtfertig von dem Cicisbeo ihrer Freundin verführte Frau, die dann den Geliebten eben so leichtfertig aufgibt, um ihrem Bastard die neugewonnenen Vortheile des Reichthums und der Standeserhöhung zu sichern, die nachher in geschmackloser Weise ihre geräuschvolle Frömmigkeit zur Schau trägt, und bei aller Zerknirschung doch die alte folgenreiche Lüge fortbestehen läßt, — Amanda eine wirklich schöne Seele! eine wahre Blasphemie auf den von Göthe erfundenen Ausdruck! — Ein andermal wagt er sein Fränzchen Heunisch gar mit Dorothea zum Nachtheile der letztern zu vergleichen,

„Gerade so stand sie, heißt es, mit dem Bündel da; nur war sie kleiner, aber lieblicher und wohl frischer, als jene Emigrantin gewesen sein mag."

Meine Ansicht offen herauszusagen, ich prophezeihe dem Werke keine dauernde Zukunft; ich achte es nicht höher als Gutzkow Tragödien: viel schlagender Witz, viel bestechender Gedankenschimmer, viel kecke Ueberredungsgabe, ein frischer Ton über das Ganze gebreitet, aber die Wahrheit fehlt in den Charakteren, die Tiefe in den Gesprächen und im Stile jene Schönheit, die das göttliche Kennzeichen des Classischen ist. Gleich einem Erzähler, der sich gern reden hört und seine Anekdoten selbst belacht, der auch etwa der Fassungsgabe seiner Zuhörerschaft nicht allzuviel zutraut, kleidet er einen oft einfachen Gedanken in einen mächtigen Wortschwall, karrikirt wider Willen seine Personen, wiederholt was wir schon wissen, und hetzt manchen guten Einfall selbstgefällig zu Tode. Gleichwohl ist die Kunst der Darstellung an unsrem Dichter die starke Seite. Was er schreibt, ist eben so fließend als geistreich, eben so lebendig als scharf umgränzt und bestimmt. Ich traue ihm die Befähigung zur Classicität zu, wenn er zu streichen und zu bessern nicht unter seiner Würde hielte. Unter den jetzigen deutschen Schriftstellern auf dem Gebiete der schönen Literatur lese ich Gutzkow am liebsten, weil er jederzeit durch Esprit zu fesseln weiß. Aber bei alledem ist er ein Feuerwerker, kein Prometheus: das Pikante überwiegt das wahrhaft Gediegene.

Neben der gewandten Darstellungsgabe und den Reizmitteln, welche unsrem Romane durch seine vielfachen Beziehungen auf Thatsachen und Ansichten des gegenwärtigen

Lebens von außen zuströmen, verstand der Dichter demselben durch die innere Composition der Dichtung selbst reiche Gunst zu gewinnen. Vor allem durch die bunte Mannigfaltigkeit der Personen und Verhältnisse. Gutzkow hat wohl gewußt, was er mit seinem Prinzip des Nebeneinander erreichen wollte. Wie auf einem Jahrmarkte drängen sich Menschen an Menschen, wie in einem Gucktasten folgt Bild dem Bilde. Was bekommt man da alles für Leute zu sehen vom König bis zum Fabrikarbeiter, von der Königin bis zur Dirne! Wie wechseln, wie contrastiren die Situationen zwischen Plessen und der Hauptstadt, in der Schenke, auf der Straße, im Freien, im Thurm, im Schloß, im Garten! Bald ein gemüthliches Stillleben zweier Brüder in beschränkter Junggesellenwirthschaft, bald ein Salon einer ehrgeizigen Frau, hier ein Künstleratelier, dort ein Haus vollgestopft von verworfenem Gesindel und unter diesem vereinzelt die Unschuld in der Armuth. Nun schleppt man uns auf den Fortunaball, nun in die Maschinenfabrik, zu Schlurck, zu Egon, zum Schreiner Märtens, in den Schloßgarten, zur Weinlese bei der Fürstin, in den alten Rathskeller, wieder nach Hohenberg, in den Ullagrund zum Oekonomen, zum Bauern, zur armen Pfarrerin von Plessen, zu Zeisels, ins Forsthaus, wo der Bruder den Bruder mordet, weil dieser gegen die Schwester den tödtlichen Hammer hob. Nun zurück zum reichen Sonderling Otto von Dystra, an Karl Eisolds Leichnam auf den Gottesacker zur Execution des Sergeanten, zu Dankmars Gefängniß, nach Tempelheide zum greisen Freunde der Thierseele, nach Tempelstein zur Eröffnung des Bundes, bis die gewonnene Million in Rauch aufgeht und die ganze Geschichte nach ihrem Ende

eilt. Welch eine Verschiedenheit der Decorationen, der Personen auch neben den Hauptfiguren, oft nur mit ein paar Strichen und doch charakteristisch genug angedeutet! — Und alle diese Menschen, wenn auch nur mittelbar, freundlich oder feindlich zusammenwirkend, wie da die Interessen durch einander spielen, die Intriguen sich kreuzen, die Geheimnisse allmählich ans Licht treten, die Verwirrungen sich auflösen, die Erwartungen zur Erfüllung reifen, die Herzen sich suchen und fliehen, abstoßen und finden! und der große Prozeß, bei dem bis zur dritten Instanz die Entscheidung schwankt. Jeder denkt sich an Dankmars Stelle, möchte selbst mit gewinnen, macht Pläne, was wohl er mit dem vielen Geld anfangen würde. Dann was hat er alles für Probleme in die Mitte geworfen! wie wird's werden mit dem verlorenen Schrank? wie mit dem Bildniß? was mag der Memoiren Inhalt sein? Wer sind Hackerts Aeltern? wie erklärt sich dessen räthselhaft dämonisches Wesen? Was sollen die Andeutungen der unheimlichen Ursula Marzahn? Wer ist Ackermann und woher sein romantisches Interesse an Dankmar und Egon? Wer ist und was beabsichtigt Murray? Was will der kreuzspinnenartige Rafflard? Was wird Egon, der Gewaltherrscher, was werden die Zecks, was Schlurck und Werdeck für ein Ende nehmen? Diese und manche andere Fragen wirft sich der Leser in bunter Abwechslung durcheinander auf, und wenn wieder eine neue Person erscheint, so beschaut er sie genau wie ein Gränzwächter, die Beziehungen zu errathen, in welchen auch sie zu der bereits bekannten Gesellschaft stehen mag. Gar nicht zu gedenken des Antheils, den bei jedem Romane das Herz daran nimmt, ob sie sich „kriegen“ oder „nicht kriegen“, ein Antheil, wel-

chen der Dichter in mancherlei Weise durch Vervielfältigung betheiligter Personen und ihrer widerstrebenden Neigungen gesteigert hat. Wen wird Melanie, die vielumfreite Schönheit, erkiesen oder erhalten: Dankmar, Siegbert, Lasally, Egon, oder gar am Ende noch Hackert? wen Luise Eisold: Hackert oder Danebrand, oder keinen von beiden? wen Fränzchen Hennisch: Sandrard oder Armand? Wer wird noch das Glück haben den stolzen Dankmar zu erobern, der mit seiner werthen Person so spröde thut? also nicht Melanie? oder doch? oder die Flottwitz? Und um Siegbert werden wohl Mutter und Tochter sich noch schießen müssen? Was wird aus Helene d'Azimont werden, dem gewissenlosen Weibe, die von ihrem kranken Manne weg dem Herzerwählten, der sie mit Füßen tritt, nachgereist ist aus „Seelenpoesie?" Wird Egon sie wieder zu Gnaden annehmen, die um ihn wie ein Hund winselt? wird sie in Rom sich zu trösten wissen? wird sie noch gar in ein Kloster gehen? So weiß Gutzkow durch eine außerordentliche Fülle von Verhältnissen den Leser zu spannen und von einem Bande zum andern zu treiben bis ans Ende. Und wenn man nun wieder vom Schlusse rückwärts schaut, so gewahrt man gar wohl, daß er alle seine Fäden gleich vom Anfang an zu Zettel und Einschlag schon aufgenommen, und die Stellen wohl berechnet hat, an welchen jeder hervortreten müsse, seinen Theil beizutragen zum farben- und figurenreichen überaus kunstvoll gewirkten Gemälde. Allenthalben gibt er Andeutungen voraus, oft nur mit zwei Worten, und läßt den Leser den eigenen Scharfsinn prüfen und sich freuen, wenn er seine lange gehegte Vermuthung nun wirklich bestätigt findet. Einen so ausgedehnten Plan zu machen ist fürwahr nur einem sehr bedeutenden

Kopfe möglich, und diesen Entwurf geschickt durchzuführen, daß man zwar langsam ahnt, aber nicht erräth, wo die Geschichte hinausläuft, bezeugt eine Herrschaft über den Stoff, eine Besonnenheit und Freiheit in der Behandlung, die schwerlich einem zweiten Schriftsteller Deutschlands gegeben ist.

Indeß weder die glänzende Stilisirung noch die Anspielungen auf die Wirklichkeit, noch das bunte Mancherlei, noch die spannenden Verhältnisse würden dem Werke die Aufmerksamkeit aller seiner Leser erworben haben, auch derer, die sonst mit der Zeit geizen, der Gelehrten, der Geschäftsleute, der Staatsmänner. Es kündigt sich aber auch an, wie wir gesehen haben, mit einer überaus ernsten und wichtigen Haupttendenz: es will die verdorbene Welt moralisch umgestalten, durch ein friedliches Mittel nachhaltig umgestalten. Da verlohnt er sich ja wohl der Mühe, den Werth der neuen Panacee zu untersuchen. Es fragt sich also fürs erste: Ist die menschliche Gesellschaft so krank, wie sie Gutzkow schildert? Es ist ihm bei Einführung seiner vielen Personen keineswegs um ein zufälliges Aggregat zu thun; er hat das löbliche Bestreben ganze Richtungen und Zustände in denselben zu symbolisiren. Sein Nebeneinander soll ein Stück europäischer Menschheit vorstellen, groß und zusammengesetzt genug, um das Ganze zu vertreten. Der Dichter gibt selbst über den repräsentativen Charakter seiner Gestalten hinundwieder die unzweideutigsten Erklärungen ab, z. B. wenn er Dankmar von Hackert behaupten läßt: er sei der Ausdruck des Volkes selbst, der schlechten, bewußtlosen, in Sinnentaumel hindämmernden Masse, das Mittelvolk in seiner Erbärmlichkeit. Und scheinen sie nicht in der That alle

repräsentirt die Lebensstellungen, die religiösen, sittlichen, politischen, socialen Richtungen, Hof, Hofzirkel, Hofpartei, Militär, Beamtenthum, Advokaten, Aerzte, Literaten, Künstler, Geistliche, Bourgoisie, Kleinbürger, Oekonomen, Bauern, Arbeiter, Diener, Sicherheitswächter und Bewachte? Findet nicht die Humanitätsperiode ihren würdigen Vertreter an dem Präsidenten Harder, der einseitige Rationalismus an Rudhard, die poetische Romantik an Oleander, die geistliche Einbildung an Selbsattel, der Jesuitismus an Rafflard? Stellt nicht Schlurck die zahlreiche Schaar von Genußmenschen dar, die auf dem schmalen Rande hinwandelnd zwischen Rechtlichkeit und Schurkerei, ein behagliches Leben führen? und Stromer, wie der Dichter selbst sagt, den ächt deutschen Lumpentitanen, den Schmetterling der schönen Phrase und des irren von allem geblendeten Idealismus? der reiche Baron Dystra den modernen Dilettantismus der Reichen, der begeisterungslos sich mit dem Scheine begnügt? Heunisch die beschränkte Gutmüthigkeit? Lasally die jugendliche Blasirtheit? Ferner die verschiedenen Phasen politischer Richtung: neben den mancherlei Vertretern des nun einmal herrschenden Königthums, Egon die doctrinäre Starrheit, Justus den Constitutionalismus der Besitzenden, Werdeck den der Denker, ingleichen die Demokratie ohne oder mit Beigabe socialistischer Elemente, mit vorwaltender Gefühls- oder Verstandesrichtung in Dankmar, Armand, Siegbert, Leidenfrost bis herab zum betrunkenen Lumpendemokraten, dem verschuldeten Schenkwirth Drossel? — Nicht geringer die Verschiedenheit in der Frauenwelt. Die pietistische Amanda, die ehrgeizige Pauline, die gute Anna, die höfische Altenwyl, die still leidenschaftliche Adele, die quecksilberne Trom-

petta, die schwärmerisch monarchistische Stifterin des Keuschbundes Wilhelmine v. Flottwitz, die stilldulde Hausmutter Frau Stromer, die emanzipirte in Liebe zerfließende Helene, die schöncoquette Melanie, das naive Fränzchen, die enragirt demokratische freigemeindlerische Luise, die bizarre Olga, die einfach natürliche Selma, die intrigante alte Ludmer sammt ihrer verworfen sinnlichen Nichte, die Kammermädchennaturen Johanna sammt Dore Flore Lore, bis zu den untergeordneten Repräsentantinnen höherer Stände: Frau Schlurck, v. Zeisel, v. Sänger, Reichmeyer, Pfannenstiel, oder der niedern: Frau Märtens, Schiefelbein, Peters, Mulrich; und an der Gränze aller Weiblichkeit die hexenartige Ursula Marzahn, — nun ich dächte, das schöne Geschlecht könnte über Vernachläßigung seiner mannigfachen Varietäten eben so wenig Klage führen.

Aber trotz dieser mit großer Kunst durchgeführten Mannigfaltigkeit ist es dem Dichter doch nicht gelungen, eine wahre Menschenwelt darzustellen. Seine Ansicht über den Werth gemischter Charakter mag ihm beim Entwurfe seiner Gestalten mehr geschadet als genützt haben, indem er die meisten, in der Absicht sie tüchtig zu mischen, sittlich erniedrigt und neben der Gemeinheit dem Reinen ein gar spärlich Plätzchen gönnt. Ich wende mich zuerst an Ihr Gefühl, v. Z., den unmittelbarsten Leiter in sittlich-ästhetischen Dingen, und frage: Ist es Ihnen behaglich geworden in dieser Gesellschaft? „Aber ist es dir behaglich in der Wirklichkeit?“ könnte mir ein Gegner augenblicklich zurückwerfen. Vergleichungsweise ja! „Ueber Gemüthseindrücke und Stimmungen läßt sich nicht disputiren.“ Nun wohl! so will ich nachweisen, wie Gutzkow durch Auslassen,

durch Verzeichnen, durch Verkürzen sehr vieler an Gewicht oder Zahl höchst bedeutender Stände und Richtungen sein Menschengemälde unwahr gemacht und verdorben hat. Glaubt er den selbständigen Adel ausgestorben, der gesinnungstüchtig, aufopferungsfähig, gebildet und sittlich doch auch in unserer diesem Institut so abholden Zeit unter Männern wie Frauen noch manchen kräftigen, manchen anmuthig blühenden Zweig treibt? Sollte im Lande der Schwerin und Vinke, im Zeitalter des nur vom Parteihaß geschmähten Gagern allein der verschuldete, sittenlos rohe alte Fürst, oder sein bald sentimentaler bald blasirter, eigenwillig störrischer, im Besitze der Macht grundsatzloser, körperlich wie geistig vor der Zeit gebrochener Bastard Repräsentant des Adels sein? oder der hanswurstartig humoristische Otto von Dystra? oder der gimpelhaft coquette, geistig beschränkte Garten- und Theaterintendant? der adeligen Offiziere zu geschweigen und der armen Beamten. Unter der Menge Herren und Frauen von, in deren Zirkel er einführt, weder Mann noch Weib, die uns durch Hoheit der Gesinnung, Unabhängigkeit des Denkens, verbunden mit jenem anmuthsvollen Reize höherer harmonischer Bildung, mit einem Worte durch wahrhaften Adel des innern Menschen zu fesseln wüßten. Doch ja etwa noch das arme Fräulein Flottwitz, eine der schönsten, sittlichsten Schöpfungen seines Buches, obwohl er dem Kitzel nicht widerstand sie durch anekdotenhafte Uebertreibungen lächerlich zu machen. Anna von Harder hat das Schicksal geknickt, und der alte Präsident würde als oberster Chef der Justiz eben so handeln, wenn er bürgerlich wäre. Dagegen legt er Ackermann die harte Aeußerung in den Mund: „Diese

Welt der Adeligen, wie bunt geht sie durcheinander! Wo ist da viel Sitte, viel Gesetz? Dann und wann eine Ausnahme; dann und wann ein treues Leben; aber im übrigen ein Chaos von gebrochenen Herzen, gebrochenen Schwüren, wilden Leidenschaften."

Wie ist ferner bei ihm der gebildete Mittelstand bedacht? Ueber diesen sind wir jedenfalls vollkommen urtheilsfähig, weil wir uns selbst darin bewegen. Nicht eine edle Beamtenfamilie mit dem pflichttreuen, gemüthlichen Hausvater, der anspruchlosen, achtbaren Mutter, den liebenswürdigen, einfachen, gebildeten Töchtern. Was soll uns der Assessor Müller, den wir nur gegenüber den Verbrechern sehen, oder Pax, der Polizeimann, der Junggesell von zweifelhafter Moral? — Nirgends ein Gelehrter in stiller Begeisterung für die Wissenschaft, in traulichem Umgang mit den Seinigen. Der vielgelobte Rodewald wird doch nicht etwa die Gelehrten mit vertreten sollen, er, der seine Jugend in unwürdiger Abhängigkeit von einer unsittlichen Frau vertrödelte und sich vom drückenden Joche nur frei machte durch Ehebruch mit einer zweiten, bis er zuletzt mit dem jungen Mädchen nach Amerika verschwand und der edlen Mutter desselben das Herz brach. Außer dem verschollenen Rodewald, der dann nach 20 Jahren als contemplativer Oekonom wieder auftaucht, keine Spur im ganzen Roman von einem Gelehrten, trotz der vor kurzem noch so vielgescholtenen Professorenweisheit, trotzdem, daß Berlin, der Hauptsitz deutscher Wissenschaft, der Dichtung hauptsächlicher Schauplatz ist. Aber die Geistlichen stehen doch vor uns in einem vierblättrigen Kleeblatt: Rudhart, Gelbsattel, Stromer und Oleander. Was für Leute! War es

möglich, den Rationalismus verknöcherter, die kirchliche Herrschsucht und Einbildung greller, die mantelhängerische Charakterlosigkeit giftiger darzustellen, als in den drei ersten? Aber selbst Oleander, ist er nicht mehr Poet als Geistlicher? dann hat ihn der mischende Dichter geflissentlich carrikirt durch äußere Unkultur, und nachdem er vorher tief in romantischen Anschauungen stak, gegen das Ende die Ueberzeugung wechseln und sich zu den freigemeintlichen Ansichten bekehren lassen, als wäre einer wissenschaftlich und sittlich bedeutendern Natur innerhalb des Christenthums zu bleiben rein unmöglich. „Aus dem Geiste des Christenthums allein sind diese Thaten der Liebe nicht mehr zu fördern", ruft Oleander aus, als er in der Residenz Gefängnißprediger geworden; „ich habe sonst über die Zeit geträumt, ich bin ihr Walten geflohen. Aber durch die Lehre von einer Religion des freien Geistes ist mir ein Stern aufgegangen." Zuletzt gibt er ihm noch die Aussicht mit Poet des Dachstübchens zu werden, vielbewundert und vielverspottet und schon mit blühenden Haaren noch ein Kind genannt. Wo bleibt diesen Figuren gegenüber der Geistliche, der mild und männlich, gebildet und gelehrt, in schlichter Einfalt seinem Beruf ergeben, die wohlverdiente Hochachtung seiner Gemeinde genießt? Und der sonst vielbeliebte Stoff zur Idylle, wo bleibt die liebenswürdige Pfarrfamilie? Was zwang ihn seinem nachher so liederlichen, lächerlichen, zerfahrenen, käuflichen Phrasenhelden, an sich ein köstliches Charakterbild, gerade zum frühern Pietisten zu machen? ein Umschlag, der überaus selten ist. Ich will hier nicht untersuchen, wie weit die Zionswächter der Gegenwart durch ihre exclusiven Anmaßungen solche Erbitterung hervorgerufen haben, wie

sie bei Gutzkow auf der Hand liegt; aber das kann ich aus eigner Erfahrung mit aller Entschiedenheit versichern, daß im Herzen vieler Tausende das Christenthum bei Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt noch eine traute Stätte hat, daß sein erwärmender Strahl noch manche liebe Blume hervorlockt, noch manche edle Frucht zeitigt, daß, so tief auch wir Kritiker im Unglauben stecken, doch was an unsrem Leben etwa empfehlenswerth, zum guten Theil in der Uebung christlicher Grundsätze errungen ist. Die Welt ist noch lange nicht auf dem Punkt wie in unsrem Romane, daß die überlieferte Religion einzig und allein hier Gegenstand der Verachtung, dort des guten Tons und ästhetischen Spiels, hier Deckmantel der Habsucht, dort der Sünden und Verbrechen, und daß neben den genannten Richtungen die Gattung einfach frommer Christen völlig ausgestorben wäre. Und so mußte er auch bei nur einiger Billigkeit neben den mancherlei verschrobenen Vertretern des geistlichen Standes und den Massen von Scheinchristen wenigstens einen nach allen Seiten würdigen Seelsorger, eine wirklich christliche Familie einführen.

Wiewohl auch so würde die Weltanschauung noch schief genug ausfallen. Denn es reicht nicht hin, vou jeder Sorte Menschen ein Exemplar wie in einer Naturaliensammlung hinzustellen, als wären die Wölfe so zahlreich wie die Lämmer; es muß auch ein gewisses numerisch richtiges Verhältniß obwalten, wenn das Lebensbild, das von Gutzkow betonte Nebeneinander, richtig sein soll. Was nützt mir unter vielerlei Gesindel verloren ein Biedermann? Von diesem Standpunkt aus unterliegt nun aber die Menschengesellschaft unsres Romans gar mancherlei wohlbegrün-

deten Bedenken. Wo ist der Bürgerstand vertreten? frage ich gleich weiter; der unabhängige, gebildete Kaufmannsstand, überhaupt die mittlere Wohlhabenheit, mit welcher sich am liebsten ein wackerer, ehrenfester Sinn vereint? In Willing, der nur ein einziges Mal mehr zufällig auftritt? Und der niedere Bürgerstand braver Handwerker? Märtens, der Tischler, ist allerdings ein gut gezeichnetes Bild, aber zu sehr vereinzelt und hinausgeschoben, und seine Frau unnützerweise durch unverdaute Leserei carrikirt. Indeß doch gerade auf dem Bürgerstande die Staatsgesellschaft hauptsächlich ruht. Und auf dem Bauernstande, der auch nur einen einzigen, mit herrlichem Humor geschilderten, für die Handlung gleichgültigen Repräsentanten findet. Ich wundere mich über des Dichters Selbsttäuschung, wie er in dem ruinirten Hackert, einer so widerlichen Gestalt, daß vielleicht nur Berlin ein Original dazu bieten mag, ein Symbol gefunden zu haben glaubt für die mittlern Schichten der Gesellschaft. Und dieser Hackert, der Störenfried, der nichtsnutzige Beklecker alles dessen, was rein ist, der feige Prahler, der mit Nichtsthun und Geldverschwenden die Zeit todtschlägt, der bald mit Füßen Getretene bald Verhätschelte, der dennoch manchmal wieder besser ist als sein Aussehen, dieser unheimliche Mensch macht sich so breit und wichtig, wird fast zum Mittelpunkte der Geschichte, steht wenigstens mit seinem verzerrten, alles begrinsenden Angesicht so sehr im Vordergrund, als wäre die Welt voll von solcherlei Spukgestalten.

So hat Gutzkow in mancherlei Weise den Schwerpunkt der Gesellschaft verrückt und willkührlich eine Desperation der Zustände hineingetragen. Eine solche Welt frei-

lich könnte gar sehr eines neuen Messias bedürfen; denn es wäre schwer, aus ihrer Versunkenheit ihr anders aufzuhelfen. Da ist alle sociale Tugend erloschen, da ist die Lampe des Gemüths verkohlt und ausgebrannt. Ich möchte wissen, was ein Engländer zu einem Romane sagen würde, der das Familienleben wie dieser völlig über Bord geworfen hätte. Aelternliebe, Kindesliebe, Gattenliebe in überaus spärlichen Zügen, kein Pietätsverhältniß zwischen einem ältern und einem nachwachsenden Geschlechte. Die Häuser verödet, die Herzen durch Leidenschaften verstört und gebrochen. Nur des alten Schlurck nachsichtsvolle, ans Schwache streifende Vaterliebe und seiner Tochter besorgte Zärtlichkeit gegen den Vater ist rührend und wahr; aber im übrigen lauter Unnatur; da muß die Fürstin Wasämskoi ihre älteste Tochter aus Eifersucht hassen und die Tochter die Mutter, und die Stimme der Leidenschaft muß so sehr die Mutterliebe übertönen, daß jene auch von den andern Kindern sich trennt in blinder Sinnenbethörung. Da muß Stromer seine fünf Kinder im Stiche lassen und seine seit Jahren tiefverschüchterte, mit vielen Kindern nicht beglückte, sondern „geprüfte und von ihnen völlig zerbröckelte und zermürbte Frau". Luise Eisold erzieht ihre jüngern Geschwister, ein edles Mädchen, läuft aber doch von ihnen und dem alten Urgroßvater nächtlicherweile im fremden Kleid auf den Fortunaball. Bei Ackermann und Selma fehlt wieder die vermittelnde Mutter; ich wüßte im ganzen Buch keine glückliche, im Segen Gottes ruhende Familie. Auch keine rechte Freundschaft verbundener Familien, wie doch so oft im Leben gemüthliche Zuneigung ihre sympathetischen Fäden herüber und hinüberschlingt. Keine Aeltern mit nachwachsenden

Söhnen oder Töchtern, keine Jugendfreundschaften, außer etwa Fränzchen und Luise, die sich selten sehen, und im letzten Bande Selma und Olga, die mehr der Zufall als das Herz zusammenführt. In der Ehe keine Harmonie und kein Glück. Alles Edle, das Dasein Verklärende soll abhanden gekommen sein. Gibt es denn noch Freundschaften in unserer Zeit? fragt Dankmar den Egon, der ihm die seinige anträgt, und der Erfolg bewies, wie wohlbegründet der Zweifel war. Die wahre Freude soll unter den Menschen der Civilisation ein seltener Gast geworden sein, und durch das Volk eine tiefe Sehnsucht nach dem Tode gehen. Kein Wunder, wenn man mit dem Glauben ans Göttliche auch die Stütze des Menschlichen, die Familie, aufhebt. Selbst die beiden Haupthelden, um welche die Bruderliebe ein Rosenband schlingt, blicken wehmüthig auf die Ehe ihrer Aeltern zurück. Welch ein mephistophelischer Tik aber trieb den Dichter, gerade die Ehe Werdecks, die einzige sittliche des Romans, kinderlos zu machen? Ich sage die einzige, neben welch einer verschwenderischen Fülle unreiner Verhältnisse! Da buhlt Schlurck mit der Zeisel, Bartusch mit der Schlurck, der Spieß und der Ludmer, Hackert, einst Melaniens jugendlicher Verführer, treibt sich umher in verworfener Sinnenlust, Egon lebte in wilder Ehe mit Louison, und nachdem seine Untreue dieser das Herz gebrochen, verstößt er auch Helene, die liebeberauschte emanzipirte Gattin eines kränklichen, gutmüthigen, aus Blasirtheit bequemen Gemahls; da zieht der gewissenlose Stromer herum mit den Wandstablers, den einstigen Lustdienerinnen des rohen Fürsten, die auch das gute Fränzchen verführen wollten; da wechselt der galante Heinrichson zwischen der Ludmer, Pau-

line, Helene, und heirathet zuletzt eine reiche Engländerin. Da theilten sich die zwei großen Büßer, Murray, der christliche, und Ackermann, der philosophische, der die Welt, wie er selbst sagt, durchgekostet hat bis auf die Hefe, in den Besitz Paulinens, der adelsstolzen jungen Wittwe; auf Rodewald, mit dem sie Jahre lang in der Welt herumreiste, und den sie doch der Standeserniedrigung wegen nicht heirathen mochte, folgte Baron Grimm, der Falschmünzer; der angebetete Rodewald aber hielt sich für die frühern Fesseln schadlos mit der ehebrecherischen Amanda, bis er die kaum herangereifte Selma entführte. Welche Sitten! Das soll der Charakter der Gesellschaft sein? Aber auch das übrige Leben, nicht bloß das Geschlechtsleben, ist zumeist verfault bis zur Wurzel. Ein doppeltes Schwesternpaar in tödtlichem Haß entzweit, zwei Jugendfreundinnen die bittersten Feindinnen, der Jesuit Rafflard, ein Jugendverderber, ein alter Lüstling, arbeitet im Dienste der Kirche an einer Ehescheidung und versucht dann die halbreife Olga ins Kloster zu schwatzen; die abscheuliche Hexe Ursula mit ihrem blinden Bruder hat zwei liebe Mädchen gemordet und möchte die dritte vergiften: das Verbrechen bleibt ungesühnt; der christliche Murray erschießt aus Nothwehr seinen Bruder, ohne sich ein Gewissen aus solcher Unthat zu machen; Hackert wird aufs unmenschlichste mißhandelt, ohne daß die beleidigte öffentliche Ordnung sich des Mißhandelten annimmt, der dafür, ein neues Unrecht statt der Sühne, die unschuldigen Pferde mordet; dazu dann Schlurcks Schrankdiebstahl, seine Fiction eines Einbruches, sein Selbstmord; und der Selbstmord der wahnsinnig gewordenen Nichte der Ludmer, das unlautere, bis zum Verbrechen vorschreitende Treiben der Po-

ßzel, und Karl Elfold, Sandrart und Danebrant, drei edle Menschen, im Conflict des Gewissens mit der Staatsgewalt zu Grunde gegangen, — heißt das nicht das Leben mit einem Uebermaße von Schmutz beladen? Bringen wir ferner noch das viele Nichtige, Gehaltlose, Zweideutige mit in Anschlag, wie es im Treiben der Maßagläubiger auf dem Schlosse Hohenberg, auf dem Fortunaball, in der Mittagsgesellschaft bei Zeisel, im Salon Paulinens zu breiter Geltung kommt, und die Unsittlichkeit ganzer Schichten von Menschen wie in der Brandgasse, und das frivole Spiel mit Wissenschaft und Grundsätzen, wie bei Schlurck und Drommeldey, und die Selbstsucht der Anmaßung, wie in den angedeuteten Offiziers- und Adelskreisen oder bei Gelbsattel, fürwahr so können wir es aufstrebenden, dem Bessern zugewandten jungen Männern nicht verargen, wenn sie die versprengten Elemente des Guten, damit sie in der Masse der Verworfenheit nicht wirkungslos verkommen, in einen Bund vereinigen wollen. Aber die Welt ist nicht so, wie sie Gutzkow gemalt hat, die Diagnose der Krankheit ist falsch; darum kann sie auch seiner Heilmittel zur Zeit noch entrathen.

Indeß gesetzt, er hätte richtig geschildert und unsre deutsche Tugend wäre also herabgekommen, würden denn die Träger seiner Idee die höhere Berechtigung in sich haben, zu einer neuen Ordnung der Dinge den Anstoß zu geben? Es ist eine bloße Redensart, obschon sie auch in unserem Romane erneuert wird, daß das neue Messiasthum nicht von einem einzigen großen Menschen ausgehen könne, daß die Menschheit sich selbst ihr Messias werden müsse. Alles Bedeutende in der Welt ist von be-

deutenden Individuen gewirkt worden. Daß dies auch künftig so sein wird, suchen die Modernen nur deßhalb zu bestreiten, weil sie gerade nirgends den Mann gewahren, vor dessen Ansehen sie sich beugen möchten. Und da er doch selbst gewisse Personen als Träger der neuen Idee an die Spitze stellt, so kann uns ja der Dichter die Untersuchung nicht verargen: was doch diese Stifter seines neuen Ritterbundes für Leute sind.

Am ersten noch möchten wir uns dem edlen Werdeck anschließen, einem Charakter voll besonnener Mäßigung bei aller Entschiedenheit, dem wir zum Schluß ein besseres Schicksal gönnten, und an dem uns nur das eine unbegreiflich dünkt, wie der reife Mann sich in dieser jugendlich excentrischen Gesellschaft wohlgefällt. An Werdeck reihe ich das technische Genie Leidenfrost, der nach seltsamen Jugendschicksalen Lebenserfahrung genug gewonnen, und mit ungewöhnlichem Tiefblick der Welt auf den Grund schaut. Ein etwas cynisches Aussehen läßt dem Volksfreunde gar gut, der in den Arbeiterversammlungen sein gewichtiges Wort ertönen läßt, und der glücklich sprudelnde Witz des Dichters hat den Satiriker so reich ausgestattet, daß wir ihm überall gern begegnen; nur ist gerade der Witz nicht das Netz, mit dem man Menschen fischt; der ausschließliche Humorist hat zu viel Ecken und Stacheln; gerade um seiner Vielseitigkeit willen bezweifeln wir seine Hingabe an einen Hauptgedanken; wir befürchten, es möchte, in seine Hut gegeben, nicht einmal die Idee selbst vor den Nadelstichen des unruhigen Dämons gesichert sein. In dieser Hinsicht wäre schon Louis Armand eher der Mann, der uns Vertrauen einflößte; denn in ihm glüht und lodert die Schwärmerei

seines Socialismus als stille heilige Flamme; er vermöchte zu wirken, wenn gleich nicht im Sturme, der melancholisch krankhafte Volksphilosoph. Stünde er nur dem Volk auch näher, wäre nur der tugendstolze, coquet-bescheidene Versemacher ein wirklicher Tischler und nicht ein Kunsttischler, der sogar seine Spiegelrahmen von Märtens Gesellen fertigen läßt. Mittlerweile bewacht er mit Hundetreue den Prinzen, der ihm die Schwester verführt und ins Grab geliefert, oder geht in Frack und Glacéhandschuhen Visitte zu machen, oder reist als verkappter Oeconomieinspector, der wohl nicht viel verstehen wird, auf Egons Besitzungen. Solche Luxusrahmen verkaufende Luxusmenschen haben wenigstens nicht das Recht sich als Sprecher des gedrückten vierten Standes aufzuwerfen; Armand ist ein Literat unter den Arbeitern, und hat nur seinem Charakter als Franzosen die Achtung zu danken, mit welcher die andern Arbeiter ihm anhangen. Wäre er ein Deutscher, ich wette, sie ließen den selbstgefälligen Menschen laufen, der sich auf seine höhere Begabung und vornehme Freundschaft trotz seinen Proletariergedichten mehr als billig zu gute thut. — Näher rücken wir dem Haupthelden des Romans in Siegbert, dem geschickten Maler, dem gefühlvollen, mit einem edlen sittlichen Takte begabten, etwas weiblichen jungen Manne, dem Liebling der ältern Frauen. Ihm keimt die Begeisterung für socialistische Reformen, bei denen er jedoch alles Gewaltsame haßt, aus seinem weichen, guten Herzen; als ein sanfter Johannes schaut er, der ältere, zu seinem thatkräftigern Bruder empor und gibt sich gefangen in dessen Urtheile und Maßnahmen. Daß er mit dem unbekannten Hackert den Becher Weines theilt, ist für sein Gemüth eben

so bezeichnend, als daß er Melanie als Jungfrau Maria malt und aus Gutmüthigkeit in Anstandszärtlichkeiten viel Zeit verliert. Jene Zimpferlichkeit, vermöge deren er die Menschen schon sehr genau kennen mußte, ehe er ihre Butter aß, mögen wir seinem jungfräulichen Wesen zu gute halten. Daß er dagegen auf dem Fortunaballe den guten Peters persiffelirt, hat der Dichter selbst auf dem Gewissen. Doch tritt dieser spöttische Zug an Siegbert nur einmal als zufällige Anomalie hervor, dagegen bei Dankmar mit seinem feinen Lächeln zeigt er sich recht stark, ja oft geradezu widerlich. Die jungen Damen mögen mirs verzeihen, wenn ich von dem Liebling ihres Herzens, von Dankmar, am geringschätzigsten denke. Aber was ist denn eigentlich das Bedeutende an diesem jungen Referendar, an diesem literatenartigen Gentleman? Größer als sein Geist ist sein Dünkel, voller als sein Herz von Gefühl ist sein Mund von Redensarten, entwickelter als seine demokratische Theorie ist seine aristokratische Praxis. Was hat ihm der verachtete Hackert gethan als eine Gefälligkeit, daß er ihn so grob und schnöd behandelt, wie ein übermüthiger Student einen Trödeljuden? Was hat ihm Melanie bei Entwendung des Bildes bewiesen als die aufopferndste Ergebenheit, daß er sie verwirft als eine Eidechse? Und wie sie ihm nachher großmüthig die wichtigen Papiere gibt, da schwärmt er wieder: Ein Bild, nur das Ihrige lebt in meinem Herzen! und küßt ihr die Hände. Während es ihn magnetisch zu Selma zieht, tändelt er dazwischen mit der viel interessantern Flottwitz. Weiß denn ein Weib zu würdigen, ruft er in eitlem Hochmuth aus, was ihm ein Jüngling, der sie liebt, zum Opfer bringt? Weiß denn ein Jüngling zu würdigen, könnte man mit

gleichem Pathos antworten, was ihm ein Weib, das ihn liebt, zum Opfer bringt? Dankmar bringt seiner Geliebten jedenfalls täglich zum Opfer ein Dutzend göttlicher Phrasen, die er, während er sie küßt, zu machen verhindert ist. Wiewohl, er wird ja nicht viel küssen; denn er gehörte, wie Gutzkow sagt, zu denjenigen jungen Männern, die früh unter Frauen und Mädchen sich tummelnd den Reiz des andern Geschlechts schon abgestumpft haben. Er ist aso ein wenig blasirt. Gehört das zur männlichen Vollkommenheit, oder zur Mischung? Nach des Dichters Meinung, wie es scheint, zur erstern. Denn er schreibt ihm ja einen starken und gesunden Mannesgeist zu, Selma gegenüber, als dem Abbild jener Weiblichkeit, die einem solchen allein genügen könne. Indem er nun einen Einblick gewährt in das Liebesleben der beiden, sagt er weiter: „Er hatte eine Ruhe, die sie oft Phlegma nannte und wegen der sie ihn durch tausend kleine Neckereien in Harnisch zu bringen suchte. Er setzte allen ihren Seitensprüngen nur ein ruhig ergebenes Lächeln entgegen. Da zerfloß sie denn in Liebe und schmiegsamer Anmuth.“ Heißt das nicht die Geliebte behandeln wie ein Kind? Aber freilich er hatte ja ein halbes Kind zur Geliebten erkoren, damit des Mannes überlegene Herrlichkeit desto wunderbarer werde. Als wollte der Dichter seine beiden Helden über der ganzen Generation reifer Jungfrauen erhaben erklären, versorgt er ihre Herzen mit sechzehnjährigen dürftig genug ausgestatteten Mädchen. — Aber auf Dankmar allein zurückzukommen, den wir eben eine so sieggewohnte Ueberlegenheit über die Frauen behaupten sahen, wie zeigt sich der junge Mann in seinem sonstigen Handeln? wie wird er sich eignen zum Stifter eines neuen

Bundes? Als Student hatte er häufige Zweikämpfe, machte auch häufig den Vermittler in fremden Ehrenhändeln. Jetzt ist er fünf Jahre von der Universität weg. Ehe er seinen Prozeß angefangen hatte, lebte er mehr in den Kaffeehäusern als in seinen vier Wänden; nun arbeitet er fleißig in den Materien, die auf den Prozeß Bezug haben. Da thut er wohl daran. Denn auf der Mensur wird er nicht sonderlich studirt und in den Kaffeehäusern wenig nachgeholt haben. Das hindert ihn indeß nicht, viel in den Tag hinein zu leben, und gerade da zu schlendern und zu träumen, wo eine weit minder energische Natur handeln würde. Ohne es zu wollen, hat ihm der Dichter eine Unbesonnenheit beigegeben, die wahrhaft staunen macht. Nachdem er in einem öffentlichen Gebände den Schrank mit öffentlichen Acten — jedenfalls ein etwas weites juristisches Gewissen — an sich genommen, da behält er denselben nicht bei sich, sondern übergibt ihn dem Fuhrmann, weil er noch im Harze zu thun hatte. Jeder vernünftige Mensch hätte wenigstens die wichtigsten Documente daraus zu sich gesteckt. Als er erfährt, daß der Schrank im Besitze seines gewandten Gegners Schlurck sich befindet, da eilt er nicht sogleich nach Hause, nein er verweilt noch einen vollen Tag in Plessen und spielt in Hohenberg halb und halb den Prinzen, und damit ja die Verzögerung recht lang wird, ist dem Dichter das Versehen begegnet, den Weg vom Heidekrug bis zur Hauptstadt, den er früher in ein paar Stunden zurückgelegt, zu einer Tagreise auszudehnen. Aber nun wird er doch gleich am nächsten Morgen nach seinem Schranke fragen? und in einem Gang das eroberte Bild abliefern? Gott bewahre; er verplaudert und verdämmert die Zeit mit und bei dem vorher so schnöde

behandelten Hackert, schreibt an den Bruder einen langen Brief, reitet spazieren mit andern Müssiggängern, citirt Siegbert auf das Zimmer eben jenes so verachteten Hackert, läßt sich dort, noch ehe der Hauswirth kommt, gar wohl den Braten schmecken, erneuert seine Brutalität gegen diesen in dessen eigenen vier Wänden, weil Hackert in excentrischer Wildheit die Brüder auffordert mit auf den Fortunaball zu gehen, und widersteht doch selbst nicht der lockenden Musik und den blendenden Laternen. Die beiden erhabenen Brüder, die den Fortunaball als verrufen bezeichnet hatten, bleiben selbst dort die ganze Nacht und lassen sich von Offizieren und Malern zum Banketiren verleiden; inzwischen holt mittelst Haussuchung die Polizei das Bildniß, und Schlurck hat längst den Inhalt des Schreins durchsucht. Neben diesem burschikos leichtfertigen Wesen, neben dieser renommistischen Manneswürde, neben diesem patenten Benehmen nun wieder als eine wahre Anomalie der romantisch sentimentale Zug zu Ackermann als zu einem Höhern, gleich beim ersten Anblick, und zum Knaben Selmar, in dem er keineswegs ein Mädchen vermuthet. Es gibt noch reine Fluthen, ruft er aus, als beide vorübergehen, in denen des Mannes Seele sich läutern, stärken, erquicken kann. Und doch hat er beide nur höchst oberflächlich gesprochen.

Diese fünf Menschen also treten zusammen zu einem Geheimbunde, welchen charakteristisch Dankmar zwischen Weinfläschen and Cotelettes im Rathskeller mit einer langgedehnten Weiherede eröffnet. Dankmar muß seinen Geist leuchten lassen, das versteht sich von selbst, bei der Kaffeetasse. beim Glase, oder in endlosen Briefen, in welchen die Witzfunken hin und her flunkern. Ich dächte, zur Besieglung eines ern-

sten Geheimbundes wäre der Rathskeller nicht der rechte Ort, und wenn man nur vier schon gleichgestimmte Zuhörer hat, hält man auch keine bombastische Rede. Es ist, als hätte Gutzkow das alles nur so geordnet, damit es oben die Polizei hören kann.

Der Bund, zu welchem die Grundlinien schon lange in Dankmars Seele gezogen sind, bezweckt nichts Geringeres, als die Menschheit, die außerdem verloren ist, wieder sich selber zu retten. Ein neuer Tempelorden, nur umgekehrt von jenem, das Weltliche erfassend mit geistlichem Sinne, ein Jesuitenorden mit freigemeindlichem Inhalt, ein Freimaurerorden mit erweiterten Humanitäts-Tendenzen, ein Bund des allgemeinen Menschengeistes, nach welchem alle Welt sich sehne, eine Vereinigung aller Bessern, die bei Seite treten und dem großen Haufen zurufen: Sondere sich ab, wer wie wir fühlt und denkt! — solch ein Bund soll gestiftet werden als Geheimbund mit der Aufgabe den Tempel zu schützen und zu bewahren, den die Menschheit zur Ehre Gottes auf Erden zu erbauen hat. Bis jetzt seien die Guten versprengt und ohne Erkennungszeichen; wenn aber der Geist einen Cultus, eine Symbolik hätte, so würde die Welt in hundert Jahren weiter sein als bei der jetzigen Verworrenheit in einem halben Jahrtausend. Durch die vier Pünktchen und die Handbewegung? durch Bundesfeste und Reden? durch geheime Winke und Befreiung politischer Gefangenen? Das ist ja ohngefähr der Umfang der Thätigkeit, die wir unsre Ritter entwickeln sehen. Durch die imposante Masse des Geistes, der mit der Regierung in Opposition steht? Aber diese Opposition, ist sie in sich selbst einig? Ach nein, sie hat ein Com-

promiß gemacht auf wenige einfache Begriffe hin. Wenn nun aus ihrer Mitte Leute ans Ruder kämen, da würde der Gegensatz in ihrem eigenen Schooße von neuem zu Tage treten. Die Symbolik aber ist nichts als ein eitler Flitterstaat, eine Lockung der Thoren, eine lächerliche Maske den Verständigen, die da wissen, daß einer den andern nimmermehr zu erkennen vermag an dem vierblättrigen Kleeblatt, und daß das Gemeinsame an den Individuen gerade das Unwesentliche ist. Der Bund, bemerkt Rosenkranz mit Recht, brauche, um zu existiren, gar nicht erst förmlich geschlossen zu werden; es verstehe sich von selbst, daß alle edlen Menschen sich in allem Guten und Schönen helfen und fördern müßten, und was Gutzkow die Ritter vom Geiste nenne, das nenne das Christenthum längst die unsichtbare Kirche. So zerfällt also die mit so großem Aufwand von historischen Notizen und Reflexionen über Templer und Johanniter, über Jesuiten und Freimaurer unterstützte, mit so großem Nachdruck angekündigte Tendenz des Romans in sich selbst; erwarten wir doch nichts von Geheimbündeleien, zumal wenn sie nur Grundsätze zu vertreten, nicht eine wirkliche That auszuführen die Absicht haben. Auch die Burschenschaft war eine ähnliche Ritterschaft, die Gutzkows Absichten so nahe kam, daß ich mich wundere, warum er sie sammt dem ganzen Studententhum von seinem Romane ausgeschlossen; und wie grundverschieden haben sich dann ihre Glieder im Handeln gezeigt! Einheit im Denken kommt nimmer durch Bündelei in die Welt, Charakter im Handeln nicht durch Symbolik; aber gottlob, Europa ist auch nicht so völlig dem Einsturz nahe, daß die Guten, um nicht erschlagen zu werden, sich zurückziehen müßten; die Sündfluth ist noch nicht da,

daß die Stammhalter einer bessern Menschheit Gutzkows rettender Arche bedürften.

Verweigern wir also immerhin zum neuen Tempelorden den Beitritt, so bleibt uns doch noch eine Hauptseite der Betrachtung an unserem Romane übrig, abgesehen von aller Tendenz: sein Werth als Kunstprodukt.

An sich ist mir ein Roman lieber, der sich auf eine geringere Anzahl Personen beschränkt. Man hat weniger Unruhe und mehr Genuß; der Dichter kann mit einfachen Mitteln eine größere Wirkung erreichen, der Leser braucht sich nicht ohne Noth zu echauffiren. Indeß da man in seiner Erfindung den Dichter in keiner Weise beirren darf, so muß man auch mit einer bunten Fülle sich einverstanden erklären, wenn er sie zu regieren weiß. Und das versteht er. Er weiß seine Personen lichtvoll zu gruppiren und kunstvoll zu verschlingen, ohne daß sie sich verwirren. Das ist ein großer Vorzug und fürwahr nicht jedwedem erreichbar. Zudem werden wir bei der Länge des Werks mit den einzelnen Personen gehörig bekannt; sie kehren so oftmals wieder und bleiben ihrem einmal dargelegten Wesen so treu, daß wir mit ihnen verkehren wie mit unseres Gleichen. Eine gewisse Symbolik, welche der Dichter in Namen, Gestalt, Manieren und Kleidung gelegt hat, trägt merklich bei zu dieser Durchsichtigkeit, wiewohl er diesen Kunstgriff gar zu fleißig wiederholt hat; er gibt wie ein Paßbeamter bei jeder Person ganz genau das Signalement und die besondern Kennzeichen. Z. B. daß Rafflard hustet, Murray eine schwarze Binde trägt, schärft er so nachdrücklich ein, als wäre der Leser selbst ein Kümmerlein oder Mulrich. Die alte Ludmer muß

schnupfen, Schurck seine goldne Brille auf und niederrücken bis zu unsrer Ermüdung.

Die Interessen und Geistesrichtungen auf seiner Lebensbühne zusammenzuhalten, hat er mancherlei Mittelpunkte gegeben, mancherlei Knoten geschürzt, mancherlei Gruppen gebildet. Die Hauptsache bleibt natürlich die Stiftung des Bundes, die Hauptpersonen die Stifter; diese haben nun aber wieder Privatbeziehungen, z. B. Liebesinteressen, Freunde, Standesgenossen, geselligen Verkehr u. s. w. Der Geliebten Erwerbung muß doch auch wieder auf Hindernisse stoßen, und die Stiftung des Bundes muß am Staat einen mächtigen Gegner finden, der alle seine Minen springen läßt, die neue gefährliche Verschwörung zu unterdrücken. Was mag übrigens den Dichter verleitet haben einen so seltsamen Repräsentanten der Staatsgewalt wie Egon zu schaffen, einen theoretischen Puritaner, der in der Praxis nichts weniger als puritanisch ist? einen Vorkämpfer für die Legitimität, der selbst die Lüge dieses Grundsatzes mit zur Welt gebracht? einen socialistischen Fürsten, der in Frankreich den Hobel geführt und der Arbeit zu Ehren verhelfen wollte, aber auf dem Ministerstuhle sein Programm vergißt und mit den gewöhnlichen Mitteln fortarbeitet, bis ihm die Reaction selbst über den Kopf wächst, bis er krank nnd gebrochen das mühevoll gehandhabte Steuerruder in andere Hände gibt? Mit Egons Socialismus weiß er rein nichts anzufangen, bis auf ein Geplauder mit Dankmar und Armand. Wozu also überhaupt der sozialistische Anstrich? Wozu die Freundschaft mit Leuten und Grundsätzen, wie sie eben ein Ministerpräsident nicht hegen kann? Egon wird durch Aufgeben seiner frühern Verbindungen mit nichten tadelnswerth.

Wozu die unwahrscheinliche Fiction, daß der Prinz als Tischler gearbeitet? Die sonstige Metamorphose des interessanten Mannes finde ich keineswegs unwahrscheinlich; hier das Nervenfieber, dort die Memoiren der Mutter, endlich die gehäuften Arbeiten und bittern Erfahrungen, das alles zusammen reicht vollkommen hin, eine tüchtige Natur herunterzubringen. Aber seine schließliche Versöhnung mit den alten Freunden hat für mich wieder keinen Sinn bei einem Mann seiner Denkweise.

Der große Gegensatz der bestehenden Gesellschaft mit dem neuen Bunde wiederholt sich auf materiellem Gebiet in Dankmars Prozesse, dessen endlichem Ausgang der Leser mit Spannung entgegen sieht. Die in Aussicht stehenden Millionen aus der Verlassenschaft der alten Templer sollen mit edler Liberalität den neuen zugewandt werden, damit ihnen die nöthigen Hülfsquellen zufließen. Der Prozeß fesselt vom Anfang bis zum Ende, weil er so vielfache Interessen durchkreuzt und so umständlich nach allen seinen geschichtlichen Beziehungen erörtert wird. Auch hat der Dichter die sichtlichste Mühe aufgewendet, die Aufmerksamkeit auf den Ausgang hinzurichten. Durch drei Instanzen läßt er ihn hinziehen, auf die seltsamste Art gewinnen, und siehe da, nun geht das ganze Geld in Rauch auf. Heißt das nicht den Leser durch neun Bände quälen um gar nichts? Was kann uns daranliegen, ob die Wildungen gewinnen, die Stadt, oder der Staat, wenn am Ende das Object fehlt? Ich muß gestehen, wie ich die Verbrennungsgeschichte der Stadtkämmereischeine las, bin ich dem Dichter ernstlich böse geworden, weil er uns zum Besten gehabt. „Aber es bleibt ja reinweg unentschieden, ob nicht die Scheine am Ende doch noch amor-

tisirt werden." Was geht mich die problematische papierene Million an, wenn ich am Schluß im Ungewissen bin wie am Anfang? Aber Dankmar ahnt es, nachdem das Geld verbrannt ist, der Bund des Geistes solle ganz vom Geiste sein, und tröstet sich und die Brüder damit, daß der Prozeß, der all ihr Streben und Wollen emporgehalten, ein Stab gewesen, der jetzt überflüssig sei, nachdem der Bund bereits diese Ausdehnung gewonnen. „War der Schrein und sein Inhalt die irdische Hoffnung edleren Strebens für das Wohl der Menschheit, so lagen die Gedanken nahe, daß der Geist ein Phönix wäre, der nur aus den Flammen eines irdischen Restes zur reinen Sonnenhöhe aufsteigen könne, und daß da sterben müsse der Schlacke, was zum Lichte wolle." Worte und sonst nichts weiter! Wovon willst du denn leben, nobler, kostspieliger Dankmar, in deiner Verbannung? und wie wollt ihr Ritter eure Vereinszwecke fördern, wenn der reiche Narr Dystra nicht mehr sein wird, oder die haushälterische Frau sein Geld unter Verwahrung nimmt? Wo bleiben die Schulen, die Stipendien, die Preise für unabhängige Forschung? Und wenn ihr eure Gefangenen erlösen wollt, da werden sich auch die Schlösser nicht umsonst aufthun. Hackert, der uneigennützige Allerweltspfifficus, ist ja todt. Ganz sichtlich hat Gutzkow sich zu diesem Mißgriff verleiten lassen seiner luftigen Symbolik zu Liebe, die den Geist wie einen armen deutschen Literaten nur auf sich selbst stellen wollte; aber er wird es materieller gesinnten Lesern zu Gute halten, wenn sie nur in dem Falle dem Bund einige Lebensdauer zutrauen würden, daß die langgehoffte Million nun auch zur Verwendung stünde. Diese schließliche Wendung bekundet ganz deutlich, daß Gutzkow

mit seiner wichtigsten Erfindung selbst in Verlegenheit gekommen ist. Weil der Roman in der Gegenwart spielt, so war ihm das Geld eine gar zu greifliche Realität, um es dem doch nirgends vorhandenen Ritterbunde zu Handen zu stellen, eine gefährlichere Waffe als die Mazzini-Loose; so ließ ers denn lieber verschwinden und ironisirte damit den eigenen durch neue Bände fortgeführten Einfall.

Ganz die nehmliche Taktik, daß er seine Erfindung, mit welcher er die Handlung eine Zeit lang fortbewegt hat, wie einen bloßen Witz wieder fallen läßt, entwickelt er auch bei andern Gelegenheiten; nur ist es dort dem arglosen Leser minder auffällig. Wozu brauchte der Schrank gestohlen zu werden, wenn ihn der Eigenthümer ohne alle Folgen zurück erhält? Wozu bedurfte es des Abenteuers mit dem Bilde, wenn dieses doch in Paulinens Hände gelangt? Dieß letztere Abenteuer leidet auch noch an einer andern Unwahrscheinlichkeit. Warum legitimirte sich der Prinz, wenn ihm das Bild so wichtig war, nicht im Augenblicke der Gefangennehmung als rechtmäßigen Eigenthümer? Der Schrank und das Bild aber sind so sehr Hebel der Handlung, daß von der Zeit an, wo der erstere wiedergewonnen und das Geheimniß des letztern verrathen ist, der Roman merklich an Interesse verliert. Da bleibt nur noch der Prozeß, der sich zum Schlusse durch eine vom Schicksal gedrehte Nase auch als erfolglos erweist, und die Geheimnisse, die sich an Geburt, Schicksal und Tod verschiedener Personen knüpfen. Der Dichter war mit Einflechtung verschleierter Lebensverhältnisse gar nicht sparsam, aber sie sind nicht alle gleich anziehend. Dankmars Verwechslung mit Egon kann, weil sie der Leser nicht theilt, nur komisch wirken, wie z. B.

in der trefflichen Scene auf Hohenberg; Ackermanns und Selmas eben daher rührende Verwirrung dagegen ist peinigend. Hackerts Abkunft zu erfahren hat mich nie gelüstet; der ganze Charakter war mir zu carrikirt, als daß ich mich weiter um ihn hätte bekümmern mögen; ich war jedesmal froh den Menschen wieder los zu sein. Prächtig aber unter den mancherlei Erkennungsscenen ist das Gegenüber von Ackermann und Egon. Ackermann ist eben auch eine der Glanzgestalten des Buchs, ein Charakter, dem wir die Aufopferungsfähigkeit für Egon gar wohl zutrauen, voll Welterfahrung ohne Menschenhaß, voll Verstand ohne Gemüthseinbuße, stiller Schwärmerei längstverklungener Jugendtage nachhängend, ohne dem praktischen Leben abzusterben. Diese Persönlichkeit ist bei aller Idealität recht wohl möglich; aber das ist unmöglich, daß Ackermann einst Rodewald war. Was soll mir die Versicherung, Rodewald habe nicht aus Armuth, sondern aus Ueberfülle des Herzens gefehlt und in Amerika seine Läuterung begonnen? Wie ist es denkbar, daß ein Ackermann einst sieben volle Jahre einer Pauline völlig zu Willen gelebt und diesem unsittlichen Verhältnisse Zeit, Geist und Jugend geopfert hat? Das ist wieder Folge von Gutzkows unglückseligem Mischungssystem, nach welchem jeder ein Stückchen Schuft oder Lump oder Narr entweder gewesen sein muß oder gegenwärtig ist oder noch werden kann.

So befleckt er absichtlich die lautersten Naturen mit irgend einem Klecks, damit sie doch auch der gemeinen Menschenschwäche ihren Tribut abtragen. Das ist eben das Unerfreuliche an unsrer Dichtung, daß wir fast nirgends auf reinem Boden weilen. Die Dichtkunst darf nie und

nimmer von der Forderung der Idealität absehen, die ihr unsere Schiller und Göthe mit so vielem Aufwande theoretischer und praktischer Studien errungen haben. Etwas muß wahrhaft groß sein, um das sich dann das niedrige Menschengestrüpp herum ausbreiten kann; sonst versinkt die Dichtkunst wieder zurück zu Kotzebue. Die wahrhaft bedeutenden Menschen aber vermissen wir durchweg unter den Männern, die wahrhaft schönen, liebenswerthen Seelen unter den Frauen, und so treiben wir uns ungern umher in einer Gesellschaft, wie wir sie weit besser im Leben haben, da uns doch die Poesie über die Erinnerung an die uns umgebende Jämmerlichkeit verklärend hinwegheben sollte. Diese Entäußerung des menschlichen Daseins von aller Idealität hängt nun aufs innigste zusammen mit seiner Neigung zur Ironie, der er nur zu häufig und mehr als billig den Zügel schießen läßt.

Daher scheinen mir unter den vorgeführten Menschen diejenigen am gelungensten, bei welchen die Ironie aktiv oder passiv am Platze ist, die Spötter und die Verspotteten, die Schlurck, Drommeldey und Leidenfrost, die Stromer, Harder und Trompetta. In Darstellung ironischer Charaktere ist Gutzkow wahrhaft groß, und diesen Schöpfungen vor allem verdankt er sicherlich einen bedeutenden Theil des Beifalls, mit welchem seine Dichtung gekrönt worden ist. Schlurck, die beste Figur des ganzen Romans, erkläre ich geradezu für ein Meisterstück von Charakterzeichnung. Der alte Epicureer mit dem weiten Grundsatz: Leben und leben lassen, der berühmte Advokat, den die Sophistik seines Berufs zur sophistischen Auffassung des ganzen Menschendaseins getrieben, der gutherzig schwache Mann, dem

die lockere Behandlung aller Dinge sein ganzes Wesen aufgelockert hat bis auf die rührende Liebe zu seinem einzigen schönen Kinde, der schlechte Haushälter, der viel ausgibt, weil er viel einnimmt, ohne ängstlich zu rechnen, wie viel des Eingenommenen auch wirklich sein ist, der witzige Kopf, dessen excellentes Conversationstalent doch vor den Schranken der Oeffentlichkeit Schiffbruch leidet, — nein es ist eine solch unmittelbare, greifliche Wahrheit in diesem Schlurck, daß man unwillkührlich in der eigenen Umgebung nach irgend einem Doppelgänger sucht. Als säße man ihm selbst gegenüber an der Wirthstafel, so hört man ihm gern plaudern zu, wenn er seine prächtige Lebensweisheit auskramt, und kann seiner Frivolität nicht einmal bös werden, weil sie so geistreich und mit so viel Bonhommie gepaart ist. Die Staatsformen wechseln, aber die Forellen bleiben, sagt der weise Mann bei seinem Geldermann-Deutz. Wir sind ein wimmelndes Geschlecht fleischfressender Vernunftthiere, und so ist ihm der Herd, an welchem die jeweiligen Ansichten bereitet werden, der Magen. Verdauen sie gut, so schreiben sie lustig an den gestirnten Himmel: das Prinzip des Alls ist die Liebe; verdauen sie schlecht: das Prinzip des Alls ist der Haß. Wenn der Unsinn siegt, geht man eben mit dem Unsinn. Er ist zum Neubund gegangen, er war Mitglied aller Bibelgesellschaften, aller Missions- und Gustav-Adolph-Vereine, weil man sich nur in Weitläufigkeiten verwickelt, wenn man den Leuten sagen soll, warum man die Mode nicht mitmacht. Und was ist lieblicher als ein schönes Weib? Vor allem sind ihm „Scenen“ zuwider, wenn sich das Tollhaus der Tugend entleert. Der Witz macht schwach, sagt er selbst, seine eigene Schwäche durch-

schauend und zugleich entschuldigend; nur Pedanten haben Kraft. Den Ernst der Jahre scherzt er weg mit seinem Sprichwort: das Altwerden ist eine dumme Angewöhnung. Dabei ist sein Gemüth so weich, so gut, so leicht der Rührung zugänglich. Hackerten, den er aus Liebe zu den Kindern, weil er keines hatte, aus dem Waisenhause genommen, den er indirekt durch Einimpfung eigener Grundsatzlosigkeit verdorben, den er, weil er ihm sein Mädchen verführt, aus dem Hause gejagt, kann er doch nicht verlassen, schickt ihm Geld zu, behandelt den Störrischen mit väterlicher Zärtlichkeit. Allerdings auch aus Besorgniß, der boshafte Bursche möchte ausplaudern, aber doch vor allem vermöge jener weichherzigen Schwäche, die zerrissenen Menschen eigen ist. Sein Vermögensstand geht rückwärts; umsonst will er sich selbst die Augen verschließen vor dem Abgrund, über den er nicht hinüber kann. Die Hohenbergische Verwaltung, die Verwaltung der Tempelhäuser ist ihm genommen; die Praxis versiecht durch Einführung des öffentlichen Verfahrens; verschiedene Familien ziehen besorgt, nachdem einmal sein Credit erschüttert ist, ihre Gelder zurück; er muß Lasally 10000 fl. als Abstandsgeld für Melanie geben, damit die Schande seines Hauses verborgen bleibt; er muß die Equipage weggeben, sein Hauswesen einschränken; am Rande der Verzweiflung taumelt er bis zum Versuch des Verbrechens, der Fiction eines Einbruchs, den man in sein Bureau gemacht. Der alte Humor ist dahin, vergebens die Anstrengung, die Verzweiflung seiner Lage hinwegzuscherzen. Die gefürstete Tochter kann ihn nur heimlich einladen, seine Leibspeisen kochen zu lassen, ein Päckchen Thalerscheine ihm zustecken, die sie für den lieben Vater zusammengespart, da-

mit er sich noch gütlich thun könne. Er war nicht eigentlich schlecht gewesen; ihm graute vor der Schande, als man ihm zumuthete, die wichtigen Documente, die seiner Sache schaden, zu vernichten; er umarmte sein Kind als seinen Rettungsengel und konnte sich vor Wehmuth nicht fassen, als sie Dankmar die Papiere zurückgegeben. Seine Schwäche war sein Elend, und die thatsächlich durchgeführte Meinung daß unsere Existenz eine bloße Flause sei. Ohne religiösen und philosophischen Halt, wie er ist, bleibt ihm am Ende nichts übrig, nachdem die Möglichkeit fortgesetzten Genusses aufgehört hat, als im Flusse der eingetretenen Misere ein Ende zu machen.

Denn auch das einzige sittliche Verhältniß, welches den sonst grundsatzlosen Lebemann über den Wellen hätte halten sollen, die Liebe zu seinem Kinde Melanie, kann ihm nicht nachhaltige Kraft verleihen, weil deren Gatte, durch Schlurcks zehnjährige gewissenlose Vermögensverwaltung stark benachtheiligt, den Vater von jeder Verbindung mit seinem Hause geschieden hat. Die Berechtigung dieses harten Verfahrens erkennen Vater und Tochter an, jener aus Schuldbewußtsein, diese aus willenloser Unterordnung unter den fürstlichen Gemahl, dem sie sich nun einmal auf persönlichen Willen und eigenes Glück verzichtend ergeben hat.

Wie an Schlurck, so entwickelt Gutzkow auch an den andern Figuren, die ihm Gelegenheit bieten die Feuerräder seines köstlichen Witzes spielen zu lassen, eine unübertreffliche Kunst der Darstellung. Welche herrliche Persiflage liegt z. B. in dem Wesen der Trompetta, der immer beweglichen, immer gesprächigen, immer geselligen Frau, die sich im Schweiß ihres Angesichtes mit öffentlicher Wohlthä-

tigkeit zu schaffen macht! Was hat sie sich alles zu mühen mit ihrem Gethsemane, wie bettelt sie bei den Künstlern um Bilder, wie quält sie sich ab mit Lotterien, wie trägt sie ihr Christenthum zur Schau in Gespräch und heiligem Gesange, und ihre Liebe zum Hof im Neubunde! Dann schmollt sie wieder aus übermäßiger Liebe, weil man dort das Gethsemane nicht kaufen wollte, mit dem angebeteten Hof und bestimmt den Ertrag der Lotterie für die deutsche Flotte, will selbst ein Kanonenboot anschaffen, wird von der Altenwyl für eine der gefährlichsten Hochverrätherinnen erklärt, die man nur um ihrer Verwandten willen schonen werde; nachher, weil der Hof in Tempelheide mit dem alten Präsidenten von der Thierseele sprach, vermittelt sie sich mit Selbsattel, der ersucht worden ist die Initiative eines Vereins zum Schutze der Thiere zu übernehmen; dann betheiligt sie sich wieder an den Krippen, die der Hof statt der demokratischen Kindergärten begünstigt wünscht. So kommt die gute kugelrunde Frau niemals zur Ruhe, und Arzt Drommeldey freut sich ihrer Beweglichkeit, weil sie ihr den Besuch eines Bades ersetzt. Sie brachte Leben in jede Gesellschaft, wollte bald dahin bald dorthin, und schied von keinem Zirkel, in dem sie nicht jedem Einzelnen à part einen guten Abend gewünscht hätte. Die ganze Darstellung der Trompetta ist aus lauter anekdotenhaften Zügen zusammengesetzt, und gibt doch ein wahres Genrebild, eine Art Caricatur aus den Fliegenden Blättern. Gutzkows schlagender Witz ist ein trefflicher Skizzenzeichner, oft bei Personen völlig untergeordneter Bedeutung, wie z. B. Barbier Zipfel, Bauer Sandrart, Heidekrüger Justus, Wirthschaftsräthin Pfannenstiel, des wundervollen Hofgarten- und nachherigen

Theaterintendanten Harder, des steifen, unwissenden, alten Gecken, zu geschweigen, der in seine kleinen Füße und Ohren verliebt ist, die Leda mit der Lady, den Faust mit Makbeth verwechselt, von den Meerkatzen eine bedeutende Wirkung auf dem Theater erwartet, und bei alledem sich so nobel und standesmäßig zu halten, so gut zu repräsentiren weiß, daß vornehme Hohlheit und Wichtigthuerei in diesem Detlev Harder von Harderstein, Excellenz, einen göttlichen Vertreter findet.

Weit unsicherer dagegen wird der Dichter, sobald er andere Elemente als witzige, satirische zur Darstellung zu bringen hat. Es fehlt ihm jene Plastik der Poesie, jenes Schaffen aus dem Ganzen, durch welches Göthe so groß war. Und so bleibt es ihm oft auch bei aller Mühe versagt, ein vollkommen gelungenes Bild zu geben. Man sieht es, er hat die Merkmale äußerlich zusammengetragen; so will denn die einzelnen Theile auch kein warmer Lebenshauch durchdringen. Beispielshalber führe ich Melanie an, ein wahres Schooßkind unsres Romanes. Am Anfang übertreibt er ihre Coquetterie, am Ende ihre resignirte Sittsamkeit. Wenn das Unglück ihres Herzens, die Vereitlung ihres Bestrebens um Dankmar, auf sie die Wirkung geübt sie zur duldenden Pflegerin eines blasirten, kränklichen Mannes zu machen; wenn die Liebe zu jenem Stolzen wirklich die heilige Reliquie war, die im Schreine ihres Herzens, wenn auch mit hundert Gehäusen umschlossen, unentweiht ruhen geblieben; wenn mit ihm wirklich ihre Poesie zusammengebrochen, — nun so hatte sie ja in Dankmar den Mann, nicht den Prinzen geliebt, so war ja dessen Vorwurf ungerecht, so war sie ja weit besser als ihr Ruf, so würde sie

fie im Besitz ihres Herzenserkorenen erst die musterhafteste Gattin aus Neigung sein, da sie schon aus Pflichtgefühl so außerordentliche Seelenkraft entwickelt. Das ist ein Widerspruch und eine Ungerechtigkeit des Dichters gegen ein Wesen, in deren äußere Reize er sich sonst wie verliebt stellt. Ferner, wenn Melanie die zudringlichen Anträge junger Grafen und Fürsten täglich abzulehnen hatte, wie kann sie bei der ersten Nachricht von der Anwesenheit des Prinzen nach seinem Anblick so begierig sein, daß sie zu Bartusch sagt: Wo ist der Prinz? wer hat den Prinzen? her mit ihm! Melanie ist keine Madonna, aber auch keine Melusine, wie Leidenfrost und Dankmar meinen; dazu hat sie viel zu viel innern Fond, den der Dichter durch Jugendverirrungen nicht zu verringern vermocht hat. Jene fatale Jugenderinnerung an Hackert, ihren Gespielen, ist vielmehr geradezu eine nutzlose, quälerische Erfindung; ihre Phantasie ist verunreinigt ohne ihre Verschuldung, der Blüthenstaub vom Leben genommen, als sie noch unzurechnungsfähig war. Wozu das? da es keinen weitern Erfolg hat, ja nicht einmal in der Gesellschaft sichtbar wird, bis auf ein einmaliges frivoles Gespräch, das zu ihrem sonstigen taktvollen, wenn auch gefallsüchtigen Auftreten nicht passen will. Seelenpoesie soll ihr versagt und der leichtfertigen d'Azimont gewährt sein! Die liebende Tochter, die mit wahrer Kindlichkeit an ihren Aeltern hängt, die das Unglück ihrer Familie mit Thränen im Aug empfindet, die dem undankbaren Dankmar die Papiere großmüthig zurückgegeben, die sich nur in Verzweiflung ob dem vereitelten Liebeswunsch erst Lasally, dann dem starren Prinzen überliefert, dem sie gemüthlich nicht nahe kommen kann, die den reizbaren Gatten trägt und er-

heitert, die wöchentlich zu Selma nach Tempelheide fährt, ihre glückliche Nebenbuhlerin wegen der Gefangenschaft Dankmars zu trösten. Da will uns Gutzkow bereden, sie sei frivol, sei ein weiblicher Hackert, und mittlerweile hat er sie selbst so lieb gewonnen, daß er einen schönen Zug um den andern von ihr zu berichten weiß.

Indeß gelingen ihm der Art gemischte Charaktere wie Melanie oder die Geheimeräthin Pauline von Harder, die ehrgeizige Frau, die nicht zu leben vermag ohne fortgesetzte Huldigung zu empfangen und in der großen Welt eine bedeutende Rolle zu spielen, eine zwar höchst unliebenswürdige aber sicherlich lebenswahre Dame, immer noch besser, als solche, in welchen er einen Anlauf nimmt nun wirklich einmal etwas in seiner Art Vortreffliches zu schildern. Was ist z. B. Selma, sein Musterbild echter Weiblichkeit, für welches Dankmar, der Frauenkenner, gleich beim ersten Anblick schwärmt, wie sie noch in Knabenkleidern vom Vater auf all seinen Geschäftsgängen mit herumgeschleppt wird? Ein unbedeutendes, unausgebildetes Mädchen, von dessen Liebenswürdigkeit uns der Dichter mehr überredet als überzeugt. Selma ist, verzeihen Sie mir den Studentenausdruck, für den ich keinen passendern kenne, ein rechter Backfisch, noch ohne jegliche Bestimmtheit. Selbst das schadet ihr in unsrer Phantasie, daß sie zuerst als Knabe herumläuft; wir können den kleinen nur allzusentimentalen Pagen nicht mehr aus dem Sinne bringen. Unbegreiflich aber scheint es, warum die zarte Sinnpflanze von Siegbert sich abwendet, da Dankmar doch sich eben so viel mit Frauen zu thun gemacht, und der gute Siegbert über das weibliche Geschlecht im allgemeinen würdiger denkt. Vermuthlich will

der Dichter zwischen den Brüdern nur jede Collision vermeiden, und das Schauspiel einer doppelten Verliebtheit wie bei Melanie nicht zum zweitenmal aufführen. Selma ist unbedeutend, und Olga ist unausstehlich. Oder soll ein Mädchen, das mit der Mutter hadert, das nach Italien mit der Tante davonläuft, das aus George Sand und Eugen Sue ein Wörterbuch von Phrasen als Lebensphilosophie einlernt, das sich von einem alten Jesuiten nahezu beschwatzen läßt ins Kloster zu gehen, das wie todt an Empfindung, fast stumm wie ein Fisch in die Heimath zurückkommt und erst allmählich wieder zur Genußfähigkeit erwacht, — sollte solch ein verzerrtes, verschrobenes Wesen vielleicht genial sein, den genialen Künstler zu beglücken? Man schüttelt den Kopf, wenn man von Siegbert liest: Ihm war Olga ein Ideal geworden, der Sammelpunkt aller seiner zerrissenen Gefühle. Gutzkow hat auch hier den verunglückten Versuch gemacht mit Göthe zu concurriren; aber Olga-Mignon hat nichts Dämonisches, jedoch sehr viel Bizarres und Verworrenes.

Besser als Selma und Olga sind ihm zwei andere Gestalten gelungen, die auf einer niedrigern Stufe der Gesellschaft in einem ähnlichen Gegensatze stehen: Fränzchen Heunisch und Luise Eisold, zwei arme Mädchen, von denen die eine an Gemüth, die andere an socialer Bildung über ihre Sphäre emporragt. Fränzchen, das naive Kind, welches Louis Armand alle seine Sünden beichten könnte, ist wirklich ein höchst liebenswürdiges Geschöpf, der Huldigung zweier braven, sinnigen Liebhaber so wie der Aufnahme bei Ackermann würdig, und bei der Anstelligkeit, die sie als Vorsteherin eines ausgedehnten Hauswesens entwickelt, jedenfalls fähig das schließlich ihr zufallende große Vermö-

gen zu verwalten, auch wenn der träumerische Louis noch zögern sollte sie heimzuführen. Luise Eisold, die Demokratin, die in den Tagen der Revolution bei den Barrikaden gestanden, die älteste Schwester von sechs unversorgten Kindern, welche Vater und Mutter an der Cholera verloren hat, betrachte ich trotz allem Phantastischen, was an ihr haftet, gleichwohl als eine mögliche und in ihrer Art edle Frucht der letzten stürmischen Zeiten. „In diesem Mädchen zitterten alle Regungen des modernen Volksbewußtseins"; ihre Aeltern gemischter Ehe hatten sich der deutschkatholischen Richtung angeschlossen: sie durfte da nicht nur lieben, sie wurde auch ermuthigt zu hassen. Ihre Exaltation findet täglich Nahrung durch Lectüre der Zeitungen, welche ihre kleinen Geschwister austragen; in ihrem Herzen tönt Louis Armands im französischen Geiste gehaltenes Lied auf ein Proletariermädchen wieder, für welches Fränzchen sogar das Verständniß fehlt. Solch ein schwungvolles, theatralisches Wesen ist auch leichter im Stande große Schläge des Geschicks zu ertragen, die ihrer halb elegischen halb tragischen Stimmung nur immer neue Nahrung bieten, und womit sie der Dichter auch reichlich bedacht hat. Nachdem sie Vater und Mutter verloren, wird ihr der brave Bruder im Volksauflauf unverschuldet erschossen, der edle Anbeter Danebrant verliert das Leben bei Dankmars Befreiung, und ihr eigener Liebling Hackert, dem sie zu tugendhaft und zu mager ist, muß beim Brande verunglücken. So bleibt ihr nichts übrig als die Convenienzheirath mit dem vortrefflichen, sanften Mangold, bei welchem die sturmbewegten Wellen ihres Gefühls sich schon nach und nach beruhigen werden. —

Es kann mir nicht in den Sinn kommen, alle Charak-

tere weiter ins Einzelne verfolgen zu wollen. Aus dem Angedeuteten schon werden Sie meine Ansicht entnehmen, daß ihm alles das, wo er sein skeptisches und skoptisches Talent leuchten lassen kann, besser von Statten geht, als wo er zur reinen Höhe des ächt Humanen und Schönen mühsam hinanstrebt. In jenen Zeichnungen ist er immer Original, in diesen zuweilen bewußt oder unbewußt Nachahmer jener französischen Romane, auf welche er mit Unrecht vornehm herniedersieht. Wer erkennt z. B. in seinem lieblichen Fränzchen nicht Eugen Sues Lachtaube? Wer gewahrt nicht in Egons hohler Tugend ein theilweises Anlehnen an den Fürsten Rudolph und in seiner halb unglücklichen Gattin Melanie an Marienblüthe? Endlich liegt in der ganzen Anlage eines Romans mit zahllosen Personen, mit überschwänglichem menschliche Elend, mit überall vordringender Schlechtigkeit, mit der Absicht die verdorbene Gesellschaft zu bessern Gutzkows Abhängigkeit vom französischen Roman dem Unbefangenen zu Tage. Im Ganzen mögen sich gegen Sue die niedrigen, gegen Gutzkow die höhern Stände vorzüglich beschweren, daß er ihre Fehler ins Große gezeichnet habe. Die Maschinenarbeiter aber mögen dem letztern danken für das gute Zutrauen, das er in ihre Tugend setzt. Ich will die Möglichkeit eines Danebrant nicht im geringsten in Abrede stellen; aber immerhin bleibt eine parteiische Bevorzugung jenes Standes vor den andern auffallend.

Fassen wir schließlich das Gesagte in wenige Sätze zusammen, so wird sich aus unserer Betrachtung etwa folgendes ergeben haben. Die Ritter vom Geiste sind trotzdem daß man der Behauptung des Dichters, als habe er damit eine ganz neue Art des Romans geschaffen, widersprechen

muß, doch der bedeutendste deutsche Roman der Neuzeit; gleichwohl scheinen sie verfehlt in ihrer Tendenz; denn die Gesellschaft ist nicht so herabgekommen, als sie der Dichter darstellt, und wäre sie es, so würde das Heilmittel, welches er bietet, nicht ausreichen. Rein als Kunstwerk angesehen tragen sie bei allem hohen Werthe der Composition doch große Fehler; der größte ist der, daß die hineingeworfenen Hemmnisse meist nur aufhalten, ohne durch ihre Lösung die Handlung zu fördern. An den zahlreichen Personen muß man die Schärfe der Zeichnung bewundern und kann sich an den humoristischen höchlich ergötzen, wogegen die idealern Träger der Idee minder gelungen sind. Diese Vorzüge und Mängel gegen einander abgewogen, komme ich zu der Ueberzeugung, daß das zwar geistvoll aber in breitem Conversationsstile geschriebene, mehr rhetorische als plastische Kunstwerk den Maßstab des Klassischen nicht erreicht, und der überschwängliche Beifall der Lesewelt sich gewaltig mindern muß, sobald der Reiz der Neuheit vorüber, sobald die politischen Anspielungen nicht mehr zeitgemäß, sobald die socialen Parteileidenschaften verstummt sind. Denn es ist zwar pikant, aber doch unerquicklich durch das Ueberwiegen unreiner Verhältnisse, zweifelhafter Charaktere, trüber Leidenschaften.

Das
Dreikönigsfest in Habana.

Von

Friedrich Knapp.

Indem wir eine Beschreibung des genannten Festes unternehmen, müssen wir voraussenden, daß wenn gleich keine Mühe gespart wurde, das seltsame Gepräge dieses Tages getreu wiederzugeben, wir das Schwierige unserer Arbeit vollkommen begreifen, indem man dieser Feier wohl öfter beiwohnen muß, um mit klarem Blick die Idee derselben und die tausenderlei schönen und verzerrten Arabesken, die das Ganze durchdringen und umschlingen, verfolgen und wiedergeben zu können. Denn an diesem Tage gestaltet sich das Leben einer vorzüglich dabei betheiligten, mehr oder weniger gedrückten, doch stets verachteten Menschenklasse der Neger hier ganz anders; es tritt aus dem engen Kreise, in welchem diese durch ihre Herren und die äußerst beschränkenden Gesetze gehalten sind, und wird Nationalleben; es

athmen die Armen freier; die Trachten, Musik, Spiele, Gesänge und Tänze der Heimath machen ihre Blicke glänzen, sie üben ihre Spielkämpfe, sehen ihre Fahnen flattern und vergessen, wenigstens auf einen Tag, daß sie aufhörten, eine Nation zu bilden. Und in der That lichten sich von Jahr zu Jahr die Reihen der Gangá, Lucumi, Arará, Carabali, miná, mangá, congo u. s. w. Stämme, da bei Gottlob bedeutend verminderter, wenn auch nicht ganz aufgehobener Einfuhr, im Verhältniß zu sonst, wenige Schwarze mehr auf die Insel gebracht werden, und deren Nachkommen, die Criolles (Eingebornen) sich allmählig von der Sitte ihrer Väter entfernen, ausarten, indem sie der Civilisation in die Hände fallen, und Spiele, Tänze und Gesänge ihres Vaterlandes vergessen. So wird denn im Verlaufe weniger Jahre das Dreikönigsfest seine interessante Seite, der Neger Nationalleben, ganz verlieren und zu widerlichen geschmacklosen Maskeraden der Enkel und Urenkel Afrikas werden. Nicht Allen, wir wissen es, würde der Anblick dieser Feier und ihrer lärmenden Mysterien gefallen, nicht Allen käme der Wunsch, Augen und Ohren länger als zwei Stunden in diesem ganz seltsam sie umrauschenden Meere von Tönen, Bildern und Farben zu vergnügen; es gehört auch in der That ein fester Entschluß dazu, mit Ergebenheit und Muth sich in das Schicksal zu fügen, jedoch die unabänderliche Absicht, ein recht wahres und anschauliches Bild von diesem tollen Treiben nach der Heimath zu senden, ließ uns ins ärgste Gewühl treten, rief uns zu Spiel und Tanz, lockte uns nach Höfen, Strassen und Plätzen. Hoffen wir, daß die wilden kriegerischen Töne, die drohenden Geberden und oft sehr naiven Reigen wenn auch gemilderter in folgenden

Zeilen sich wiederspiegeln und einiges Interesse erregen möchten; unser Zweck ist erreicht, wenn wir auch nur einen Lichtstrahl auf die noch so wenig bekannten und gewürdigten Regionen des Negerlebens geworfen haben. — Die Idee des Festes, wie sie sich in Tradition und Gesang ausspricht, ist dem Kopfe eines weiland höheren Geistlichen auf der Insel vor Jahren entsprungen, den wohl das Mitleid bestimmt haben mag, sich von den Herren der armen, freudelosen Sclaven die Erlaubniß zu einer geistlichen Prozession derselben und in deren Verbindung einen freien Tag zu erwirken. Andere Sagen, daß z. B. mehrere Weiße, mit dem Regiment der Insel unzufrieden, einen Negeraufstand beabsichtigten und zu diesem Ende einige Schwarze in ihren Plan einweihten, diese aber, ihren harten Gebietern getreuer, als sie es verdienten, die Aufrührer fesselten, den Behörden übergaben und so großes Unheil verhüteten u. s. w., mögen weniger glaubwürdig sein, was nämlich die dankbaren Gefühle betrifft, von welchen beseelt die Pflanzer ihren Sclaven einen freien Tag geschenkt hätten. — Genug, das Fest der Dreikönige diente zur Anknüpfung, da diese 3 Weisen, unter ihnen selbst ein Mohr, an diesem Tage mit Nationalgepränge in Bethlehem einzogen und ein Erinnerungstag für die Nachkommen der Vasallen des Heidenköniges wohl am Platze war. So sanktionirte der Brauch das Fest, die Neger waren damit stets sehr zufrieden, freuten sich das ganze Jahr hindurch auf das Dreikönigsfest und als vor einigen Jahren ein Capitängeneral, ich weiß nicht aus welch einem besonders triftigen Grunde, diese Feier cassiren wollte, fehlte nicht viel, daß die durch solche Maßregeln empörten armen

Schelme aufstanden; man beschwichtigte sie daher schleunigst, sandte die Unruhigsten nach der Garrotte (Strangulirmaschine) und ließ es mit dem Fest und den Ceremonien beim Alten. — Wir hätten nun vor allen Dingen den Schauplatz des Festes zu beschreiben, doch dürfte dies schwierig sein, da das feierliche Gewühl sich über Habanas sämmtliche Straßen und Plätze, die innere und äußere Stadt, Vorstädte, Poseos und Alameden erstreckt. So bleiben eben die Straßen und Häuser zu skizziren, in welchen sich binnen Kurzem Unglaubliches ereignen soll und es sind leider dieselben grundlosen und schlüpfrigen Pfade, welche, wenn auch noch so oft geschildert, doch nie schrecklich genug gedacht werden können, es sei denn in der trocknen Zeit, wo die Klagen, welche sich zuerst über Schlamm, Nässe und Fährlichkeit des Wandelns erheben, nun über Sonnenhitze, Staub und Wind sich vernehmen lassen. Doch wir thun vielleicht beiden, Straßen und Häusern, unrecht; sind nicht die dürftigen Wohnungen der freien Neger festlicher als sonst geschmückt, haben nicht die fleißigen Mulattinnen, Habanas Grisetten, die flinke Nadel weggelegt, und Alle die Ventanas gescheuert, so daß man sieht, daß die Freude in den Hütten der Armen einkehren will? Haben nicht die Fischbäcker, die Conditoreien 5ten und 6ten Ranges, die Limonadenverkäufer, die Blumenläden und Branntweinschenken ihre Vorräthe lockend zur Schau gestellt? Flogen nicht gestern über hügelichte Straßen die abenteuerlichsten Anzüge, die fürchterlichsten Mordgewehre von Silberpapier und Blech und die schneeigen Kleider für die Nymphen der Ganga, Caraball und Mandingo? Hörte man nicht schon allerwärts verstimmte Guitarren, ohrenzerreißende Calabassen

und markerschütterndes Erbsengeklapper? Traf man nicht überall auf freudig glänzende Gesichter? War nicht selbst unsere Bedienung, die stolze, schlanke, kindische, ewigplaudernde und lachende Maria und der gesetzte, ehrbare, dralle und flinke Telesforo doppelt eifrig in Erfüllung ihrer Pflichten und brachten sie diensteifrigst nicht aufs Allerschnellste gerade das Gegentheil von dem, was man verlangte, die Kohlenpfanne statt der Waschschüssel, den Papageyfutternapf statt der Kaffeetasse, und köstliche Bananen statt des Milchbrodes? — Es ist also Zeit, sich ins Gewand zu werfen, Hut und Stock zu ergreifen, ohne jedoch etwa das Einwechseln kleiner Münze zu vergessen, um nicht bei gelungenen Produktionen genöthigt zu sein, Unzen (onzas fr. 42) statt der Medios (9 kr.) den Athleten und Musizis auf die harten Schädel zu werfen. Wir eilen auf die Strasse und gehen dabei systematisch zu Werke, indem wie unser Tagewerk in Districte theilen und diese abtreiben, um alles Interessante aufs Korn zu nehmen. — Es ist noch früh am Tage, indem wir die lange und breite Calcade de la Reine hinabwandeln, es ist noch stille auf den Strassen, wo blos Früchteverkäufer, Soldaten, Polizei und verspätete Garderoben sichtbar sind. An manchen Gucklöchern bemerkt man ein struppiges Ebenholz- oder Nußbaumholz-Haupt, ungeduldig spähend, ob denn der Löwenhautmantel für den Sonnenpriester noch nicht käme. — Armer Sonnenpriester, der du tagtäglich dein angebetetes Gestirn im rauchigten Küchenraum verwünschest, weil es nicht die Gewalt hatte, dir zu deiner Würde auch die Macht zu verleihen! Armer Sonnenpriester, daß uns auch gerade die alte Fabel mit der Löwenhaut einfallen muß, daß wir dich uns nicht mehr im

alten erhabenen Glanze denken können, als du stolz einherschrittest durch die Gummiwälder, begleitet vom Geheule gebarteter Affen oder vom fernen, majestätischen Brüllen dessen, welcher dir heute seine Haut zum Prunke borgen muß! — Wir bemerken auf unserer Wanderung bald, daß in den wenigsten der so zahlreichen Tabakfabriken gearbeitet wird, nicht etwa wegen zu nasser noch zu trockener Witterung, denn die Luft ist heißfeucht, eine ächte Amme der Habanacigarren, — nein wegen des zu erwartenden Spektakels. Denn der Tabaquero, über welch seltsames Völkchen sich Bände schreiben ließen, ist ungemein wißbegierig und sucht nun, gleich uns, das Interessante des Mummenschanzes auszubeuten. Oft erregen die Vorbereitungen zu einem Fest und die 2 oder 3 Stunden vorher mehr Interesse, Heiterkeit und Vergnügen, als die Feier selbst. So hatten wir als Knaben stets bei einer Straffendecoration mehr Spaß an dem Aufputzen der Häuser mit Papierketten, Laubguirlanden und National-Kokarden, als am Prangen des Festzuges. — Dasselbe Gefühl durchrieselte uns heute, und es konnte uns die gleichgültige Theilnahmlosigkeit so Vieler recht ergrimmt machen, denen wir begegneten. Und hatten nicht diese Indifferenten den Spektakel schon 20, ja 40 und 50mal mitangesehen, sich satt geschaut und sehnen sich vielleicht auf das Ende der geräuschvollen Comödie? Wir erschöpften uns in Vermuthungen, auf welche Art wohl das Ganze geleitet würde und schlürften dazu in einer der malerisch schönsten Spelunken unsern köstlichen Cubacaffee; während diesem würdigen Kultus entwickelte sich auf den Straffen regeres Leben. Eine fahrbare Orgel, wie sie hier allerorten spielen, rasselte im Galopp heran, jagte vorbei

und verlor, gegen eine Carette prallend, eine ihrer Pauken. Der Organist gibt seinem Jungen etliche Ohrfeigen und wechselt einige gar nicht höfliche Worte mit dem Carettenführer; das verlorne Gut wird aufgepackt und im vollen Jagen gehts in die holperige Strasse St. Nikolas hinein. Man hat also Harmonie zu erwarten. — Mehrere ehrbare steife Neger mit Vatermördern, Glanzhüten und blauen Schärpen eilten im Schritt vorbei. Das sind die Cabildos, rief uns ein Catalone zu, seine ausgegangene Cigarrillo wegwerfend und eine neue zurichtend. Wir dankten dem Guten und erfuhren auf ferneres Befragen, daß dies die Friedensstifter, Festordner, Hauptleute und Obersten der schwarzen Bevölkerung seien, deren Befehlen diese in jeder Sache schnell und ohne Widerrede gehorche. Wir hörten schon oft von diesem Selfgovernment, das sie unter sich ausüben, natürlich unter der strengsten Aufsicht der städtischen Behörden. Ein Zug eines heutigen Wirkens aber gefiel uns besonders: es gaben alle Neger ohne Unterschied einen Theil ihrer heute erhaltenen Neujahrgeschenke an ihre Cabildos zur Vertheilung an diejenigen, welche weniger oder gar nichts erhalten. Doch eilen wir, um nichts zu versäumen; das Fest ist bereits in sein erstes Stadium getreten, schon streifen einzelne Neger in ihrer National- oder Phantasietracht an uns vorbei, einen bunten Federschmuck am Goldreif, der ein krauses Haupt umschließt, oder lange Bogen und Fahnen tragend, worauf Löwen, Büffel u. s. w. gemalt sind. Dort an der Eckbotika ertönt Calabassengeklöpfel, ein dichter Kreis Gaffer umringt eine schwarze Gruppe, in mitten deren wieder ein kleiner Neger, angethan mit Goldflittern und Federn, accurat wie ein Affe tanzt; erst bei

genauerem Augenschein überzeugten wir uns von der Menschheit des Darstellers. An den schon mannichfach, größtentheils in weiße wohlgeglättete und gesteifte Gewänder gekleideten weiblichen Wesen mit dunklem Teint konnte man ersehen, daß sich auch Frauen am Fest betheiligen würden. Sie hatten bunte seidene Tücher um den Kopf geschlungen und eilten so lustig plaudernd und Tabak schmauchend die staubige Chaussee hinab. Es waren dieß größtentheils junge Mädchen, welche das Amt der Gesellschafterinnen, Kindswärterinnen, Stubenmädchen, Ammen, Wäscherinnen u. s. w. versehen; von den Familien Habanas gemiethet, wird ihnen ein oft sorgenfreieres Leben als manches geplagte Kammer- oder Kindsmädchen in Deutschland sich träumen dürfte. Diesen Morgen von ihrer Herrschaft entlassen, suchen sie sich nach ihrer Art zu vergnügen und zu zerstreuen. — Später erscheinen, ebenfalls im besten Putz die meist freien Negerinnen, welche sich mit Erspartem losgekauft und nun als Wäscherinnen, Höckerinnen, Büglerinnen ein hübsches Geld verdienen. Wir bemerkten an Manchen 3 bis 4 massiv goldene Armreife, lange Pendeloquen, goldne Gürtelschnallen und viele blitzende Ringe mit guten Steinen an den Fingern; die meisten erfreuen sich einer stattlichen Korpulenz und die vor Freude strahlenden Mienen bestätigen den Antheil, den sie am Dreikönigsfest nehmen. In dem Grade als wir uns dem Stadtthore nähern, nimmt das Getreibe zu; die Männer dort, welche mit ihren weißen spitzfräckigen Collets und blau leinenen Pantalons, den ungeheuern Strohhüten und Säbeln am gelbwollenen Bandelier einträchtig wie Brüder in Quadrillen einherschlendern, sind die Ministros oder Gerichtsdiener, meistens

confiszirte Gesichter, die gerade nicht unser größtes Zutrauen erwecken. An den Thoren (bei welchen zu bemerken ist, daß sich immer zwei dicht aneinander befinden, eines für die Herein- und das andere für die Hinausfahrenden) haben sich schon Spaliere von Bettlern, Naschwerkverkäufern und Tabuletkrämern gebildet, auf daß sich der Mildthätigkeits- und Genußsinn der für heute Emancipirten ergötzen möge. Im Thor eingetreten, stellt sich uns schon ein eigenthümliches Bild dar; eine Reihe buntgekleideter Negerinnen klatscht in die Hände, Andere tanzen dazu; wir hatten oft Gelegenheit zu bemerken, wie diese gewiß einfache und kunstlose Musik Neger in eine Art Tanzwuth versetzt, als wäre es das rauschendste Ballorchester. Masken und Trachten mehren sich je tiefer wir in den Straßen eindringen; Federhelme, Reiherbüsche, kurze goldbortene Jacken, Felle, Ledergürtel, Schärpen, (Moccasias), Schilde, Blechsäbel kreuzen sich mit Bartmasken, langen Bogen, Lanzen mit Fischgrätenspitzen, ausgestopften Fischhäuten statt der Mützen und zottigen Mänteln von langen-Cauamo Fäden. Natürlich darf man sich dieses Getreibe nicht geräuschlos denken, Jeder sucht soviel als möglich seine lärmende Freude zu äußern, die nicht immer harmonisch klingt. Leider fehlte uns eine genauere Kenntniß der verschiedenen Stämme und ihrer Trachten, welche dies Studium der fröhlichen Menge gründlicher und seinen Erfolg interessanter gestaltet, und wir gestanden uns, daß ein solches lebendiges, eigenthümliches, ausgeprägtes Bild nur mit den erforderlichen Vorkenntnissen geschildert werden sollte. Die allenthalben erschallende Musik war originell genug aus kurzgesägten, ausgehöhlten und mit Fell über-

spannten Palmhölzern (eine Art Trommeln) Triangeln, Schellen, Glocken und Handorgeln zusammengesetzt, wozu dies drollige Völkchen seine monotonen, stets mit Chor begleiteten Lieder sang. Händeklatschen, Gepfeife, Zungenschnalzen wurde gleichfalls nicht verschmäht. Wir bewunderten hier die Resignation, mit welcher die klugen Volanten und Reitpferde oder die mit saftiger Maloja (antipernerisch) beladenen Maulthiere diesen Ohrenschmaus hinnahmen, ohne zu scheuen oder durchzugehen. Sie spitzten nur die Ohren, blickten schelmisch hinter den Scheuledern hervor, als wollten sie sagen: Nein! so toll haben wir uns doch noch nie geberdet wie diese Menschenkinder, und schienen blos verwunderter, wenn sie zur Rechten 6 Trommeln, zur Linken 4 Glocken und 2 Pfeifen, vor sich aber einen ausgelassenen Haufen Tanzender hatten. Die Reiter zogen gleichmüthig durch das riesenhafte Tonchaos, ohne den Zügel straffer zu fassen, und oft mußte sich das vernünftigere Roß durch die in ihrem Taumel Alles überhörenden Tänzer durchdrängen; von Verletzungen hörte man nichts. — Mit der Zunahme des Vormittags wuchs auch das Gedränge, und schon rotteten sich die Einzelnen in Züge zusammen, d. h. in Schwärme mit Fahne, Musik und Vortänzer. Sie ziehen durch die Straßen, je mit ihrem Cabilde oder Anführer in Civil, wie wir sagen würden, tanzen vor bedeutenden Häusern, den Wohnungen ihrer Gönner, und erhalten dann eine kleine Geldspende, welche sorgsam in eine Büchse verschlossen und später gleichmäßig vertheilt wird. Die Plätze sind mit Zuschauern aus allen Ständen überschwemmt, wozu ein eben eingelaufenes Dampfboot an (0) Californier als Contingent stellte, welche ihre Ver-

wunderung durch anscheinende Gleichgültigkeit nicht verbergen konnten. Consiterias, Hondas und Lacanden waren mit Erschöpften überfüllt, welche neue Kraft zur Ueberstehung fernerer Herrlichkeit sammeln wollten; Alles aber floß auf der Plaza de Armas zusammen, wo eine mäßige bewaffnete Macht entfaltet und der Hof des Gouvernementpallastes dem Publikum geöffnet war. Hier nun pflegten die verschiedenen Züge nach ihren Straßenprocessionen sich einzufinden, ihre Spiele auszuführen und ein nicht unbedeutendes Geschenk vom Gouverneur durch seinen Sekretär zu empfangen. Der nicht sehr große Raum des Hofes faßte blos 3 bis 4 Quadrillen auf einmal, die nach ihren Abzug schnell durch andere ersetzt wurden, weshalb das Ab- und Zuströmen kein Ende nehmen wollte. Das Portal des Pallastes glich dem Rande einer Urne im gigantischen Maßstabe, welche unversiegbare Menschenströme auf die Plaza ergoß. — Doch kehren wir vorerst nach den Hauptstraßen zurück, dort begegnen uns die ersten geregelten Züge: Fünf Musiker, eines oder das andere der obenerwähnten Instrumente quälend, eröffneten die Schaar, ihnen folgte gravitätisch ein Baalspfaffe in weiß und blauem Gewande und abschreckend häßlich mit Mehl tätowirt i. e. bemalt. Ein anderer Priester mit gelbem Bart und feurigen Ringen um die Augen, was sich absonderlich lieblich ausnahm, drehte mit nackten mennigbemalten, hageren Armen ein ungeheueres, wohl mannhohes, fantastisch mit Gold- und buntem Papier ausgelegtes Rad beständig um seine Achse, wobei die innen angebrachten Messingrollen ein betäubendes Getöse verursachten; diesem folgte ein Haufen Neger mit Schwertern und Lanzen als Chor, angeführt von einem Kerl, der eine ungemein große gelbe Fahne trug und

seine Schwindellosigkeit dadurch bekräftigte, daß er straßab, straßauf sich stets um sich selbst drehte, ähnlich den walzenden Derwischen des Orients. Ein Trompeter, dessen Musik die Wirkung eines saueren Apfels hatte, (welcher das Wasser im Munde zusammenlaufen macht und die Zähne auflockert), schloß diesen Zug; doch dicht darauf folgte ein Anderer, kommandirt von einem nicht ohne Geschmack in Grün und Gold gekleideten schmucken Burschen zu Pferde, der an einer Stange befestigt ein Gefäß trug, dies an den Häusern hinaufreichend und mit dankbarem „Gracias“ Spenden empfangend; drei Tamboure und ein zweiter Gabensammler folgten; letzterer schwenkte zu diesem Behufe ein roßhaarenes Sieb. Nun kam eine bei jedem größeren Mummenschanze unentbehrliche Person, die auf uns ohnstreitig den größten Eindruck machte; meist ganz zottig in Hanffäden gekleidet, stack sie in einem großen Tamburin, das sie umgab und welches sie mit Fäusten, Knieen und Ellenbogen so geschickt und ununterbrochen zu schlagen wußte, daß man sich wirklich in unmittelbarer Nähe eines großen Pochwerks oder kleinen Donnerwetters glaubte. Dabei schwenkte, bog und verrenkte dies Individuum (meist weiblicher Constitution) Oberkörper, Hals, Nacken und Kopf so gräulich, daß man jeden Augenblick ein Glied aus seinen Fugen fallen zu sehen vermeinte. Der Schweiß strömte über das Antlitz dieser verkörperten Harmonie, aber trotzdem lachte jede Muskel, jede Nerve in diesen freudigen, sonnigen Mienen, mitunter brüllte sie auch irgend einen Canon mit. Das sie umgebende Tamburin hängt in goldnen und silbernen Armbändern, ist mit Schellen und Hanfbüscheln besetzt und stets im Schwanken begriffen. Gewöhnlich ist dieses Individuum von zwei Mäd-

chen, amigos (Freundinnen) genannt, begleitet, die ihm mit großen Fächern Kühlung zuwedeln. Sämmtliche Personen, von ebenholzschwarzem Teint waren alle unerträglich mit Mehl und Mennig geschminkt; man glaubte sich von Teufelsfratzen umgeben. Ein dritter Aufzug ward von einem Fahnenträger, dessen Panner einen chinesischen Drachen wieß, geleitet; zwei Läufer, junge gelenke Bursche, bis auf den Gürtel nackt, Goldreife an den Füßen und lange mit bunten Federn behängte Rohre schwenkend, stellten die Kriegsboten jener Nationen dar, die sich einer fabelhaften Schnelle im Laufen, und wie wir von alten Negern hörten, mit Recht rühmten. Eine einzige Feder schwankte vom Haupt. Eine Art Bayadere mit dem gleichen Schellenreifrocke bekleidet, folgte, eine jugendliche nicht unangenehme Schöne, deren Anzug wirklich geschmackvoll mit an Hanffäden gereihten Maiskörnern ausgelegt war, und manche unserer Damen in der Heimath würde sowohl die Einfachheit als Schönheit des Musters gerühmt haben. Zwei Lanzenträger mit gelbseidenen Büscheln auf dem Kopfe tanzten hinterdrein und ein Schwarm von etwa 20 Palmholzschlägern, begleitet von zwei Stierhornisten, deren schauerliche Töne allein Pygmalions Bildsäulen wieder versteinert hätten. Und so wechselten in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit die Trupps, welche sinnreich in Pantominen und durch mitgeführte Instrumente und Gefäße den Maisbau, Antilopenfang, die Vogeljagd, Kriegs- und Friedenstänze darstellten. Ein alter Wahrsager schritt erhaben, Staub vor sich streuend, einher; ein Schwarm Krieger und junge Mädchen, die mit Körnern gefüllte, in Korallennetzen hangende Kürbisschaalen schüttelten, reihte sich, miteinander in Liedern abwechselnd, an Priester mit

Holzcylindern, in welche sie geheimnißvolle Worte flüsterten. Die Blicke konnten kaum allen Gestalten nacheilen, welche wie eine Fata Morgana vorbeizogen. Eine liebliche Abwechslung gewährten die schönäugigen, niedlichen, zierlich geputzten jungen Mulattinen, welche scherzend und plaudernd nach allen Seiten hin kokettirten; meistens Näherinnen bilden sie den Griffettenstand Habanas, zählen Verehrer unter allen bis zu den höchsten Klassen der Stadt, und ließen heute die sonst vielbeschäftigten Finger rasten, indem sie selbst im stattlichen Prangen einherwandelten, und ihre schneeweißen Zähnchen unter muthwilligem Kichern hervorschimmern ließen. — Auch die Ventonas, heute mit hübscheren Vorhängen geziert, sind von Zuschauern, namentlich aus der Kinderwelt, besetzt, (deren Neugierde stets frischen Reiz und Genuß spendend.) Hie und dort versteckt sich ein kleiner Furchthase, schreiend, wenn, drohende Silberpapierkeulen oder Blechschwerter schwingend, eine dunkle Reihe Krieger unter Absingen — von Kriegsliedern, die Straffe herabeilen, während das gutmüthige Schwesterchen einem demüthig nahenden Teufelsbeschwörer, den selbst von der Mutter eben erschmeichelten Medio in die mit feurigen Charakteren bemalte Calabasse wirft. — Horden von schlanken in Mousselin gekleideten Tänzerinnen, eine Art Oberbayadere an der Spitze, schließen einen Kreis, beginnen einen monotonen Gesang und drehen sich nun fortwährend um ihre mit dem Tamburin wie wahnsinnig sich geberdende Sonne unter den mannigfaltigsten Gliederverrenkungen umher. Versöhnen auch theilweise die gefälligen ebenmäßigen Formen, so schrecken die fast ganz mit Mehl eingeriebenen Gesichter zurück, aus welchen unheimlich lebhafte durchdringende Augen blitzen; es macht dies einen un-

beschreiblich grausenden Eindruck auf den Beobachter. Durch das Gewimmel drängen sich die Zuckerwerkverkäufer, mit Süßigkeiten aller Art bedeckte Bretter und Körbe auf dem Scheitel künstlich balancirend. Bedächtig schreiten sie dahin, mit gellender Stimme ihre Schätze feilbietend, und alle Welt, d. i. die schwarze und farbige kauft, schmaust und beschenkt sich mit Backwerk, ist fröhlich und guter Dinge. Diese wandelnden Conditoreien (wohl 18ter und 19ter Klasse) machen dabei die besten Geschäfte und ihre Herren bei jeder neuen Zufuhr freundliche Gesichter. Ein seltsamer Anblick zieht uns von der plazuela de Montserrate an; dort schaaren sich die in die buntesten Trachten gekleideten Neger in zwei Parthien, und beginnen einen leise murmelnden Chorgesang, dessen Bescheidenheit im Tone lange uns entzückte. Bald darauf verstummen beide Theile ganz, doch diese Ruhe ist die vor einem Gewitter und daher sehr trüglich. Mit klagenden Tönen beginnt eine Abtheilung, sich auf einer nicht unharmonischen Basis anfangs entwickelnd, dann aber nach und nach in jene Höhen der Tonwelt sich versteigend, von welchen sich Arion schaudernd wegwendet. Bald beginnt die andere Partei mit wunderlichen Stimmen und trachtet die Widerparte zu überbieten und nun geht der Tanz los. Ein ähnliches Contreversgeheul hatte unsere Ohren noch nie beleidigt. Ein Demosthenes brauchte nicht am Meeresstrande zu lustwandeln, sondern hätte gewonnenes Spiel, wenn es ihm gelang diese Dissonanzen zu bewältigen. Das Glinkeliren war im besten Gang, die Mienen und Gesten deuteten bald auf das Irrenhaus hin. Einige drehten sich im Kreise, Andere liefen vor- und rückwärts, die Weiber klapperten mit ihren Calabassen, und entsetzt flohen wir diese

Welfen und Ghibellinen, die hartnäckiger als jene alten Kämpen ihr letztes Wort zu behaupten strebten. Und nun riß uns die Flucht nach der Calle de Oreylli, wo sich uns die verschiedenartigsten Bilder bieten. Dort jene in Felle gekleidete Schaar zieht einen Kreis; wir nähern uns, es sind etwa zwölf Männer, das wollige Haar mit Federn besteckt, die beständig ein großes mit Fellen überspanntes Schild umkreisen, in dessen Mitte ein gravitätischer Mina mit Schild und Lanze paradirt. Die Zwölfe bücken sich und fassen den Schildesrand, beständig im Reihen tanzend und nun heben sie ihren Führer langsam in die Höhe, bis sie ihn mit straff aufgestreckten Armen hoch über den Häuptern halten. Auf gleiche Weise senken sie ihn wieder. (Wir dachten an Tankred und die bei den alten Legionen gefeierten Schilderhebungen). — In andern Strassen gab es Schwert- und Speertänze, wo die mit Federn umgürteten Congos und Mandingos Angriff und Flucht, Balancirkünste und andere Spiele ausführten. Am besten und hübschaussehend war der Bogensprung: etwa acht schlanke, prächtige Bursche führten etwa zehn Fuß lange Bogen, die sie im vollen Laufe auf den Boden stießen und auseinanderrissen, worauf sie blitzschnell durch Bogen und Sehne sprangen. — Unterdessen dauert in den Nebenstrassen das Treiben fort; allüberall Trommelgerassel, Kuhhorngetöne, Gebrülle und wilde Lieder, dazu die an sich freilich unschuldigen Waffen, drohende Rufe, so daß wir uns unwillkührlich einen Negeraufstand vorstellen, entflammt zu einer bereits fürchterlichen Höhe, im Besitz von Stadt und Hafen; wir wollten jedoch den Teufel nicht an die Wand malen und unserm Innern trübe Bilder einverleiben; deshalb stürzten wir uns, alle Grillen vergessend, mit Todes-

verachtung aufs Neue ins Gewühl, das sich wirklich in schönster und bewunderungswürdigster Ordnung allüberall entfaltet hatte. Dazu mag neben den andern übrigens fast gar nicht bemerkbaren Vorsichtsmaaßregeln die Autorität beitragen, in welcher die Cabilden der Neger, selbst Neger, jedenfalls aber ihren Mitbrüdern an Pfiffigkeit, Muth und andern guten oder nicht guten Eigenschaften voranstehen. Noch haben wir die gehörige Bedeutung ihres Wesens und Wirkens nicht erkunden können, halten sie aber nach Mittheilung anderer für Ehren- und Diebsgerichte, indem es Thatsache ist, daß alle Händel unter den Negern von diesen geschlichtet, daß Diebstähle entdeckt und andere Mißverhältnisse gerügt werden, so auch Familienverhältnisse u. s. w. Von manchen dieser schwarzen Salomos kann man wahrlich sagen, daß keiner den Pudel hinter dem Ofen sucht, der nicht selbst dort steckte. Uebrigens sahen wir doch ein Beispiel ihrer ausübenden Richtergewalt; ein erregter Streit ward dadurch beigelegt, daß der Unzufriedenste oder Urheber mittelst eines Palmstockes niedergeschlagen und in Folge dieser väterlichen Zurechtweisung nach dem Spital getragen wurde. Die Wett- und Waffenspiele, Tänze und Gesänge in hunderterlei Variationen nahmen während des ganzen übrigen Tages ihren Fortgang und erklommen nach und nach den Gipfel der Lust. Die Spenden fielen reichlich, es wurde ungeheuer geschmaust und getrunken, doch sah man verhältnißmäßig wenig Berauschte. Bemerkenswerth waren unter den verschiedenen Stämmen die feingeschnittenen Profile, schmalen Nasen und dünnen Lippen der Aethiopen, ferner die gigantische Muskulatur, das finster glühende Auge der Caraiben, besonders die athletischen Gestalten der Wei-

der (Carabali), von denen mehr als eine das Modell einer schönen Medusa geben könnte. So war der Abstand zwischen den Schwarzen unter sich sehr drollig; riesige Gestalten neben häßlichen Affenzwergen; offene nicht unedle, regelmäßige Gesichter neben verquollenen, heimtückischen und lauernden Mienen; wahrlich eine reiche Ausbeute hätte dies Gemengsel von Gut und Schlecht und den verschiedensten Modulationen einem aufmerksam prüfenden Phisiognomiker geboten! — Mittlerweile nehmen auch Panoramen und das Teatro del Circo mit seinen Aeronautenkunststücken von der Neugierde der Neger ihren Tribut, welche ihre ephemeren Freunden so recht im vollen Maaße genießen wollen. Hie und da ziehen tanzende Trupps in Nachbarshäuser und improvisiren dort mannigfaltige, oft gar sehr naive Reigen und Spiele. Uns selbst überkam ein wiewohl nicht lange andauerndes Gefühl des Glückes, diese armen Teufel so zufrieden zu sehen; so malen sie sich ihren Himmel, der einst ihrer mit seinen Freuden wartet, um solch ein Jenseits bitten sie inbrünstig in Vesper, Messe und Hochamt; dieser Gedanke versöhnt sie mit dem harten Loos und er ist der Genius, der ihre ermattete und gebrochene Seele aus dem leibeigenen, im Dienste seines Herrn dahingesiegten Körper zur Freiheit bringt. Aber wie mögen sie sich ihre Hölle vorstellen? Wir grübeln nicht lange, lächeln jedoch und seufzen zugleich, denn wir mußten ihre Dämonen und böse Prinzipe mit weißen Larven vorführen sehen. Es lag eine bittere Wahrheit darinnen. — Die Marmaros, Fischer und Schiffer sehen spaßhaft genug aus, indem sie stattlich in blauen Jacken und weißen Pantalons, auf dem Haupte aber

ein vollständig aufgetakeltes Schiffchen tragend einherschreiten. Schön dünkte es uns, daß freie und leibeigene Neger sich nicht von einander scheiden, sondern sich gesellig zusammenschaaren; waren jene doch auch Sklaven und erwarben sich durch verständiges Arbeiten und Rechnen die Freiheit, und hoffen doch diese auch einst auf Erlösung. Eigenthümlich dünkte es uns hingegen, daß ein alter Neger sich plötzlich vor einem angesehenen Habanero aufs Knie niederließ, die Arme kreuzte und ausbreitete, das Haupt aber tief neigte und der feine Herr, umgeben von lächelnden Freunden, ebenso mit der runden schwammichten Hand den grauen Scheitel des sich Demüthigenden berührte. — Schon begann sich der Tag mit raschem Fluge zu senken, lange Schatten wälzten sich über die Stadt hin, als die Lustbarkeit noch einmal hoch aufflackerte, um umso rascher dahin zu sinken. Der gütige Kapitängeneral gestattete den Armen Freizeit bis 10 Uhr Nachts, welch gnädiger Erlaß den größten Jubel und eine fröhliche Ausgelassenheit hervorrief; alles bisher Geübte und Gepflegte wiederholte sich in zehnfacher Potenz und sein Brennpunkt war der Zapfenstreich, der mit seinen kriegerischen Klängen die Tonmassen durchschnitt, wie ein dahinrauschender Dampfer die brausende See: malerisch wurde jetzt die Scene, als tausende von Laternen erschienen, welche die Gruppen in ihren wilden und seltsamen Conglomeraten beleuchtete, als das Treiben auf den Paseos und dem Theaterplatze bis zur Punta hin sich ausbreitete, wo Hunderte mit Milchpunsch, Branntwein und Speisen besetzte Tische, untermischt mit improvisirten Feuerheerden die ermüdeten Helden des Tages gastlich erwarteten. Und auch hier wechselten Tänze, Lieder, Getön des Tango, Guitarrengeklimper

und der monotone Klang der Guia, der Schwarzen einfache Geige; die Serenos (Nachtwächter) erschienen mit Pistole und Lanze, Pfeife und Laterne, die letzten Tabakes wurden angezündet, die Zuschauermassen der civilisirten Welt lichteten sich und die darauffolgende Stunde fand einen heitern klaren Mondhimmel über die breite Fläche der Festplätze ausgespannt, aber das Fest der heiligen drei Könige hatte ein Ende, nachdem ihr Gefolge, etwas weniger zahllos wie der Sand am Meere (es mögen zwischen 12 und 15000 Quadrillen von je 20 oder mehr Negern gewesen sein) sich in ihre betreffenden Quartiere intra et extra muros verloren und dem aschgrauen Werkeltagleben entgegenträumte. Am andern Tage, einem andern Aschermittwoch, sah man viele Verdrossene und Verschlafene und wenig heitere Mienen, die Hälfte war heiser vom Schreien und konnte kein lautes Wort hervorbringen; der Sonnenpriester saß als Fuhrmann hoch zu Roß, die Bayaderen renkten sich in der Küche und dem Waschhaus die erschöpften Glieder, der tapfere Krieger hing Schwert und Lanze auf und drehte Cigarren, oder trieb ein friedliches Stiergespann vor der mit weißem Kalkstein beladenen Carrette zum staubigen Bauplatz, den stachelbewehrten Stab schwingend; auch ein paar Opfer ihrer Lust, sei es an Uebermaaß genossener Speisen und Getränke oder in Folge anderer Excesse, als Messerstiche u. s. w., welche gefährliche unnoble Passionen freilich bei einer so gemischten Gesellschaft nicht verhindert werden können, werden in blauen niedern, mit einer Klappe verschlossenen Kasten nach der Stätte dauernder Ruhe gebracht. Alles tritt wieder ins alte Geleise, die Zucker-

bäcker überschlagen gleich den Maskenverleihern ihren Gewinn, die Garderobe wird an den Nagel gehängt, die Trommel, das Stierhorn, die Pfeife, der Triangel verstummt. —

Sic transit gloria mundi!

Gedichte.

I.

Chinesisch.

Schwirre, schwirre, schwirre,
Webeschiffchen Mulans! —
Emsiglich vor ihrer Thüre
Webet eine junge Dirne;
In der Weberei Geschwirre
Webet ihr gepreßter Busen
Seine lauten Seufzer ein.

»Welche Liste sah' ich,
Welche große Liste!
Ausgehoben wird zum Kriege
Eine Schar, die nicht zu zählen;
Auch den Vater eingezeichnet
Sah' ich in gedehnter Reihe;
Aufgeboten ohne Schonen
Wird im Drange der Gefahren
Selbst der kränkelnd allzu Schwache;
Ach, und keinen Sohn, o Vater,
Hast du, der zum Heere tauglich,
Keinen Bruder hast du, Mulan,
Der zum Kriege stark genug!«

Einen kühnen Anschlag
Faßt die junge Dirne:
An des Vaters Stelle dienen,
An der Brüder Stelle fechten
Will sie, als ein junger Krieger,
Stählend ihre weiche Seele,
Bergend ihre Weiblichkeit.

Und so wie die Frühe dämmert,
Eilig hin zu Markte geht sie,
Kauft ein Rößlein auf dem Ostmarkt,
Einen Sattel auf dem Westmarkt,
Einen Zügel auf dem Südmarkt,
Kaufet endlich auf dem Nordmarkt
Eine Gerte sich zum Ritt.

So bereits geschieden,
Sagt sie den Erzeugern,
Sagt sie Schwestern und Gebrüdern
Lebewohl durch eine Botschaft,
Schwingt sich auf ihr Roß und reitet
Kecklich als ein junger Krieger,
Stählend ihre weiche Seele,
Bergend ihre Weiblichkeit.
Schon verdämmert ihr die Heimat,
Schon die nächste Nacht verbringend
An des gelben Flusses Ufer,
Hört sie Vater nicht und Mutter
Um die holde Tochter klagen,
Hört sie Schwestern nicht und Brüder
Um die süße Schwester weinen,
Rauschen nur die dumpfe Woge,
Die der Fluß, der gelbe, rollt.

Aber als am Morgen
Neu die Sonn' emporstieg,
Schied sie von dem gelben Flusse,
Und am Abend, angekommen
An des schwarzen Flusses Ufer,
Hört sie Vater nicht und Mutter
Um die holde Tochter klagen,
Hört sie Schwestern nicht und Brüder
Um die süße Schwester weinen,
Das Getöse von des Jen-Schan
Reiterei, der wilden, nur.

Und so geht es weiter
Manche tausend Meilen;
Ueber Felsen hin die rauhe
Reise macht sie, über Schluchten
Fliegt sie, wie Gevögel flüchtig;
Oft im Hauch der Nächte wacht sie,
Der zu ihr Nachtglockentöne
Dunkel aus der Ferne wehet;
Es bescheint das kalte Mondlicht
Ihr Gewand, das eiserne.

Solcher Art zehn lange,
Lange Jahre dient sie. —
Jetzo kehren alle Krieger,
Denn erfochten ist die Ruhe,
Denn erstritten ist der Sieg.
Und zu Throne sitzt der Kaiser,
Und vertheilet an ergebne,
Tapfere, bewährte Diener
Höhere, verdiente Würden,
Oder tausend Silber-Unzen.
Stolz erhöht vom Hochgeneigten
Sollte nun auch Mulan werden;
Doch sie spricht: »O Sohn des Himmels!
Göttlicher, erhabner Herr!

Eine Bitte bitt' ich:
Leihe mir genädigst
Deiner raschen Reisethiere,
Deiner allerbesten eines,
Daß es in erwünschter Eile
Zum verlaßnen Vaterhause
Trag' ein arm, verloren Kind!« —

»Mutter, theure Mutter!
Vater, Brüder, Schwestern!
Oeffnet eure Thüre schleunig

Und empfanget eure Tochter,
Eure Schwester, eure Mulan!
Ab von ihrem Leibe nehmet
Dies Gewand von hartem Eisen,
Gebet ihr die alten Kleider,
Jene weichen, jene leichten,
Daß sie endlich wieder werde,
Was sie vor zehn Jahren war!«

Rufe des Entzückens
Folgen ihrem Worte;
Durch die aufgerissne Thüre
Stürzen Eltern und Geschwister,
Hangen unter heißen Thränen
An dem Hals der holden Tochter,
An dem Hals der süßen Schwester,
Führen in's verlass'ne Haus sie;
Nehmen ab von ihrem Leibe
Das Gewand von hartem Eisen;
Geben ihr die alten Kleider,
Jene weichen, jene leichten;
Und so ist sie endlich wieder,
Was sie vor zehn Jahren war.

Drauf an eines schönen
Tages hellem Morgen,
Schmückt sie sich mit allem Fleiße,
Tritt sodann aus ihrer Kammer,
Gold'ne Blumen in dem Haar.
So erscheint sie den Genossen
Ihrer Reisen und Gefechte,
Und es sehen diese staunend
Die geschmückte Dirne prangen,
Welche, wie sie nun erfahren,
Unerkannt von allen Männern,
Allen Jünglingen des Heeres,

Eine Frist von zehen Jahren
Ihr vertrauter, kampfgewandter,
Muthiger Geselle war.

G. Fr. Daumer.

II.

Berliner Pfefferkuchenmann
Beut seine Rosinenmänner an.

Mein schön Mamsellchen, kommen Sie
Und wenden ein Paar Groschen dran,
Und was Sie wünschen, haben Sie:
Den süßesten und frömmsten Mann.
Gewiß, gewiß, er kränkt Sie nie
In seinem stillen Lebenslauf;
Und drängt die heiße Liebe Sie,
So speisen Sie ihn kecklich auf!

Entsprossen war er aus gallischem Blut,
Erwachsen in jesuitischer Hut;
Der ward mir nimmer und nimmer gut.
Und warum haßt' er mich so sehr?
Ich war nicht so bigott, wie er,
Und nicht zugleich so dissolut.

Ich machte neulich ein Gedicht,
Das war an meine Frau gericht't.

Drob wunderten die Leute sich,
Fanden die Sache lächerlich.
»So schwärmt man für ein Mädchen wohl;
Die Frau, die kocht mir meinen Kohl;
Was braucht es da solch einen Schnack?«
So kritisirte dieses Pack.
Drauf hab' ich eine Maid geschaut,
Die mich durch ihren Glanz erbaut.
Auf diese minnigliche Pracht
Hab' ich ein zartes Lied gemacht.
Weh mir! Da haben sie geschrie'n:
»Ein Ehebrecher! Steinigt ihn!« —
So mißlich ist Poetenamt,
Woferne der Poet verdammt,
Zu leben im Philisterheer.
Ist's ihm gegönnt, so wander' er!
Verbietet das sein Mißgeschick,
So bleibt ihm nur der Hängestrick.

G. Fr. Daumer.

Nacht und Morgen.

Hesperus mit mildem Scheine
Löscht des Tages Gluthen aus,
Und des Abends stiller Friede
Schwebet um des Försters Haus;
Draußen am Hollunderstrauche
Sitzt sein einzig Töchterlein,
Eine Thräne auf der Wange
Blickt sie in den Wald hinein,
Blicket nach den Fichtenhecken,

Wo zum Kirchhof führt der Pfad,
Und wohin die theure Mutter
Gestern man getragen hat.

Bei des Frühroths erstem Gruße,
Stund der Vater auf, und nahm
Wehr und Tasche, hinzutragen
Zu den Wäldern seinen Gram,
Ob in ihrer Zweige Rauschen,
Bei der Vöglein frohem Lied,
Bei der Quelle sanftem Murmeln
Ihn vielleicht der Jammer flieht; —
Aber ach! die alten Weisen
Klingen schwermuthsvoll und bang,
Und der Blätter traulich Säuseln
Tönet ihm wie Grabgesang.

Unstät irrt er durch die Räume,
Bis es stille ward im Thal,
Und der Tannen höchste Spitzen
Küßt der Sonne letzter Strahl.
Doch als feierliches Schweigen
Rings beherrscht der Dämmrung Grün,
Lenket er gewohnter Weise
Zu dem See die Schritte hin,
Legt die kummervollen Glieder
An dem Ufer in das Gras,
Wo er manchen süßen Abend
Mit der theuren Gattin saß; —
Unterm Dach der alten Weiden
Spiegelte sich sanft und mild
Auf der klaren Wasser-Fläche
Oft das treuverschlung'ne Bild.
Einsam sitzt er und durch Thränen
Starrt das Auge nun hinab
In die Fluth, die nur sein Antlitz
Das verhärmte wiedergab.

Eine Blume ihm zur Seite
Steht gebeugt im Abendhauch,
Ihre Kelche sind geschlossen
Wie zu nächt'gem Schlaf das Aug',
Und wie an der seidnen Wimper
Dort die Thräne zitternd glänzt,
So sind ihre duft'gen Blätter
Von dem feuchten Thau begränzt. —
»Arme Blume, sprach der Förster,
Welkest trauernd an dem Strand,
Weil sie ist hinabgesunken
Hinter des Gebirges Rand,
Die dich aus dem Schoos der Erde
Rief zu freudigem Erblüh'n,
Die mit lebensvollem Strahle
Duft und Farbe dir verlieh'n.« —
Und im Schmerz erstickt die Klage,
Denn er dachte an sein Kind,
Dem in der geliebten Mutter
Schutz und Licht gestorben sind.

Auf die sonnverbrannten Hände
Stützt das Haupt er sorgenmüd,
Und zum Schlaf, zum langentbehrten,
Schließet sich das Augenlid. —
An dem Nachtgewölbe wandeln
Ernst der Sterne goldne Reih'n,
Durch des dunklen Laubes Gitter
Dringt des Mondes matter Schein,
Wie der Leuchtwurm zieht die Kreise
Um den alten Weidenbaum,
So umspinnt des Försters Schläfe
Mitleidsvoll ein schöner Traum,
Bis die Nacht vorbeigezogen
Und zum Dickicht kehrt das Reh,
Bis des Tages erster Purpur

Mahlt den spiegelglatten See,
Und der Ruf des Wasserhuhnes,
In dem grünen Schilf versteckt,
Mit dem lauten Morgengruße
Ihn aus seinem Schlummer weckt.

Eine Blume ihm zur Seite
Pranget stolz im Morgenhauch,
Und mit freudigem Erstaunen
Ruht auf ihr des Försters Aug;
Kaum kann er sie wieder kennen,
Die getrauret in der Nacht,
Denn aus offnen Kelchen strömet
Wohlgeruch und Farbenpracht;
Und die Morgensonne strahlet
Durch das hohe Farrenkraut,
Wie durch der Gardine Falten
Nach dem Kind die Mutter schaut.

Da erfüllet süßer Friede
Ihm die ahnungsvolle Brust,
Und gar wunderbarer Klarheit
Wird die Seele sich bewußt.
Freier schlägt das Herz, an welchem
Erst noch tiefer Gram gezehrt,
Aus des Waldes kühlen Schatten
Eilt er heim zum stillen Heerd;
Freundlich breiten die Geweihe
An dem alten Jägerhaus
Ihre vielgezackten Arme
Wie zum Willkomm nach ihm aus,
Und ein Mädchen pflückt zum Kranze
Grünen Epheu von der Wand, —
Doch jetzt springt sie ihm entgegen,
Weil den Vater sie erkannt;

Auf dem dunkeln Trauerkleide
Wiegt sich blonder Locken Pracht,
Und des Wiedersehens Freude
Aus dem feuchten Auge lacht.

Und sie schmiegt sich um den Vater,
Um den letzten sichern Hort,
Der ihr aus dem Aug die Thräne
Küßet mit dem Trosteswort:
»Komm ins Haus und weine nimmer,
Auf der Leiden dunkle Nacht
Folgt ein Tag der ew'gen Freude,
Wo uns Wiedersehen lacht;
Wie der Thau der Blume schwindet,
Dringt die Sonne in das Thal,
Trocknet dieser Erde Thräne
Einst des großen Morgens Strahl.« —

Dr. Ebersberger.

Der Sträflingskirchhof.

Siehst du die alten Fohren dort
Des Steinbruchs Schacht entsteigen,
Das ist der letzte Sammelort
Für der Verbrecher Leichen! —
Manch' Schifflein fault in ferner Bucht,
Zerschellt in Sturmes Beben,
So schläft hier in der Felsenschlucht
Manch wild bewegtes Leben;
Und bis zu diesen Mauern drang

Kein Klagen, keine Thränen,
Kein Grabgesang, kein Orgelklang,
Kein letztes Glockentönen,
Hier hört man nur des Meisels Schlag,
Der Klöze dumpfes Fallen,
Das klopft und kracht den ganzen Tag,
Ein Auf- und Niederwallen.
Doch Abends wenn die Arbeit ruht
Und tausend fleiß'ge Hände,
Dann ruhen von des Tages Gluth
Auch dort die Felsenwände,
Das Eichhorn nur hüpft munter noch
Am Stamme auf und nieder,
Die Drossel auf der Tanne hoch
Singt ihre Abendlieder;
Und der Versöhnung milder Hauch
Herrscht in den stillen Räumen,
Versöhnung weht der Blüthenstrauch,
Das Rauschen in den Bäumen:
Denn an dem Thor zu jenem Land
Da hält der Friede Wache,
Und scheidend legt in seine Hand
Ihr blutig Schwert die Rache.

Dr. Ebersberger.

Die Sträflingsleiche.

Die Brücke fällt, es knarrt das Thor,
Es kommen zwölf Soldaten,
Dazwischen Sträflinge hervor
Mit einem Sarg beladen.

Den Kasten kenne ich genau
Seit meinen frühsten Tagen,
Einst war er schwarz, nun ist er grau,
Hat Manchen schon getragen;
Denn wie der volle Eimer steigt,
Und senket leer sich wieder,
So geht ein halb Jahrhundert leicht
Der Kasten hin und wieder.
Auch kannte ich den todten Mann
In jenen Bretterwänden,
Verzeih's Gott dem, der Schuld daran,
Daß er so mußte enden!
Ihm hat verführt sein liebster Freund
Die Braut mit frevlem Wagen,
Drauf hat im Grimme er den Feind
In ihrem Arm erschlagen. —
Mit uns hat hier der arme Wicht
Manch freundlich Spiel getrieben,
Den hielten wir für böse nicht,
Der noch ein Kind konnt' lieben;
Manch Kettlein, manchen Ring von Haar
Flocht er mir oft zur Freude,
Drum geh' ich auch mit seiner Bahr,
Und geb' ihm das Geleite.
Der alte Zuchtknecht geht voran,
Die Träger vom Gefängniß,
Und die Soldaten kommen dann —
Ein stattliches Begängniß!
Das rennt und lauft des Wegs dahin,
Als jagte sie der Schrecken,
Läg' eine Excellenz nur drinn,
Sie schlichen wie die Schnecken:
Und doch kommt Jeder an den Ort,
Ob langsam, ob im Jagen,
Den trägt das Glück zum Ruhme fort,
Der stirbt nach Angst und Plagen. —

Nun sind sie da! am Eingang strahlt
Aus Birkenholz gezimmert
Ein Kreuz vom Abendroth bemalt,
Das durch die Bäume schimmert.
Halt! commandiret der Sergeant,
Das Grab! wir sind zur Stelle,
Ein Grab? mein Gott — ein Loch im Sand
Und dürrem Steingerölle;
Und drüber schwebt der Sarg, ein Wink,
Daß dran der Boden weiche,
Und in die Grube polternd sinkt
Hinab die Sträflingsleiche;
Sahst du das feine Sterbgewand?
In Stroh nur eingebunden
Ward er, und schon ist in dem Sand
Der letzte Halm verschwunden. — —
Wird man dir auch, der so veracht't,
Kein Requiem hier bringen,
Wird doch in stiller Mitternacht
Die Nachtigall dir singen,
Und mag auch hier kein Priesterwort
Die Stelle segnend weihen,
Wird doch die alte Buche dort
Manch Blatt auf's Grab dir streuen,
Es ist ja doch bald glatt gefegt
Vom Wind, es weiß nach Tagen,
Wo man den Sträfling hingelegt,
Wohl Keiner mehr zu sagen.

Dr. Ebersberger.

Kindeslächeln.

Das Kindlein schläft, die Mutter harrt,
Und schwelgt mit seligem Vergnügen

Erwartungsvoll am kleinen Bett
In ihres Kindes holden Zügen,
Da zieht ein Lächeln drüber hin,
Wie über Blüthen Lenzeswehen,
Und mit ihm Jahre süßer Lust
Am Mutterherz vorübergehen. —
O! Mutterherz, o! armes Herz,
O! würdest du dieß Lächeln kennen,
Wohl keine Sprache in der Welt,
Könnt' deines Jammers Größe nennen,
Denn an der Wiege Seite stand
Von Gott gesandt ein Friedensengel,
Der sprach: »Mein Kind! willst mit mir flieh'n
Aus dieser Welt voll Trug und Mängel?
Da lächelt es ein freudig »Ja!«
Und reicht das Händchen unverdrossen; —
Die Mutter harrt, und harrt umsonst,
Des Kindes Auge blieb geschlossen.

Dr. Ebersberger.

Erinnerung an die Alpen.

Alpen, Bilder meiner Träume,
Wie habt ihr mein Herz beglückt!
Alpen, Paradieses Räume,
Wie bin ich von euch entzückt!
Wie bestaun' ich eure Wunder,
Wie die kühne Felsenwand,
Wo als Silberschaum herunter
Ihren Weg die Quelle fand.
Stolz empor ragt zu den Sternen
Euer Haupt, das waldbekränzt

Bald sich zeigt in weiten Fernen,
Bald im Schnee und Eise glänzt.
Wie sich Mutterarme schlingen
Um das heißgeliebte Kind,
So der Tanne Wurzeln ringen
Sich um Felsen weich und lind;
Und auf euren Höhn zu wohnen,
Wählt mit stolz verwegnem Sinn
Sich die Alpenros' zu thronen
Als der Blumen Königin!
Um die Gemse zu erlegen,
Himmelan der Jäger steigt
Auf gefahrvoll steilen Wegen,
Bis das Rohr sein Ziel erreicht.
Dort auf schneebedeckter Firne,
Pflücket er das Edelweiß,
Drückt den Hut sich in die Stirne,
Prangend mit dem seltnen Preis.
Mit dem Schatze, kühn errungen,
Eilt er stolz zur schönsten Maid,
Deren Reiz sein Herz bezwungen,
In der Alpen Einsamkeit.
Und thalabwärts steigt hernieder
Wandermüd der Alpensohn,
Und er hört den Schall der Lieder
Und der Abendglocken Ton.
Und er schwelgt in stillem Frieden,
Der durchwehet Wald und Flur,
Schwelgt in Freuden, die beschieden
Ihm die Reize der Natur.
Und er sieht in süßen Träumen,
Sieht entzückt der Alpen Glühn,
Sieht an hohen Himmelsräumen
Einen Kranz von Rosen blühn.
Fröhlich preist er im Gesange
Seines Alpenlebens Glück,

Und bei leisem Echoklange
Tönt ihm Wort um Wort zurück. —
Alpen, Alpen nur gesunden
Kann bei euch das kranke Herz;
Denn ihr heilt die tiefsten Wunden,
Folgt der Blick euch himmelwärts! —

Fennimore.

Frauengräber.

1. Luise, Königin von Preußen.

In Charlottenburgs Mausoleum drin,
Da schlummert, in Marmor gehauen,
Der Preußen unsterbliche Königin,
Die Königin aller Frauen.

Und hast du dies rührende Steingebild,
Die göttlichen Züge gesehen,
Du wähnest, es sei ein Engel mild
Entstiegen den himmlischen Höhen.

Noch schwebt um den Mund ihr ein Lächeln süß,
Doch die herrlichen Augen geschlossen,
Die Augen so hehr, die ein Paradies
In die Seelen der Menschen gegossen.

Sanft schläft sie und still, doch ein Leidenszug
Auf der Stirne, der Schönheit Throne,
Spricht leise von Schmerzen, die einst sie trug,
Spricht leis' von den Qualen der Krone.

Sanft scheint sie zu ruhn, doch ein tiefes Weh
Umspielt noch die lieblichen Wangen;
Dran scheinen, Tropfen so wie am Schnee
Der Rose ein Thau zu hangen.

Ja es war eine Zeit, eine schwere Zeit,
Die die herrliche Rose gebrochen;
Die mit Schmach, Erniederung, Herzeleid
Der Fürstin ins Herz gestochen.

Denn als des Corsen eiserne Hand
Ihr Preußen in Bande geschlagen,
Als gebognen Kniees die Königin stand,
Vor dem Dränger die Bitte zu wagen,

Und als sie verstoßen sein Hohn so hart,
Als jegliche Hoffnung erblichen,
Als der tapfre Stein war zu Stein erstarrt,
Ist sie von der Erde entwichen.

Da wurde ihr Name zum Feldgeschrei,
Da erwachten die Geister der Ahnen,
Da erklang das Kriegslied brausend und frei,
Da wehte ihr Bild von den Fahnen.

Und als geendet der heilige Krieg,
Da wallte das Volk allerwegen,
Nach geschlagener Schlacht, nach errungenem Sieg
Den Kranz auf das Grab ihr zu legen.

Der deutschesten unter Germaniens Fraun,
Der edelsten Mutter zum Lohne,
Der besten Gattin in Deutschlands Gaun
Und der schönsten: die Königskrone!

---

2. Elisabetha Krauß.

Wen birgt der schlichte altersgraue Stein,
Der schriftbedeckt in Rochus Kirchhof steht?
Soll er das Abbild eines Leben sein
Demüthig, arbeitsvoll und voll Gebet?

O Muse, die du bei den Gräbern wohnst,
Schließ mir vergangner Tage Kunde auf;
Berichte, die du stille Tugend lohnst,
Den einfach segensschweren Lebenslauf! —

So wisse denn, die edle Todte drin,
Von niedrem Stand und ohne Ahnenglanz,
Sie krönt als Nürnbergs beste Bürgerin
Der Bürgerkrone schöner voller Kranz.

Die Aeltern, Abschied nehmend, drücken
Ihr ein paar Groschen in die Hand;
Den Wanderbündel auf dem Rücken,
So pilgert sie durch Nürnbergs Sand.

Und früh und spät im Dienst bemühet,
Fromm, sittig, sparsam, treu, gewandt,
Ist ihr ein einfach Loos erblühet
Beim braven Mann im Handelsstand.

Mit Schulden haben sie begonnen,
Doch sparen sie nicht Müh und Fleiß;
Vom Morgenroth zur Abendsonnen
Rann von der Stirn der Arbeit Schweiß.

Da galt es, rüstig sich zu regen
Bei theurer Zeit, bei Noth und Krieg;
Doch sichtbar war des Herren Segen,
Und ihr Gewinn und Handel stieg.

Und Gulden reihte sich an Gulden,
Doch enger wurde nicht ihr Herz;
Mit zartem Sinn und milden Hulden
Empfand es tief des Mangels Schmerz.

Die kleinen Kinder vieler Armen,
Die durch des Krieges Wuth verwaist,
Hat sie zu Hause voll Erbarmen
Gepflegt, gekleidet und gespeist,

Ließ auf sie ziehn in Zucht und Ehre
Zu Seelenheil und Leib's Gewinn,
Die Knaben brachte sie zur Lehre,
Die Mädchen gab im Dienst sie hin;

Die Hungrigen, die auf den Straßen
Nach Brode schrieen, speiste sie,
Verwundete, die auf den Gassen
Nach Labsal lechzten, tränkte sie;

Den Kranken hat sie Wein gereichet,
Den Nackten Linnen, Kleider, Schuh',
Und zu den Sterbenden gebeuget,
Sprach Muth und Himmelstrost sie zu.

Drei Kinder, die ihr Gott gegeben,
Ihr höchster Trost, ihr Lebensglück,
Gab sie nach früh gebrochnem Leben
Demüthig seiner Hand zurück.

Sie sah voran den Gatten gehen,
»Dem Gott genad,« zur ew'gen Ruh;
Man sieht auf seinem Steine stehen:
»Wohl heute ich und morgen du.«

Und als ihr Stündlein auch geschlagen,
Da folgte ihr nach Recht und Fug,
Wie man zu Grabe sie getragen,
Der Findelkinder langer Zug. —

Recht wie der alten Meister Bilde
Auf Goldgrund hell und wunderklar,
Schaust Selige, du einfach Milde,
In unsre Zeit, der Liebe baar.

Das Gras an deines Hügels Hange
Läßt Waisenthränenthau erblühn,
Wenn sie mit rührendem Gesange
Zum Grab dir an Johannis ziehn.

Du wirkest noch in weite Fernen:
Manch armer fleißiger Student
Zählt einst sich wohl zu Deutschlands Sternen
Nur durch dein edles Testament.

Und was an Segen er genossen
Von dir, Elisabetha Krauß,
Das streu' er wieder unverdrossen
Zum Segen für die Nachwelt aus!

---

3. Friederike Katharine Neuber.

Ein Stein zu Laubegast im Friedhof steht;
Von Disteln überwuchert, dornbesät
Siehst du den kleinen Hügel sich erheben.
Es summt der Wind, der über Gräber pfeift
Und einsam durch die Graseswellen streift:
Sieh hier das Bild von einem Künstlerleben!

Mißhandelt floh sie aus dem Vaterhaus
Mit dem Geliebten in die Welt hinaus.
Und als der Kirche Weihe ward dem Bunde,
Da zog sie hin, wo sie des Herzens Drang,
Die heiße Sehnsucht ihrer Jugend zwang,
Auf des Theaters enge Bretterrunde.

O hohe Lust, in stolzer Majestät,
Vom Flügelschlag des Genius umweht,
Thaliens Priesterin zum Volk zu sprechen!
Begeistrung reißt die trunknen Hörer fort;
Es schwelgt das Ohr, der Lippe stirbt das Wort,
Die Thränen stürzend aus den Augen brechen. —

Du schöner Traum! sie hat dich durchgeträumt,
Ihr hat des Beifalls vollster Kelch geschäumt
Der edelsten, der besten Zeitgenossen.

Es legt die Muse trauernd auf ihr Grab
Den Lorbeerkranz und — einen Bettelstab,
Des Künstlers Lohn, wenn er den Lauf geschlossen.

Das Götterfeuer, das vom Himmel stammt,
Hat selten traulich einen Heerd entflammt;
Kometengleich hin durch die Welt getrieben,
Geht, wem Gesetz der Gott im Busen nur,
Einsam, vergessen, ohne Dank und Spur,
Wie Wandelsterne löschen und verstieben.

Der Jugend Kraft, der Seele tiefsten Sinn,
Sie legte sie der Kunst zum Opfer hin,
Die Güter, die ihr Glück und Fleiß gegeben.
Sie führte mit die schönre Zeit herauf,
Schloß neue Bahnen dem Talente auf
In unermüdet edlem Vorwärtsstreben.

Weh' dir, Hans Wurst, du lustiger Patron,
Dein Sträuben hilft dir nichts, du mußt davon,
Den Gottsched und die Neuberin verdammen;
Im Schauspielhause lodert in die Höh'
An Leipzigs Thor ein grimm Autodafe,
Und richtend schleudern sie dich in die Flammen.

Es weicht dein Witz dem frost'gen Trauerspiel
Aus seinem unerschöpflich reichen Kiel;
Sein Cato, welch ein Wunderwerk erschien er!
Was die »gelehrte Freundin« übersetzt,
Das hat ein staunend Publikum ergötzt
In schwer hinstolperndem Alexandriner.

Nun war's ein classisch edler Zeitvertreib!
Allein die Neuberin blieb doch ein Weib;
Und mochte Gottsched auch die Nase rümpfen,
Allongeperücken trug der Perser Heer,
Im Reifrock stürzte Sappho sich ins Meer,
Und Cato starb in bunten Zwickelstrümpfen.

Als Lessings Sonne aus den Wolken brach,
Da grüßte sie zuerst den jungen Tag;
In ihrem Schutz erwuchs sein erstes Streben.
Sie schied dahin, gebrochen und voll Harm,
Im tiefsten Elend starb sie alt und arm
Nach nimmer rastendem Nomadenleben. —

Viel Kränze sind es, die dem Weib geweiht:
Der Aehrenreif der holden Häuslichkeit,
Der Liebe ward der Myrthenzweig zum Lohne,
Der Schönheit ward der Rosen milder Glanz,
Dem stillen Wohlthun ein Violenkranz:
Der Künstlerin allein die Dornenkrone.

---

4. Elisabeth Kulmann.

Kleiner Nordstern, hell erstrahlend
Ueber Holmgards Eisgefilden,
Zarte Blume, kaum entfaltet
Von des Winters Sturm geknickt,
Biene auf der Au der Musen,
Nachtigall mit süßer Stimme,
Genius mit Adlerschwingen,
Nordische Korinna du!

Arme vaterlose Waise,
Reich allein an Jugendträumen;
Mangel schaukelte die Wiege,
Sorge reichte dir das Brod.
Aber reinster Schönheit Hulden,
Der Gesinnung höchsten Adel
Und die Ewigkeit des Namens
Theilte dir die Parze zu;

Statt des Silbers Mondesstrahlen,
Statt des Goldes Sonnenglänzen,

Gab sie Blumen zu Genossen,
Thiere zu Gespielen dir,
Ließ den Wind dir Lieder singen,
Ließ die Birke Sänge rauschen,
Wolken Paradiese zaubern,
  Malte dir die nackte Wand.

Und des Nordens kalter Winter
Wandelte sich dir in Tempe
Und das stille kleine Hüttchen
Sich zum Göttertempel um;
Denn der göttliche Homeros,
Herodot, der sagenreiche,
Xenophon, der ewig junge
  Selige Anakreon

Grüßten dich in ihrer Sprache,
Grüßten dich in ihrer Anmuth,
Und von ihren Lippen troff dir
Wohllautsvolle Weisheit zu;
Führten dich zu heil'gen Hainen,
Führten dich zu sonn'gen Buchten
In dem schönen Griechenlande,
  Deiner Seele Heimathflur.

Mächtiger als Katharina,
Die den eisumstarrten Norden
Mit des Zepters Kraft regieret, —
Kaiserin der Phantasie'n,
Schwangst du stolz den Lilienstengel;
Königin im Märchenlande,
Aller Zonen, aller Zeiten
  Sieben Siegel wichen dir.

Aus der Erde Mittelpunkte
Sproßt empor in blaue Lüfte,
Glänzt und labt mit tausend Blüthen

Poesie, dein Wunderbaum,
Und die Barden aller Völker
Und die Sänger aller Zeiten
Hören's von den Zweigen rauschen,
  Träumen nach den Zaubertraum.

Was vom Capitol geklungen,
Was die hohe Roma hallte,
Was die volle Sprache tönte,
Die Horaz und Maro sprach;
Was die Enkel der Hellenen
Freiheitsdurstig, todesmuthig
In dem heil'gen Kampfe sangen,
  Sangst du nach Elisabeth.

Ton vom Ufer der Garonne,
Feine Rede der Provençe,
Wohllant aus Hispaniens Gärten,
Edle Klänge, stolz und kühn;
Lusitaniens Siegeshymne,
Miltons Traum von Paradiese
Grüßte dich, dir klang im Herzen
  Deutscher Sprache Mutterlaut.

Mit Italiens weichstem Schmelze
Kosten um dich Tassos Lieder
Flötend, klingend, süß umstrickend,
Wie Armida den Rinald;
Ernst und hehr wie Kirchenglocken
Deines Landes Priestersprache
Rief mit feierlichem Schalle
  Dir memento mori zu.

Und mit siebzehn jungen Lenzen
Und mit frischem Ruhmeskranze,
Mit der ungebrochnen Seele
Klagtest du am offnen Grab:

»Weh, Achilles mußte sterben,
Und die nordische Korinna!
Deine Kinder, o Homeros,
Büßen mit dem Tod den Ruhm.«

Kunstvoll aus Carraras Marmor
Schlummernd auf Akanthosblättern,
Auf die Hand das Haupt gestützet
Ruht die plastische Gestalt,
Und den Lorbeer hält die Rechte;
Elf der Sprachen, die sie kannte,
Trägt der Stein, in Goldschrift schimmert:
»Sie ist nicht todt, sie schlummert nur.«

Luise Hoffmann.

Blüthe und Frucht.

Erschienen war der Lenz, der Sonne Strahl
Weckt' die Natur aus ihrem Wintertraume;
Umweht von duftig milder Maienluft
Stand ich im Garten, unter einem Baume.

Wie an der vollen Aehre Korn an Korn,
Drängt aus den Zweigen Blüthe sich an Blüthe,
Als ob sie selbst der Aeste traurig Grau
Dem Auge zu verhüllen sich bemühte.

Die ganze Krone schien ein Blumenstrauß. —
»Kann denn der Baum — so drängt es mich zu fragen —
»Wenn diese Blüthen einst zur Frucht gereift,
»So reichen Segens Fülle wohl ertragen?

Der Lenz entschwand. Es sank der Felder Schmuck,
Die gold'ne Saat, vor scharfer Sichel nieder,
Schon weht' des Herbstes Kühle durch die Flur,
Da stand ich unter jenem Baume wieder.

Und wieder blickte ich zu ihm empor,
Erfüllt hofft' ich, was einst versprach die Blüthe;
Doch in der dichten Blätter dunklem Grün
Vergebens suchend sich das Auge mühte.

Kaum hie und da hing einzeln eine Frucht,
Die, röthend sich, erwünschter Reife nahte;
Fast alle hatte, wohl als Blüthe schon,
Der rauhe Sturm entführt auf seinem Pfade.

Der Jugend Hoffnung gleicht der Baum im Lenz,
Voll reicher Blüthen und voll regen Strebens, —
Der Baum im Herbst, mit seiner kargen Frucht,
Gleicht der Erfüllung in dem Herbst des Lebens.

Lorsch.

Eisdecke.

Schlug des Winters strenges Walten
Einen Bach in Eises Banden,
Scheint es wohl als ob die Wellen,
Die Bewegten, Ruhe fanden.

Aber unter kalter Decke
Ringt ein Wogen und ein Drängen,
Und es müht sich Well' um Welle
Um die Bande zu zersprengen.

Doch umsonst ist all' das Mühen,
Und von seiner tiefen Klage
Dringet durch die schwere Fessel
Kaum ein dumpfer Laut zu Tage.

Statt in hoher Luft sich wieder
Freudig rauschend zu ergießen,
Muß er trauernd unterm Eise,
Streng verschlossen, weiter fließen.

Armes Herz! du gleichst dem Bache;
Kalt und ruhig mußt du scheinen,
Mag dein ungestümes Schlagen
Diese Ruhe auch verneinen.

Für den Bach kehrt Freude wieder,
Aber ach, wer kann mir sagen
Ob für Dich ein Frühling blühet,
Ob du je noch froh wirst schlagen!

Lorsch.

Die Rückkehr in der Neujahrsnacht.

Rings verstummet ist das Leben.
Im Gebirg und Felsenspalten
Ist der Schnee hoch aufgethürmt
Mannigfaltig von Gestalten.
Nacht und Schweigen deckt die Erde,
Nur der Nord, der drüber stürmt,
Macht den Busen ihr, den kalten,
Vom Gefühl des Schmerzes beben;
Denn schon in den nächsten Stunden

— Wenn der Seiger vorwärts bringt
Auf der großen Uhr der Zeiten —
Wieder ist ein Jahr verschwunden,
Das kein Gott ihr wieder bringt! —

In die Fremde fortgetrieben
Durch die Pflicht, die von der Heimat
Mondenlang entfernt ihn hatte,
Kehret nun zu seinen Lieben
— Die erwarten ihn mit Schmerzen,
Heiße Sehnsucht in den Herzen —
Heim der Vater und der Gatte.

Sank die Nacht auch schon hernieder,
Droht sein Fuß auch auszugleiten
Auf den Pfaden, den beschneiten,
Die sich durch die Felsen winden —
Liebe lehrt den Weg ihn finden;
Denn er muß noch vor dem Scheiden
Dieses Jahr's, das Glück genießen
Weib und Kinder zu begrüßen!

Ha! wenn trügen nicht die Augen,
Sieht er schon aus weiter Ferne
Auf zuweilen Lichter tauchen,
Deren Glanz ihm scheint im Dunkeln,
Gleich des Glückes schönem Sterne,
In die trübe Nacht zu funkeln.
Ob der Wind auch eisig wehe,
Ihn durchkältend ohn' Erbarmen,
Fühlt er doch im tiefsten Grunde
Durch der lieben Heimat Nähe
Sich das treue Herz erwarmen.
»Wenn ertönt die zwölfte Stunde,
Sich das Jahr zu Ende neigt,«
Ruft er, »ist mein Ziel erreicht!«

Kaum ist noch sein Wort verhallt,
Als ein Krachen und ein Sausen
Schrecklich durch die Thäler hallt.
Die Natur im Aufruhr grollt;
Dicht der Schnee hernieder stiebt,
Dumpf der ferne Donner rollt,
Den das Echo wiedergiebt,
Der die Erde macht erzittern.
Aehnlich wohl erklingt der Schall
Jenem Donner bei Gewittern,
Aber dennoch ist's ein and'rer,
Wohlbekannt dem bangen Wand'rer
— Zeugniß giebt die Schreckensmiene —
Ach! ein Sturz ist's der Lawine,
Dich sich losriß von den Höh'n
Und in's Thal herniederrollt.
Nichts vermag zu widersteh'n;
Alles mit sich niederraffend,
Ueberall sich Bahn verschaffend,
Rings zerschmetternd und verheerend,
Wachsend stets, und stets zerstörend
Stürmet die Gewalt'ge fort! —

Ruhig ist die Gegend wieder,
Todtenstille sich verbreitet,
Gleich als ob Natur vom Kampfe
Sänk' erschöpft zum Schlummer nieder.
Banges Ahnen faßt den Wand'rer,
Ruhelos er vorwärts schreitet.
Nicht mehr flackern auf die Lichter,
Mag sein Blick auch fernhin spähen,
Nichts, ach, nichts ist mehr zu sehen!

Ganz erschöpft vom langen Wege,
Kommt er zu dem schmalen Stege,
Der zur nahen Mühle führt,

Neben der dicht angeschmiegt
An den Berg — sein Hüttchen liegt. —
Bebend steht er, lauschet bange,
Ob vom lauten Becherklange
Töne nicht ein Laut herüber,
Da es immer Sitte war,
Daß in der Sylvesternacht
Herr und Knechte sonst gewacht,
Grüßend froh das neue Jahr.

Hörbar schlägt das Herz im Busen,
Als er nun den Steg betritt;
Lauter klopft's mit jedem Schritt,
Der ihn näher führt zum Ziele.

Ha! kein Hüttchen, keine Mühle!
Nur des Schnee's gethürmte Massen
Starren grausig ihm entgegen. —

Lautlos steht der Unglücksel'ge,
Ganz vernichtet da mit blassen,
Thränenüberströmten Wangen.
Seine Sinne Nacht umfangen,
Nur ein Ach! entschlüpft dem Munde.
Nieder sinkt, im Tod erbleicht,
Dann er auf das Grab der Seinen. —
Ja, beim Schlag der zwölften Stunde
Hat er nun sein Ziel erreicht! —

Lorsch.

Kleine Gaben.

1.

Es steht ein Ideal vor meiner Seele,
Ein engelschönes liebes Frauenbild,
Das zur Geliebten ich mir auserwähle;
Doch fürcht' ich fast, daß diesem Wesen mild,
Das meine ganze Seele füllt,
Je zu begegnen ich verfehle.
Und sollt' ich nimmer auch es sehen
Ich glaubte doch, — ich glaubt an sein Bestehen.

2.

O Suleima, Wunderblume,
Nichts vergleich' ich deinem Ruhme.
Weise geben sich gefangen,
So an deinem Blick sie hangen.

Und die Thoren? — sind's gewesen,
Wenn in deinem Aug' sie lesen,
Werden — vorher unbehändig —
Lebensklug und ganz verständig.

3.

Weißt noch wie wir uns eines Abends
Einander gegenüber saßen
Und in dem Buch so redekundig,
Im Spiegelbild der Seele lasen?

Wir haben laut kein Wort gesprochen
Und sagten uns so viel im Stillen,
So viel, daß es geoffenbaret
Wohl würde Folianten füllen.

4.

Suleima, du entkleidest nicht
Die Ros' von Rosendüften,
Du störest nicht in seinem Sang
Den Sänger in den Lüften.

Drum laß' denn auch dem stillen Glück
In meiner Brust gewähren! —
Damit das Schlechte keime nicht,
Muß man das Gute nähren.

Julius Merz.

Scheidelied.

(Für die Composition.)

So müssen wir uns trennen. —
O bitterleidig Weh!
Wir liebten uns so innig
Mein liebes Kind, Ade!

Tief geht der Schmerz des Scheidens
Da ich in's Aug' dir seh. —
Nun, gute treue Seele
Ade! mein Lieb, Ade!

Ich kann nicht los mich reißen —
Noch einmal, eh ich geh,
Den Kuß, den letzten heißen,
Ade! Ade! — Ade!

Julius Merz.

Meer und Thräne.

O sage, was ist groß?
Ist es das Weltmeer bloß,
Ist's nicht der Tropfen auch,
Den wegtrinkt Windeshauch?
Im Weltmeer, unbegränzt,
Der ganze Himmel glänzt;
Im Tropfen glänzt er auch,
Den wegküßt Windeshauch.

O sage, was ist klein?
Der Tropfen, der allein?
Ist's nicht das Weltmeer auch,
Das wegbläst Gottes Hauch?
Im Tropfen eingestreut
Kämpft, wimmelt, klagt, sich freut
Eine Welt, — im Meere auch,
Das wegbläst Gottes Hauch.

Was bitter ist? O sprich!
Das Weltmeer sicherlich.
Nicht auch die Thräne schwer,
Die fällt vom Aug' in's Meer?
Das Weltmeer ist getränkt
Von Salz, so tief sich's senkt, —
Die Thräne ist es auch,
Die fällt vom Menschenaug.

Ob klein, doch herb und groß,
Ja grund- und gränzenlos
Ist wie das ew'ge Meer
Der Thränentropfen, Er,

Der eine Weltenlast
Von Lust und Schmerz umfaßt,
Der heiß entfällt dem Aug,
Den wegküßt Windeshauch.

Dr. Pangloser.

Amerikanische Liebe.

(Nach einer Anecdote.)

Herr Jonathan saß gähnend da
In seinem weichen Sessel,
Er war von jeder Sorge frei,
Ihn drückte keine Fessel;
Sein Schicksal hatte stets ein „Yes“
Für jeden Wunsch — Polykrates
War neu in ihm erstanden! —

Doch selbst der Sonne goldner Schein
Vermag oft zu geniren,
Des Himmels wolkenloses Blau
Manchmal zu ennuyiren —
So dachte unser Jonathan:
Ein bischen Sturm wär' wohlgethan,
Mutatio delectat! —

Und wie das Schicksal jeden Wunsch
Ihm blitzesschnell gewährte,
So war ihm auch das Unglück schon
Getreulich auf der Fährte:
Es trat gar zierlich, schmuck und fein
Als junges Mädchen bei ihm ein —
Da war der Spleen verschwunden.

Miß Mary hatte wie der Blitz
Das kalte Herz entzündet,
Das, wie verzaubert, nun sein Glück
Nur in der Liebe findet.
Zum Glück sind in Amerika
Nicht viele Schwierigkeiten da
Um Hymens Reich zu mehren. —

Doch ist die Liebe noch so kurz,
So hat sie ihre Qualen,
Die Lehre mußte Jonathan
Gar bald mit Schmerz bezahlen —
Als er am andern Morgen schon
Aus Priesters Mund der Liebe Lohn
Sich zu erringen hoffte. —

Er stand in voller Schöne da,
Mit blendender Pikesche,
Und hob, als es zur Trauung ging
Die Braut aus der Kalesche —
Doch ach, welch Schreckliches geschah?
Ein falscher Tritt, und die Volante
Des Brautkleids war in Fetzen!

Wer schildert seinen Schrecken nun?
Wer schildert ihre Blicke?
Für eines solchen Abgrunds Kluft,
Da gibt es keine Brücke. —
Schon steht der Priester harrend da.
Schon hofft auf ein entzückend »Ja«
Der Bräutigam im Stillen! —

Doch als der Augenblick genaht,
Als er sein »Ja« gesprochen,
Ward durch ein lautes »Nein« der Braut
Sein starker Muth gebrochen.

Von Scham und Zorn zugleich erfüllt
Wankt Jonathan, ein Schattenbild,
Allein, allein nach Hause.

Und an der Liebe Stelle trat
Der Schmerz gekränkter Ehre,
Und List und Rache boten sich
Ihm an zur grimmen Wehre:
So trat er, lächelnd, mit dem Schein
Der alten Liebe bei ihr ein
Und flehte um Vergebung.

Und als er gramerfüllt gefragt:
»Was konnte dich bewegen,
Du böse Maid so schmerzlich weh
Das Herz mir zu erregen?«
Da war die Antwort kurz und rauh:
»Ich tauge nicht zu deiner Frau:
Ich bin dir gram geworden!«

Dem Glanz des Geldes und Geschmeides,
Womit er sie umgeben,
Wich aber bald der Jungfrau Sinn,
Es brach ihr Widerstreben;
Und wieder stand der Priester da,
Sie hoffte ein entzückend »Ja«
Von Jonathan zu hören. —

Doch, als der Augenblick genaht,
Als sie ihr »Ja« gesprochen,
Ward durch ein »Nein« aus seinem Mund
Ihr stolzer Sinn gebrochen.
Von Schmerz und Zorn zugleich erfüllt
Wankt Mary, wie ein Schattenbild,
Allein, allein nach Hause.

Und als sie trauernd ihn gefragt:
»Was konnte dich bewegen

Du böser Mann so schmerzlich weh
Das Herz mir zu erregen?«
War kurz und rauh die Antwort dann:
«Ich tauge nicht zu deinem Mann,
Ich bin Dir gram geworden!« —

Bei diesen Worten brach der Groll
Im Herzen des Geliebten,
Als er ihr in die Augen sah,
Die weinenden, betrübten;
Ein Augenblick war lang genug
In Liebesgluth des Zornes Trug
Aufs Neue zu verwandeln.

Und Hand in Hand nun wandelten
Zur Kirche die Versöhnten,
Um dort den Segen ihres Bunds
Zu finden, den ersehnten;
Und wieder stand der Priester da,
Das schmucke Liebespärchen sah
Dem frommen Spruch entgegen.

Und als der Augenblick genaht,
Als er sein »Ja« gesprochen,
Und als kein »Nein« aus ihrem Mund,
Aufs Neu sein Herz gebrochen;
Kam aus des Priesters Mund kein Laut,
Es harrten Bräutigam und Braut
Umsonst auf seinen Segen. —

Sie stünden wohl noch immer da
In harrendem Verlangen,
Wär' nicht am Ende doch der Mund
Des Priesters aufgegangen:
»Geht« rief er zürnend, rauh und hart,
»Ihr habt mich zweimal nun genarrt:
Ich bin euch gram geworden!«

Freund Jonathan schrieb sich den Spaß
Gar deutlich hinter die Ohren
Und hat, trotz aller Liebesgluth,
Die Lust am Freien verloren.
Doch, wie kein Unglück ohne Glück,
So war von diesem Augenblick
Sein Spleen geheilt für immer.

J. Priem.

Morgenwanderung.*)

Das ist ein herzerfreuendes Ding
  Das Wandern früh am Morgen;
Wie der Nebel zurück vor der Sonne flieht,
  So weichen die nagenden Sorgen.

Das Wandern auf grünendem Wiesenplan
  Drauf Thaues Perlen sich sonnen,
Das ist gleich einem tüchtigen Zug
  Aus stärkendem Lebensbronnen.

Da zwitschern im Laube die Vögelein,
  Und der Mensch der singet mit ihnen
Und ahnet wie einst in der seligen Welt
  In Liebe sich Alle dienen.

Das ist, so weit nur das Auge dringt,
  Ein fröhliches Flüstern und Sagen,
Und durch die Adern und alles Gebein
  Dringt jugendliches Behagen.

*) Aus des Verfassers „Peißenberg. Eine Reise in neun Bildern."

Und auf und nieder und wieder auf,
So gehts in ermunterndem Wandeln:
Aufwachet der Mensch, der gefangen schlief,
Zu neu thatkräftigem Handeln.

O wunderkräftige Morgenluft,
Du Odem aus anderen Reichen:
Zieh ein in die sorgenumschlungene Brust,
Mach, was dir nicht gleich ist, entweichen.

Rudolf Reitzer.

Neujahr
185*

Ein in den Mantel des Winters gehüllt durchschreite den Wald ich,
In das Gesicht, schmerzvoll, schlägt mir das wehende Haar,
Feucht vom Nebel, der dumpfig und schwer durch's düstere Thal zieht,
Welcher die Seele bedeckt, weitere Schau mir versagt;
Nur zum Nahen die Blicke gekehrt, seh' eigenen Jammers
Haupt ich erheben im Schmerz, tiefsten, versehrten Gemüths,
Fühl' in dem markaufzehrenden Gram des verhöhnenden Schicksals
Last mich decken, das Weh Heil'ges Entwürdigenden.
Heilig ist mir des gedichteten Worts freizielender Pfeilflug, —
Doch ein feindlicher Schnitt theilte die Sehne des Reifs;
Heilig ist mir das von Auge zu Aug' und von Lippe zu Lippe
Heitere Wandern des Geists, — Lippe erstarb und das Aug';
Mir ist's heilig, das Feuer des musengeweihten Altares,
Das, in vestalischer Hand, Schönem die Pfade bestrahlt;
Doch des Geschicks Einbruch stieß plötzlich den Opferungsherd um,
Von dem bereiteten Fest liegen die Brände verstreut,

Götter, mir werth, ihr harret vergebens der hellaufflackernden
Lohe,
Gleichend dem Fluge der Eul' senkt sich der Fittig der Nacht.
Aber mir ist das Bedürfniß für Tag, für Helle geworden —
Nacht, schwarzwollige Nacht, bist du der Sterne so baar?
Hast du Verschlagnem vom Strand — schlaff hängt sein Segel
am Maste, —
Hast für sein Fahrzeug keine Gestirne des Pols,
Bis, ein Bote des Heils, siegstrahlend die Sonn' sich emporhebt,
Ihn ein freudiger Sturm treibet an rettendes Land?
Hell würd' dann er zu ihr aufschlagen die Augen, ihr dankend,
Weil ja dem Gläub'gen des Lichts Sonnenerwecktes nur
taugt.
O wie wollt er alsdann des erneuerten Lebens sich freuen,
Außen Bestätigung seh'n innerst gebotenen Triebs!
Weil ich der Welt bedarf —: zu genügen dem dichtenden Drange
Muß wortspendender Mund küssen vollendete Welt!
Flehend hebe die Hand ich empor und inniger fühl' ich's:
Einheit mir nur frommt! — sehnend erheb' ich die
Hand. —

Noch ist sie wie beschwörend hinauf zum Himmel gerichtet,
Von des Gehölzes Schutz tret' ich die Höhe hinaus.
Seht! wie es wogt und sich theilt, wie der Nebel so eilig hinwegzieht,
Der, auch engend den Geist, weitere Schau mir verbot.
Freier ist jetzo der Blick, und er späht das gedehnte Gefild hin
Bis wo auf das Gebirg Wölbung des Himmels sich senkt,
Siehet der näher'n Stadt vielthürmige Masse so groß ruh'n,
Wo im lebend'gen Verkehr Geist und Gemüthe daheim.
Jäheverlangenden Sinns ist eilend der Arm mir erhoben,
Ach, und der Finger gestreckt deutet ein sehnendes: Dort!
Aber es senkt sich die Hand zur Ruhe dem pochenden Herzen —
Stürmisches, thörichtes Herz — sagt sie — warum denn so
laut?

Weißt du's nicht? fremd, rauhabweisend das Leben gemeint ist,
Was so feurig dir pocht, eisig berührt es erstirbt. —
Aber das Herz, das Herz, es will sich nimmer befrieden,
Tief, allmächtig in ihm wohnt der dämonische Drang;
Und ich spreche zu mir bei sonnenbeschienener Landschaft:
Was als Segen du brauchst, auf! und erobere dir's!
Wandre zur Eb'ne hinab, geh' ein das empfangende Stadtthor,
Sieh, ob die Brandung des Markts spende die Perle des Heils,
Oder ob still ein Herz, dem deinen sich neigend in Liebe,
Wohl sein Fragen versteh', seinen bekümmerten Laut.
Was dir heilig erscheint: für gedichtetes Wort die Begeistrung,
Oder im freien Verkehr Seele um Seele getauscht,
Oder der Glauben an Welt, an musengeweihetes Leben —
Alles gehört dir ganz, bist du zu siegen bereit,
Bist du entschlossen zu brechen die geistaufreibende Fessel,
Neigst ein williges Ohr jenem verheißenden Ruf,
Der dich kräftig ermahnt: Streb' auf zu dem Hügel des Tempels,
Wo dir der sonnige Gott segnet das trunkene Haupt;
Und du hebst dich empor, auf's Horn des Altares dich stützend,
Schämigerröthender Wang', freudig im Feiergewand;
Schau', und die Fessel zerbrach, fortschleudertest muthig sie alle,
Freiheit in jeglichem Glied gehst du im heiligen Raum;
Und wie du von dem Porte, dem säulengetrag'nen, hinausschaust:
Hell ist, offen der Blick, ruhig empfangend die Brust. —

Neujahr

1853

Um Mitternacht! ich stand auf Noris Burg,
Die alte Stadt zu meinen Füßen lag,
Ein Friede war, wie ihn die Nacht nur bringt.
Darüber ausgebreitet — friedlich war es,
So still und ruhig auch in meiner Brust.
Sanct Sebald schlug die zwölfte Stunde an —
Und horch! von dort tönt eines Glöckleins Läuten

So helle durch die Nacht, und horch! von da
Harmon'scher Klang volltönig dringt herauf,
Und überall, so weit der Bann der Mauern,
So viel die Stadt der eh'rnen Zungen birgt:
Herauf, herauf zu meinem Ohr die Macht
Der allvereinten Klangeswellen drang.
Da war es mir, als ob mein ganzes Leben
In diesem Tonmeer wieder zu mir spräche:
Ja, ja! das ist Kapelle meiner Kindheit,
In der ich träumend Engel sah des Himmels,
Was mir von Morgen her so sehnlich ruft;
Doch dort so schrill, wie wenn es Feuer schallte,
Ertönt der Ruf, den ich aus rauher Brust
Hinaus, ein Wilder, gellte in die Welt,
Die anders werden sollte mir zu Liebe.
Es ist der Grundton meines Lebens aber,
Der wieder sänftigt und den Sturm beschwichtet,
Der Klang, der von dem Dome meines Glaubens
An's Gute, Schöne schallt wie Betgeläut.
O diesem Ton! es wird sich ihm gesellen
Ein andrer noch und dritter zum Accorde
Des vollen, ganzen, schönen Erdenlebens! —
Die zwölfte Stunde schlug, das neue Jahr
Ist angelaubet an der Erde Strand —
Und anders konnt' ich nicht: die Nacht hinaus
Aufjauchzt' ich, weil ich heiter war und glücklich.
Ist es ja doch ein Klang im alten Jahre,
Der wie zu einem Freudenfeste ruft:
Verlassen war ich, krank, einsam die Seele,
Sie fand es nicht, was ihre Sehnsucht war;
Da wurd' es ihr freigebig dargeboten:
Ein Sein, befreit von jenem Machtbefehle,
Der unsers Herzens Raum zum Markte macht
Unedlen Fröhnens um das täglich Brod;
Ein Sein, das in den Fleiß des Arbeitstages
Der Muse holdes Antlitz blicken läßt;

Ein Leben größ'rer Welt, in der der Geist
Erwächst zum Schauen eines inn'gen Ganzen
Und, maßvoll doch, für Kleinstes Liebe hegt.
O Dank der Hand, die mir so Gutes gab,
Ich liebe sie, und wenn der Mund es auch
Nicht immer kündet, was das Herz erfüllt — —
O seht ihr edlen Menschen, die mir's gaben:
Die sturmgehob'ne Welle meines Meeres,
Sie rollt jetzt sanft zu eurem blühenden Eiland
Und legt die Perlen, so sie bergen mag,
In eurer Blumen duft'ge Kelche nieder.

Karl Rögner.

Der Blumenstock.

Wer mag es sein, der in so später Nacht
Zum Fenster aufschaut, das den Mondenschein
Weißblinkend wiederstrahlt, zum Fenster mit
Den schneeigweißen Hängen? Sachte steigt
Er auf der schwanken Leitersproß empor,
Und mit der Hand, der zitternden, setzt auf's
Gesims er einen blüh'nden Blumenstock,
Der aus dem weißen Topfe mit dem Reif
Von Messing üppig sproßt. Verschwunden ist
Alsbald der nächtlich Wagende, die Nacht,
Die stille Friedensnacht mit ihren Sternen,
Sie schaut allein in's Schlafgemach des Mädchens,
Das dorten auf dem Pfühl leisathmend liegt,
Und wie ein Traum umschwebt's ihr lieblich Antlitz.
Ihr träumt, sie sähe eine liebe, liebe Hand
An ihre Brust 'ne Rosenknospe stecken,
Die schön und schöner aufblüht hundertblättrig,

So daß sie nicht sich überwinden kann,
Sie ungeküßt zu lassen, — und die schöne,
Die rothe Rose wird zum rothen Mund,
An süße Lippen pressen sich die ihren
Zum ersten wonnigen, zum sel'gen Kuß;
Und wie sie näher zusieht, ist's der Nachbar,
Der junge Nachbar mit den schönen Augen.
O blühe fort, du Frühlingsmorgentraum,
Erfülle dich mit deinen keuschen Wonnen,
Wenn auch des Nachtgestirnes blasses Licht
Verschwindet vor der Sonne Wahrheitspendung,
Der Sonne auch, die jetzt den Morgenwind,
Den raschen Boten schickt, an Mädchens Fenster
Zu klopfen mit den Knospen, daß sie doch
Erwache, sich zu freu'n der Frühlingsgabe --
Und wie sich jetzt die Sonne feurig hebt,
Der halben Welt die Pulse freud'ger regend,
Da tritt die Maid an's Fenster lichtumflossen,
Und mit dem Ruf des Staunens und der Freude
Schaut sie den nachterblühten Blumenzauber,
Die lugenden und halberschloss'nen Kelche
Der Centifolie, ihrer liebsten Blume. —

Wer ist es, der den heitern Morgengruß
Herüberschickt vom nahen Haus und dem
Die Jungfrau freudig dankt? und — wie! warum
Erröthet sie, noch dunkler als die Rose?
Ist ihr es nicht, als ob noch gestern drüben
Gestanden sei die Rosenpracht, die nun —
Aus stillem Nachtgeheimniß zart erwachsen —
An ihrem Fenster prangt, ihr angehört!
Ihr ist's wie sonderbaren Traum's Erfüllung,
Ihr Lockenhaupt sinkt schämig auf den Busen,
Der schneller wallt von reinster Lust bewegt.....

Karl Rögner.

Distichen.

Mahnung.

Fröhlich nütze das Heute, und dankbar gedenke des Gestern;
Aber mit ruhigem Sinn harre des kommenden Tags.

Zeit und Leben.

Zeit und Leben, die zwei begegnen sich stets auf dem Wege;
Herwärts schreitet die Zeit, sieh und das Leben eilt hin.

Der Mensch und die Zeit.

Siehe, der Mensch und die Zeit, sie passen nur einmal zusammen;
Wenn sie dem Jüngling zu alt, ist sie dem Greise zu neu.

Der Schmied.

Rührig schmiede drauf los! Mußt selber dein Glück dir erschmieden;
Heute zur Nahrung den Pflug, morgen zur Wehre das Schwert.

Die Aue.

Däucht dich nun minder beblümt die Au', wo als Knabe du spieltest? —
Siehe, sie blühet wie einst; trüber nur wurde dein Blick.

Dispens.

Traun, ein sauber Gesetz, von welchem ein Mensch kann entbinden;
Siehe von Gottes Gesetz kann dich selbst Gott nicht befrei'n.

Infallibilität.

Infallibel war Der, welcher Loyolas Jünger verdammte;
Kann es der And're nun sein, welcher d'rauf heilig sie preist?

Jacob Schnerr.

Wappersdorf.*)

Bei Neumarkt in der Oberpfalz,
Der Nordgau einst genannt,
Liegt kaum bemerkt ein Dörflein
Am kühlen Bergesrand.

Zunächst den Dächern ziehet
Ein Hügel sanft sich hin,
Drauf liegt ein lichter Flecken
Im dunklen Waldesgrün.

Dort treibet durch die Furchen
Ein brauner Ackersmann
Am Pflug der rothen Stiere
Weißstirniges Gespann,

Und wendet Scholl' um Scholle,
Und stößt auf manchen Stein;
Es scheint im Grund des Feldes
Ein alt Gemäuer zu sein.

Und tiefer setzt er die Schaar ein
Und steckt den Grind zurück,
Da hebt sich aus der Erde
Ein langes Eisenstück.

Er macht's behutsam lose —
Es ist ein rostig Schwert,
Der Griff durch die Vergoldung
Von Rost noch unversehrt.

*) Aus des Verfassers „Schweppermann, ein Stück deutsche Geschichte in zwölf Romanzen".

Der Knopf des Griffs ist oben
Mit einem Wappen geziert:
Hufeisen neun im Querkreuz
Durch blauen Grund geführt.

Auf weißem Kreuz neun Eisen
Im himmelblauen Schild? —
Am Chor der Kirche zu Kastel
Hängt gleiches Wappenbild;

Darüber steht geschrieben,
Kaum daß man's lesen kann,
Mit alten eckigen Zügen:
»Herr Seyfried Schweppermann.«

Wie kam denn Seyfrieds Waffe
Hieher in's Ackerland? —
Stand hier denn nicht sein Stammschloß
Zu Wappersdorf genannt?

Hier hat wohl manches Streitroß
Von seinen Schenkeln gebebt,
Hier hat er wohl manche Stunde
Im häuslichen Kreise verlebt.

Doch siehe, des Schlosses Zinnen
Sind längst der Erde gleich,
Längst hat der Rost zerfressen
Des Helden Waffenzeug.

Doch Rost kann nicht zerstören
Der Ahnen Ruhmesthat,
Auf ihrem Boden sprießet
Der Nachgebornen Saat.

Und wie um alte Trümmer
Sich grüner Epheu flicht,
Schlingt um die graue Vorzeit
Sich rankend das Gedicht.

Benjamin Strauch.

Morgen.

Der Morgenwind, er weht so frisch
Um Stirne mir und Wangen,
Hoch oben hält die Felsenspitz,
Die graue mich gefangen.
Von ihr da schweift mit größter Lust
Mein Blick hinaus in's Weite; —
Doch fühle ich von Herzen erst
Des Lebens wahre Freude,
Wenns unter mir so rauscht und singt
Und flattert auf den Zweigen,
Daß Beifall nickend sich darob
Der Bäume Wipfel neigen.
Nur haben aus der Andacht mich
Die Menschen oft gerissen,
Daß ich dann hab' im bittern Groll
Zu ihnen reden müssen.
Ob ihr euch auch verfolgt und hetzt
Um Vortheil zu erringen,
Ob ihr euch hinterdrein auch quält
Mit Beten und mit Singen,
Wird euch sammt eurem ganzen Thun
Doch einst der Wind verwehen. —
O, würdet ihr doch einmal klug
Und lerntet es verstehen:
Daß der Natur, die ewig gut,
Ihr müßt zumeist vertrauen,
Und nicht mit eurer Dumpfheit sollt
Die schöne Welt beschauen.

C. Weiß.

Sängertrost.

Ist dir auch mit des Winters Frost
Der Gram ins Herz gedrungen,
Und gleicht es einem Schneegefild
Wo jedes Lied verklungen,

Mußt mit des Frühlings erstem Kuß
Doch wieder frisch gesunden,
Denn viel zu enge ist dein Sein
Mit der Natur verbunden.

Es sprießen diese Blumen ja
Empor aus Menschenleichen;
Vielleicht der Rose Purpur war
Einst Mädchenwangen eigen.

Und horch, dieß Lied der Nachtigall,
Wie's lieblich tönt die Runde,
Das ist gewiß ein Schwanensang
Aus eines Sängers Munde.

Sieh, diese Tropfen Silberthau,
Die zittern auf den Blüthen,
Sind Thränen, die das Aug' geweint
Als sich zwei Herzen schieden.

Drum trau're nimmer krankes Herz,
Vergiß' die trüben Stunden; —
Wenn die Natur sich neu verjüngt,
Da mußt auch du gesunden.

C. Weiß.

Uebersetzungen.

1. Dichters Wunsch.

(Aus Horaz.)

Was am Weihetag begehret
Von Apoll der heil'ge Sänger?
Was erfleht er, aus der Schaale
Neugepreßten Saft entgießend?

Nimmer, nein, die fetten Ernten
Von Sardiniens reichem Fruchtland;
Nimmer auch die stolzen Heerden
Auf Calabriens Glutenauen,
Ind'sches Elfenbein und Gold nicht,
Nicht die Fluren, die des Liris
Friedlich stille Strömung naget.

Zwinge mit Calen'scher Hippe,
Wem Fortuna gönnt, die Rebe;
Mag der Handelsherr, der reiche,
Bis zum Grund aus gold'nen Humpen
Weine, die mit Syrer-Gute
Er erworben, tapfer schlürfen: —
Ist er ja, der Himmel weiß es,
Ein erkorner Götterliebling,
Da des Jahres drei und viermal
Ungestraft er wiederkehret
Zur Atlant'schen Meerestiefe.
Ich, — ich lasse mir genügen
An Oliven und Endivien,
An der Malven leichter Speise.

Zu genießen, was vorhanden,
Bei gesunder Kraft des Leibes,
Gönne mir, o Sohn der Leto!
Und — erhöre meine Bitte! —
Laß bei hellem frischem Geiste
Mir gedeih'n ein Greisenalter,
Dem nie soll der Spott sich nahen,
Nimmer soll die Laute fehlen.

---

2. Ans Vaterland.

(Aus Horaz.)

Also sollen, o Schiff, ins Meer dich neue
Fluthen tragen? O was beginnst du? halte
Streng zum Hafen! gewahrst du nicht, wie
Ruder-entblößt der Bord Dir ist?

Wie vom stürmenden West so wund der Mastbaum
Sammt den Rahen erseufzt, wie ohne Taue
Kaum ausdauern des Kiels Gefüge
Kann die gewalt'ge Wucht der See?

Hast ja nimmer die Linnen heil, noch Götter,
Denen, wieder von Noth bedrängt, du rufest!
Magst du, Pontische Fichtentochter,
Herrlicher Waldesheimat Kind,

Stolz auch pochen auf Stamm und eitlen Namen:
Nichts auf Steuergemälde baut des Seemanns
Bange Sorge. So nimm in Acht dich,
Sollst du der Winde Spott nicht sein.

Jüngsthin warst du noch Grämel mir und Gräuel,
Jetzt mein sehnliches, sorgenschweres Dichten,
O so meide die Strömung dort in
Blinker Cycladen Meergedräng.

3. Beste Wehr.

(Aus Horaz.)

Wer im Wandel fromm und rein von Frevel,
Der bedarf, mein Fuscus, nicht des Mauren
Speer und Bogen, auch den Köcher, der von
Giftgetränkten Pfeilen schwanger,
Nimmermehr.

Magst du durch der Syrten Brand und Gluten,
Magst den Weg du nehmen durch den Unhold
Caucasus, ja wo der fabelreiche
Züngelnd dort Hydaspes seine
Lande küßt.

Hat mich doch im Dickicht von Sabinum,
Da ich meine Lalage sang und über
Zaun und Hag von Sorgen ledig schweifte,
Traun der Wolf den unbewehrten
Mann geflohn;

Solch ein Unthier — nicht die krieggewohnte
Daunia hegt's in weiter Eichenwildniß,
Nicht des Juba heim'sche Flur gebiert es,
Sie, der Löwenthiere brand'ge
Mutterbrust.

Setz mich aus, wo rings auf starren Auen
Nie Gesproß sich letzt am Sommerlüftchen,
Dort am Weltenrand, den Nebeldüster,
Den des Himmelskönigs zorn'ge
Wucht beschwert;

Setz mich aus, wo unter allzu nahem
Sonnenwagen Hausung wehrt die Landschaft:
Sie die lächelholde Lalage bleibet,
Sie die redeholde bleibt mein
Minnetrost.

4. Frühlingsmahnung.

(Aus Horaz.)

Es löset der schneidende Winter sich auf
in des holden Lenzes Zephyrweh'n,
Und schon erfaßt den trocknen Kiel die Walze,

Im Stalle behagt es dem Vieh nicht mehr
und dem Pflüger nicht am Feuerheerd,
Nicht greisig mehr im Reife glänzt die Wiese.

Schon führt Cytherea, die Huldin, den Reih'n
in der Luna lichtem Neigestrahl,
Die blüh'nden Grazien in der Nymphen Bunde

Sie hämmern die Erd' abwechselnden Tritts
und zumal erhitzt in Glut und Brand
Vulkan die Wachtwerkstätten der Cyclopen.

Drum jetzo gebührt's, das beglänzete Haupt
zu umfah'n mit grünem Myrtenreis,
Mit Blumen aus der Au'n gelöstem Schooße.

Ja, jetzo gebühret's zu spenden dem Faun
in dem schatt'gen Hain die Opfergab,
Sey's daß ein Lamm er heischt, ein Böcklein vorzieht.

Mit blassem Gesicht gleichmäßigen Tritts
an die Bettlerhütte klopft der Tod, —
An's Königsschloß. O Sestius, Sohn des Glückes,

Des Lebens so winzige Spanne verbeut
zu betreten langer Hoffnung Weg.
Bald hält die Nacht voll wesenloser Schatten

Und Pluto's mageres Haus dich in Bann,
und entstiegst du einmal dort hinab,
Dann wirst du nicht Weinkönig mehr im Wurfe,

Schwärmst nicht für den lieblichen Lycidas mehr,
wie die Jungen alle heiß um ihn
Schon glühn, die Jungfrau'n bald erwarmen werden.

---

5. Widerruf.

(Aus Horaz.)

Schönstes Kind der schönen Mutter,
Laß den frevelhaften Sündern,
Wie es dir geliebt, den Jamben
Ihr gebührend End gedeihen,
Sey's die Flamme, die du wählest,
Sey's das Hadrianer Meer.

Nimmer Dindymene, nimmer
Von dem unnahbaren Sitze
Schüttert seiner Priester Herzen
Pytho's Eigenwaltner, nimmer
Liber also, nimmer paaren
So Corybanten klirrend Erz:

Wie die düstern Zorngewalten,
Die kein Norisch Schwert zurückschreckt,
Noch der See schiffstrümmernd Wesen,
Noch des Feuers wilde Fackel,
Ja nicht Jupiter selber, der im
Donnersturm herniederfährt.

Kunde sagt, Prometheus habe,
Zuzusetzen nothgedrungen
Seinem Urgebild von Thone
Einen Splittertheil der Allheit, —
Auch den Grimm des wüth'gen Löwen
Unsrer Leber eingepflanzt.

Zorngewalten, o sie streckten
Einst Thyest in schwer Verderben,

Wurden hoch gebauten Städten
Letzte Ursach, daß sie spurlos
Untergiengen, und den Zinnen
Furchend aufgezwänget ward

Feindliche Pflugschaar vom Stolze
Frechgemuthen Kriegerheeres.
Sänft'ge drum das Herz; auch mich ja
Reizt' im Busen zur Versünd'gung
An der süßen Jugendminne
Heiße Glut und riß mich fort

Tollen Sinns in rasche Jamben.
Jetzt mit milden Weisen streb ich
Gut zu machen jene düstern,
Bis du, wenn Gesang die Schmähung
Tilgte, meine Freundin wirst und
Mir zurück das Leben giebst.

6. An Chloe.

(Aus Horaz.)

Weichst ja Chloe mir aus, dem Lämmchen gleichend,
Das pfadlos im Gebirg die zage Mutter
Sucht voll eitel erträumter Angst vor
Lüftegesäusel und Laubgeräusch.

Wo der kommende Lenz die zitterlichen
Nur anschauert die Blätter, wo die bunte
Durch die Ranke gehuscht, die Eidechs,
Bebet das Herzchen, erbebt das Knie.

Doch ich jage ja nicht ein grimmer Tiger,
Ein Gätulischer Leu, dir nach in Blutdurst;
Laß denn endlich der Mutter Fährte,
Bist ja dem Manne herangereift!

7. Beim Becher.

(Aus Horaz.)

Wie? zum Dienst der Lust gebornes
Kelchgefäß als Keule brauchen?
Seid ihr Thracier? fort von hinnen
Mit Barbarenart, und haltet
Unsres Bacchus sittig Wesen
Fern vom blut'gen Raufgetümmel!

Neben Wein und Lampenschimmer
Die geschliffne Mederklinge, —
Welch ein Gräul des Widerspruches!
Dämpft den frevelhaften Lärmen,
Trinkgenossen, und den Aenkel
Angestemmt verbleibt in Ruhe!

Soll auch ich mein Theil empfahen
Vom gestrengen Herrn Falerner?
Wohl, der Bruder dann Megillas,
Die Opunt geboren, künde,
Welcher Wunde er, beseligt,
Welchem Pfeil zum Opfer falle.

Wie, er will nicht? Nun, ich trinke
Nimmermehr um andre Löhnung.
Ei, wo immer dich in Ketten
Venus legt, nie schürt sie Gluten,
Denen du erröthen müßtest;
Stets in edler Liebe ist es,

Wenn du sündigst. Was du also
Haben magst, wohlan und leg' es
In den Schutz des Ohres nieder. —
Ach du Aermster! wie? um diese?
Um Charybdis so in Nöthen?
Wärest beſſ'rer Flamme würdig!

Wie kann da ein Seherweib dich,
Wie ein Zaubrer mit thessal'schem
Giftgetränk, ein Gott dich lösen?
Schwerlich aus den Ringelketten
Jener Dreigestalt Chimärens
Rettet dich ein Pegasus.

---

8. Abschied des Verbannten.

(Aus Ovid.)

Taucht jeweilig empor der Nacht grambüsteres Bildniß,
Da mein Leben in Rom neigte zum Ende hinab;
Ruf ich herauf die Nacht, drin Alles ich ließ, was ich liebte,
Gleitet auch heute mir noch thauige Perle vom Aug.
Nahe nun harrte der Tag, da Cäsars Wille hinwegzieh'n
Ueber Ausoniens fern säumende Gränze mich hieß.
Ach, ich hatte nicht Sinn, nicht Muße für nöthige Vorkehr,
Fühllos ewig in sich brütete, säumte mein Herz.
Nicht um Diener in Sorg, nicht war ich's um Reisegenossen,
Nicht um Habe noch Kleid, wie die Verbannung erheischt.
War ich ja völlig ertäubt, wie wer, den Jupiters Glut traf,
Lebet und selbst nicht weiß, daß er am Leben noch ist.
Doch als jetzo der Schmerz selbst scheuchte die Wolke vom Geiste
Und mir endlich in Kraft neu sich Empfindung erhob:
Sprach ich ein Abschiedswort, das letzte, zu traurigen Freunden,
Die, kaum wenige nur, waren aus vielen um mich.
Zärtlich, ich weinte, umschloß mein Weib mich und weinte noch heißer,
Stromweis stürzte die Fluth heilige Wangen herab.
Ferne mein Kind! — sie fühlt wohl anders am Libyschen Strande,
Konnte nicht wissen um das, was mich inzwischen ereilt.
Schaute das Aug' umher, Wehklagen erschallten und Seufzer,
Rings im Saale das Bild, laut wie es Gräber umgiebt.

Mann und Weib und Kind voll Jammer als läg' ich im Grabe,
Ja Thränquellen ergießt jeglicher Winkel im Haus.
Ist's bei Kleinem erlaubt großart'ge Vergleiche zu brauchen,
So war Troja zu schau'n, da sie Gefangene ward. —
Schon war jeglicher Laut von Menschen und Hunden entschlafen,
Luna so heiter und hoch lenkte die Rosse der Nacht.
Auf nun schaute nach ihr mein Aug' und erblickte die Zinnen,
Die so vergeblicher Bund unserem Heerde gesellt:
O ihr Mächte, die dort — so rief ich — nachbarlich thronen,
Heilige Sitze, die nie wieder erschauen ich soll,
Götter — ach meine nicht mehr! — am erhabenen Sitze des Ahnherrn,
Segnend grüß' ich euch noch jetzo für ewige Zeit,
Und wenn immer auch spät todtwund ich ergreife den Schild erst, —
Nur fluchwürdige Schuld hafte dem Banne nicht an!
Bringt dem erhabenen Herrn zur Kunde die Schlinge des Irrthums,
Daß er im Fehltritt nicht sündigen Frevel erblickt!
Möge, was euch kund ist, der Buße verhängte, doch seh'n auch!
Sühnte sich göttlicher Zorn, möglich ich trüge mein Leid.
So zum Himmel empor fleht' ich; heiß flehte mein Weib auch,
Mitten im Worte beklomm Schluchzen ihr jeglichen Laut.
Auch noch am Hausaltar dalag sie, die Haare gelöset,
Rührte mit bebendem Mund an den erloschenen Heerd;
Goß viel Worte des Fleh'ns dann aus an entfrembete Hüter,
Alle für ihn umsonst, den sie beweinte, den Mann. —
Und schon gönnte der Nacht Umschwung nicht längere Weile,
Schräg schon stellte der Bär sich zu dem eigenen Pol.
Was nun thu' ich? es hielt gar traut mich Liebe zur Heimat,
Und doch war's ja die Nacht vor der entbotenen Flucht.
Ach, wie entgegnet' ich oft, wenn Jemand drängte: so laß mich!
Oder: erwägst du, wohin? oder: ach, treibst du mich fort?
Ach wie erdichtet' ich oft, ich habe die Stunde genau schon
Selber im Aug, die ganz passe zur Strecke des Wegs.
Dreimal nahe der Thür, zogs dreimal wieder hinweg mich:

Liebe dem Herzen erwies selber auch träge der Fuß.
Oft schon sagt' ich Ade. da war ja noch viel zu besprechen,
War noch ein Abschiedskuß übrig, ein schließlicher noch.
Oefters ergieng mein herrisches Wort, und selber entfiel mir's,
Blickte mein Auge zurück, schaute die Lieben umher.
Ha, was eil' ich auch nur? nach Scythien soll es ja gehen,
Sagt ich, und fort aus Rom, doppelter Grund zu verzieh'n.
Mir noch im Leben entrückt mein Weib auf ewig und lebend!
Ach mein häuslicher Heerd, alle mein häusliches Glück!
Ihr auch, Freunde, — auch ihr! und ich liebte wie Brüder euch immer,
Treuer als Theseus selbst, eintet ihr Herzen euch mir.
Laßt euch, weil ich es darf, noch umarmen: ich darf's ja vielleicht nie
Wieder. Es wird zu Gewinn jede Minute mir noch.
So ohn' Ende, doch stets nur unvollendete Worte
Red' ich, im Herzen umschloß immer ein Nächstes ich schon.
Da stieg plötzlich und hoch, bei Reden und Weinen, am Himmel
Uns zum Grame so hell Lucifers Leuchte herauf.
Mich durchschnitt es, es war, als sollte die Glieder ich lassen,
Ja ich empfand mich als Glied, wie man es risse vom Leib.
Jetzt erst, ach! wie erhebt sich im Haus mir Schreien und Aechzen,
Wie trifft jegliche Hand wild die entblößete Brust!
Jetzt erst, ach! wie am Hals mein Weib mich im Gehen umklammert,
Und voll Thränen und Schmerz schluchzte die Worte hervor:
Nein, ich lasse dich nicht! zusammen — hörst du? — zusammen
Geh'n wir; ich bleibe dein Weib; nimm die Verbannte mit dir!
Mein auch ist ja der Weg; auch mich noch faßt ja der Weltsaum,
Tret' ich in's Flüchtlingsboot, bring' ich ihm leichte Beschwer.
Dich heißt Cäsars Zorn vom heimischen Boden entweichen,
Mich heißt's Liebe. So sei Liebe denn Cäsar für mich!
Also bestürmte sie mich, wie früher, auch jetzo mich drängend,
Kaum, weil's dienlicher schien, gab sie die Hände besiegt.
Fort nun schritt ich, es hieß als Leiche lebendig zu Grab gehn,

Düster- und wirre, das Haar schlug mir um's struppige Kinn.
Jene vor Schmerz sinnlos, und plötzlich umnachtet, erzählt man,
Wäre zur Erde gestürzt mitten im Flure wie todt.
Wie sie nun wieder erstand, ihr Haar voll schmählichen Staubes,
Wie sie vom frostigen Grund sachte die Glieder erhob,
Habe sie bald sich selbst, die verödete Stätte beweint bald,
Oft beim Namen auch ihn, den sie vermißte, genannt;
Habe geseufzt so schwer, als wenn sie der Tochter und meinen
Leichnam wirklich erhöht sähe, der Bahre zum Raub;
Habe zu sterben erwählt, zu begraben im Tode das Denken,
Nur aus Sorge für mich habe sie nicht es erfüllt.
Möge sie leben und mir, weil's also beschlossen, auch ferne —
Möge sie leben und stets nahe mit Hülfe mir sein!

9. Mätzchen todt!

(Aus Catull.)

Liebes-Göttinnen all und -Götter, weinet,
Und was unter den Menschen zart gesinnet;
Mätzchen, ach! ist gestorben meiner Liebsten,
Mätzchen, er der Erwählte meiner Liebsten,
Den sie über der Augen Licht gewinnet:
Traun, ein herziges Ding, an seiner Frauen
Hieng's, wie'n Kind an der Mutter voll Vertrauen:
Und frei wich es von ihrem Schooße nimmer;
Nein, herüber im Tanz, hinüber hüpfend,
Einzig nur nach der Herrin pickt' es immer.
Und nun geht er den Weg voll Nacht und Grauen
Hin, von wo, wie es heißt, Niemand zurückkehrt.
Sei verwünscht, du verwünschtes düstres Grauen,
Orkus du, du verschlingst uns alles Holde!
Hast mein Mätzchen geraubt, das gute holde!

O der gräulichen That! Ach ärmstes Mätzchen,
Deinethalben nun werden meiner Liebsten
Roth vom Weinen und schwellend ihre Aeuglein.

10. Amor's Leid.

(Aus Anacreon.)

Es saß einst in der Rose
In Schlaf versenkt ein Bienchen;
Da kam herbei Gott Amor
Und wußt' es nicht und wurde
Gestochen in den Finger.

Da an der Hand verwundet
Erhub er großen Jammer,
Und lief und kam geflogen
Zum Thron der holden Venus:
O weh, so sprach er, Mutter,
O weh, ich bin verloren;
Die kleine Natter stach mich,
Die kleine mit den Flügeln,
Sie, die bei Erdenkindern
Die Honigbiene heißet.

Sie aber sprach: wenn Schmerzen
Schon dieser Stachel schaffet,
Der Stachel eines Bienchens:
Wie große Schmerzen, glaubst du,
Daß jene erst erleiden,
Die du verwundest, Amor?

11. Amor's List.

(Aus Anacreon.)

Einst in mitternächt'ger Stunde,
Als hinab der Bär schon neigte,
Von Bootes Hand geleitet, —
Als der Lebenden Geschlechter
Alle schon im Schlafe lagen,
Von Ermüdung überwältigt:
Da erschien vor meiner Thüre,
Die mit Riegeln war verschlossen,
Amor, und er klopfte an.

Wer pocht, sprach ich, an die Thüre?
Störst mich ja in meinen Träumen!
Mach nur auf, erwiedert Amor,
Bin ein Kind, hast nichts zu fürchten,
Bin durchnäßt, es scheint der Mond nicht,
Hab mich in der Nacht verirret.

Da erbarmt' ich mich im Herzen,
Als ich solche Worte hörte:
An sogleich die Lampe zündend
Macht' ich auf, und wirklich seh' ich
Nur ein Kind mit einem Bogen,
Einem Flügelpaar und Köcher.
Am Kamine niedersetzen
Ließ ich's nun, und zwischen beiden
Händen wärmt' ich seine Händchen,
Und aus seinem Lockenhaare
Drückt' ich ihm die feuchte Nässe.

Da der Frost nun nachgelassen,
Sprach er: komm, laß uns versuchen

Diesen Bogen, zu erfahren,
Wie weit mir die naßgewordne
Sehne jetzt untauglich ist!

Und da spannt' er, und es traf mich
Mitten in die Brust so stechend; —
Und heran mit Lachen sprang er:
Freundchen, sagt' er, freu dich mit mir,
Unversehrt noch ist mein Bogen,
Da du Schmerzen fühlst im Herzen.

---

12. Der Festalmanach.

(Aus Catull.)

Wärst nicht über der Augen Licht mir theuer,
Calvus, köstlicher Schalk, für dein Beschenken
Träf dich Vatinian'sches Zornesfeuer.
Sag, was hab ich gethan doch, was gefabelt,
Daß in Dichtergeschlämm mich willst ertränken?
Mög's dem Schranzen der Götter Zorn gedenken,
Der dir schickte den Haufen Ungeheuer.
Ist's, ich denke beinah, ein neuergabelt
Werk, das Sulla dir weiht, der Büchermeister,
Soll's mich freuen und köstlich mir bekommen,
Daß dein Mühen gedeiht zu Nutz und Frommen.
Große Götter, ein schaurig Buch wie Geister,
Und das deinem Catull zu schicken, sage,
Daß es sollte zu martern ihn nicht ruhen
Grad am Feste Saturns, dem Mark der Tage.
Nein, so gehet der Witz nicht hin, du dreister,
Wird's erst Tag, zu der Bücherstapler Truhen
Lauf ich, hole die Cäsier und Aquinen
Und Suffenus zu Hauf und all die Molche,

Und dann will ich mit der Tortur Dir dienen.
Ihr inzwischen gehabt euch! fort von hinnen!
Heim, von wannen ihr kamt in Teufelsschuhen,
Ihr Weltbeulen, ihr Dichterlingsgestrolche!

Dr. Wölfel.

Der Garten der Poesie,

allegorisches Maskenspiel

von

Luise Hoffmann.

Dargestellt im Fasching 1853, im literarischen Verein zu Nürnberg.

Märchen.

Ich stieg vom Himmel zu der Erde nieder
Und bin die Fee, die sie das Märchen nennen;
Blickt mir ins Auge, und ihr werdet wieder
Die Freundin eurer Jugendzeit erkennen.
Ich trockne mit dem Sange meiner Lieder
Die Thränen, die im Kinderauge brennen.
Der Mohn in meinem Füllhorn lockt zum Schlummer
Des Menschenherzens Sorge, Schmerz und Kummer.

Wenn oft um's kalte Stübchen weh'n die Flocken,
Dann lauscht der Armuth Kind mit süßem Beben
Den Mären, die das Mütterlein am Rocken,
Wenn sie die goldnen Fäden zieht, umschweben.
An ihren Knieen kauernd froh erschrocken
Entführ' ich es ins schönre Zauberleben.
Oft träumt der Greis noch nach in Silberhaaren
Der Mutter Sagen aus der Kindheit Jahren.

Jetzt bin der Liebling ich des Tags geworden;
In meinem Dienst sich tausend Federn mühen.
Doch ob man lohnt mit Beifall, Gold und Orden,
Nur ungesucht und schmucklos kann erblühen
Ich schillernd Duftbild, kaum gehaucht aus Worten;
Will man mich fesseln, wird mein Geist entfliehen.
Auf leichten Flügeln schweb' ich durch die Räume
Ins Reich der Poesie, ins Reich der Träume.

Aus Persiens sonnig blumenreichem Lande,
Wo tausend ich und eine Nacht regieret,
Hat in den Festsaal an der Pegnitz Strande
Uns heut der Fürstin hoher Wunsch geführet.
Des Lebens schale Nüchternheit verbannte
Mein goldner Scepter, wo er hin gerühret.
Es lachen Schiras Au'n und Dichter warten
Der Poesie holdsel'gen Rosengarten.

Humor.

Hast schön gesprochen, du liebliches Kind, Octaven schallenden Klingklang;
Doch bin ich erfreut, daß er fertig nun ist, dein süßer melodischer Singsang.
Von Elfchen und neckischen Zwergelein in goldenen Büchlein zu lesen
Nach neuester Mode kindischem Sinn widerstrebt mir im innersten Wesen;
Doch hier gefällt mir die Märchenwelt im festlich spiegelnden Saale,
Wo die Blumen und Geisterlein Mädchen sind in der Jugend rosigem Strahle.
Ich bin der Humor, der die Welt durchstreift und lache der ängstlichen Sorgen:
Es lebe der Witz und die Fröhlichkeit und der Tanz bis zum dämmernden Morgen!

Willkommen ihr lustigen Blümelein, ihr rothen, ihr gelben, ihr weißen!
Will auch euch warten als Gärtner sein, will auch mit den Dichtern euch preisen.
Ihr Poeten stark und kräftig und kühn, ihr seid als Genossen mir längst hold:
Freund Walther, du Schalk, Ariosto du Schelm, und Shakespeare, göttlicher Witzbold!
Ihr truget der Menschen verzagend Geschlecht empor auf gigantischen Schwingen,
Aus Kummer empor, aus Noth und Qual in den göttlichen Aether zu bringen.
Und in Demuth neig' ich mich Fürstin dir, Poesie, du holde, du reine,
Im weißen Gewand, mit dem Kranz im Haar, in des Frühroths seligem Scheine. —
Doch was schaffet im blumigen Garten ihr, vertracte kecke Bagage:
Emanzipirte, politischer Held, Proletarier aus Renommage?

Emanzipirte.

Ich erlöse das Weib!

Politischer Dichter.

Ich befreie die Welt!

Tendenzroman.

Ich rett' aus der Frohne die Arbeit!

Humor. [sie zurückdrängend]

Zurück! errettet, erlöset, befreit die Poesie von der Narrheit!

Märchen. [hervortretend und den Blumen winkend]

Zerstreutes eine sich zum schönen Ganzen!
Es winkt mein Stab, die Blumen reden, tanzen.

Rose.

Ich wiege mich sanft auf dem Thron von Smaragd,
Umgaukelt von Zephyrs Gekose,
Geschmückt mit des Thaues krystallener Pracht,
Die hundertblättrige Rose.

Lilie.

So blendend wie Schnee, wie das Mondlicht klar,
Blüht stolz in der Schwestern Kreise —
Hell strahlet die glänzende Krone im Haar —
Die Lilie, die hohe, die weiße.

Vergießmeinnicht.

Es schimmert so licht mein blaues Kleid
An des Baches schattigem Rande.
Ich bin der scheidenden Liebe geweiht,
Die mich sinnig Vergißmeinnicht nannte.

Orangeblüthe.

Bei Rebengeländen am brausenden Meer
Erwuchs ich im herrlichen Süden,
Dort glänzen im Schmucke der Blätter so hehr
Der Orange duftige Blüthen.

Granate.

Wo fröhlich die Mandoline erklingt,
Die Castagnette zum Tanze,
In Hesperiens Gärten glühet und winkt
Die Granate mit purpurnem Glanze.

Veilchen.

Gar schüchtern verborgen im einsamen Thal,
Da blühe ich glücklich ein Veilchen,
Entfliehe der Sonne versengendem Strahl
Und bin das bescheidene Veilchen.

Blumenchor.

Auf, ihr Blumen, groß und kleine, mit der Elfen zartem Schritt
Wandelt leise, leise, leise, tanzet unsern Reigen mit!

[Blumentanz ausgeführt von den sämmtlichen Blumen, pas de deux von einem Schmetterling und dem Ringelblümchen. Nach beendigtem Tanze treten die Dichter vor.]

Shakespeare.

Des Dichters Aug' im schönen Wahnsinn rollend
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die reiche Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen webt und schafft,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennet
Das luft'ge Nichts und gibt ihm festen Wohnsitz.

Ariost.

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüll' ich alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt.
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhab'ne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint
Und doch im schönsten Tact sich mäßig hält.

Walther von der Vogelweide.

Ich will deutschen Frauen sagen
Solche Märe, daß sie desto baß
Mögen all der Welt behagen;
Ohne reiche Gabe thu' ich das.

Was wollt' ich zum Lohne?
Sie sind mir zu hehr;
So bin ich bescheiden, und bitte sie um nicht mehr,
Als daß sie mich grüßen schöne.

Deutsche Mann sind wohlgezogen,
Recht als Engel sind die Frau'n gethan;
Wer sie schilt, der ist betrogen;
Ich vermag ihn sonst nicht zu verstan.
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel:
Lange möge ich leben darinne!

H u m o r. [hereinstürzend zu den Dichtern und Blumen]

Weg mit Reden, weg mit Springen! denn dem Reiche droht Gefahr;
Vor dem Saale mit Gedränge steht von Weibern eine Schaar
Alte klatschige Frau Basen, mit erschrecklichem Geschrei;
Wollen nach Cayenne dich schaffen, Fürstin, ach nun ist's vorbei!
Denn sie schwuren grimme Rache unsrer A m a z o n e hier,
Dem in L u m p e n, dem der rauschet dort in Z e i t u n g s- l ö s c h p a p i e r.
Und drei fürchterliche Kämpen warben sie zu unsrer Noth.
Wehe, wehe, wehe, wehe, bin schon halb vor Schrecken todt! —

P o e s i e.

Und ihr auch meine Treuen steht erschüttert hier?

A l l e.

Mein Königin, dir leben und dir sterben wir!

D i e D i c h t e r.

Zu deinem Schutz der alten Dichter hohe Schaar!

D i e B l u m e n.

Zu deinem Dienst die Jugend schön und morgenklar!

Humor.

Tout pour sa reine Humor der alte treue Narr!
Doch zieht euch zurück! — da nah'n sie heran —
Zum Entzücken so schön — ich schleiche hinan.

[Unter der Melodie: „Und als der Großvater die Großmutter nahm ꝛc.“ ziehen sämtliche Kaffeeschwestern herein.]

1. Ei! welch ein allerliebster Platz!
2. So schaff' doch Stühle her, mein Schatz!

Vereinsdiener.

Glei willi ani herbringa.

3. Möcht' gleich vor Müdigkeit umsinken!
4. Woll'n hier ein Täss'chen Kaffee trinken.

Vereinsdiener.

Dös is recht schöi von Ihna, meine Damen, daß Sie in literarischen Verein die Eiher gebn; in Herrn Auinger sei Kaffee is su gout wie der in Graußreuth brunten.

5. Ihr Herr Gemahl wird wohl doch sein?
6. Ja, Gott sei Dank! die Kinderlein?
7. Die haben leider noch die Flecken.
8. Müssens nur recht ins Bett 'nein stecken. —
1. Ach heuer ist doch alles theuer,
Das Brod, das Fleisch, das Schmalz, die Eier!
2. Ja unsre Zeit steckt voller Sünden —
Das Geld will immer mehr verschwinden.
3. Wo kauften Sie das Kleid denn ein,
Das schöne Kleid?
6. Bei Feuerlein.
5. Ein feiner Stoff; doch in den Tagen
Kann man nichts mehr Apartes tragen —
6. Vor Luxus und vor Kleiderpracht;
Wie die Madam, so geht die Magd.
7. Die Mägde — ach, Gott sei's geklagt!
Heut hab' ich meine fortgejagt.

8. Und meine trägt die Herrschaft aus;
Muß nächstens mir auch aus dem Haus.
1. O meine erst, die ist ein Muster!
Stiehlt mir das Fleisch, giebt's ihrem Schuster,
Frißt mir vom Kern die fette Haut,
Macht einen Kaffee, daß mir's graut,
Hat täglich mir ein Loth gemaust
Und sündlich mit dem Holz gehaust.
3. Nun haus' ich doch schon zehen Jahr,
Und jedes neue Vierteljahr
Probirte ich's mit einer andern,
Und alle mußten wieder wandern.
2. Du lieber Gott! was soll das werden?
Kein Christenthum ist mehr auf Erden.
4. Das Bettelvolk, ich muß es sagen,
Thät einen fast zum Haus 'naus jagen;
Will uns nur auszieh'n und betrügen.
5. Das kommt von dem verfluchten Lügen
Der Verseschmierer; jeder Tropf
Verrückt den Leuten nun den Kopf.

6. [nießt]

4. u. 5. Sie haben's benossen.

6. Danke.

1. u. 2. Zur Gesundheit!

6. Danke.

3. 7. u. 8. Zur Gesundheit!

6. Danke! Danke!

Humor.

Votre Serviteur! ihr Damen fein!

7. Wer mag der kecke Mensch wohl sein?

8. Der Kerl sieht einem Schauspieler gleich.

---

*) Sahne.

Humor.

Was suchen Sie in unserm Reich?
Sie ewig klatschende Kaffeeschwestern!
Wissen nichts als von heut und gestern;
Wollen beherrschen die weite Welt
Mit ihrem leidigen Lumpengeld!
Hier regieret der Gedanke, der Witz, das Genie;
Hier ist der Garten der Poesie.

1.

Der Poesie? Herr Grobian!
Ei seht mir den Literaten an!
Emanzipation,
Soll' zu Frau'n zum Hohn?
Vor Politik, o Graus,
Kamen nie nach Haus
Unsere Gatten!
Es hatten
Unsere Mägde
Im Kopfe nichts als neue Rechte!
Grad bleiben wir hier zu deinem Trutz;
Wir haben Kämpen, wir haben Schutz:
Wären Herren da, wir wollten uns fest her pflanzen
Und tanzen.

[Die „neun Ritter vom Geiste“ in Gestalt von eleganten Ballherren mit Tafeln auf den Rücken, die Bände bezeichnend, treten ein.]

Ei da kommen die Ritter vom Geist,
Um die sich alle Welt jetzt reißt;
Müssen ein wenig bei uns bleiben,
Müssen uns hier die Zeit vertreiben.

[Die acht Klatschschwestern im Rococcokostüme eilen auf die Ritter vom Geiste zu und engagiren sie, die alten Damen bleiben kaffeetrinkend sitzen.]

Der neunte Band der Ritter vom Geiste.

Ich bin Dankmar; ich denke derweilen über meine Million nach und rauche dabei meine Cigarre.

[Komischer Tanz der acht Klatschschwestern und der acht Ritter vom Geiste.]

Humor.

Nein, länger mag ich diese Hulden
Nicht mehr im Zaubergarten dulden. [Er ergreift eine der Klatschschwestern, sie wegzuführen.]

1.

Weh', unsere Ritter, sie bleiben kalt!
Was säumt ihr Kämpen? wir leiden Gewalt.

[Zopf, Stock und Dampf treten auf unter der Melodie: „Prinz Eugenius" &c.]

Zopf.

Wir nah'n heran.

Stock.

Schlag zu, schlag zu!

Dampf.

In die Luft gesprengt das Gelichter!

Humor.

O heilige Einfalt! seht mir an die fanatischen Thorengesichter!

[Die Musik spielt: „Wir sitzen so fröhlich beisammen".]

Zopf.

Ja fröhlich saßen wir dereinstens so beisammen;
Du schmeichelhafter Klang, du schürst erst meine Flammen.
So sang ich oft im Kreis der Freunde meiner Jugend;
Da war noch Zärtlichkeit und Biederkeit und Tugend.
Du neu Poetenpack, du hast mein Glück vergiftet
Im stillen Bürgerhaus Unfrieden angestiftet.
Sonst wickelte die Frau gemüthlich mir mein Zöpfchen
Und band die Binde mir und knüpfte mir die Knöpfchen
Und reichte Hut und Stock dem Herrn mit eigner Hand;
Ja damals hatte noch die Welt den rechten Stand.
Jetzt aber leider heißt's Emanzipation:
Es läuft das Weib, die Magd, die Tochter mir davon,
Und sitzen sie zu Haus, so schreiben sie und lesen;
Das Tintenfaß der Frau, dem Manne bleibt der Besen.
Das kann hinfüro nicht mehr länger fortbestehn;
Durch diese Poesie muß Alles untergehn.

Druck der Sebald'schen Officin in Nürnberg.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1855.

Nürnberg.

Verlag von Bauer & Raspe.

1855.

Druck der W. Tümmel'schen Offizin.

Vorbemerkung.

Indem wir den 12. Jahrgang unseres Albums veröffentlichen, dünkt es uns nicht unzweckmäßig, ferne stehende Leser darauf zurückzuführen, wie dieses Album des literarischen Vereins sein Entstehen und seine Verbreitung gefunden hat.

Im Jahre 1840 gründete nehmlich Buchhändler Merz in Verbindung mit einigen literarisch und wissenschaftlich gebildeten Freunden einen Verein, der sich die Aufgabe stellte, in monatlichen Zusammenkünften die Glieder gebildeter Familien um sich zu versammeln, bei welcher Gelegenheit Einige aus ihrer Mitte entweder kürzere prosaische Arbeiten oder poetische Gaben zum Vortrag bringen.

Unter stets wachsender Theilnahme bestand so der Verein mehrere Jahre, als sich bei Vielen das Verlangen kund gab, einzelne dieser Arbeiten, die einen in Rücksicht ihres geschichtlichen Interesses, die andern um später sie wiederholt zu genießen, durch den Druck in bleibenden Besitz erhalten zu können.

Was anfänglich nur für die Mitglieder bestimmt war, fand bald auch in weiteren Kreisen freundlichen

Anklang, und so hat unser Album seit elf Jahren in vielen Lesezirkeln der gebildeten Welt sich eingebürgert. Wie es vorliegt, mag es Zeugniß davon geben, wie ein Kreis strebsamer Freunde in der „Altstadt der Kunst und des Liedes“, welche beide von dem merkantilen Treiben der Neuzeit sehr umflort und von den Hammerschlägen der Industrie übertönt werden, die literarischen Erzeugnisse der Vergangenheit und der Gegenwart sich zu eigen machen, sie zu reproduciren oder ähnliche zu schaffen, ja an ihrer Hand selbst sich zu vergnügen, versteht.

Daß manche der im Album aufgenommenen Arbeiten von unsern hervorragenderen Autoren bei Behandlung ähnlicher Stoffe Beachtung und Würdigung gefunden haben, daß die kritischen Blätter jenem Streben Anerkennung zu Theil werden ließen, ist eine ermuthigende Wahrnehmung und so hoffen wir denn, daß gleich den früheren Jahrgängen auch dieser eine freundliche Aufnahme finden werde.

Nürnberg im Dezember 1854.

Inhalts-Verzeichniß.

Prosaische Aufsätze.

Gedichte.

Prosaische Aufsätze.

Ueber
Shakespeare's König Lear.

Von

Dr. H. Wölffel.

Wenn der wesentliche Effect jeder wahren Tragödie darin besteht, daß sie die Gemüther in Furcht und Mitleid zur bangen mitfühlenden Theilnahme an dem Geschicke des tragischen Helden unwiderstehlich mit fortreißt, so mag Shakespeare's „König Lear" wohl die vollendetste aller Tragödien heißen. Wer einmal Gelegenheit hatte, den berühmten Mimen Eßlair in dieser Meisterrolle seiner Kunst zu sehen, der wird sich sicherlich eines Eindrucks erinnern, welcher ihm das Geständniß abnöthigt, daß beide Recht haben, — sowohl Tieck, wenn er dieses Stück die furchtbarste aller Tragödien nennt, als Schlegel, wenn er behauptet, daß in König Lear die Wissenschaft des Mitleids erschöpft sei. In der That ist die Gesammtwirkung, welche eine gelungene Aufführung dieses Stückes begleitet, tieferschütternd und geradezu überwältigend. Wenn es sich daher um erläuternde Betrachtung eines so großartigen Werkes handelt, so ist es nicht so unbegreiflich, daß der englische Erklärer Knight verzagend und rathlos vor demselben steht und nach Heyse's Ausdruck in Verzweiflung ist, daß er etwas sagen soll, wo er am liebsten nichts sagte, da es doch einmal unmöglich ist, die Harmonie des Ganzen auch nur annähernd wieder zu geben. Auf

der andern Seite freilich liegt gerade in der hohen Vollendung dieses Kunstwerks eine Aufforderung mehr, sich seines Werthes im Ganzen und seiner Schönheit im Einzelnen so vollständig als möglich bewußt zu werden, und so hat denn gerade Lear von Seiten der deutschen Kritik die eingehendste und umfassendste Würdigung gefunden.

Nachdem nemlich bereits im Jahre 1823 Franz Horn in seinem Erklärungswerke neben manchem Schwachen und Verfehlten doch auch viel Treffendes beigebracht, was von allen seinen Nachfolgern wiederholt aufgenommen oder mit größerer Betonung hervorgehoben wurde, war es namentlich Rötscher, welcher 1837 in seinen Abhandlungen zur Philosophie der Kunst diesem Drama die gediegenste und gründlichste Erörterung zuwandte, indem er sowohl die Durchführung des Ganzen, wie die eigenthümliche Artung der einzelnen Charactere von Einer Grundidee aus in ihrer philosophischen Nothwendigkeit zu begreifen und nachzuconstruiren versuchte. Ein Versuch, der auf die Erklärung Shakespear's überhaupt höchst anregend eingewirkt zu haben scheint, und den auch neuerdings noch Heyse trotz der gerügten Einseitigkeit der Methode als einen durchaus wohlgelungenen anerkennt. In ähnlicher Weise, und ebenfalls unter der Voraussetzung, daß in dem Stücke die Wichtigkeit des Familienverbandes für den sittlichen Bestand alles Menschenlebens dargestellt sei, hat einige Jahre später Ulrici in seinem gerühmten Werke „über Shakespear's dramatische Kunst" mit dem Aufgebot des größten Scharfsinns von dieser Tragödie gehandelt. Zu diesen Arbeiten nun kam in neuerer Zeit die höchst gediegene und ganz ausgezeichnete Beleuchtung unsrer Tragödie von Gervinus, und die, wenn auch im Grundgedanken verfehlte, doch in der Entwicklung des Einzelnen an trefflichen Bemerkungen reiche Bearbei-

tung von Sievers hinzu. Namentlich hat Gervinus das Verdienst, die grossartige heroische Unterlage der Naturen wie der Begebnisse in das entschiedenste Licht gestellt zu haben, wenn man ihm auch schwerlich allgemein darin beipflichten wird, daß das Ganze selbst, gleich den großen epischen Dichtungen der Griechen- und Germanenwelt, nur eben diese Bedeutung habe, den Untergang heroischer Geschlechter zu feiern. Endlich aber hat auch Fr. Vischer erst jüngsthin im dritten Bande seiner Aesthetik die Composition des Königs Lear mit unübertrefflicher Meisterschaft auseinander gelegt, um daran das allgemein gültige Gesetz des Rhythmus aufzuzeigen, welches bei jedem Kunstwerk „durch das Ganze gehend in den Theilen als untergeordneten Einheiten sich wiederholen muß.“ Welche Fülle und Allseitigkeit der Betrachtung also, die von hervorragenden Interpreten und Kunstrichtern diesem tragischen Gemälde Shakespeare's um seiner hohen Vollendung willen bereits zugewendet war!

Nur mit Zögern gieng ich daher an eine Arbeit, die denselben, so vielfach und so geistreich erörterten Gegenstand zu ihrem Inhalt haben sollte. Indeß munterte zu einem neuen Versuch doch auch wieder die Erwägung auf, wie verschiedenartig noch immer die Ansichten sind, welche gerade über den Grundgedanken unsrer Tragödie aufgestellt wurden, und daß keine derselben einem, wie mir schien, begründeten Widerspruch entgangen ist. Ich mußte Gervinus Recht geben, wenn er Rötschers und Ulrici's Annahme für unzureichend erklärte, nach welcher die „Pietät als Grundprincip aller Sittlichkeit“ der Angelpunkt wäre, um welchen das Ganze sich dreht. Ist es doch weitaus Lears und Glosters Leiden als solches, welches die furchtbare tragische Mitte bildet und, nach meinem Gefühle wenigstens, den vorwiegenden Eindruck im Gemüthe hinterläßt. Gervinus selbst aber hat doch

wohl die Idee der Tragödie viel zu weit gefaßt, wenn er in ihr nur die Schilderung einer gewaltthätigen, von unbegränzten maßlosen Leidenschaften bewegten Heroenzeit erblickt. Denn so richtig seine Bemerkung auch an sich ist, und so wahr auch alle darauf gebauten Ausführungen erscheinen, so dürfte doch nimmermehr die Persönlichkeit Lear's so sehr und fast ausschließend alle Theilnahme in Anspruch nehmen, wie es troß der gewaltigen Umgebungen in unserem Stücke der Fall ist, wenn dieß die Tendenz der Tragödie sein sollte. Wo der Held eines Stückes so sehr im Vordergrunde steht, kann alles andere nur die Bedeutung des Hintergrundes haben. Die Vorführung eines persönlichen Geschickes zwingt nothwendig, auf einen bestimmten Grundgedanken, wenn auch vom allgemeinsten und großartigsten Inhalt, zu schließen, dessen beispielsweise Darstellung sich eben an der tragischen Hauptperson vollzieht. Unbefriedigt mit jenem Ergebniß hat denn auch Sievers wieder eine neue und von Gervinus gänzlich abweichende Ansicht aufgestellt, indem er in ausführlicher Breite durchzuführen versuchte, wie es der Kampf der Freiheit mit der Nothwendigkeit sei, der in unserer Tragödie zur Darstellung komme. Allein so sehr er selbst sich auch überzeugt hält, hiemit das unumstößlich Richtige getroffen zu haben, so ist er doch bereits von Palleske und Hense mit Recht darauf hingewiesen, daß dieser Kampf die Grundlage nicht nur aller Tragödie, sondern überhaupt eines jeden Drama's bilde. Ja selbst bestimmter formulirte Sätze, in denen er am Schlusse das „Resultat" und den Gesammteindruck der Tragödie zusammenfaßt, sind viel zu allgemein, um speziell nur auf „König Lear" Anwendung zu finden. Denn „daß die Welt schlecht sei" und „daß die Versöhnung nur außerhalb der Welt liege" documentirt sich ja am Ende mehr oder weniger an dem Untergang

jedes tragischen Helden, der vergeblich durch den Sieg über das Schlechte die Versöhnung mit der Welt zu gewinnen strebt.

So war denn keine von den vorhandenen Grundanschauungen über die Bedeutung unsrer Tragödie unbestreitbar und unbestritten; besonders aber schien mir keine vollkommen dem Eindruck zu entsprechen, den ich jedesmal von diesem tragischen Gemälde empfing. Weil es mir nun Bedürfniß geworden war, über diesen Eindruck mir selbst klar zu werden, so versuchte ich das Ganze unter einen neuen Gesichtspunkt zu stellen; und nur als einen Versuch zu diesem Zwecke mögen Sie betrachten, was Ihnen der heutige Vortrag zur Mittheilung bringt. Durfte ich auch nicht hoffen, im Einzelnen Besseres als das schon Vorhandene zu geben, so ist es doch vielleicht gelungen, als Resultat der Erörterung die Grundidee, von welcher Shakespeare bei dieser großartigen Schilderung ausging, wenigstens annähernd richtiger zu bestimmen. Ich werde jedoch nur die Hauptscenen aus den ersten Akten in ausführlicher Entwicklung vorüberführen, da der Reichthum des Ganzen zu groß ist, als daß er sich in einem einzigen Vortrag entfalten ließe, — während andererseits gerade in jenen Scenen alle Voraussetzungen bereits vollständig genug gegeben sind, um von ihnen aus, wenn ihre Entwicklung gelingt, einen gültigen Schluß auf die Bedeutung des Ganzen ziehen zu können.

Die Fabel vom König Lear und seinen drei Töchtern hat der Dichter aus dem Chronisten Holinshed entnommen, und wir besitzen eine Uebersetzung dieser alten Volkssage in der Echtermeyer'schen Quellensammlung zu Shakespeare. Bei einer Vergleichung derselben muß man sogleich zweierlei besonders auffallen; einmal, daß der Dichter gerade den unwahrscheinlichsten Zug der Sage, das Verfahren Lears bei der Theilung seines

wird die Leidenschaft, da es an der höheren Schranke einer gemeingültigen göttlichen Satzung fehlt, ohne Scheu und Zügel hervorbrechen und Sitte und Recht höhnend in den Staub werfen, sobald ihr die Macht der Gewaltthat zur Seite steht. Da geht dann Gewalt vor Recht und an der Stelle der Vernunft und des Gewissens wird der Egoismus die ausschließliche rücksichtslose Norm des Handelns. Selbst die letzten Zäume, die natürlichen Bande kindlicher Pietät, werden unbedenklich abgeworfen, um dem selbsterwählten Abgott, dem Interesse der Leidenschaft zu fröhnen. Hinwieder werden freilich auch die Tugenden einer solchen Zeit um so größer und glänzender erscheinen, je mehr sie blos aus dem Boden persönlich freier Selbstbestimmung hervorwachsen; aber auch sie werden gleichwohl, den Beigeschmack dieses Bodens bewahrend, mehr oder minder von egoistischem Behagen begleitet sein, das sich hier als stolzes Selbstvertrauen, dort zum mindesten als Bedürfniß der Anerkennung verrathen wird. Rein werden in einem Gemeinwesen, dessen tiefste Grundlagen so sehr nur auf dem Selbst der Einzelnen ruhen, nur da die Tugenden zum Vorschein kommen, wo entsprechende Gesinnung, lange in anspruchloser Stille gepflegt, allein durch die treibende Kraft der Ereignisse gleichsam unwillkürlich und unbewußt zur Blüte sich erschließt und unter der Glut heißer Tage zu Thaten reift. So völlig anspruchlose Gesinnung wird indeß nur vereinzelt gefunden werden in einer Zeitlage, wo keine Volksreligion mit dem Bewußtsein göttlichen Wohlgefallens lohnt, mit der Hoffnung einer ausgleichenden Zukunft entschädigt. Wo das Diesseits die allein maßgebende Rücksicht ist, da kann es bei der Gewalt des Egoismus, in der nun einmal menschliches Wesen gefangen liegt, nur natürlich erscheinen, daß der Einzelne durch Gut oder Bös zu gelten sucht, so viel er vermag.

So wird denn die Macht nothwendig das höchste Ziel des Ehrgeizes, weil die alleinige Quelle des Ansehens; und wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn sie, als Wiederschein göttlichen Vorrechts empfunden, nicht nur zum geheiligten unverletzlichen Attribute des gerechten Herrscherwillens wird, sondern auch Bewunderung und Anerkennung selbst da noch findet, wo sie im Dienste der Willkür und Tyrannei zur Grausamkeit entartet. Wenn aber der Gewaltigste zugleich als der Größte gilt und ein Volk noch so vorwiegend auf der egoistischen Naturbasis des Lebens ruht, so kann es auch nicht befremden, wenn Trotz und Derbheit den Mann mehr ziert, als entwürdigt, wenn die Leidenschaften schäumender brausen, wenn die Zunge keck, die Hand rasch zum Schlage ist und selbst der Humor, unbekümmert um die Wunde, die er schlägt, die Gränze der Harmlosigkeit überschreitet und sarkastisch bitter wird. Sind doch auch die Menschen derber gebaut und die Nerven stärker und straffer in einer Zeit, der Kunst und Wissenschaft, diese milden Pflegerinnen feinerer Gesittung noch fremd geblieben sind, in welcher die Cultur noch so wenig Raum gewonnen, daß man eben erst anfängt, den Schmuck des Lebens als einen des Begehrens würdigen Gegenstand zu achten.

Dieß ist die Art der Zeit und des Volkes, auf welcher als ihrer Unterlage unsre Tragödie sich wie ein warnendes furchtbares Monument erhebt. Der Gewaltigste unter Gewaltigen herrscht Lear, ein mächtiger König auf Britanniens meerumfluthetem Eiland. Erhaben und unbewegt, wie sein Land aus der Fluth, ragt er in seinem Volke hervor, unbesorgt um die brandende Woge zu seinen Füßen. Er ist ein geborner Herrscher, jeder Zoll an ihm ein König; wenn er zu Gericht sitzt, bebt der Unterthan vor seinem strengen zürnenden Blick. Frei-

einzigen Vertrauten, den der König zu Rathe gezogen und in sein Geheimniß eingeweiht hat, so kündigt es jetzt uns Lear selbst mit feierlichen Worten an, daß er bei gegenwärtigem Anlaß sich dieser Sorge entledigen, die Zukunft seines Reiches sicher stellen wolle durch eine Theilung. Derweil, bis Frankreich und Burgund eingeführt werden, will er seinen dunkleren Vorsatz enthüllen, welcher dem offenkundigen der Vermählung zur Seite geht.

> Wißt, (so beginnt er) daß Wir unser Reich
> Getheilt in drei. S'ist unser fester Schluß
> Von unserm Alter Sorg' und Müh' zu schütteln, —
> Sohn von Cornwall,
> Und ihr, gleich sehr geliebter Sohn Albanien,
> Wir sind jetzund gewillt, bekannt zu machen
> Der Töchter festbeschied'ne Mitgift, daß
> Wir künft'gem Streite so begegnen. —

Lear kennt also seine Schwiegersöhne, er kennt wohl auch den Ehrgeiz seiner älteren Töchter mehr als genug — er traut ihnen nicht. Er fürchtet sie möchten nach seinem Tode Bürgerkrieg um das Erbe beginnen und sein bisher so glückliches Land in Verwüstung und Elend stürzen. Darum hat er die Theilung noch bei seinen Lebzeiten beschlossen; er hoffte durch den feierlichen Akt in öffentlicher Versammlung die Dinge ein für allemal zu regeln, und zweifelte nicht, daß die neuen Verhältnisse noch unter seinen Augen und durch die Majestät seines persönlichen Einflusses sich befestigen würden. Auch ist die Theilung vom König insgeheim bereits vollzogen; wir wissen von Gloster, daß die beiden Hälften für Cornwall und Albanien so gleichmäßig abgewogen sind, daß die genaueste Forschung selbst sich für keine der Hälften entscheiden könnte. Was wir noch nicht wissen, aber nun sogleich erfahren sollen, ist, daß Cordelia hiebei aus wohlbegründeter Vorliebe mit einem reicheren Drit-

theil bedacht worden ist als ihre Schwestern. Dieser Beschluß mag dem sonst so unparteilichen Könige Sorge und Bedenken genug gemacht haben; denn so gerecht ihm selbst auch die Sache erschien, und so sehr er für sich von der Nothwendigkeit seines Verfahrens überzeugt sein mochte, so kam es doch darauf an, ein Mittel zu erfinden, um die *untadeligste Gerechtigkeit* in dieser nur zu scheinbaren Parteilichkeit *öffentlich zu constatiren*, sollte nicht eben durch diese Theilung der Grund zu dem Hader gegeben werden, dem sie vorzubeugen beabsichtigte. Lear hat dieses Mittel gefunden, sein Plan gründet sich auf die felsenfeste Zuversicht in Cordeliens kindliche Liebe. Er enthüllt ihn nun in den Worten:

Sagt mir, meine Töchter,
Welche von euch, *sollen wir sagen*, liebt uns am meisten?
Daß wir die reichste Gabe spenden, wo
Verdienst sie und Natur heischt.

Das also war sein Plan: es sollte sich die *ganze Versammlung* mit eigenem Urtheile aus den verschiedenen Antworten der Töchter überzeugen, daß er *Recht* daran thue, seiner jüngsten und liebsten Tochter Cordelia das reichste Drittheil zu geben. Für ihn selbst bedurfte es dieser Probe in keiner Weise; er war aber auch und mit Recht überzeugt, daß Cordelia den Sieg behalten müsse, sobald nur jede Tochter nichts Anderes vorbringen konnte, als was ihr eben im Augenblick ihre *eigene Art* und *Natur* eingab. Zu diesem Zwecke mußte die Frage *überraschend* gestellt werden, und daher denn das strenge Geheimniß, in welches der König seinen Vorsatz bis zum letzten Moment gehüllt hatte. Bei den älteren Töchtern hatte die Ueberraschung auch ganz den berechneten Erfolg; sie verrathen ihre Natur, aber keinen Funken von wahrer Liebe. Goneril, die Erstgeborne, die stolze herrische Gattin des edelsinnigen und sanft-

müthigen Herzogs von Albanien, häuft alles zusammen, das Nächste Beste, was ihr eben in den Sinn kommt, und sagt doch eigentlich nichts. Licht, Luft, Freiheit, Schmuck des Lebens, Wohlsein, Schönheit, Ehre — mehr als alles das liebe sie ihren Vater. Als ob man diese Dinge mit Innigkeit lieben oder ihren Werth nur irgend in Vergleich stellen könnte mit dem Anspruch, den ein Vater auf die Liebe seines Kindes hat! Ungemessen freilich wie Licht und Luft ist das Streben ihres Ehrgeizes, Glanz und persönliche Geltung ist Ziel und Inhalt ihrer Gedanken; ihre Götzen hat sie richtig bezeichnet. Wie Kindesliebe sich äußert und bewährt, das weiß sie nicht; darum kann sie's nicht sagen, „nicht mit Worten umfassen"; so gern es die Heuchlerin möchte, wenn sie's nur wüßte. Was sie vorbringt, ist hohltönender Klingklang eigenen Schellengeläutes. — Darauf nun kommt Regan zur Antwort, des feurigen gewaltthätigen Cornwalls herzogliche Gemahlin, ein hinterhaltiges, sinnlich lüsternes Weib. Sie macht sich zunächst zum völligen Abklatsch ihrer Schwester; ich bin, sagt sie, vom selben Stoff und schätze mich ihr gleich. Sie unterschreibt alles, was jene gesagt hat; nur möchte sie doch vor ihr voraus haben, und setzt deßhalb, um sie zu überbieten, hinzu, sie erkläre sich als Feindin jeder andern Lust, die in der Sinne reichstem Umkreis wohnt. Allein diese heuchlerische Aeußerung, so charakteristisch für sie selbst, trifft doch abermals die Sache nicht. Was hat die Lust der Sinne mit der Liebe des Kindes zu schaffen? So verfällt Regan dem gleichen Verdammungsurtheile, daß sie von Art und Wesen und dem tief innerlichen Grunde kindlicher Liebe nichts zu sagen weiß, weil keine Spur derselben in ihrem Herzen wohnt.

Lear hat die Reden dieser Töchter kaum nur mit halbem Ohre gehört; einzig auf Cordeliens Antwort gespannt, hat er,

wie jede ausgeredet, ihr sogleich das zuvor bestimmte Dritttheil zugewiesen, ganz vergessend, daß doch erst alle drei Antworten vorliegen müssen, ehe er entscheiden kann, wo Natur und Verdienst die reichere Gabe heischt. So sicher ist er seiner Sache, so fest überzeugt von dem Vorzug seiner jüngsten liebsten Tochter, von der Innigkeit und Wahrheit ihrer Liebe. Mit den zärtlichsten Worten wendet er sich jetzt an Cordelien:

> Nun, unsre Freude,
> Du jüngste, nicht geringste, deren Liebe
> Die Weine Frankreichs und die Milch Burgunds
> Nachstreben: was sagst Du, Dir zu gewinnen
> Ein reichres Drittheil als die Schwestern? Sprich!

Aber so richtig Lear's Berechnung für die andern Schwestern gestellt war, bei Cordelien hat er sich verrechnet. Nicht zwar, daß sie zu zartfühlend wäre, von dem was ihr das Heiligste ist, in öffentlicher Versammlung zu reden; sie thut es ja nachher doch und sentimentale Prüderie liegt am wenigsten in der Art der Zeit. Freilich sagt sie selbst, ich kann nicht mein Herz auf meine Lippen heben; — aber wer heißt ihr auch, es erst herauf zu heben, warum steigt es nicht selbst herauf? die Antwort ist: Cordelia fühlt sich erniedrigt, indem sie auf gleiche Linie mit ihren Schwestern gestellt wird und kann in einem Augenblicke, wo über ihre Hand und ihr Herz willkürlich verfügt werden soll, nicht unbefangen sein. Beides hatte Lear außer Ansatz gelassen, als er seinen Plan darauf stellte, nur solche Antworten zu erlangen, wie sie das unmittelbare Naturgefühl eingeben würde. Verletzt und befangen, wie sie ist, wollte und konnte Cordelia die ihr so nahe liegende natürliche Antwort nicht finden. Sie durfte ihrem Vater nur das einfache Wort sagen: Mehr als mein Leben lieb ich Euch — und sie hatte die Wahrheit,

die tiefempfundene, später mit ihrem Tode besiegelte Wahrheit gesagt und den Sieg über beide Schwestern offenkundig gewonnen. Statt dessen will sie in Schweigen sich hüllen; empört über die eitle heuchlerische Prahlerei ihrer Schwestern und im Bewußtsein ihres eigenen weit überlegenen Werthes empfindet sie es als einen Schimpf, mit ihnen um das Erbe wetteifern zu sollen. Kein schmerzliches, ein stolzes kurzes „Nichts" ist es daher, was sie ihrem Vater antwortet. Unheilvolle Antwort auf eine Frage, die in der liebevollsten Absicht, in der zärtlichsten Weise an sie gerichtet war.

Befremdet erhebt sich Lear; er kann's nicht glauben; — aber sie wiederholt das kurze „Nichts", — da wird er strenger, warnend, doch soll sie noch einmal sprechen; er kann's ja nicht glauben, daß sie nichts zu sagen habe auf seine Frage, sie, von der er weiß, daß sie ihn innig, zärtlich, am meisten liebt? Aber wie sie nun von geziemender Pflicht redet, und daß sie ihn nicht mehr, nicht minder liebe, da wird ihm zuerst zitternd bange, er möchte falsch gesehen, sie nicht recht erkannt haben; doch nein — hinweg mit dem Gedanken! ihr Glück ist's, das auf dem Spiele steht, die Folgen seines Planes sind's vor allem, um die ihm ängstlich bange wird. So darf's nicht bewenden, sie muß ihre Rede bessern, um ihres Glückes willen bessern. Da spricht sie denn:

Mein theurer Herr,
Ihr zeugtet, pflegtet, liebtet mich; und ich
Erwiedr' Euch diese Wohlthat, wie ich muß,
Gehorch' Euch, lieb' Euch und verehr' Euch hoch.
Wozu den Schwestern Männer, wenn sie sagen,
Sie lieben Euch nur? Würd' ich je vermählt,
So folgt dem Mann, der meinen Schwur empfing,
Halb meine Treu', halb meine Lieb' und Pflicht.

Gewiß, nie werd' ich frei'n, wie meine Schwestern,
Den Vater nur zu lieben.

Nun ist's heraus, was auf ihrer reinen und aufrichtigen, aber stolzen Seele lag; sie hat noch eine andere Liebe als ihren Vater, ihr Herz ist getheilt; sonst würde sie nicht so scharf und entschieden Pflicht der Pflicht gegenüber stellen. Aber sie hat auch entsagt, sie stellt in Frage, ob sie je vermählt wird; darin fühlt sie sich ihrem Vater überlegen und macht diese Ueberlegenheit innerer Seelengröße geltend; sie meistert ihren Vater und seine Ansicht von der Ehe; das stolze „Nie“, welches sie später gegen Burgund wiederholt, spricht sie auch hier schon aus. Welchen Eindruck muß diese unzärtliche Rede auf Lear machen, der plötzlich alle Berechnungen seiner Vatersorge, alle Hoffnung seines Alters zu Schanden werden sieht. Er hatte sich Burgund gerade zum Eidam ersehen, er hatte ihn vielleicht bestimmt, im Lande zu bleiben — denn warum hätte er sonst schon zuvor über Cordeliens Erbe geheime festbestimmte Abrede getroffen; — der greise König wünschte auf vaterländischem Boden zu sterben. Er hatte auf Trost gehofft von ihrer sanften Pflege; Cordelia, sein Liebling, sollte der Balsam seines Alters sein. Aus väterlicher Fürsorge für sie hatte er diese Theilung beschlossen, die erste Parteilichkeit seines Lebens, deren Rechtfertigung vor dem öffentlichen Urtheil ihm so sehr am Herzen lag. Nach langer Ueberlegung hatte er so für die Zukunft seines Kindes, für die Wohlfahrt seines Reiches am besten zu sorgen geglaubt. Das alles ist nun dahin; Wünsche und Hoffnungen, Vater- und Herrschersorgen — Alles mit Einemmale verloren; und das durch sie, die sein Theuerstes ist, auf deren selbstsuchtlose, hingebende Liebe er wie auf Felsen gebaut hatte. Das erschüttert, das greift in's Herz. Aber wie sehr auch der Inhalt ihrer Rede

ihn schmerzen mochte, am tiefsten hat ihn der schneidend kalte Ton derselben ergriffen. Schon bebend in allen Fugen der Seele, mit unsicherer Stimme, jedes Wort vom Centnergewicht eines namenlosen unterdrückten Wehes belastet, fragt er, wie ungläubig, noch einmal:

Und kommt dir das von Herzen? — —

Ein ruhiges „Ja, mein Vater!" ist die Antwort. — Sie sieht seine Erschütterung, seinen grundlosen Wahn, sich in ihrer Liebe getäuscht zu haben; sie kann den Hauch des Sturmes schon fühlen, der aus seinem durchtobten Innern hervorzubrechen droht, und doch findet sie kein Wort, nicht ein einziges zur Beschwichtigung? Wohnt denn in diesem Marmor kein Funken warmer Milde? Wie die Heldengestalt des greisen Königs ringt mit seinem beklemmten Vaterherzen, getheilt zwischen Schmerz und Wuth! Wie er sich sträubt, seine Freude, seinen Trost, sein bestes Kleinod von sich zu lassen! Noch einen Versuch, den letzten, macht er, das Herz seines Kindes zu rühren. Mit gewaltsamer Anstrengung die aufsteigende Bitterkeit niederkämpfend stellt er ihr mit sanftem Verweis ihr unzärtliches Benehmen vor. Aber Cordelia ist einmal von dem unseligen Geist der Verstockung erfaßt; ihr Stolz duldet nicht, daß sie einen Schritt rückwärts thut und so beantwortet sie denn ihres Vaters Mahnwort:

So jung und so unzärtlich?

nur damit, daß sie es corrigirt:

So jung, mein Vater, und so wahr.

Nun denn, das ist zu viel; das klingt wie Hohn — und aus ihrem Munde, in diesem Augenblick, vor öffentlicher Versammlung! „Sei's drum; (sagt er mit gepreßtem, kaum noch verhaltenem Ingrimm) nimm deine Wahrheit denn zur Mitgift."

Und jetzt, — jetzt übermannt ihn die Wuth, sie hat den glühenden Tropfen des Schmerzes mit ihrer rasenden Wucht zerdrückt in seiner Seele. Beschämung, Täuschung, Grimm über sich, über sie, über Welt und Geschick sprengt alle Bande der Besonnenheit, schraubt wie eine Folter das Gerüste seiner Natur auseinander. Wie ein wüthender Orkan, der unter rollenden Donnern über die öde Heide hinwegfegt und allen Widerstand zu Boden schmettert, so braust der entfesselte Sturm jetzt aus des Königs Brust hervor, alle Liebe mit entführend und unter grausen Verwünschungen vor sich herwirbelnd. Mit furchtbarem Schwur sagt er sich los von aller Vaterpflicht, aller Gemeinsamkeit und Blutsverwandtschaft, — von jetzt auf ewig. Der rohe Scythe, ja der Kanibale soll seinem Herzen fortan so nahe stehen und gleichen Trost und Mitleid finden, wie sie, sein weiland Kind. Und da der edle Kent ein Wort der Besänftigung sprechen will, da tobt er über ihn hinweg:

Schweig Kent!
Tritt zwischen den Drachen nicht und seinen Grimm;
Sie war mein Liebling, und ich hofft' auf Trost
Von ihrer sanften Pflege. — Fort! mir aus den Augen!
Sei Friede so mein Grab, als ich von ihr
Mein Vaterherz losreiße. — Ruft mir Frankreich!
Wer rührt sich? Ruft Burgund! —

So ist denn das rächende Schicksal heraufbeschworen und es wird nicht auf sich warten lassen. Sein Grab erst wird sein Friede sein und sein Kind Cordelia wird ihn betten. Als ob es ihn sogleich beim Worte fassen wollte, legt ihm das Geschick im nämlichen Augenblick eine Thorheit ins Herz, kräftig genug, seinem Frieden das Grab zu bereiten. Nachdem er mit dem eignen Vaterherzen gebrochen, ist er nur noch Herrscher, und vollzieht nun seinen einmal verkündeten Spruch auch gegen

einen ursprünglichen Sinn. Er läßt Cornwall und Albanien auch das für Cordelien bestimmte Drittheil zur Mitgift seiner Töchter schlagen, bekleidet beide dann mit seiner Macht, übergibt ihnen alle Renten und Verwaltung, und bedingt sich nur aus, daß sie den Unterhalt von hundert Rittern übernehmen, wenn er monatlich wechselnd bei ihnen Wohnung nimmt. Für sich behält er nur, was sich für ihn im Bewußtsein angeborner Herrscherwürde von selbst versteht, den Namen und das Ehrenrecht des Königs. Er ahnt nicht von ferne, daß es Thorheit und Widerspruch in sich schließt, die Macht verschenken und doch König bleiben wollen. Aber Kent sieht es und durchschaut die drohende Gefahr, und nur die Pflicht des treuen Dieners im Auge, hält er mit Trotz und Unsitte dem in Grimm aufbrausenden Herrscher seine „Verrücktheit" vor und sucht ihn, wär's auch sein Tod, zur Zurücknahme der Schenkung zu bewegen. Aber wie Cordelia im Stolze ihrer Seelengröße, so ist jetzt Lear verstockt im Stolze seiner Herrschergröße; verrannt in die Blindheit des Eigenwillens nimmt er weder Belehrung noch Warnung an; Kent wird für seine gute Meinung sofort verbannt mit diesem Ausbruch des unbändigsten Herrscherstolzes:

Höre mich,
Rebell, bei deiner Lehnspflicht, höre mich!
Weil du zum Wortbruch uns verleiten wolltest
(Den wir noch nie gewagt), und stolz verwegen
Dich drängtest zwischen unsern Spruch und Thron,
(Was unser Blut und Rang nicht dulden darf)
Sprech ich als Herrscher jetzt — nimm deinen Lohn.

Und doch hat er bereits Thron und Macht verschenkt! Schon jetzt könnte Lear seine Thorheit inne werden; aber Kent gehorcht und geht, er ehrt in ihm den gebornen, nicht den gekrönten Herrscher.

Nun treten Frankreich und Burgund mit ihrem Gefolge ein, des Bescheides auf ihre Werbung gewärtig. Die Sitte forderte wohl, daß das mächtige Frankreich voranging, aber Lear wendet sich zuerst zum Fürsten von Burgund, um ihn darüber aufzuklären, daß es nun mit der zwischen ihnen vereinbarten Mitgift Cordeliens nichts ist; worauf dieser denn sogleich von seinem Antrag absteht. Sodann sucht er — ist's wirklich Haß, oder eine unwillkürliche Regung des Verlangens, die Tochter doch bei sich zu behalten? Ich entscheid' es nicht, aber er sucht auch Frankreichs König von der Werbung abzubringen.

Lenkt
Zu besserm Ziel, (sagt er) ich bitt Euch, Eure Wünsche
Als auf dieß Wesen, das Natur erröthet
Anzuerkennen.

Aber Frankreich liebt wirklich und kann nicht glauben, daß Cordelia ohne Wunder plötzlich so schlimm geworden sei. Ei, wie ist jetzt, wo es nicht gilt, zu reden nur zum Schein die schweigsame Tochter so schnell mit dem Worte zur Hand, wie ist sie so beredt und keineswegs kurz in ihrer Selbstrechtfertigung, obwol auch stolz; wie verschmäht sie selbst nicht auf ihres schwer gekränkten Vaters Zeugniß sich zu berufen. Gleichgültig ist ihr's gewesen, was Burgund von ihr denken mochte, als Lear ihm erklärte, daß sie ihm nicht werth mehr sei, daß sie im Preis gesunken, und neuverschwistert seinem Haß nur seinen Fluch zur Mitgift habe; — was Frankreich denken möchte, ist ihr nicht gleichgültig, zum deutlichen Zeichen, daß ihre Neigung seiner Liebe begegnet war. So führt denn Frankreich, aufgeklärt über den Vorgang und es für kleinen Fehl achtend, daß die Zunge nicht sprechen wollte, was das Herz zu thun gedachte, seine stolze, hochgesinnte Königin heim, nicht ohne das

Jawort, aber ohne Lieb und Gunst, ohne Segen des Vaters. Cordelia aber folgt ihm in stummer Einwilligung in die neue Heimat, nachdem sie von ihren Schwestern, des Vaters glänzenden aber herzlosen Edelsteinen einen frostigen Abschied genommen hat; denn die Thräne im Auge, mit der sie scheidet, gilt der Besorgniß um ihren Vater.

Nur zu gegründet ist diese Besorgniß; denn eben jetzt — nachdem sich alle entfernt — noch an derselben Stelle verschwören sich die beiden ruchlosen, heuchlerischen Töchter, etwas gegen das launische Alter ihres Vaters zu ersinnen, daß nicht durch solche Behauptung seines Ansehens, wie bei der Verbannung Kents, die Uebertragung seiner Macht nur illusorisch und zur Kränkung werde. Ja Goneril behauptet, es müsse gleich in der ersten Hitze etwas geschehen. — Armer König, soll der Fluch deines stolzen, thörichten Eigenwillens so bald dich ereilen? Die Wahrheit hast du enterbt und verstoßen, die Treue hast du verfehmt; — und die gleißende Lüge, unter deren Dach du wohnen willst, sinnt auf verrätherischen Abfall! — —

Noch sind wir entrüstet über diese schamlosen Töchter: da stellt sich ein neuer Bösewicht uns vor Augen; — wird er der dritte im Bunde sein? Es ist Edmund, des Grafen Gloster Bastardsohn, im Ehebruch von diesem erzeugt, aber anerkannt und vom Vater nicht minder geliebt, als sein ächtbürtiger etwa ein Jahr älterer Bruder Edgar. Wir kennen ihn schon als einen jungen Mann von anmuthiger ritterlicher Gestalt und höfischen Manieren. Wir haben ihn zuerst an jenem verhängnißvollen Tage gesehen; damals mußte er sich vor dem Grafen Kent von seinem Vater Bastard nennen lassen, mußte hören, daß sein Vater sich stets geschämt habe, ihn anzuerkennen. Welche Gedanken mochte in diesen 14 Tagen die Erzählung von jenen Vorgängen bei der

Theilung des Reiches in seinem unternehmenden Kopf erweckt haben? Jetzt hat er einen Entschluß gefaßt: er will Rache nehmen an der Welt und ihrer willkürlichen Sittensatzung, die ihn brandmarkt, — das schwört er bei der Natur, seiner Göttin. Des Aechtbürt'gen Land muß sein werden; er will sich Macht und durch die Macht Anerkennung verschaffen. Anerkennung um jeden Preis, das ist seine Losung; er hat kein Bedenken, kein Gewissen, jedes Mittel, das zum Zwecke dient, ist ihm willkommen. Für's Erste hat er's auf Enterbung des ächtbürt'gen Edgar angelegt; er hat mit der nachgemachten Handschrift seines Bruders einen Brief geschrieben, der einen Anschlag auf das Leben und die Güter des Vaters enthält. Eben kommt dieser daher, nachdenklich brütend über den plötzlichen Umsturz aller Dinge, den er mit angesehen; er hat den Eindruck noch nicht los werden können, der ihn aus jener Sicherheit, mit welcher er über seinen verjährten Fehltritt scherzte, so plötzlich und gewaltsam aufgestört hat. Geschickt weiß ihm Edmund den Brief, der ihm durch's Fenster ins Zimmer geworfen worden sei, in die Hand zu spielen, und mißtrauisch grübelnd über die Fügungen der Geschicke, seitdem der greise König aus dem Geleise der Natur gewichen ist, ist er nur zu empfänglich für den Inhalt des Schreibens. Im Zorne will er den Sohn sogleich zur Rede stellen und befragen — denn ohne weiteres glaubt er es doch nicht — da kommt es darauf an, Vater und Bruder noch auseinander zu halten und auch dies gelingt Edmund so gut, daß der Vater ihn mit der Ausforschung des Bruders beauftragt. Nun macht er sich an diesen, fragt ihn, womit er den Vater beleidigt habe, der äußerst erzürnt auf ihn sei, und übertölpelt den Arglosen durch Furchtgespenster drohender Gefahr wirklich so weit, daß er einwilligt, in Ed-

munds Zimmer eine Weile sich versteckt zu halten, wie er ihn später sogar zur Flucht bewegt. — Ein abgefeimter kecker Bösewicht von 24 Jahren, der bei dem vollen Bewußtsein seiner schlechten Schurkenstreiche immer bei muthwilliger Laune bleibt. Schon triumphirt er zum voraus:

> Ich seh' den Ausgang,
> Wenn nicht Geburt, schafft List mir Land und Leute,
> Und was mir nützt, das acht' ich gute Beute.

Land und Leute, das braucht er, wie immer gewonnen; das gibt Macht und Ansehen. So hofft er die verweigerte Anerkennung von der Welt zu ertrotzen und ihr die Ohnmacht ihrer Satzung an den Kopf zu werfen.

Indessen, während sich hier ein neues Verhängniß schürzt, hat sich in diesen letzten Tagen in Goneril's Hause das verderbenschwangre Wetter über Lears Haupte zusammengezogen. Goneril hat es übel vermerkt, daß ihr Vater einen ihrer Diener schlug, weil er seinen Narren gescholten hatte. Denn so eifersüchtig hält der König über seinem Ansehen, daß er jede Beleidigung seines kleinen Hofhaltes, und wär' es sein Narr, dem sie widerfährt, als Kränkung seiner Person aufnimmt und straft. Goneril, diesen Zwang seines Ansehens zu brechen entschlossen, gibt ihrem Haushofmeister und durch ihn den übrigen Dienstleuten zu verstehen, daß sie immerhin lässiger in der Bedienung des greisen Thoren sein möchten; sie wolle die Folgen vertreten. Sie wünscht Gelegenheit, sich rund heraus zu erklären. So ruchlos sie ist, so ist doch etwas Männliches, fast Ritterliches in diesem schönen, herrisch stolzen Weibe mit dem blitzenden Auge; sie hat etwas von Lears königlicher Art an sich. Albaniens, ihres Gatten, milchsanftes Wesen mag sie nicht leiden, aber es ist ihr bequem, es sichert ihr die Herr-

schaft, darum hat sie ihn gerade gewählt. Die Dienerschaft weiß auch, daß ihre Befehle die entscheidenden sind, und Lear wird es bald zu entgelten haben. Doch siehe, da stellt sich ihm, eben zur rechten Zeit, die verbannte Treue zur Seite; Graf Kent kommt zurück, in einen niedern Diener verkleidet, und bietet sich ihm als Cajus — was liegt auch am Namen — zu ehrlichem handfestem Dienste an. Der König dingt ihn und ruft ungeduldig nach dem Essen; er ist eben von der Jagd heimgekehrt. Der Haushofmeister geht vorüber, ohne auf ihn und sein Begehren zu achten. Ungestüm läßt er den Flegel zurückrufen; aber der will nicht kommen, und ein Ritter bemerkt, er habe überhaupt schon ein großes Abnehmen der Höflichkeit und Ehrerbietung wahrgenommen. Er spricht nur des Königs eigene Wahrnehmung aus; aber Lear kann an absichtliche Vernachlässigung nicht glauben, doch will er genauer darauf achten. In diesem Augenblick empfindet er doppelte Sehnsucht nach dem Narren, dem seine Schellenkappe das Amt der Wahrheit gibt. Man soll ihn rufen. Der arme, verkappte Bursche! er hat sich seit Cordeliens Abreise ganz abgehärmt, als wäre sie seine Schwester, ohne die er nicht leben kann. „Still davon", sagt Lear, „ich hab' es wohl bemerkt". Warum still davon? O das ist die wunde Stelle in seinem Vaterherzen; man soll die still schlummernde Reue nicht aufwecken! — Da kommt der Haushofmeister wieder; der König ruft ihn näher. „Wer bin ich, Kerl?" Mylady's Vater. „Mylady's Vater? Mylords Schurk! du verdammter Hund, du Lump, du Schuft!" und er schlägt ihn, weil der Hundsfott nicht allein vergessen hat, daß er König ist, sondern auch noch trotzen will. Kent ist jedoch bald mit ihm fertig; er stellt dem niederträchtigen Fußballspieler ein Bein, und wirft den Flegel dann hinaus.

Während der König ihn für diesen Dienst belohnt, tritt der Narr ein. „Laß mich ihn auch dingen", ruft er sogleich; „hier ist meine Kappe." Er meint, Kent sei ein Narr, weil er's mit einem halte, der in Ungnade gefallen. Dieses erste Wort characterisirt allein schon Wesen und Stellung und das ganze Gebaren des guten Burschen vollkommen! Welch launige Keckheit, welch bitterer Humor, mit dem er gleich sein einziges Stichblatt, Lear's unglückselige Thorheit attakirt! Er ist im Narrenhabit Lear's außer ihm wandelnde Reue!

Lear hat nach Goneril geschickt; sie läßt den Vater lange, den König zu lange warten. Endlich kommt sie mit umwölkter Stirne und finster blickendem Auge. Auf seine Frage nach dem Grunde ihrer verdüsterten Miene sagt sie ihm rund und keck heraus, daß ihr die lästige Wildheit seiner Ritter nicht gefalle und daß sie fast glauben müsse, er selbst reize sie dazu durch seinen Beifall.

Steht es so, (fährt sie fort) dann fehlt
Die Rüge nicht, noch schläft die scharfe Zucht,
Die, zwar nur strebend nach wohlthät'gem Frieden,
Vielleicht in ihrem Lauf Euch Kränkung bringt.

Wie war das? Lear kennt sie nicht mehr. Ist das sein Kind? kann sein Kind so zu ihm sprechen? Doch sie kehrt sich nicht an seinen Blick, an seine Frage; sie spricht noch weiter, sie droht nicht blos ihrem Vater, sie belehrt ihn auch, schreibt ihm vor, wie er sich hübsch anständig benehmen soll. Er solle, sagt sie, gesunden Sinn brauchen, seine Launen ablegen. — Wie? was? ist das der König Lear, zu dem man so sprechen darf? Er zweifelt selbst. „Kennt mich hier Jemand?" ruft er aus. Er weiß nicht, ob er wach ist, ob er träumt. Die Sinne wollen sich ihm verwirren. „Nein, das ist nicht Lear! geht Lear so? spricht so? wo sind seine Augen? Wer kann

mir sagen, wer ich bin? ich wüßt' es gern." Wenigstens, wenn er's ist, so hat er keine Töchter. „Euer Name, schöne Frau?" — Aber Goneril hat einmal ihren Kopf darauf gesetzt, ihm den seinigen zurecht zu setzen und sie läßt sich so leicht nicht irre machen. Zur Demüthigung fügt sie Schmach und Kränkung, ja Androhung von Gewaltthat, wenn er nicht das wilde Volk, seinen frechen, unzüchtigen Schwarm von Rittern und Knappen, verminderе. Gleichwohl waren diese hundert Ritter das Einzige, was der königliche Lear bei der reichen freiwilligen Schenkung als ein schwaches Spiegelbild seiner Würde und Hoheit sich vorbehalten hatte. — Und wie sagt sie doch? den Rest soll er sich wählen aus Männern, die seinem Alter wohlanständig sind und ihn und sich erkennen? Das heißt wohl aus alterschwachen kindischen lebensmüden Greisen? — Jetzt erkennt er sich wieder; er ist der König Lear und er hat eine Tochter; aber sie ist ein verruchter Geier, vom marmorherzigen Teufel der Undankbarkeit besessen.

Höll und Teufel! — (tobt er in seinem königlichen Zorn)
Sattelt meine Pferde, ruft all mein Gefolg;
Entarteter Bastard! ich will dich nicht
Belästigen; noch bleibt mir eine Tochter.

Er will fort, augenblicklich. Aber er geht nicht, ohne der Abscheulichen die Lüge der Schmähung seiner Dienstleute in den Hals zurück und seinen grimmen fürchterlichen Vaterfluch auf das undankbare Kind herabzuschleudern. Zu spät gedenkt er jetzt, in der Reue der Verzweiflung an seine Stirne schlagend, wie klein der Fehl Cordelien's gewesen. — Schon ist er fort: da treibt ihn die Empfindung der Ohnmacht seiner Lage noch einmal zurück. Er muß ihr sagen — zeigen, daß er noch Mann ist; daß die heißen Thränen ihm nur wider Willen

entstürzen, daß er seine alten Augen ausreißen will, wenn sie noch einmal weinen. Sie soll nicht glauben, daß er so ganz ohnmächtig ist; er hat noch eine Tochter; die wird ihr mit den Nägeln ihr Wolfsgesicht zerfleischen, und dann soll sie ihn, das schwört er ihr, als König wieder finden.

Lear's Schatten! welch unseliger Geist hat dich getrieben, deine Macht wegzugeben, da du noch König warst. Was hilft dir jetzt der wiederholte Fluch, die ohnmächtig verhallende Drohung? du bist entthront und entwerthet, durch eigene stolze Thorheit.

Lear, die majestätische zum Herrschen geborene Königsgestalt, Lear, der jeder Zoll ein König ist, hat von seiner eigenen stolzen Tochter erfahren müssen, daß er nicht mehr König sei. Gedemüthigt, gekränkt, auf's Tiefste verletzt in seinem Ehrenrechte setzt er seine Hoffnung auf seine zweite Tochter Regan. Wird sie seinen gebeugten Stolz wieder aufrichten? ja doch, sie muß; es kann doch die Ehrfurcht vor dem Vater nicht ganz ausgestorben sein. Liebe erwartet Lear selbst nicht, dafür kennt er seine Töchter. Aber Ehrfurcht und Dankbarkeit sind Pflicht, und die kann er fordern und darum auch erwarten, und erst ganz sicher ist er in seinem Vertrauen doch nicht. Er pocht zu sehr mit Worten darauf, es ist, als wenn er sich Zuversicht erst einreden müßte. Auch der Narr prophezeit schon, daß sie an Geschmack der ältern Schwester so gleich sein werde, wie ein Holzapfel einem Holzapfel, obgleich Goneril, was Größe anlangt, den Süßapfel, Regan aber immer wieder den Holzapfel verstelle.

Lear hat sofort Kent als Boten an Regan vorausgeschickt, aber auch Goneril sendet ihrer Schwester einen Brief, um der unselbständigen Verbündeten zu sagen, was sie zu thun habe. Der König folgt seinem Boten auf dem Fuße; er kommt in

finsterer Nacht bei ihr an, aber Kornwall und Regan waren auch schon in finsterer Nacht abgereist: nach Gloster, hieß es; das war wohl näher bei Goneril. Der greise König kehrt sofort dahin zurück und das Erste, was er bei seiner Ankunft dort sieht, ist eine abermalige Verletzung seiner Hoheit. Sein Bote Kent hat grobe Kniegürtel an und sitzt im Block. Er hat den Schuft von einem Haushofmeister, der ihm mit seinem tückischen Briefe den Rang abgelaufen hat, diese niederträchtige dreiröckige Fratze seiner eigenen Dienstreue hat er im übersiedenden Zorn mit seinem Degen zur Mondscheintunke machen wollen und dafür soll er büßen. Wer hat's gewagt, die Ehrfurcht so gewaltsam zu verletzen? sein Sohn, seine Tochter? Bei Jupiter, schwört Lear, es wäre mehr als Mord! Aber Kent berichtet den einfachen Hergang und wie ihm der Krampf auch zum Herzen schwillt, es ist am Ende doch so. Wo ist diese Tochter? er geht selbst hinein; unter vier Augen will er sie sprechen, aber sie weigert's, sie seien krank, müde, scharf gereist die Nacht. Das ist eine neue Verletzung, er fühlt's wohl; es ist Verweigerung des Gehorsams, Empörung. Gloster soll gehen, bessere Antwort schaffen; aber dieser weicht aus, sucht ihn zu besänftigen und verweist ihn auf des Herzogs feurige Gemüthsart und hartnäckigen Willen. Da braust er auf:

> Pest, Rache, Tod, Verzweiflung!
> Was feurig, was Gemüthsart!

Wie kann man wagen, ihm einen Höheren zur Seite zu stellen? als ob es einen solchen gäbe! Er kann sich von dem Bewußtsein nicht trennen, daß er König ist.

> Der König will mit Kornwall sprechen, (sagt er zu Gloster)
> Der Vater, sieh! mit seiner Tochter sprechen;
> Befiehlt Gehorsam: sagt'st du ihnen das?
> Mein Blut und Leben!

Er will dem heißen Herzog sagen lassen, daß — aber was denn? er darf's ja mit ihm nicht verderben, es überkommt ihn plötzlich die Ohnmacht seiner Lage; er will warten, es könnte ja doch sein, daß sein Gemüth ihn täuschte. Aber ein Blick auf seinen gefesselten Diener hebt zugleich mit dieser Vorspieglung auch alle Fassung wieder auf. Sie sollen kommen, der Herzog und sein Weib, jetzt, alsbald, sonst will er an der Thür die Trommel schlagen, bis sie den Schlaf zu Tod geschreckt. — Vielleicht hatte Goneril geschrieben, Regan solle den Vater nicht früher empfangen, als bis sie selbst zugegen sei; wußte sie doch, daß Regan von jeher keines eigenen Gedankens, keines freien muthigen Entschlusses fähig war. Sie mochte wohl fürchten, daß die Schwachmüthige, an das unverletzliche Ansehen des Königs gewöhnt, den zürnenden Augen, dem drohenden Fluche des Vaters keinen hinreichenden Widerstand leisten würde. Und sie mochte wohl Recht haben. Denn eben erscheint Regan mit Cornwall, von der verkündeten Drohung eingeschüchtert.

Ziemlich unsicher, wie sie ihr Benehmen einrichten solle, sagt sie ihrem Vater, sie sei erfreut, Seine Majestät zu sehen. Hier also heißt er noch Majestät — in Gonerils Hause hieß er nur Mylady's Vater. Lear hiedurch versöhnlich gestimmt, obwohl immerhin mißtrauisch, findet, was sie gesagt, als sich von selbst verstehend. Er antwortet: „Regan, ich denk' du bist's; und ich weiß die Ursach', warum ich's denk'." Er glaubt also nicht an die freie Liebe der Tochter; aber sie muß erfreut sein, weil sie sonst sein Kind nicht wäre, weil die Pflicht der Ehrfurcht und Dankbarkeit sie bindet. So berichtet er ihr denn, von der Erinnerung fast erstickt, den scharfzahnigen Undank, den ihre Schwester ihm in's Herz gebunden. Aber wer aus dem leisen Auftreten Regan's schließen wollte, daß weniger Gift in

ihrem Herzen wohne, der hätte sich geirrt. Sie ist nur unsicher, sie meint, das könne sie doch nicht von ihrer Schwester glauben; ihr Tadel möchte vielleicht, und dann mit Recht, dem Unfug seiner Ritter gegolten haben. Aber welche Unverschämtheit verräth sich zugleich, bei aller Unsicherheit, in dem Ansinnen, daß ihr Vater, weil ja Natur in ihm auf der letzten Neige ihres Bezirks stehe und er deßhalb der Lenkung eines klugen Sinnes bedürfe, doch wieder zu ihrer Schwester heimkehren und ihr sagen möchte, er habe sie gekränkt. Sie muß doch wohl nicht wissen, was sie sagt, drum malt ihr's Lear in seiner Geberde vor die Augen, wie ihm das anstehen würde. Aber als sie ihm, immer in Güte und Sanftheit, wiederholt den nämlichen Rath gibt, da schwillt sein Zorn abermals zum gräßlichen Vaterfluche gegen jene undankbare Schlange auf. Regan ist erschreckt; sie fürchtet, ein Gleiches möchte auch sie einst treffen; doch er beruhigt sie:

> Nein Regan, nie empfängst du meinen Fluch;
> Dein zartgestimmtes Herz gibt nimmer dich
> Der Rauhheit hin; ihr Auge sticht, doch dein's
> Thut wohl und brennt nicht.

Lear macht sich das nicht blos glauben, er glaubt es wirklich; er urtheilt nach ihrem äußeren Wesen, nach dem Schein ihres Auges, so ganz fremd ist Verstellung und Heuchelei seiner eigenen Natur. Doch wie er jetzt der Tochter sagt, wozu er sie nicht fähig halte, und sie an seine Schenkung und ihre Pflicht der Dankbarkeit erinnert, kommt ihr das sehr unbequem; und sie ist herzlich froh, daß in diesem Augenblick jener schuftige Haushofmeister die Ankunft ihrer Schwester meldet. Sie faßt dieselbe auch sogleich beim Eintritt an der Hand, und Hand in Hand mit ihr gewinnt nun auch die feige Tücke ihres Herzens den Muth, der ihre Unverschämtheit kleiden soll. Da Lear in

schmerzlichem Erstaunen fragt: o Regan, kannst du bei der Hand sie fassen? und Goneril ihn mit ausnehmender Frechheit trotzig und schnurrig abfertigt:

> Warum nicht bei der Hand, was fehlt' ich denn?
> Nicht alles ist ja Fehl, was Thorheit meint,
> Und Aberwitz so nennt;

da ist auch ihr das Stichwort gegeben, die Bahn gebrochen. Nicht mehr der König, der alte Mann ist's, der jetzt herhalten muß; die Bedeutung des Vaternamens haben die Beiden längst vergessen.

> Hört! Vater, (beginnt nun Regan) da Ihr schwach
> seid, scheint es auch;
> Wollt bis zum Ablauf Eures Monats Ihr
> Zurückgeh'n, bei der Schwester wohnen, dann
> Halb Euern Zug entlassend kommt zu mir;
> Ich bin jetzt fern von Haus und nicht verseh'n,
> Wie es sich ziemt für Euern Unterhalt.

Der arme alte Mann! er überhört die Schmähung; sieht nicht, daß ihn Regan für jetzt gar nicht bei sich haben will; immer noch vom Bewußtsein des Königs erfüllt, hört er nur das „zurück zu ihr“ und „fünfzig Ritter entlassen“. In seinem Grimm gegen Goneril verkehrt sich ihm die Sache so, als ob diese, die zuerst seine Majestät angetastet, den Vorschlag gemacht habe; von Regan glaubt er's nicht, bis sie es ihm wiederholt und hinzufügt:

> Hört die Schwester, Herr!
> Denn wer Euer Zürnen mit Vernunft betrachtet,
> Muß sich doch sagen, Ihr seid alt und so —

Jetzt aber hört er auch die hündische Unverschämtheit, den Angriff auf sein Alter heraus. Was mag in diesem Herzen vorgehen, das noch vor wenigen Wochen so stolz und kräftig schlug? wie muß

es zermartert sein, daß sich ihm nur die fast flehentliche Frage entringt: ist das nun gut gesprochen? Aber diese Töchter kennen kein Erbarmen, je mehr sie ihn gebeugt sehen, desto unverschämter und übermüthiger dringen sie auf ihn ein, eine die andere an Ruchlosigkeit und Grausamkeit überbietend. Als er ihnen sagt: ich gab euch alles, — erwiedert Regan: und zur rechten Zeit. Schon haben sie sein Gefolge auf Fünfundzwanzig herabgesetzt, da fällt Goneril ein und Regan wiederholt's, daß er nicht zehn, nicht fünf, nicht einen einz'gen Mann zum Dienstmann brauche. Das ist's, das wollten sie, Vernichtung seines Ansehns, seiner Hoheit, eines vorbehaltenen Ehrenrechtes. Er sollte sich als schwachen Mann bekennen und von Gnade leben, nachdem er mit der Macht sein Königthum verschenkt. Die eine Hälfte haben sie erreicht, den König haben sie vernichtet; ob auch den Mann, das muß sich zeigen. Seine unmittelbarste Empfindung ist die des brennenden Schmerzes über unabweisbare Entwürdigung und Herabsetzung.

O streite nicht, was nöthig ist;
(sagt er zu Regan im Tone der tiefsten Wehmuth)
der schlecht'ste Bettler
Hat bei der größten Noth noch Ueberfluß.
Gib der Natur nur das, was nöthig ist,
So gilt des Menschen Leben, wie des Thiers.

Einen Fluch auch für Regan, wie für Goneril, hat er nicht mehr; es wäre ein lächerlicher und zugleich gottloser Widerspruch mit seiner Lage gewesen. Wer andern fluchen will, muß, wenn er nicht ein Bösewicht ist, nicht in hoffnungslosem Unglück sein. Tiefer Herzensjammer und grimmige Wuth vertragen sich nicht in Einem Gefühle, in der nämlichen Stimmung des Gemüths. Dem Unglücklichen ziemt es, um Beistand nicht um Rache

zu den Göttern zu rufen. Lear fleht sie um Geduld; die „wahre“ jetzt unmittelbar empfundene Noth ist die seines auf den Tod gekränkten Vaterherzens, und da hilft Rache nichts, noch läßt sich's ändern. Aber auch der Mann in ihm ist in der That erschüttert; und ihn wenigstens möchte er retten, nachdem der König verloren ist. Darum rafft er sich aus Schmerz und Wehmuth mit Gewalt wieder zu zornigen Worten, ja selbst zu Drohungen auf, die zwar, weil er als König ohnmächtig, unbestimmt bleiben müssen, aber gleichwohl in seiner allbekannten und genugsam bewährten Manneskraft keine unverächtliche Gewährschaft haben.

Ihr Götter, (ruft er)
Seid ihr's, die dieser Töchter Herz empört
Wider den Vater, närrt mich nicht so sehr,
Es zahm zu dulden; weckt mir edlen Zorn!
O laßt nicht Weiberwaffen, Wassertropfen,
Des Mannes Wang' entehren! — Nein, ihr Teufel,
Ich will mir nehmen solche Rach' an euch,
Daß alle Welt — will solche Dinge thun —
Was, weiß ich selbst noch nicht, doch soll'n sie werden,
Das Graun der Welt. Ihr denkt, ich werde weinen?
Nein, weinen will ich nicht.
Wohl hab' ich Fug zu weinen, doch dieß Herz
Soll eh' in hunderttausend Scherben splittern,
Bevor ich weine. — O Narr, ich werde rasend! —

So stürmt der greise König, der seine äußere Majestät von seiner innern Hoheit bis zu dieser Stunde nie zu trennen vermocht hatte, fast jetzt schon halb wahnsinnig, hinaus in die finstere Gewitternacht, die eben als entsetzliches Mitspiel der Natur mit heulendem Sturme heraufzieht. Die entmenschten Töchter aber, sorglos um ihren Vater, aber sehr besorgt für sich, ziehen sich in's Haus zurück und schließen die Pforte vor dem Sturme sowohl, als auch, wie die feige eingeschüchterte Regan bemerkt,

vor etwaigen Unternehmungen ihres Vaters und seiner verwegenen Diener.

Und nun folgen jene Scenen, welche durch das Ungeheure des Entwurfs und durch die Furchtbarkeit ihres Eindrucks alles übertreffen, was je die Tragödie gewagt und geleistet hat; Scenen, in denen sich das Leiden Lear's in entsetzlicher Steigerung Schlag auf Schlag bis zum Ausbruch des völligen Wahnsinns vollendet. Nur durch kurze Zwischenscenen sind sie unterbrochen, welche auch Gloster der Katastrophe seines Geschickes zuführen, indem sie uns des Bastardsohnes Edmund verbrecherisches Treiben enthüllen, der inzwischen seinen Bruder Edgar aus dem Hause zu treiben gewußt hat und seinen Vater als Spion Frankreichs und heimlichen Unterstützer des Königs an Herzog Cornwall verräth. Denn von Frankreich aus bereitet sich Hülfe; und wir müssen es dankbar empfinden, daß der Dichter uns noch vor dem Beginn dieser Schauerscenen durch Kent tröstende Gewißheit verschafft, daß Cordelia, der verstoßene Liebling, dem unglücklichen Vater zu Hülfe eilt und bereits mit einem Heere bei Dover gelandet ist. So begleitet uns wenigstens eine Weile noch die Hoffnung durch diese Schauer.

In finsterer Nacht, unter strömendem Regenguß, im rasenden Sturme des Ungewitters irrt der königliche Lear auf öder, baumloser Haide, die nirgends Schutz und Obdach gewährt. Alle seine Ritter haben ihn verlassen; der Narr allein — o grause Ironie! — ist sein ganzes Gefolge. Unbedeckt ist sein greises Haupt, der Sturm stößt ihm in's Angesicht, wühlt in seinen triefenden, spärlichen Haaren. Aber der Sturm in seinem Innern überbietet noch die Wuth der Elemente. Wie er ringt mit ihnen, der riesengewaltige Mann! wie er die nervigen Fäuste ballt! wie er das flammende Auge, wie er die mächtige Heldenbrust in titanischem Trotze dem Hohne

des Himmels entgegenwirft! Keine Ergebung, kein Schmerz; nichts als rasender Aufruhr! Nur zu! So recht!

Blas't, Wind und sprengt die Backen! Wüthet! Blas't!
Ihr Catarakt' und Wolkenbrüche, speit,
Bis ihr die Thürm' ersäuft, die Höh'n ertränkt!
Ihr schwefligten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab dem Donnerkeil, der Eisen spaltet,
Versengt mein weißes Haupt! Du Donner, schmetternd,
Schlag flach das mächt'ge Rund der Welt, zerbrich
Die Formen der Natur, vernicht' auf Eins
Den Schöpfungskeim des undankbaren Menschen!

Nun folgt eine Pause der Besinnung. Aber Besinnung gerade ist Lears ärgster Feind; sie führt ihm mit der Erinnerung an seine Töchter alle Schmach und Erniedrigung, alle Ohnmacht seiner Lage herauf. Was hat er mit den Elementen zu schaffen? warum sie schelten? Sie sind nicht seine Töchter, ihnen gab er keine Kronen, sie bindet kein Gehorsam, — darum mögen sie die grause Lust büßen, über die er doch nicht Herr zu werden vermag. Sein titanischer Trotz fällt dahin.

Hier steh' ich (ruft er) euer Sclav,
Ein alter Mann, arm, elend, siech, verachtet:

Und dennoch, warum stürmen auch sie auf ihn ein als knechtische Helfer im Bunde mit zwei verruchten Töchtern, verschworen gegen sein altes weißes Haupt? O, o, 's ist schändlich! — Wieder eine Pause. Nun kommt's ihm vor, er müsse doch wohl selbst Schuld sein an seiner Lage; ei freilich, er hat sich selbst ein Unglück in seinen Töchtern erzeugt; er ist ja ihr Vater! In die tiefste Neige sinkt die Woge seines Innern.

Nein! Ich will sein ein Muster aller Langmuth,
Ich will nichts sagen.

Aber aus dieser Tiefe plötzlich mit gewaltigem Sprung, mit jähem Umschlag reißt sich sein Bewußtsein auf: ihr Götter, sucht

eure Feinde auf; ich hab solches doch nicht verschuldet, ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt, als er sündigte.

Welche furchtbare Steigerung der Wahnsinnswehen, die der Dichter uns hier vorüberführt! Wie hebt sich und sinkt und brandet die Woge des rasendsten Schmerzes, um immer wieder an dem unbeweglichen Felsen des Geschickes zu zerschellen! Von der furchtbaren Höhe titanischer Wuth, die ihrer selbst nicht mächtig ist, im Sturz hinab zur unglückseligsten Empfindung tiefster Erniedrigung und Ohnmacht; — und von da wieder zur laut aufschreienden Anklage gegen die Gerechtigkeit des Himmels. Es ist ein gräßlicher Schrei der Verzweiflung; ein Schrei des halben Wahnsinns. Irre geworden einmal an der göttlichen Gerechtigkeit und damit an der ewigen Grundlage alles Menschenlebens, wird Lear in dem nemlichen Augenblicke nothwendig auch irre an sich. Was ist sein bisheriges Leben gewesen? Ein Schein, ein Wahn, ein leeres, in sich verlorenes Nichts. Es war auf Gerechtigkeit gegründet, in Gerechtigkeit geübt; aber Gerechtigkeit, so schreit es jetzt aus ihm, ist ja nur Wahn, nur Schein; sie ist ja nichts, nicht im Himmel und nicht auf Erden. So wird er vielleicht suchen, was denn das Leben eigentlich ist, und was das Ding ist, das man Mensch heißt, und wenn ihm sein Bild begegnet, so wird er — fort mit dem verlornen Dasein! — es gierig, krampfhaft umfassen, wie ein Ertrinkender, und dann den Wahn umarmen statt der Wahrheit. Schon jetzt, er sagt es selbst, beginnt sein Geist zu schwindeln; es friert ihn. „Friert dich, mein Junge?" und er meint seinen Narren, den er mit dem letzten Stückchen, das ihm von seinem Herzen blieb, bedauert. Willig läßt er sich zu der Hürde führen, die der eben eintretende Kent ihm zeigen will. Die wundersame Kunst der Noth hat die schlechte Streu nun köstlich für ihn gemacht. —

Als er jedoch dort ankommt, brütend über seinem schweren Leide, will er nicht hinein geh'n; was kümmert es ihn, daß dieser wüth'ge Sturm ihm bis zur Haut durchdringt: wo die größre Krankheit Sitz gefaßt, fühlt man die mindre kaum.

Der Sturm im Geist
(sagt er zu dem mahnenden Kent)
Raubt meinen Sinnen jegliches Gefühl,
Nur das bleibt, was hier wühlt — Undank des Kindes!
Als ob der Mund zerfleischte diese Hand,
Weil sie ihm Nahrung bot! Schwer will ich strafen! —
Nicht will ich weinen mehr. In solcher Nacht
Mich auszusperren! Gieß fort; ich will's erdulden. —
In solcher Nacht, wie die! O Regan, Gon'ril! —
Euren alten, guten Vater, deß freies Herz
Euch Alles gab, — o auf dem Weg liegt Wahnsinn! —
Nein, dahin darf ich nicht, nichts mehr davon!

Lear ist in sich zurückgedrängt; er grübelt über dem Ungeheuern, Unglaublichen, was er erfahren mußte; er wird zum Philosophen. Von der Anklage gegen die Gerechtigkeit des Himmels springt er über auf die Frage nach der Gerechtigkeit auf Erden. Der stets gegenwärtige Anlaß hiezu ist die Empfindung seiner Lage, die ihm immer wieder die Erinnerung an das frevelhafte, aller Pietät hohnsprechende Thun seiner Töchter vorführt. Indem er ihr Verfahren gegen ihn unter den Gesichtspunkt der Möglichkeit stellt, wird es ihm zum allgemeinen Problem, für welches er keine Lösung findet. Er schiebt es zurück, er will nichts mehr davon wissen; er würde auf diesem Wege den Glauben an die sittliche Grundlage der Menschennatur verlieren und dadurch dem unheilbaren Wahnsinn verfallen. Dem zeitweiligen Wahnsinn führt es ihn ohnedieß zu, daß er diese Frage nur aufgeworfen hat, ohne sie lösen zu können; die andringende, unabweisbare Gewalt der Frage im Widerspruch mit

ihrer Unlöslichkeit hat die Zerrüttung des Denkvermögens nothwendig im Gefolge. Wie der Mensch so weit herabsinken kann, daß er aller, auch der ersten Elemente sittlicher Natur los und ledig wird, daß er selbst das kindliche Pietätsverhältniß von sich wirft — wer ihm das löste, der wäre sein Arzt.

Doch er läßt es dabei nicht einmal bewenden; auch die Noth seiner Lage erhebt er zu einer Frage von allgemeiner Bedeutung. Er gedenkt der armen Nackten, die etwa ohne Obdach, hungernden Leibes, nur in dürftige Lumpen gehüllt, da und dort in der Welt umirren mögen in Stürmen, so wie der. O daran hatte er zu wenig sonst gedacht! Es war dem erhabenen König nie eingefallen, daß menschliches Wesen zu solcher Noth und Blöße kommen könne. Wie er nie seine äußere Majestät von seiner innern Hoheit zu trennen vermocht hat, so war ihm auch bei dem Ideal des Menschen, das er in sich trug und in sich geltend machte, der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Herabwürdigung durchaus fremd. Zwar für sich löst er diesen Widerspruch der Erfahrung mit seinem Ideal jetzt noch dadurch, daß er sich eine Lehre für die Zukunft daraus bildet.

Nimm Arzenei, o Pomp! (sagt er)
Gib Preis dich, fühl' einmal, was Armuth fühlt,
Daß du hinschütt'st für sie dein Ueberflüss'ges
Und rettest die Gerechtigkeit des Himmels.

Aber eben damit ist die Frage, die in seinem Herzen brennt wie verzehrend Feuer, doch nur wieder hinausgeschoben; die Frage nemlich: was ist denn menschliche Natur, wenn sie zu solcher Schmach gebeugt werden kann?

In diesem Augenblicke erscheint der vertriebene Edgar gerade in der Gestalt, die Lears Herz und Phantasie so eben be-

Führung steht bevor. Cordelia wird besiegt und auf Edmund's Befehl sammt ihrem Vater eingekerkert. Ein grauenvolles Schicksal bringt die schweigsame Tochter vom Leben zum Tode, sie wird ganz in der Stille in dem Kerker erhängt. Lear stirbt gebrochenen Herzens, nachdem er ihren Tod an dem Mörder gerächt, über der Leiche seines Lieblings. Die unnatürlichen Töchter sterben beide eines unnatürlichen Todes; Regan durch Gift von der Hand Goneril's, die sich selbst ersticht. Edmund aber, der Verräther, fällt von der Hand seines Bruders Edgar, im ritterlichen Zweikampfe sein Gottesurtheil empfangend.

Noch müssen wir jedoch, ehe wir zu den Schlußbemerkungen fortgehen, auch des Geschickes mit zwei Worten gedenken, welches durch eben diesen Verräther Edmund über Gloster's Haupt hereinbrach. Edmund hatte sich, wie wir schon wissen, bei Herzog Cornwall eingeschmeichelt und den Vater an diesen verrathen. Cornwall aber ließ in der 7. Scene des 3. Aktes, die unmittelbar auf die oben zuletzt vorgeführte Wahnsinnsscene folgt, unter dem Beifalle Regan's den Grafen Gloster seine Treue gegen den alten König auf das Grausamste entgelten. Obwohl als Gast in dem Schlosse desselben anwesend, riß er ihm mit roher Gewaltthat eigenhändig die beiden Augen aus, wurde jedoch selbst auf der Stelle von der Rache ereilt und fand, gemein wie sein Charakter und seine That war, auch gemeinen Tod durch einen seiner Knechte.

So ist also diese Tragödie in der That ein Schauergemälde von furchtbarer Größe voll Blut und Verbrechen, voll Gewaltthat und Leiden, und man hat sie deßhalb häufig mit einem Weltgerichte verglichen. Wenn wir uns indeß bei der Bestimmung ihrer Bedeutung namentlich an die weitaus hervorragenden Geschicke Lear's und Gloster's halten, so möchte ich am

liebsten über den Eingang dieses Stückes die Bibelworte setzen: „wie gar Nichts sind alle Menschen, die doch so sicher wohnen!" In der That kann Lear mit Recht ein Vertreter alles dessen heißen, was menschliche Natur erhaben und groß macht. Ein Fürst, dem von Natur königliche Majestät innewohnt, ein Held mit riesenkräftigem Arm, ist er doch nicht minder geliebt und verehrt, als gefürchtet von seinen Unterthanen. Gerechtigkeit ist sein Schmuck. Nie hat er einen Wortbruch gewagt und nie die Unparteilichkeit verletzt, als in dem einzigen Augenblicke, wo seine zärtliche Vaterliebe ihm zum grauenvollsten Unheil ausschlagen sollte. Selbst der Jähzorn lag bei ihm für gewöhnlich unter der Fessel der Selbstbeherrschung; Kent nennt ihn verrückt, als er ihm dies eine Mal gestattete, alle Schranken zu durchbrechen. Aber geläugnet kann nicht werden, daß Lear auch stolz ist, stolz über die Maßen. Eine Eigenschaft, die sich überhaupt großen und bedeutenden Charakteren nur zu leicht anhängt; wie viel verzeihlicher muß dieser Fehler da erscheinen, wo eine so unvergleichliche Heldengestalt, wie die des Königs Lear, im selbstverständlichen Genusse des Ansehens höchster Majestät und im Besitze unbeschränkter Gewalt ist. Und doch führt gerade dieser Fehler Lear's Sturz herbei. Es ist das Erbtheil, das seine Töchter von ihm überkommen haben. Cordelien's stolzes „Nichts" begründet, Goneril's hochfahrender, stolzer Sinn vollendet sein Verderben. Aber auch Lear's eigener Herrscherstolz wird ja die Mittelursache jener eigenwilligen Thorheit, mit welcher er sein einmal geredetes Wort auch da noch ausführt, wo dessen Ausführung seiner ursprünglichen Meinung zuwider läuft. In Folge dessen hat er seine Macht an Goneril und Regan überliefert, die ihm dann seine selbstbereitete Ohnmacht so grausam empfinden lassen. Mit Stolz aber verbindet sich in der Regel

auch jene blinde Sicherheit, die an einen möglichen Umschlag des eigenen Glückes nicht glaubt und gutes Vertrauen mit reizbarer Hartnäckigkeit festhält, wenn auch die offenkundigsten Gründe für das Gegentheil sprechen. So wiegt sich Lear in der Sicherheit seiner Majestät; er hat keine Ahnung, daß sein Plan mißlingen, Cordelia eine Widerrede wagen könne; er denkt nicht im entferntesten daran, daß seine beiden ältesten Töchter, obgleich er weiß, daß sie ihn nicht lieben, ihm je die schuldige Ehrfurcht versagen könnten; ja er überredet sich noch, als Goneril ihm bereits die Augen geöffnet, daß Regan anders sein müsse, obschon er selbst kaum daran glaubt. Am deutlichsten aber spricht sich seine Sicherheit in dem vom Dichter so unvergleichlich durchgeführten Wahne aus, daß man König sein könne, auch ohne im Besitz der Macht zu sein. Indessen versteht es sich wohl von selbst, daß eine Gestalt, welche vorzugsweise Größe und Erhabenheit zur Darstellung bringen soll, sich nur im geringeren Maße dazu eignet, die unheilvollen möglichen Folgen der Sicherheit, in höherem Maaße jedoch dazu, die Folgen eines verhängnißvollen Stolzes an sich zu offenbaren. Ebendeßhalb, und dies ist der einzige vollwichtige Grund hiefür, hat auch der Dichter die Geschichte Gloster's als fortlaufende, dem Geschicke Lear's überall zur Seite gehende Parallele in unsere Tragödie auf das kunstvollste verflochten. Schon Gloster's Fehltritt, der sich zu so entsetzlichem Geschicke entwickeln sollte, ist in der blindesten Sicherheit und Sorglosigkeit um die Folgen der That geschehen. Blinde Sicherheit ist's, was ihm die Thorheit eingibt, in Gegenwart des Grafen Kent seinen Sohn Edmund in leichtfertigen Scherzworten mit dem Bastardnamen zu brandmarken. Gerade dadurch aber hat er sein Geschick selbst heraufbeschworen; denn wie wir sahen, sind Edmunds nachmalige verderbliche Anschläge gegen

Vater und Bruder einzig gerade darauf gerichtet, dieses Brandmal abzuwaschen. Als Gloster später aus seiner Sicherheit aufgeschreckt ist, hat er eben damit auch allen Halt verloren und überliefert sich selbst in blindem Vertrauen in die Hände seines Bastardsohnes, während doch bei einiger Besonnenheit ihn alle Gründe vielmehr zum Mißtrauen hätten bewegen sollen. So wird er denn durch seine Sicherheit und die nothwendig daraus resultirende Haltlosigkeit bei drohender Gefahr der Urheber seines eigenen Unglücks. Es ist nicht zu übersehen, daß der Dichter mit einem feinen Zuge gleichsam eine geistige Blutsverwandtschaft zwischen Lear und Gloster hergestellt hat, indem er Edgar, den Sohn Gloster's, zu Lear's Pathen machte. Stolz und Sicherheit sind wirklich verschwisterte Fehler und Gloster's Thorheit ist nur das ergänzende Gegenbild zu der des Königs.

Lear's jäher Sturz von der Höhe zur Tiefe, die gewaltige Katastrophe seines Heldengeschicks spricht demnach, wie mir scheint, am lautesten dafür, daß der Dichter mit unserem Drama beabsichtigt habe, die Tragödie menschlicher Größe zu schreiben. Was ist's doch für ein Anblick, wie der majestätische Mann von Stufe zu Stufe in Schmach und Entwürdigung sinkt, bis er dem Wahnsinn zur Beute wird! wie er sich sträubt mit gewaltigem Ringen gegen die Schläge des Schicksals, bis er zerschmettert am Boden liegt! Es ist aber nicht seine, es ist menschliche Größe überhaupt, die er in sich angetastet fühlt, die in ihm unterliegt. Die Frage: „ist das der Mensch?" über die er beim Anblicke Edgar's wahnsinnig wird, ließe hierüber keinen Zweifel; wäre nicht schon eine Gestalt, wie Lear, an sich viel zu groß und gewaltig, um noch für den Träger eines blos individuellen Geschickes gelten zu können. Ziehen wir überdies auch noch das Ende der ganzen Tragödie in Betracht, so wird es an der umfas-

sendsten Bestätigung nicht fehlen. Denn unverkennbar ist es eine völlige Niederlage alles dessen, was groß und hervorragend stolzen Hauptes und sicheren Schrittes einherging. Lear, Cordelia, Gloster; Goneril, Regan, Edmund: alles wird hinweggemäht, was erhaben und prächtig oder wenigstens gewaltig und herrisch aufgetreten war. Denn daß auch Goneril und Regan, so verrucht und gottlos sie sind, dennoch in ihrer Art etwas Großartiges Königliches haben, wird schwerlich in Abrede zu stellen sein. Edmund auch ist ein großartiger verwegener Bösewicht, ritterlichen Ansehens, und verfolgt weder kleine noch niedrige Zwecke. Der anfangs so schwankende Gloster aber wächst in dem Augenblick zur wahren Heldengröße an, wo er unbekümmert um das eigene Schicksal frei und offen sich zur Treue gegen den verfolgten König bekennt, und der feigen unnatürlichen Gattin Cornwall's ihr fluchwürdiges Benehmen mit kühnem strafendem Wort in's Angesicht schleudert. Wie die Eiche splittert vor der rasenden Wuth des Orkans, der sie zu trotzen meint, so geht hier alles zu Grunde — selbst den edlen hochherzigen Kent nicht ausgenommen, der nach so viel Kampf und Leiden sich bereits anschickt, seinem Meister auch in den Tod zu folgen — so splittert hier alles und bricht zusammen, was nicht, wie Edgar, sich beugt vor dem Sturm, oder, wie Albanien, weit genug bei Seite steht, um nicht von dem unerbittlichen Wirbel des Geschickes erfaßt zu werden, der über die stolzen Höhen dahin braust. Es ist der Odem des Allmächtigen, vor dem vergehet und zunichte wird, was auf eigene Kraft oder Weisheit trotzte; es ist das Wehen göttlicher Nemesis, die den Gewaltigen von der Höhe stürzt, den Frevler mitten im Sieg erfaßt und alle Herrlichkeit des Menschen, wie sicher sie gegründet schien, mit Eins in den Staub wirft durch menschliche Thorheit.

Wie daher die aufgestellte Hauptidee in allen Einzelgeschicken sich geltend macht und abspiegelt, so erklärt sich hinwieder aus ihr, und wie mir scheint nur aus ihr zur vollen Genüge, jener allgemeine Umsturz des Endes, der selbst das Edle und Reine in Kent und Cordelien mit in die Strudel der hereingebrochenen Sündfluth begräbt. So aber dient die Katastrophe gerade durch ihre Allgemeinheit unsrer Aufstellung selbst wieder zur Begründung oder doch zur Bestätigung.

Schon hiemit erhellt sich einigermaßen auch Cordeliens auffallend düsteres Geschick, indem es sich dem angenommenen Grundgedanken der Tragödie von selbst unterordnet. Gleichwohl möchte dasselbe noch ein paar besondere Worte der Erklärung verdienen, nachdem es so vielen Anstoß erregt hat. Denn ihren Tod blos als schönen Opfertod für ihren Vater anzusehen, oder dadurch zu rechtfertigen, daß man sagt, Lear habe nach so vielen Leiden nur noch über der Leiche seines Kindes sterben können, ist sicherlich ungenügend. Ihre Bedeutung für das Drama muß ihren Tod rechtfertigen. Nun ist aber eben Cordelia's Stolz der Anlaß zur ganzen tragischen Katastrophe geworden. Ihre stolze Antwort oder vielmehr ihr schweigsamer Stolz hat Lear's verhängnißvollen jähzornigen Eigensinn heraufbeschworen, aus dem sich ja eben, wie gezeigt, alle Unthat und in letzter Folge der Untergang Aller entspinnt. Selbst an Edmund's verbrecherischen Planen und an Gloster's unseligem Geschick trägt sie, wenn auch unbewußt, doch uranfängliche Mitschuld. Denn nie wären Edmund's Plane, wenn er sie überhaupt faßte, so rasch und sicher gefördert worden, wäre nicht in Folge der Ereignisse, welche ihre stolze Antwort veranlaßte, der Herzog Cornwall auf Gloster's Schloß zu Gast gekommen. Nie auch hätte Edmund seinen Vater als Spion Frankreichs anklagen können, hätte sie nicht ihr Stolz mit Frankreich ver-

mählt. Wenn sie demnach, obgleich ganz unabsichtlich und nur durch einen kleinen Fehler, dennoch Veranlassung aller tragischen Geschicke geworden ist, so ist es nur der poetischen Gerechtigkeit gemäß, wenn sie selbst auch der Katastrophe zum Opfer fällt. Unbedingt wird man daher den Dichter von dem Vorwurf befreien müssen, als habe er ohne hinreichendes Motiv Cordeliens Geschick schwer und bitter sich gestalten lassen. Sorgt er doch gegenüber der poetischen Nöthigung auch selbst wieder mit sichtlicher Liebe dafür, daß ihr Ende nur mehr als unvermeidliches Unglück und dadurch in milderem Lichte erscheint, indem er zuvor ihre Verschuldung durch sie selbst so schön sich paralysiren läßt; so daß wir ihm eher zu Dank verpflichtet sind. Und dies um so mehr, da er gerade in ihrer Person durch die unaussprechlich schöne Schilderung ihres inneren Werthes und ihres späteren eben so hochsinnigen als zärtlich liebevollen Betragens uns auch im Allgemeinen jene hohe Befriedigung und Versöhnung gewinnen läßt, welche der wahren Tragödie so wesentlich ist. Denn nicht blos mit ihr sind wir ausgesöhnt, wir sind auch erhoben und beruhigt über all den Jammer, zu welchem sie Anlaß wurde, wenn wir hören, wie ihr Schmerz um ihren Vater all ihren Stolz verzehrte; wenn wir sehen, wie sie den kranken Greis, ein lichter Engel der Liebe und des Friedens, in ihren Armen hält und mit heißen Thränen um seine Genesung fleht; wenn wir mitfühlen, in welcher Bewegung des Herzens, da er nun erwacht ist, sie ihn bittet, seine Hand doch jetzt zum Segen über sie zu erheben. Wir sind zufrieden, daß die durch das Wort erworbene Schuld des Vaterfluches, der auf Cordeliens Haupte lastet, sich tilgt durch das Thun ihrer Liebe, und wenn wir auch den Wunsch hegen, so stellen wir doch nicht das Begehren, daß ihr die Folgen erlassen sein möchten, die sich

auch für sie an jenes unheilvolle Wort durch die Nemesis der Dinge knüpfen. —

So wenig erschöpfend diese Bemerkungen sind, so hoffe ich doch, daß sie, auf die obige Ausführung gestützt, so weit genügen werden, um die Hauptidee des Ganzen, nicht blos für sich erkennen zu lassen, sondern auch in ihrer Bedeutung für die einzelnen Charactere wenigstens aufzuzeigen. Ist aber die gegebene Entwicklung der Hauptscenen aus den drei ersten Acten nur einigermaßen gelungen, so werden nun auch jene drei Puncte, auf welche dieser Vortrag besondere Rücksicht nehmen wollte, in ein helleres Licht getreten sein. Die Eingangsscene unsrer Tragödie mit ihrer verhängnißvollen Reichstheilung wird nun nicht mehr lächerlich erscheinen, nachdem jene Fragestellung an die Töchter, — von der Fabel nur als zufällige dargeboten, — von dem Dichter so bestimmt motivirt und von Lear absichtlich und in völliger Angemessenheit zu seinem Zwecke gewählt ist. Nicht der kindische Wahn ist's, dem Lear sich hiebei überläßt, daß er durch solche Wettfrage den Grad der Liebe erfahren könne und werde, welche seine Töchter zu ihm hegen, noch liegt die Probe zu diesem Zweck irgend in seiner Absicht; er kennt die Herzen seiner Kinder aus langer Erfahrung zur vollen Genüge. Was ihm diese Frage eingibt, ist einzig und allein das unausweichliche Bedürfniß, die bereits festbeschlossene ungleiche Theilung seines Reichs auf Grund der erhaltenen Antworten vor aller Welt zu rechtfertigen. Es ist auch nicht der Wahn, als ob Cordelia ihn weniger liebte, denn ihre Schwestern, — es ist nur der Grimm über die Durchkreuzung seines wohlgemeinten Planes, was ihn zu solcher Wuth aufstachelt, daß er in der Verblendung der Leidenschaft sein liebstes Kind verstößt und enterbt.

Diese Motive aber, namentlich im Zusammenhalt mit der ernsten königlichen Fürsorge für die Wohlfahrt und den Frieden seines Reiches, sind gewichtig und bedeutend genug, sollte man denken, um Lears Verfahren in jener Scene nicht mehr als das eines alterschwachen kindisch gewordenen Greises erscheinen zu lassen. Ziehen wir nun dabei in Erwägung, daß eben diese Scene es ist, welche mit ihrem maßgebenden Einflusse gerade die Eigenthümlichkeit unsrer Tragödie ganz und gar bedingend und gestaltend verbürgt, so werden wir uns nicht mehr wundern, daß der Dichter diesen unwahrscheinlichsten Zug der Fabel so annehmbar fand, wenn er ihn des lächerlich Zufälligen zu entkleiden und dafür mit ernsten Motiven zu durchdringen wußte. Warum er aber im Gegensatz hiezu sich genöthigt sah, den Ausgang der Fabel in sein Gegentheil zu verändern und nicht nur Lear's, sondern auch Cordelien's Geschick im Unterliegen und im Tode sich erfüllen zu lassen, haben wir so eben aus der Grundidee des Ganzen andeutungsweise abzuleiten versucht. Endlich ist auch der Grund für die Einflechtung der Geschicke Glosters schon berührt worden, indem wir das Characteristische seines Sturzes als wesentliches Ergänzungsbild zu dem Heldengeschicke des königlichen Lear auffaßten. Denn das ist gewiß, wo immer Shakespeare eine Doppelhandlung in Parallele gehen läßt, da ist es nicht zufällig, noch thut er es aus Laune, sondern es liegt die Nöthigung dazu in dem Bedürfniß, die Idee, von welcher er ausgeht, erschöpfend darzustellen; wie sich das z. B. im Sturm und im Sommernachtstraum ganz entschieden nachweisen läßt. An Lear kommt vorwiegend die Größe des Menschen und die Unerbittlichkeit des Schicksals — an Gloster die freie Willkür des Menschen und die Furchtbarkeit des Geschicks zur Darstellung. Dort sehen wir Stolz und Trotz bis

zum Titanenmuth sich erheben, hier Sicherheit und Kleinmuth bis zur Verzweiflung herabsinken. Bei Lear ist von Anerkennung höherer Obmacht, von eigner Unterwerfung und Aufgeben des Kampfes keine Rede; er wird niedergeworfen und bezwungen, aber nicht besiegt; noch über der Leiche seines Kindes murrt er gegen das Schicksal. Gloster dagegen ist schon durch fremdes Geschick erschüttert bis zur Haltlosigkeit; als der Stoß ihn selbst trifft, ist er völlig gebrochen; und so sehr gibt er sich überwunden, daß er in abergläubiger Furcht vor den Sternen sich nicht anders zu helfen weiß, als durch feige Flucht aus dem Leben. Das sind Gegensätze, die sich nicht in Einem Bilde darstellen lassen, und die doch erst in ihrer Zusammenfassung nicht blos die Fülle, sondern auch die Wahrheit der Idee aussprechen. Hätten wir nur Lear's Geschick vor uns, so würde uns der Anblick dieses Titanenkampfes neben der Erschütterung fast mehr das Gefühl der Bewunderung als das des Mitleids einflößen, und das Stück wäre kaum eine Tragödie zu nennen. Auch würde sich die Hauptidee desselben ganz anders bestimmen, da es vielmehr die Stärke des Menschen im Ringen gegen das Geschick, als die furchtbare Allmacht des letzteren gegenüber menschlicher Ohnmacht zur Anschauung brächte. Daß aber das unendliche Mitleid, welches wir bei den grauenvollen Geschicken Glosters empfinden, nicht blos diesem gelte, sondern sich vielmehr auf das Ganze und namentlich auch auf Lear übertrage, dafür hat der Dichter eben durch die wunderbare Verbindung gesorgt, mit welcher er die Geschicke der beiden Häuser so innig und so kunstvoll in einander verflochten hat.

Doch wir müssen diese Nebenbemerkungen hier um so mehr abbrechen, da ich mich noch über einige andere Puncte erklären möchte, die für das Verständniß unsrer Tragödie zu

wesentlich sind, um ganz übergangen zu werden. — Für's Erste nämlich könnte unsrer Auffassung der Einwand gemacht werden, daß es doch hauptsächlich der Undank der Kinder sei, der jene furchtbaren Leiden herbeiführe, und daß derselbe auch im Stücke ganz ausdrücklich betont werde. Es wird sich also darum handeln, das Verhältniß aufzuklären, in welchem die Art, wie Lear gestürzt wird, zu der Bedeutung steht, die man seinem Sturze bis in die grauenvolle Tiefe des Wahnsinns beilegen muß. Fände sich nun, ganz abgesehen von der Ueberlieferung der Fabel, irgend eine andere Möglichkeit seines Sturzes, so könnten wir uns freilich in unsrer Auffassung geirrt haben; wäre aber nach Lear's ganzer Stellung, nach seinem Wesen und Character das vorliegende Motiv das einzig mögliche und denkbare, dann würde unsre Ansicht darum noch nicht falsch sein müssen, weil der Dichter gerade die kindliche Impietät zur Mittelursache und zum Hebel der Katastrophe machte. In der That aber wüßte ich nicht, was einem Lear sonst Schreckliches oder Feindliches begegnen, das im Stande wäre, diesen Herrscher von seiner Höhe zu stürzen und selbst die Mannheit in ihm bis zum Wahnsinn zu bewältigen, wenn es nicht eben ein solches Geschick ist, das in und aus ihm selbst erzeugt, kein Entrinnen möglich macht. Lear hat eine lange und glückliche Regierung, aber sicher nicht ohne ruhmvoll bestandene Kämpfe geführt: was sollte den bewährten, noch immer kampfrüstigen Helden zu Boden werfen? Ein Angriff auf sein Reich? — aber er würde seine Feinde mit der Stärke seines Armes zerschmettern, und wären sie noch so zahlreich; wo nicht, so würde er den Heldentod sterben: — Sturz, Schmach, Entthronung von Feinden? daran ist bei Lear nicht zu denken. Oder Heimtücke, die im Finstern schleicht? — aber Lear hat keine Feinde im

seiner Umgebung; er ist geliebt, verehrt, fast angebetet von Allen, und die ihn etwa neiden möchten, verkriechen sich schon vor seinem zürnenden Herrscherblick. Den Tod seiner Kinder, ja seines Lieblings Cordelia würde Lear tragen wie ein Mann, wie er den seiner Gattin trug. Es gibt für Lear keine Möglichkeit eines anderen Sturzes, als den er sich selbst bereitet. Ja auch der Undank der Kinder an sich würde nicht Herr über ihn geworden sein; wir sehen's an Cordelia's Verbannung. Wie auch sein Herz gelitten hätte, er hätte sicher seinen Schmerz bemeistert; er würde gestraft haben — furchtbar, wie er selbst droht; gestürzt wäre er nicht, — hätte er nicht selbst seine Macht weggegeben. So ist also der Undank seiner Töchter nicht einmal der eigentliche Hebel, sondern nur der Stachel seines Sturzes und seiner Leiden, und wird auch nur in diesem Sinne, und erst in der Lage gänzlicher Hülflosigkeit von Lear selbst betont. Lear geht lediglich an dem Widerspruche seiner Natur und seiner Ansprüche mit seiner Lage, an dem Gefühle selbstverschuldeter Ohnmacht zu Grunde; ein Gefühl, das ihm nur verbittert und vergiftet wird durch den Gedanken, daß es seine eigenen Töchter sind, die ihm diese Ohnmacht zu fühlen geben, indem sie seine überschwängliche Güte mit Undank lohnen. Wir haben aber auch gesehen, wie Lear keinen Augenblick daran dachte, daß er mit der Hingabe seiner Macht aufgehört habe König zu sein. Blieben also seine Töchter nur bei der äußersten Billigkeit des Vertrages stehen, so gab es für ihn keine Erniedrigung, keine Ohnmacht. So wenig daher dem Undank dieser Töchter — Cordelia müßte dabei ohnehin außer Anschlag bleiben — irgend eine vorwiegende Bedeutung für die Idee des Ganzen beigelegt werden darf, so gewiß ist doch gerade diese Impietät der beiden unnatürlichen Kinder die nothwendige,

weil die einzig mögliche Brücke, über welche Lear an der ehernen Hand des Geschickes von der Höhe zur Tiefe nieder gleitet bis an den Rand des Abgrunds, in den ihn der eigne schwindelnde Geist hineinstürzt. Der Dichter mußte also bei dem überlieferten Motiv der Fabel bleiben, und hatte nur dafür zu sorgen, daß Lear's jäher Sturz aus der Höhe als solcher vorwiegend zur Anschauung kam; und daß er dies gethan, das eben haben wir in der ausführlichen Entwicklung jener Scenen nachzuweisen gesucht.

Ein Zweites noch ist nun die Frage, wie sich der Wahnsinn als die tragische Mitte unsres Stücks und als der Gipfelpunkt in dem Geschicke Lear's rechtfertigen lasse? Gerechtfertigt ist er, wenn er als poetische Nothwendigkeit begriffen wird. Nun wäre aber in der Katastrophe, welche Lear selbst über sich heraufbeschwört, der Tod in keiner Weise ein tragisches Motiv. Denn abgesehen davon, daß er in keinem Verhältniß zu seinem Ausschreiten „aus dem Geleise der Natur" stehen würde, könnte er in der unglücklichen Lage, in der der arme König ist, nur als Erlösung erscheinen. Eine gelungene Ermordung also — deren Beabsichtigung unser Stück, wie die Fabel selbst auch, den unnatürlichen Schwestern allerdings unterstellt, — könnte nur den Abscheu vor diesen Ungeheuern vermehren, ohne die tragische Kraft des dramatischen Inhalts zu erhöhen. Ein Bewenden aber bei dem trost- und hilflosen Elend — an sich undenkbar — würde ohne weitere Steigerung zwar zum Mitleid bewegen können, aber nicht im geringsten auch nur den Namen eines tragischen Geschicks verdienen, da es immerhin als gerechte Buße für die jähzornige Verstoßung Cordeliens anzusehen wäre. Für die Steigerung dieses Elends zur tragischen Höhe bleibt nur ein Zwiefaches: entweder Verzweiflung bis zum Selbstmord oder Wahn-

sinn. Welches von beiden Motiven nun für Lear das angemessenere ist, muß aus seiner eigenen Natur, seinem Charakter und der Art seines Ausschreitens, welchem die Nemesis gilt, erschlossen werden. Diese Frage aber ist sofort entschieden, denn daß einem solchen Heldengemüth wenig ansteht, an sich zu verzagen, ergibt sich von selbst. Wer in solch unbezwinglicher Stärke mit Himmel und Erde zu ringen sich unterwinden darf, wie Lear, der kann nicht der Verzweiflung zur Beute werden. Aber auch sein Fehler steht dazu in keinem Verhältniß, da er mehr eine Thorheit, begangen im Uebermaß der Leidenschaft, als Versündigung oder Frevel ist. So bleibt nur der Wahnsinn als einzig mögliches dramatisches Motiv, um Lears Leiden zur tragischen Höhe zu steigern. Allein damit ist die Berechtigung desselben nur erst zur mindern Hälfte nachgewiesen; Hauptsache bleibt vielmehr, Lears Wahnsinn als eine Nothwendigkeit seines inneren geistigen Lebens im Zusammenhalt seiner Natur und seiner Verschuldung zu begreifen.

Lears Palladium, wofür er sein ganzes Leben eingesetzt, ist der unverbrüchliche Glaube an seine eigne Herrschergröße. Dieser Glaube stützt sich auf das Bewußtsein seiner strengen Gerechtigkeit und seiner eingebornen Königswürde. Keine Macht der Welt kann ihm dieses Palladium rauben, so lange er sich selbst nicht verliert; er ist ja jeder Zoll ein König, — wer kann daran etwas ändern? Wer's ändern wollte, müßte ihn irre machen an sich selbst, irre auch in seinem Glauben an das Wort „Gerechtigkeit." Das Eine scheint so unmöglich wie das Andere. Und doch hat sich Alles geändert in plötzlichem Umsturz; zunächst das Aeußere. Lear ist herabgesetzt zur Ohnmacht, sein Herrscherwort findet kein Gehör, seiner Würde versagt man die Ehrfurcht

Auf ihn, der nie an die Möglichkeit eines Widerspruchs zwischen der Wirklichkeit und dem idealen Anspruch inneren Berufs dachte oder glaubte, muß diese Erfahrung so plötzlich und völlig neu, wie sie für ihn ist, nothwendig einen verwirrenden Eindruck machen. Einen Augenblick wird er durch die Töchter wirklich irre an sich selbst; er kennt sie nicht, sich nicht mehr. Doch das geht vorüber, er findet sich wieder; nach dem Verlust des Königs rafft er den Mann in sich auf; mit der Drohung der Rache stürmt er in die Nacht hinaus. Seine Ohnmacht allein führte ihn noch nicht nothwendig zum Wahnsinn, so wenig wie zur Verzweiflung. Mit der Zeit konnte er zu jener Resignation kommen, die auf alle äußere Macht verzichtet und selbst im Kerker sich frei weiß; eine erhobene Stimmung, die sich am Schlusse so schön gegen Cordelia ausspricht. — Aber Lear bedarf der Anerkennung — wenigstens jetzt noch —, er bedarf, um an sich glauben zu können, der Bejahung dieses Glaubens; findet er diese nirgend mehr, so muß er mit dem Glauben an sich, worauf sein ganzes Leben ruht, nothwendig auch sich selbst verlieren. Seine Töchter weigern ihm diese Anerkennung im Widerspruch mit ihrer Pflicht und seinem Verdienst; — und in demselben Augenblicke verlassen ihn auch alle seine Ritter, er ist allein auf öder Haide, allein mit seinem Narren, und auch der hat ihm ja stets die Anerkennung geweigert, indem er ihm seine unkönigliche Thorheit unablässig zu hören gab. Da wird Lear irre nicht blos an seiner eingebornen Königswürde, sondern auch an dem zweiten Fundament seines Lebens, an der Gerechtigkeit; damit aber weichen alle Stützen seines geistigen Lebens, weil dies die einzigen sind, die er hat. So muß er nothwendig sich selbst verlieren, und wenn sein leibliches Leben stark genug ist den Sturm zu überdauern, so wird doch sein Geist ohne Rettung dem Wahn-

sinn verfallen müssen — wenn er nicht in sich die nothwendige Selbstbejahung findet.

Hätte Lear zu Cordelien gehen können, sie würde ihm die Anerkennung gewährt haben, die ihm so unentbehrlich ist, und er war gerettet. Aber warum kann er's nicht? warum weigert ihm der Dichter diesen Ausweg, den doch die Fabel an die Hand gibt? — Weil es der Natur, dem Charakter, der innersten Lebensüberzeugung Lears widerspricht. Nicht falsche Scham, nicht Furcht vor Erniedrigung hält ihn ab, diesen Gedanken zu fassen; der Kern seines sittlichen Bewußtseins, der unvertilgbare Sinn der Gerechtigkeit verbietet es ihm. Er kann nicht glauben, daß ihn die Tochter aufnehmen werde, um die er es nicht verdient; will er doch auch da nicht einmal, als er in den Armen seines Lieblings erwacht, an ihre Liebe glauben, die er verstoßen.

So ist also dem verlornen Mann jede Rettung, die ihm von außen kommen könnte, abgeschnitten; es fragt sich nun, ob er bei der Einkehr in sich die Selbstbejahung findet, die kräftig genug ist, ihn aufrecht zu erhalten. Es scheint so; denn sein Gewissen entlastet ihn; er sagt sich selbst: ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt als er sündigte. Aber hart daneben liegt ein nagendes Gefühl, das ihn von Anfang bis zu Ende begleitet, das ihm keinen Augenblick Ruhe läßt, das mit jedem Blick auf seine ohnmächtige Lage, mit jedem Gedanken an die Unnatur seiner Töchter auf's neue erwachen, unwiderstehlich sich ihm aufdrängen muß. Er will's nicht Worts haben, nicht aufkommen lassen; er unterdrückt's, hält sich's vom Leibe wie er nur kann, schiebt es bei Seite, drängt es aus sich hinaus, — immer, bis jetzt; aber wie er sich auch dagegen sträuben mag, der Narr wird ihm endlich doch über den Hals kommen, —

denn der Narr ist Lears mit ihm wandelnde Reue. Nicht sein Gewissen; das läßt den armen König ruhig, — sein Fehl ist nicht so groß, Uebereilung und Thorheit in der besten Absicht, kein Verbrechen. Aber der Narr läßt ihm keine Ruhe; er taucht auf in dem Augenblick, wo Lears Erkenntniß seiner Thorheit beginnt, die Reue über Cordeliens Verstoßung anklopft und Einlaß begehrt. Von da an heftet sich der Narr an seine Fersen, ist überall bei ihm, bei Tag und Nacht, im Haus und auf der Reise, hält allein bei ihm aus in Sturm und Wetter, redet kein Wort, als nur für ihn, und zu ihm kein Wort, als nur von seiner Thorheit, immer und immer wieder, ohne Rast und Ruh — bis Lear wahnsinnig ist. Da verschwindet er, da geht er zu Bett, zur Ruhe in Lears Herzen; endlich hat er Eingang gefunden. Die Reue ist Selbstverneinung; ihr unterliegt Lear nothwendig, nachdem er mit ihr allein gelassen, nachdem ihm alle Bejahung seines Lebens von außen entzogen ist.

Ich habe früher in einem Vortrag über Hamlet nachgewiesen, wie Shakespeare Opheliens Wahnsinn im letzten Grunde aus dem quälenden Bewußtsein ableitet, das, was ihr das Theuerste war, Hamlets Liebe, durch Selbstverschuldung verloren zu haben. Dasselbe Motiv macht der Dichter auch hier wieder für Lears Wahnsinn geltend. Der Narr ist dieses Bewußtsein, von welchem Lear bei jedem Anlaß mit spitzen Stachelreden gequält wird, die ihn immer und immer wieder auf die Selbstverschuldung seines Elends hinweisen. Zwar anfangs noch hält er sich den kecken Burschen kräftig genug und ziemlich barsch vom Leibe, er droht ihm mit der Peitsche; doch bald, wie die Noth entschiedener hereinbricht, leiht er ihm williger sein Ohr, verhält sich endlich blos leidend gegen ihn, und jetzt sogar — wendet

er ihm mit kummervoller Theilnahme alles zu, was ihm von seinem Herzen geblieben ist:

> Du armer Schelm und Narr, mir blieb ein Stückchen
> Vom Herzen, und das bejammert dich.

Jetzt also räumt er dem Burschen sein Herz ein, der nicht müde wird, ihm seine Thorheit vorzupredigen. Er nimmt sich seine eigne Narrheit in einem Augenblick zu Herzen, wo ihn der Fieberfrost von außen schüttelt, wo er empfindet, der stolze majestätische Lear — unläugbar empfindet, daß er eben auch nichts anderes ist, als ein armes schwaches Menschenkind, dem die Wetter des Himmels die Haut durchnässen dürfen. Dieß ist der Punkt, wo die Reue mit ihrem Fieberschauer in Lears Herzen ihren tiefsten Stachel einsetzt, der Narr *in ihm* seine Wohnung aufzuschlagen beginnt. Je nachgiebiger aber Lear gegen jenes Bewußtsein in seinem Innern wird, desto milder und sanfter, zuletzt ganz schweigsam wird der Bursche außer ihm. Ja sein letztes Wort ist nun sogar eine Warnung vor Gespenstern, die Lear zu schauen im Begriff ist; — zu spät. Edgar tritt aus der Hütte, ein leibhaftiges Abbild von Lears eben jetzt so scharf empfundener Noth — und den eigenen Narren im Nacken, den Schicksalsnarren vor sich, so in die Mitte genommen zwischen zwei unabweisbare halb gespenstische Mächte, (von denen die eine sein inneres, die andere sein äußeres Selbst vorstellt) wird Lear vom Strudel des Bewußtseins selbstverschuldeten Elends ergriffen und in die Tiefe des Wahnsinns hinabgezogen. — Denn Edgar als Pathe, d. h. als geistlicher Sohn und Erbe Lears, — um dies nebenbei zu bemerken — hat wohl überhaupt keine andere Bedeutung, als die, das bessere unzerstörbare Selbst des *gestürzten* Titanen zu repräsentiren. Darum ist sein Character anfangs so unbestimmt und schwankend gehalten; darum tritt er

eigentlich erst bedeutsam und zwar in verstelltem Wahnsinn in dem Augenblick auf, wo Lear wirklich wahnsinnig wird; darum steht er seinem Vater als muthiger und ermuthigender Kämpfer gegen die Unbill des Geschickes zur Seite, — darum endlich ist seine Aufgabe, an der Stelle des unterliegenden Lear über den Ritter der nackten Bosheit zu triumphiren und in sich das bessere Selbst dieses Lear-Prometheus, wenn auch in schwächerem Abbild, hinüber zu retten in das jüngere Geschlecht. —

Es ist eine wunderbare und eben so glückliche Erfindung, daß der Dichter das nagende Bewußtsein der Selbstverschuldung aus der Seele des Helden nach außen verlegt und in dem Narren personificirt, um es dem unglücklichen König bis zu diesem Punkte der Erfüllung seines Geschickes, wenn auch zum untrennbaren, doch nur zum äußerlichen Begleiter geben zu können. Denn unmöglich war es, daß der königliche Lear die Heldenbrust der wilden Empörung, die ihn zu zerschmettern droht, mit solchem Titanenmuth entgegenwarf, wenn ihm die Seele von der ganzen Wucht quälender, beißender Reue belastet war. Alle die gewaltigen Züge trotziger Unbezwinglichkeit, in denen sich erst Lears Bild vollendet, würden wegfallen müssen; Lear würde nicht mehr Lear sein können, wenn er sich von vornherein jenem dumpfen Brüten ermüdender Selbstqual hingab. — Dagegen hat der Dichter mit jener glücklichen Conception zugleich noch ein Anderes erreicht, was für das theilnehmende Gefühl sehr wesentlich in's Gewicht fällt. Ohne den Narren würde Lears Wahnsinn nicht unmittelbar in seiner Berechtigung empfunden, weil nicht hinlänglich in seinem Grund und Anlaß verstanden werden. Diese Unklarheit des Gefühls, welche unser Mitleid in Unwillen verkehren müßte, ist völlig beseitigt, indem der Dichter uns jenen verborgenen Stachel so anschaulich macht, der dem Geiste Lears

das eigentliche Gift seines tiefempfundenen Elends so lange einimpft, bis es nicht mehr Wunder nehmen kann, daß der Schmerz und die Krankheit des Herzens sich auch dahin verpflanzt, wo die Werkstätte der Gedanken ist.

In der That kommt auch bei Lear, wie bei Ophelia, im Verlauf des Wahnsinns nichts anderes zu Tage, als was vorher als Krankheit im Herzen brütete, so daß keineswegs mit Gervinus gesagt werden kann, der Wahnsinn Lears habe nur einen ganz allgemeinen Character. Der Hauptinhalt seiner wahnsinnigen Reden beginnt genau da, wo seine Kränkung anhob, bei Goneril und Regan, über die er sich zu Gericht setzt; er endet genau da, wo sein helles Bewußtsein zu schwinden begann, bei der Erinnerung nemlich an sein „Alleinsein" (mit seinem Narren), an jenen Anblick (Edgars) „bei dem der Mensch in salz'ge Thränen vergehen könnte," an jenen „lustigen" Augenblick, wo er mit heller Lache den König so ganz ausgezogen hat, daß er nun erst fragen muß, „ob die Herren wohl wissen, daß er ein König ist." Was dazwischen liegt, ist überall nur der Reflex bitterer Empfindungen und Erfahrungen, oder der Widerhall jener grübelnden Betrachtungen, die ihn dem Wahnsinn entgegenführten. Erst die herbe sein ganzes Geschick umspannende Erinnerung, daß er vor seinen Töchtern hat weinen, ihrer Macht hat weichen müssen. Dann das Handgeld Kents, seine eigene Entrüstung über die Maus von einem Haushofmeister, die man herbeilocken muß; dann die weißbärtige bündische Belehrung Gonerils; das Ja und Nein, die Zusage und der Wortbruch seiner Töchter, wie er ihm zuletzt, eine unglaubliche Theologie, in der häßlichen Abhandlungsscene bei Regan doch klar wird; — endlich die Erinnerung an das plötzliche nie gekannte Gefühl seiner völligen Ohnmacht, da der Donner auf sein

Geheiß nicht schweigen wollte und das Fieber ihn durchschauerte. Nun folgen zwei längere grübelnde Betrachtungen sententiöser Art über die teuflische Heuchelei des Weibes und über die schändliche Unterdrückung und Mißbandhabung von Recht und Gerechtigkeit: — ganz so, wie er dort auf der Haide zuerst über die Verrucht=heit seiner heuchlerischen Töchter und dann über die gebührende Handhabung der Strafgerechtigkeit in grübelndes Sinnen sich vertieft. Was außerdem noch an Färbung zwischen durch kommt, sind gegensätzliche wechselnde Bilder von Höhe und Tiefe, von Gewaltigem und winzig Kleinem, von herrischem Gebieten und Sichgefangengeben, von Standhalten und Flucht, von riesen=kräftigem Trotz und heimlich schleichenden Racheplänen, von Einem endlich, der jeder Zoll ein König ist und doch Fug hat zu wei=nen. Lauter Erinnerungen also, die sich aus dem Sturze des königlichen Lear nothwendig und von selbst ableiten; Nachklänge von jenen Empfindungen, unter deren übermächtig andringender Gewalt die Gesundheit seines Geistes erlag.

Offenbar aber ist gerade diese Farbengebung hauptsächlich darauf berechnet, die furchtbare Katastrophe, der eine so mächtige Heldengestalt verfallen ist, als solche in das entschiedenste Licht treten zu lassen, und das Bild des gestürzten Lear, für sich allein und ohne alle ferner liegende Beziehung und Deutung, als ein namenlos unglückliches Verhängniß in den Mittelpunkt unserer Theilnahme zu verpflanzen. Könnten wir noch irgend zweifeln, so dürfen wir nur des Dichters eigene Erklärung hören, welche er über den Eindruck, den Lears Wahnsinn machen sollte, einem Edelmann in den Mund legt:

> Ein Anblick jammervoll am ärmsten Bettler,
> An einem König namenlos.

Und so dürfen wir wohl auch von hier aus zum Schlusse den Satz wiederholen, daß Lears Geschick als solches zum bedeutungsvollen Mittelpunkte des Ganzen bestimmt, und Lear demnach, diese furchtbarste und zugleich vollendetste aller Tragödien nichts Anderes ist, als das warnende Schicksals-Monument auf dem Grabhügel menschlicher Größe.

Mittheilungen

aus des

persischen Dichters Sadi Rosen- u. Fruchtgarten.

Von

Dr. C. Lösch.

Ich denke Ihnen, Verehrteste, heute den persischen Dichter Sadi vorzuführen. Er gehört zu den berühmtesten Dichtern seines Volkes und ist seit der lateinischen Uebertragung seines Gulistan durch Gentius im Jahre 1651 und durch die deutsche Uebertragung desselben Werkes durch den Bibliothekar Olearius in Schleswig im Jahr 1654 auch den Deutschen bekannt und zugänglich geworden.

Sadi, mit seinem vollen Namen Moslihebdin Sadi, gehörte zur Gesellschaft der Sufi. Diese bildeten einen eigenen Gelehrtenstand, oder wenn man will, eine eigene religiöse Verbrüderung in Persien. Ihr Hauptstreben ging dahin, sich über die äußern Formen der Religion zu erheben und durch ein mystisches Versenken in die Tiefen der Gottheit sich von den Fesseln des Irdischen zu befreien und zur Einheit mit Gott zu gelangen. Zu diesem Zwecke haben sie unter der Leitung eines älteren Sufi mehrere Stufen durchzumachen, bis sie auf der höchsten, der vier-

ten, zum völligen Versenken in die Gottheit, zum völligen Einswerden mit ihr gelangen. Eine gewisse mönchische Strenge, ein Fernhalten von der Welt und ihren Freuden, ein zur Schau-tragen der Armuth in der Kleidung, gehörte zu den äußern Abzeichen ihres Standes. Sie standen in großem Ansehen unter dem Volke, und sammelten gewöhnlich eine große Anzahl von Schülern um sich.

Das Leben unseres Sadi ist von einem gelehrten Perser, Dauletschah beschrieben, auch finden sich in Dschami's Lebensbeschreibungen berühmter Sufi's kürzere Notizen von ihm. Er war als Sohn armer Eltern 1175 nach Christo in Schiras geboren, studirte in Bagdad unter der Leitung des gelehrten Abulfaradsch die höhere Weisheit, hielt sich an verschiedenen Orten, in Kaschgar, in Damaskus, in Baalbeck auf, machte zu seiner weitern Ausbildung eine große Anzahl von Reisen, unter andern nach Delhi, nach Indien, wallfahrtete vierzehn Mal nach Mekka, sammelte sich einen außerordentlichen Schatz von Lebenserfahrungen und von gelehrtem Wissen und scheint seine Gedichte und seine Sprüche erst in spätern Jahren niedergeschrieben zu haben. Sein Ruhm breitete sich immer weiter aus, er erfreute sich der Unterstützung und des Schutzes des berühmten Abubecker und wurde zuletzt oberster Scheich der Sufi in Bagdad. Von seinem Verhältniß zu Abubecker sagt er selbst:

Nach Hindostan reist' ich nach diesem Strauß,
von da nach Jemen und zum heil'gen Haus.
Aus allem war mir Bittres nur entsprossen;
das Süße hat erst jetzt mein Mund genossen,
beglückt von Huld an Abubecker's Thron,
dem gleich und gleichet keiner Mutter Sohn.
Ich kam als Kläger gegen Schicksals Tücke
und suchte Schutz in seines Schattens Glücke.

Er wurde, wie er selbst erzählt, als er sich in der Nähe von Jerusalem in eine Einsiedelei zurückgezogen habe, von den Kreuzfahrern gefangen genommen, als Sclave verkauft und mußte an den Festungswerken von Tripolis arbeiten, bis ihn ein Kaufmann aus Aleppo um 10 Dinare loskaufte, ihm die Freiheit schenkte und ihn mit seiner Tochter verheirathete, welche eine Mitgift von 100 Dinaren empfangen hatte. Diese Ehe jedoch war keine glückliche; denn seine Frau war sehr heftig und zanksüchtig. In seinem Rosengarten spricht er sich selbst folgendermaßen über sie aus:

„Nach Verlauf einiger Zeit zeigte sie sich böswillig, eigensinnig und widerspenstig, sie fing an ihrer Zunge freien Lauf zu lassen und mir das Leben zu verbittern, denn mit Recht hat man gesagt:

Hat ein guter Mann im Haus ein böses Weib,
brennt er in der Hölle bei lebend'gem Leib.
Von der bösen Sieben halte fern die Hände!
O daß Gott die Feuerstrafe von uns wende!

Indem sie einst ihre schmähsüchtige Zunge gehen ließ, sagte sie: Du bist ein nichtsnutziger Mensch, mein Vater hat dich für 10 Dinare von den Franken losgekauft. Wohl, antwortete ich, hat er mich für 10 Dinare losgekauft, aber für 100 Dinare hat er mich dir zum Gefangenen gegeben.

In seinem höheren Alter zog er sich in eine Einsiedelei bei Schiras zurück und lebte bis zu seinem, erst spät erfolgten Tode ein beschauliches Leben. In seiner Einsamkeit wurde er von Fürsten und Vornehmen und von dem Volke fleißig besucht und beschenkt. Ueber sein beschauliches Leben drückt sich sein Biograph ganz in morgenländischer Weise so aus: „Dreißig Jahre beschäftigte er sich mit Erwerbung von Kenntnissen, dreißig Jahre

war er auf Reisen und durchwanderte das ganze bewohnte Erdviertel, und dreißig andere Jahre setzte er sich auf den Teppich der Andacht und wandelte auf den Pfaden der Ordensmänner. O schönes Leben, das auf solche Weise zugebracht worden!" Ueber sein Todesjahr sind die Geschichtsschreiber nicht einig. Gewöhnlich nimmt man an, daß er 1292 gestorben ist und ein Alter von 116, nach anderen von 102 Jahren erreicht habe. Der Uebersetzer seines Rosengartens, Graf, aber macht es wahrscheinlich, daß er schon 1263 gestorben sei und somit blos ein Alter von 88 Jahren erreicht habe.

Sein Grab findet sich eine Stunde nordöstlich von Schiras in kahlen und öden Bergen. Der persische Fürst Kerim Khan führte dort ein Schloß mit Gartenanlagen und Springbrunnen aus und ließ dem Dichter in einer steinernen Nische ein Grabmal setzen. Die Wände der Nische sind mit Inschriften und Verzierungen bemalt und den steinernen Sarg verschließt ein ebenso verzierter, mit Sprüchen Sadi's beschriebener hölzerner Deckel. Ein einsiedlerischer Derwisch hat die Aufsicht und zeigt das Grab nebst einem Exemplare der Werke des Dichters gegen eine Belohnung. Sadi ist in seinem Vaterlande so berühmt, daß Olearius versichert, es werde daselbst keiner gefunden, der nur lesen und schreiben kann und nicht den Gulistan des Dichters in Händen hätte, keinen, der etwas gelehrt und fürnehm sein wolle, der nicht seine Sprüche mehrentheils im Kopfe hätte. Seine Hauptwerke sind: Gulistan, der Rosengarten, Bostan, der Baum- oder Fruchtgarten, Divan, eine Sammlung lyrischer Gedichte und Pendnameh, eine Sammlung von Sittensprüchen. Die beiden letzten scheinen in Deutschland noch keine Uebersetzer gefunden zu haben, wenigstens waren meine Bemühungen bei der Universitäts-Bibliothek in Erlangen darnach fruchtlos und

alle Buchhändler-Kataloge, welche hier nachgeschlagen wurden, enthielten ebenfalls davon keine Spur. Es bleibt mir daher blos der Rosengarten und Fruchtgarten zur näheren Beurtheilung übrig und ich werde durch mehrere ausgehobene Stellen den Geist und den Gehalt des Dichters Ihnen näher zu bringen suchen. Daß ich Sie mit der veralteten Uebersetzung des Olearius, der, wie er sich ausdrückt, „den Persianer zum erstenmal in einem deutschen Mantel hereingeführt und ihn in unserer Muttersprache hat hören lassen" — verschone, werden Sie mir Dank wissen. Ich halte mich an die Uebersetzung des Rosengartens von Graf, welche 1846 in Leipzig, und an die Uebersetzung des Fruchtgartens von Schlechta Wssehrd, welche 1852 in Wien erschienen ist. Graf gibt in seinen Anmerkungen auch einzelne Stellen aus dem Pendnameh. Sie unterscheiden sich aber nach Form und Inhalt so wenig von den im Rosen- und Fruchtgarten enthaltenen Stücken, daß es überflüssig wäre, etwas davon anzureihen. Ebenso halte ich es nicht für zweckmäßig, Proben von Herder zu geben, da er mehr Nachbildungen, als getreue Uebersetzungen geliefert hat. Es ist natürlich, daß wir hier nichts anderes, als den reinen Morgenländer zu suchen haben und daß wir weder nach Form noch Inhalt an seine Sprüche und Lieder den Maasstab der classischen oder der romantischen Dichtkunst legen dürfen. Wenn uns oft ein gewisser Schwulst der Rede, eine Ueberschwänglichkeit der Worte, ein buntes Meer von Bildern und Gleichnissen begegnet, so darf uns das nicht irren, eben so wenig, als die scheelen Seitenblicke auf die Christen oder Juden, oder die wortreiche Verehrung gegen Muhamad, oder die sclavische Demuth gegen den Herrscher, welchen der Dichter verherrlichen will. Eben so wenig werden wir Anstoß daran nehmen, wenn die Verhältnisse der Geschlechter, und die Ansprüche und Em-

pfindungen der Liebe vielfach in anderer Weise behandelt erscheinen, als sie nach unseren Grundsätzen und Vorstellungen behandelt sein sollten. Die morgenländischen Tinten gehören nothwendig zum Ganzen und sie treten bei Sadi in weit geringerem Maaße hervor, als bei den meisten seiner Landsleute. Wir werden vielmehr überall von der tiefen Wahrheit seiner Lebensanschauungen, von der hohen Sittlichkeit seiner Grundsätze, von der unverfälschten Reinheit seiner Empfindungen und von der Tiefe und Innigkeit seiner Religiosität uns angezogen und ergriffen fühlen.

Es dürfte nicht unwillkommen sein, das treffende Urtheil eines Rezensenten in der Allg. Zeitung vom vorigen Jahr zu vernehmen. Er sagt:

„Sadi ist der vielgewanderte, Odysseus und Nestor in sich vereinigende, Dichtergreis, der auf seiner asiatischen Länder- und Völkerschau den reichsten Schatz von Lebenserfahrungen gesammelt hatte und nun in die Heimath zurückgekehrt, im Genusse wohlverdienten Ruhms, die Summe seiner Weisheit mit ruhigem Behagen in anmuthigen Geschichten, Sprüchen und Versen niederlegte."

„Der Grund des Zaubers, der aus seinen Werken spricht, ist die aus aller morgenländischen und muhamedanischen Besonderheit, wie ein feiner Aether sich ablösende und frei über ihr schwebende allgemeine Menschlichkeit, der jedem Extrem abholde Geist weiser Mäßigung, die Reife und Milde der Betrachtung und des Urtheils, wie sie in höher begabten Menschen durch ein langes, vielbewegtes Leben sich ausbilden.

Sein Rosengarten ist halb in Prosa und halb in Poesie geschrieben, also daß beide beständig mit einander abwechseln. Aber auch die Poesie ergehet sich in dem morgenländischen Pa-

rallelismus der Glieder und bringt Reime in reichlichem Maaße. Er bestehet aus acht Abtheilungen, die jedoch in ihrem Inhalte nicht gerade streng von einander sich abscheiden. Die erste handelt von den Königen und dem Hofleben, die zweite von den Gesinnungen der Derwische, die dritte vom Werth der Genügsamkeit, die vierte von den Vortheilen des Stillschweigens, die fünfte von der Liebe und Jugend, die sechste von der Schwäche und dem Alter, die siebente von dem Einfluß der Erziehung, die achte von den Regeln des Umgangs.

Zuerst ehe wir die Sprüche der Weisheit aus dem Munde unseres Sadi vernehmen, wollen wir doch zur Ergötzlichkeit unserer Zuhörer eine Probe morgenländischen Pompastes in Worten, Bildern, Gleichnissen und Wendungen vortragen. Der Dichter ermahnt zum Danke in Wort und That gegen Gott, der die ganze Welt so herrlich zu unserem Genusse und unserer Freude ausgeschmückt hat, und läßt sich also vernehmen:

„Der Segen seines unberechenbaren Erbarmens hat sich zu Allen erstreckt und der Tisch seiner rückhaltlosen Wohlthätigkeit ist überall gedeckt; den Ehrenschleier seiner Knechte zerreißt er nicht wegen verwerflichen Begehens und das tägliche Brod entzieht er ihnen nicht wegen schmählichen Vergehens.“

> Allgütiger, der du aus verborg'nem Schatze
> dem Perser und dem Christen Nahrung spendest,
> wie könntest deine Freunde du verlassen,
> wo du auf Feinde deinen Huldblick wendest.

Seinem Kammerdiener, dem Morgenwinde, hat er gesagt, daß er den smaragdnen Teppich auflege, und seiner Amme, der Frühlingswolke, hat er befohlen, daß sie die Mädchen der Pflanzen in der Wiege der Erde pflege; die Bäume hat er zum Feste des Neujahrskleides mit dem grünen Blättergewande überzogen und den jungen Zweigen bei der Wiederkehr der Rosenversamm-

lung den Blumenkopfputz angezogen; der Saft eines Rohres ist durch seine Macht als trefflicher Honigseim geflossen und den Dattelkern läßt er durch seine Pflege zur Riesenpalme sprossen.

Wolken und Winde und Sonne und Himmel sind alle beschäftigt,
daß sie dir geben ein Brod und du's nicht unbedachtsam verzehrest.
Siehe, sie dreh'n sich im Wirbel, erfüllen für dich die Gebote,
ist es nicht recht, daß auch du das Gebot durch Gehorsam verehrest?

Aus dem ersten Abschnitt von den Königen und dem Hofleben mögen zwei kurze Proben genügen. So spricht der Dichter sehr schön über die Gleichheit der Menschen und der Stände:

„Der König ist der Armen Stab und Wächter,
ist auch ihr Glück auf seine Macht gestellt.
Das Schaf ist nicht da um des Hirten willen,
Der Hirte ist zu seiner Hut bestellt.

Den Einen siehst du heute hochbeglückt,
des Andern Herz im Kampfe blutend zucken.
Noch wen'ge Tage, dann verzehrt der Staub
das Hirn, in dem die eitlen Träume spucken.

Kein Unterschied ist zwischen Sclav und König
am Schicksalstag, den Keiner wohl vermieden.
Ist dann, wenn man der Todten Staub durchwühlt,
Der Reichen und der Armen Staub verschieden?"

Ebenso schön spricht sich der Dichter darüber aus, daß der König nur in der Gerechtigkeit und in der Liebe seiner Unterthanen seine Stärke findet. Dhohak, der seine Unterthanen bedrückte und daher von ihnen verlassen wurde, als Feridun ihn bekriegte und ihm Thron und Länder raubte, fragte seinen Vesir, was denn die Ursache sei, warum Unterthanen und Soldaten um den einen sich schaaren und den andern verlassen. Der Vesir antwortete ihm: „Bei einem Könige ist Gerechtigkeit nothwendig, damit Krieger und Unterthanen sich um ihn schaaren,

und Milde, damit sie unter dem Schatten seiner Macht sicher wohnen. Dir aber fehlt beides.

> Zum Königsamte paßt nicht der Tyrann,
> gleichwie der Wolf nicht Schäfer werden kann.
> Des Reiches Mauer stürzt der König ein,
> läßt er auf Unrecht sie gegründet sein."

Hieher ließe sich auch noch die Parallele zwischen dem Tode des Königs und des Derwisch anreihen:

„Ein König blickte mit dem Auge der Verachtung auf eine Schaar Derwische: einer derselben, der es gewahr wurde, sprach: O König, wir sind in dieser Welt an Soldaten ärmer, als du, aber an Lebensgenuß reicher, im Tode gleich, und bei der Auferstehung besser.

> Genießt der mächt'ge Fürst mühlos des Lebens Frucht,
> indeß der Derwisch oft nach kargen Bissen sucht,
> so kann, wenn beiden einst die Sterbezeit geschlagen,
> doch keiner aus der Welt mehr, als ein Bahrtuch tragen.
> Wo man das Bündel schnürt, der Wanderung gewärtig,
> sind Fürsten nicht so leicht, als Bettler, reisefertig.

In dem Abschnitte von den Gesinnungen der Derwische sind viele schöne Lehren von freiwilliger Armuth, von wahrer Gebetsinnigkeit, von gänzlicher Hingebung an Gott, und dergleichen enthalten; mit besonderem Nachdruck aber spricht sich der Dichter gegen den gleißnerischen Schein aus, der in äußeren Formen, in dürftigen Kleidern, in ärmlichen Umgebungen und dergleichen den Ruhm der Frömmigkeit sucht, so z. B.:

> In einer Kutte pflegt der Wissende zu gehen;
> für Menschen ist's genug, die nur das Aeußre sehen.
> Sei eifrig! dann zieh an beliebiges Gewand,
> die Krone auf das Haupt, das goldne Schildband.
> Die Frömmigkeit besteht nicht in dem Lumpenkleide,
> bist du nur fromm und rein, so kleide dich in Seide.
> Die Welt mit ihrer Lust und die Begierden fliehn,
> Das ist das Frommsein, nicht das Weltkleid anzuziehn.

oder in einer andern Stelle:

„Was nützt dir Kutte, Rosenkranz und Kleid von Lappen,
wenn du dich selber wälzest in des Lasters Pfütze?
die lämmerwollne Mütze brauchst du nicht zu tragen:
sei wahrhaft fromm und trage die Tataren-Mütze."

Aus dem dritten Abschnitt vom Werth der Genügsamkeit mögen ebenfalls ein paar Proben genügen:

„Genügsamkeit, o mache du mich reich,
denn ohne dich wird Reichthum nicht gefunden.
den Schatz des Duldens wählte Lockmann sich;
nur durch Geduld wird Weisheit auch gefunden."

oder eine andere Stelle:

„Ich habe von einem Derwisch gehört, der im Feuer der Armuth fast erstickte und Lappen auf Lappen zusammenflickte, aber sein Gemüth mit diesen Versen erquickte:

Sei zufrieden, daß du trocknes Brod und Lumpenkleider hast:
Besser ist des eignen Elends, als der fremden Wohlthat Last.

* * *

Besser ist es Bettelkleider in des Elends Winkel flicken,
als um Kleider Bettelbriefe reichen Herren überreichen.
O gewiß, es ist nicht schlimmer in der Hölle Strafe leiden,
als mit eines Nachbars Füßen in das Paradies sich schleichen."

Hieher gehört auch die Stelle:

„Zehn Menschen essen aus einer Schüssel, aber zwei Hunde kommen mit einem Leichnam nicht aus; der Habsüchtige ist im Besitz einer Welt hungrig, der Genügsame wird von einem Brode satt.

Ein einz'ges trocknes Brod erfüllt den engen Leib,
das enge Auge kann der Erde Gut nicht füllen.
Als meines Vaters Lebenslauf vorüber,
Gab er mir diesen Rath und ging hinüber:
ein Feuer ist die Gier, sei auf der Hut,
nicht schüre dir des Höllenfeuers Glut.
Du kannst der Flamme Hitze nicht ertragen:
laß Wasser der Geduld sie niederschlagen."

oder die Vortheile der Armuth und des Hungers:

> „Dem Satten ist es um gebratnes Huhn so wenig
> Als um die Schüssel Kraut auf seinem Tisch zu thun.
> Wer aber nichts besitzt an Vorrath und Vermögen,
> dem sind gekochte Rüben ein gebratnes Huhn.

In ähnlicher Weise sind die übrigen Abtheilungen seines Rosengartens reich an goldenen Sprüchen. So empfiehlt Sadi die Besonnenheit im Reden und die Schweigsamkeit:

> „Ein guterzogner, wohlberedter Greis
> denkt nach zuerst und sagt dann, was er weiß.
> Thu' nicht den Mund auf, ohne nachzudenken;
> sprich gut, ob langsam auch, kann dich nicht kränken.
> Erst überlegt und dann den Athemzug,
> und höre auf, bevor man spricht: genug!
> Das Thier steht unter dir der Sprache wegen;
> sprichst du nicht gut, es ist dir überlegen.

Für den Unverständigen ist nichts besser, als Schweigen, aber wenn er verstände, was für ihn das beste ist, wäre er nicht unverständig."

Eben so golden sind die Aussprüche Sadis von der Armuth und dem Reichthum und der rechten Benützung des letztern zur Linderung fremder Noth:

„Die Nächsten bei dem Thron Gottes, des Gepriesenen und Erhabenen, sind die Reichen, die als Arme wandeln, und die Armen, die als Reiche handeln. Der Größte unter den Reichen ist der, welcher den Kummer der Armen versteht und der Beste unter den Armen ist der, welcher der Reichen Erbarmen nicht anfleht; denn Gott der Allmächtige hat gesagt: „Wer auf Gott vertraut, dem ist Gott genug."

* * *

Wer mit allem Gold und Silber sich nichts Gutes hat erworben,
legte blos auf Gold und Silber seines Strebens Ende an.
Willst du dieser Erde Güter auf die rechte Art genießen,
thu an den Geschöpfen Gutes, wie es Gott an dir gethan.

Eben so trefflich sind die Lehren und Sinnsprüche, welche Sadi in dem Abschnitt von dem guten Betragen im Umgang gibt. Da heißt es:

„Drei Dinge haben keinen Bestand: Reichthum ohne Erwerb, Wissenschaft ohne gelehrten Streit, Regierung ohne Gerechtigkeitspflege. Der Bösen sich erbarmen, ist Ungerechtigkeit gegen die Guten, und den Unterdrückern verzeihen, ist Gewaltthätigkeit gegen die Armen.

Behütest du den Bösen und hast an ihm Geduld,
so förderst du den Frevel und trägst auch seine Schuld.

Auf die Freundschaft der Fürsten kann man sich nicht verlassen und durch die schöne Stimme des Knaben darf man sich nicht verführen lassen, denn jene verwandelt sich durch Einen Verdacht und diese verwandelt sich in Einer Nacht.

Ein Geheimniß, das du verborgen halten willst, darfst du keinem, auch nicht dem Vertrautesten mittheilen, denn keiner wird das Geheimniß treuer bewahren, als du selbst."

Es wird genug sein an diesen Proben aus dem Rosengarten. Sie haben uns überzeugt von dem reichen und vielseitigen Geiste unseres persischen Weisen; und wir werden daher gern mit einstimmen in das Schlußwort des Rosengartens, das offenbar von einer andern Hand ist, als des Dichters selbst. Es heißt:

„Sadis Reden erregen meist freudig das Herz und sind gewürzt mit leichtem Scherz. Kurzsichtige Leute aber strecken aus diesem Grunde die Zunge der Lästerung aus und sagen: Das Mark des Gehirnes abmüh'n und den Rauch der Lampe

zwecklos einzieh'n, ist nicht eines Verständigen Sache. Allein dem hellen Verstande der Leute von Einsicht, gegen die der Rede Angesicht gerichtet ist, kann es nicht verborgen sein, daß die heilsame Perle der guten Lehre angereiht ist an den Faden des schönen Ausdruckes, und die bittere Arzenei des guten Rathes vermischt mit dem Honig des feinen Redeschmuckes, damit der Geist des Lesers nicht unlustig, und das Buch des Glückes der günstigen Aufnahme nicht verlustig werde.

„Wir haben nach Gebühr den Rath zu geben,
verwendet manchen Tag von unserm Leben;
sollt er nicht zu geneigten Ohren dringen:
„des Boten Pflicht ist, Botschaft nur zu bringen."

* * *

Gehen wir nun zu Sadis Fruchtgarten über. Geist und Gehalt ist ohngefähr derselbe; doch stehet der Fruchtgarten ohne Widerspruch höher im Werthe als der Rosengarten; auch hier herrscht der Lehrton vor, auch hier vernehmen wir überall den weisen Sitten- und Erfahrungsprediger. Der Fruchtgarten ist durchaus poetisch und mehr lyrisch gehalten. Es wechselt hier nicht Prosa mit Poesie, sondern der ganze Fruchtgarten ist in gebundener Sprache geschrieben. Merkwürdig ist, daß der Morgenländer einen größeren Anlauf in Wort und Bilderreichthum in Prosa, als in der Poesie nimmt und daß eben deßhalb Bombast und Redeschwulst seltener vorkommt, als im Rosengarten. Auch in diesem Buche sind die Dichtungen nach Abschnitten geordnet und durch besondere Rubriken zusammengestellt. Doch ist die Scheidung so wenig als im Rosengarten eine scharf und fest abgegrenzte. Wir haben hier acht Pforten und wollen aus jeder ein oder ein paar Gedichte ausheben.

Die erste Pforte ist überschrieben: Ueber Herrschaft und Herrschertugend. Wir entnehmen ihr das Gedicht:

Machtgebrauch.

Was zum Sohn der Herrscher sprach,
dessen Blick im Tode brach,
höre: Wie dich gut dünkt schalte,
doch das Volk in Ehre halte,
und daß dir sein Knie sich neige,
du das Haupt dem Rechte beuge!
Mancher hat, der schlecht gebaut,
eignen Bau's Verfall geschaut;
mehr als schwertbewehrten Feind,
scheu ein greises Weib, das weint;
armer Wittwen Seufzerflammen
brannten manche Stadt zusammen.
Darum, dem vor allen Preis,
der gerecht zu herrschen weiß:
weil trifft ihn das Loos der Ruhe,
Segen nachweint seiner Truhe;
weil nur so ist für das Sterben
guter Nachruf zu erwerben;
weil an Händen Flüche hangen,
darob Menschen Hände rangen,
weil nur Wohlthun Dank erwirbt,
Unrecht selber sich verdirbt.

Die zweite Pforte führt die Ueberschrift: Ueber Großmuth und Wohlthun. Aus ihr wollen wir wählen

Der durstende Hund.

Einer, der im Wüstensand
einen Hund verschmachtend fand,
und so matt, daß ihm vom Leben,
kaum noch blieb ein Athembeben,
zog vom Haupte sich die Mütze,
daß er sie als Eimer nütze,
band daran als Brunnenseil,
seines Turbantuchs ein Theil;
schürzte sich zum Werke schnell,
schöpfte Wasser aus dem Quell,

alle Buchhändler-Kataloge, welche hier nachgeschlagen wurden, enthielten ebenfalls davon keine Spur. Es bleibt mir daher blos der Rosengarten und Fruchtgarten zur näheren Beurtheilung übrig und ich werde durch mehrere ausgehobene Stellen den Geist und den Gehalt des Dichters Ihnen näher zu bringen suchen. Daß ich Sie mit der veralteten Uebersetzung des Olearius, der, wie er sich ausdrückt, „den Persianer zum erstenmal in einem deutschen Mantel hereingeführt und ihn in unserer Muttersprache hat hören lassen" — verschone, werden Sie mir Dank wissen. Ich halte mich an die Uebersetzung des Rosengartens von Graf, welche 1846 in Leipzig, und an die Uebersetzung des Fruchtgartens von Schlechta Wssehrd, welche 1852 in Wien erschienen ist. Graf gibt in seinen Anmerkungen auch einzelne Stellen aus dem Pendnameh. Sie unterscheiden sich aber nach Form und Inhalt so wenig von den im Rosen- und Fruchtgarten enthaltenen Stücken, daß es überflüssig wäre, etwas davon anzureihen. Ebenso halte ich es nicht für zweckmäßig, Proben von Herder zu geben, da er mehr Nachbildungen, als getreue Uebersetzungen geliefert hat. Es ist natürlich, daß wir hier nichts anderes, als den reinen Morgenländer zu suchen haben und daß wir weder nach Form noch Inhalt an seine Sprüche und Lieder den Maasstab der classischen oder der romantischen Dichtkunst legen dürfen. Wenn uns oft ein gewisser Schwulst der Rede, eine Ueberschwänglichkeit der Worte, ein buntes Meer von Bildern und Gleichnissen begegnet, so darf uns das nicht irren, eben so wenig, als die scheelen Seitenblicke auf die Christen oder Juden, oder die wortreiche Verehrung gegen Muhamed, oder die sclavische Demuth gegen den Herrscher, welchen der Dichter verherrlichen will. Eben so wenig werden wir Anstoß daran nehmen, wenn die Verhältnisse der Geschlechter, und die Ansprüche und Em-

pfindungen der Liebe vielfach in anderer Weise behandelt erscheinen, als sie nach unseren Grundsätzen und Vorstellungen behandelt sein sollten. Die morgenländischen Tinten gehören nothwendig zum Ganzen und sie treten bei Sadi in weit geringerem Maaße hervor, als bei den meisten seiner Landsleute. Wir werden vielmehr überall von der tiefen Wahrheit seiner Lebensanschauungen, von der hohen Sittlichkeit seiner Grundsätze, von der unverfälschten Reinheit seiner Empfindungen und von der Tiefe und Innigkeit seiner Religiosität uns angezogen und ergriffen fühlen.

Es dürfte nicht unwillkommen sein, das treffende Urtheil eines Rezensenten in der Allg. Zeitung vom vorigen Jahr zu vernehmen. Er sagt:

„Sadi ist der vielgewanderte, Odysseus und Nestor in sich vereinigende, Dichtergreis, der auf seiner asiatischen Länder- und Völkerschau den reichsten Schatz von Lebenserfahrungen gesammelt hatte und nun in die Heimath zurückgekehrt, im Genusse wohlverdienten Ruhms, die Summe seiner Weisheit mit ruhigem Behagen in anmuthigen Geschichten, Sprüchen und Versen niederlegte."

„Der Grund des Zaubers, der aus seinen Werken spricht, ist die aus aller morgenländischen und muhamedanischen Besonderheit, wie ein feiner Aether sich ablösende und frei über ihr schwebende allgemeine Menschlichkeit, der jedem Extrem abholde Geist weiser Mäßigung, die Reife und Milde der Betrachtung und des Urtheils, wie sie in höher begabten Menschen durch ein langes, vielbewegtes Leben sich ausbilden.

Sein Rosengarten ist halb in Prosa und halb in Poesie geschrieben, also daß beide beständig mit einander abwechseln. Aber auch die Poesie ergehet sich in dem morgenländischen Pa-

rallelismus der Glieder und bringt Reime in reichlichem Maaße. Er bestehet aus acht Abtheilungen, die jedoch in ihrem Inhalte nicht gerade streng von einander sich abscheiden. Die erste handelt von den Königen und dem Hofleben, die zweite von den Gesinnungen der Derwische, die dritte vom Werth der Genügsamkeit, die vierte von den Vortheilen des Stillschweigens, die fünfte von der Liebe und Jugend, die sechste von der Schwäche und dem Alter, die siebente von dem Einfluß der Erziehung, die achte von den Regeln des Umgangs.

Zuerst ehe wir die Sprüche der Weisheit aus dem Munde unseres Sadi vernehmen, wollen wir doch zur Ergötzlichkeit unserer Zuhörer eine Probe morgenländischen Bompastes in Worten, Bildern, Gleichnissen und Wendungen vortragen. Der Dichter ermahnt zum Danke in Wort und That gegen Gott, der die ganze Welt so herrlich zu unserem Genusse und unserer Freude ausgeschmückt hat, und läßt sich also vernehmen:

„Der Segen seines unberechenbaren Erbarmens hat sich zu Allen erstreckt und der Tisch seiner rückhaltlosen Wohlthätigkeit ist überall gedeckt; den Ehrenschleier seiner Knechte zerreißt er nicht wegen verwerflichen Begehens und das tägliche Brod entzieht er ihnen nicht wegen schmählichen Vergehens."

Allgütiger, der du aus verborg'nem Schatze
dem Perser und dem Christen Nahrung spendest,
wie könntest deine Freunde du verlassen,
wo du auf Feinde deinen Huldblick wendest.

Seinem Kammerdiener, dem Morgenwinde, hat er gesagt, daß er den smaragdnen Teppich auflege, und seiner Amme, der Frühlingswolke, hat er befohlen, daß sie die Mädchen der Pflanzen in der Wiege der Erde pflege; die Bäume hat er zum Feste des Neujahrskleides mit dem grünen Blättergewande überzogen und den jungen Zweigen bei der Wiederkehr der Rosenversamm-

lung den Blumenkopfputz angezogen; der Saft eines Rohres ist durch seine Macht als trefflicher Honigseim geflossen und den Dattelkern läßt er durch seine Pflege zur Riesenpalme sprossen.

Wolken und Winde und Sonne und Himmel sind alle beschäftigt,
daß sie dir geben ein Brod und du's nicht unbedachtsam verzehrest.
Siehe, sie dreh'n sich im Wirbel, erfüllen für dich die Gebote,
ist es nicht recht, daß auch du das Gebot durch Gehorsam verehrest?

Aus dem ersten Abschnitt von den Königen und dem Hofleben mögen zwei kurze Proben genügen. So spricht der Dichter sehr schön über die Gleichheit der Menschen und der Stände:

„Der König ist der Armen Stab und Wächter,
ist auch ihr Glück auf seine Macht gestellt.
Das Schaf ist nicht da um des Hirten willen,
Der Hirte ist zu seiner Hut bestellt.

Den Einen siehst du heute hochbeglückt,
des Andern Herz im Kampfe blutend zucken.
Noch wen'ge Tage, dann verzehrt der Staub
das Hirn, in dem die eitlen Träume spucken.

Kein Unterschied ist zwischen Sclav und König
am Schicksalstag, den Keiner wohl vermieden.
Ist dann, wenn man der Todten Staub durchwühlt,
Der Reichen und der Armen Staub verschieden?"

Ebenso schön spricht sich der Dichter darüber aus, daß der König nur in der Gerechtigkeit und in der Liebe seiner Unterthanen seine Stärke findet. Dhohak, der seine Unterthanen bedrückte und daher von ihnen verlassen wurde, als Feridun ihn bekriegte und ihm Thron und Länder raubte, fragte seinen Vesir, was denn die Ursache sei, warum Unterthanen und Soldaten um den einen sich schaaren und den andern verlassen. Der Vesir antwortete ihm: „Bei einem Könige ist Gerechtigkeit nothwendig, damit Krieger und Unterthanen sich um ihn schaaren,

und Milde, damit sie unter dem Schatten seiner Macht sicher wohnen. Dir aber fehlt beides.

> Zum Königsamte paßt nicht der Tyrann,
> gleichwie der Wolf nicht Schäfer werden kann.
> Des Reiches Mauer stürzt der König ein,
> läßt er auf Unrecht sie gegründet sein."

Hieher ließe sich auch noch die Parallele zwischen dem Tode des Königs und des Derwisch anreihen:

„Ein König blickte mit dem Auge der Verachtung auf eine Schaar Derwische; einer derselben, der es gewahr wurde, sprach: O König, wir sind in dieser Welt an Soldaten ärmer, als du, aber an Lebensgenuß reicher, im Tode gleich, und bei der Auferstehung besser.

> Genießt der mächt'ge Fürst mühlos des Lebens Frucht,
> indeß der Derwisch oft nach kargen Bissen sucht,
> so kann, wenn beiden einst die Sterbezeit geschlagen,
> doch keiner aus der Welt mehr, als ein Bahrtuch tragen.
> Wo man das Bündel schnürt, der Wanderung gewärtig,
> sind Fürsten nicht so leicht, als Bettler, reisefertig.

In dem Abschnitte von den Gesinnungen der Derwische sind viele schöne Lehren von freiwilliger Armuth, von wahrer Gebetsinnigkeit, von gänzlicher Hingebung an Gott, und dergleichen enthalten; mit besonderem Nachdruck aber spricht sich der Dichter gegen den gleißnerischen Schein aus, der in äußeren Formen, in dürftigen Kleidern, in ärmlichen Umgebungen und dergleichen den Ruhm der Frömmigkeit sucht, so z. B.:

> In einer Kutte pflegt der Wissende zu gehen;
> für Menschen ist's genug, die nur das Aeußre sehen.
> Sei eifrig! dann zieh an beliebiges Gewand,
> die Krone auf das Haupt, das goldne Achselband.
> Die Frömmigkeit besteht nicht in dem Lumpenkleide,
> bist du nur fromm und rein, so kleide dich in Seide.
> Die Welt mit ihrer Lust und die Begierden fliehn,
> Das ist das Frommsein, nicht das Weltkleid ausziehn.

oder in einer andern Stelle:

„Was nützt dir Kutte, Rosenkranz und Kleid von Lappen,
wenn du dich selber wälzest in des Lasters Pfütze?
die lämmerwollne Mütze brauchst du nicht zu tragen:
sei wahrhaft fromm und trage die Tataren-Mütze."

Aus dem dritten Abschnitt vom Werth der Genügsamkeit mögen ebenfalls ein paar Proben genügen:

„Genügsamkeit, o mache du mich reich,
denn ohne dich wird Reichthum nicht gefunden.
den Schatz des Duldens wählte Lockmann sich;
nur durch Geduld wird Weisheit auch gefunden."

oder eine andere Stelle:

„Ich habe von einem Derwisch gehört, der im Feuer der Armuth fast erstickte und Lappen auf Lappen zusammenflickte, aber sein Gemüth mit diesen Versen erquickte:

Sei zufrieden, daß du trocknes Brod und Lumpenkleider hast:
Besser ist des eignen Elends, als der fremden Wohlthat Last.

* * *

Besser ist es Bettelkleider in des Elends Winkel flicken,
als um Kleider Bettelbriefe reichen Herren überreichen.
O gewiß, es ist nicht schlimmer in der Hölle Strafe leiden,
als mit eines Nachbars Füßen in das Paradies sich schleichen."

Hieher gehört auch die Stelle:

„Zehn Menschen essen aus einer Schüssel, aber zwei Hunde kommen mit einem Leichnam nicht aus; der Habsüchtige ist im Besitz einer Welt hungrig, der Genügsame wird von einem Brode satt.

Ein einz'ges trocknes Brod erfüllt den engen Leib,
das enge Auge kann der Erde Gut nicht füllen.
Als meines Vaters Lebenslauf vorüber,
Gab er mir diesen Rath und ging hinüber:
ein Feuer ist die Gier, sei auf der Hut,
nicht schüre dir des Höllenfeuers Glut.
Du kannst der Flamme Hitze nicht ertragen:
laß Wasser der Geduld sie niederschlagen."

oder die Vortheile der Armuth und des Hungers:

„Dem Satten ist es um gebratnes Huhn so wenig
Als um die Schüssel Kraut auf seinem Tisch zu thun.
Wer aber nichts besitzt an Vorrath und Vermögen,
dem sind gekochte Rüben ein gebratnes Huhn.

In ähnlicher Weise sind die übrigen Abtheilungen seines Rosengartens reich an goldenen Sprüchen. So empfiehlt Sadi die Besonnenheit im Reden und die Schweigsamkeit:

„Ein guterzogner, wohlberedter Greis
denkt nach zuerst und sagt dann, was er weiß.
Thu' nicht den Mund auf, ohne nachzudenken;
sprich gut, ob langsam auch, kann dich nicht kränken.
Erst überlegt und dann den Athemzug,
und höre auf, bevor man spricht: genug!
Das Thier steht unter dir der Sprache wegen;
sprichst du nicht gut, es ist dir überlegen.

Für den Unverständigen ist nichts besser, als Schweigen, aber wenn er verstände, was für ihn das beste ist, wäre er nicht unverständig."

Eben so golden sind die Aussprüche Sadis von der Armuth und dem Reichthum und der rechten Benützung des letztern zur Linderung fremder Noth:

„Die Nächsten bei dem Thron Gottes, des Gepriesenen und Erhabenen, sind die Reichen, die als Arme wandeln, und die Armen, die als Reiche handeln. Der Größte unter den Reichen ist der, welcher den Kummer der Armen versteht und der Beste unter den Armen ist der, welcher der Reichen Erbarmen nicht anfleht; denn Gott der Allmächtige hat gesagt: „Wer auf Gott vertraut, dem ist Gott genug."

* * *

Wer mit allem Gold und Silber sich nichts Gutes hat erworben,
legte blos auf Gold und Silber seines Strebens Ende an.
Willst du dieser Erde Güter auf die rechte Art genießen,
thu an den Geschöpfen Gutes, wie es Gott an dir gethan.

Eben so trefflich sind die Lehren und Sinnsprüche, welche Sadi in dem Abschnitt von dem guten Betragen im Umgang gibt. Da heißt es:

„Drei Dinge haben keinen Bestand: Reichthum ohne Erwerb, Wissenschaft ohne gelehrten Streit, Regierung ohne Gerechtigkeitspflege. Der Bösen sich erbarmen, ist Ungerechtigkeit gegen die Guten, und den Unterdrückern verzeihen, ist Gewaltthätigkeit gegen die Armen.

Behütest du den Bösen und hast an ihm Geduld,
so förderst du den Frevel und trägst auch seine Schuld.

Auf die Freundschaft der Fürsten kann man sich nicht verlassen und durch die schöne Stimme des Knaben darf man sich nicht verführen lassen, denn jene verwandelt sich durch Einen Verdacht und diese verwandelt sich in Einer Nacht.

Ein Geheimniß, das du verborgen halten willst, darfst du keinem, auch nicht dem Vertrautesten mittheilen, denn keiner wird das Geheimniß treuer bewahren, als du selbst."

Es wird genug sein an diesen Proben aus dem Rosengarten. Sie haben uns überzeugt von dem reichen und vielseitigen Geiste unseres persischen Weisen; und wir werden daher gern mit einstimmen in das Schlußwort des Rosengartens, das offenbar von einer andern Hand ist, als des Dichters selbst. Es heißt:

„Sadis Reden erregen meist freudig das Herz und sind gewürzt mit leichtem Scherz. Kurzsichtige Leute aber strecken aus diesem Grunde die Zunge der Lästerung aus und sagen: Das Mark des Gehirnes abmüh'n und den Rauch der Lampe

[illegible] ist nicht einer vorübergehenden Sache. Allein dem hellen Verstande der Leute von Einsicht, gegen die der Rede Anspielung gewährt ist, kann es nicht verborgen sein, daß die heilsame Seite der guten Lehre angewandt ist an den Faden des schönen Ausdrucks, weil die innere Tugend des guten Rathes vermischt mit dem Honig des schönen Redeschmuckes, damit der Geist des Lesers nicht unlustig, und das Buch des Glückes der günstigen Aufnahme nicht verlustig werde.

> Wir haben nach Gebühr den Rath zu geben,
> verwendet manchen Tag von unserm Leben:
> Will er nicht zu gewogenen Ohren dringen:
> „Des Boten Pflicht ist Botschaft nur zu bringen."

* * *

Gehen wir nun zu Saadi's Fruchtgarten über. Geist und Gehalt ist ebenbürtig derselbe; doch steht der Fruchtgarten ohne Widerspruch höher im Werthe als der Rosengarten; auch hier herrscht der Schmuck vor, auch hier vernehmen wir überall den weisen Sitten- und Erfahrungslehrer. Der Fruchtgarten ist durchaus poetisch und mehr lyrisch gehalten. Es wechselt hier nicht Prosa mit Poesie, sondern der ganze Fruchtgarten ist in gebundener Sprache geschrieben. Merkwürdig ist, daß der Morgenländer einen größeren Aufwand in Wort und Bilderreichthum in Prosa, als in der Poesie nimmt und daß eben deshalb Bombast und Redeschwulst seltener vorkommt, als im Rosengarten. Auch in diesem Buche sind die Dichtungen nach Abschnitten geordnet und durch besondere Rubriken zusammengestellt. Doch ist die Scheidung so wenig als im Rosengarten eine scharf und fest abgegrenzte. Wir haben hier acht Pforten und wollen aus jeder ein oder ein paar Gedichte ausheben.

Die erste Pforte ist überschrieben: Ueber Herrschaft und Herrschertugend. Wir entnehmen ihr das Gedicht:

Machtgebrauch.

Was zum Sohn der Herrscher sprach,
dessen Blick im Tode brach,
höre: Wie dich gut dünkt schalte,
doch das Volk in Ehre halte,
und daß dir sein Knie sich neige,
du das Haupt dem Rechte beuge!
Mancher hat, der schlecht gebaut,
eignen Bau's Verfall geschaut;
mehr als schwertbewehrten Feind,
scheu ein greises Weib, das weint;
armer Wittwen Seufzerflammen
brannten manche Stadt zusammen.
Darum, dem vor allen Preis,
der gerecht zu herrschen weiß:
weil trifft ihn das Loos der Ruhe,
Segen nachweint seiner Truhe;
weil nur so ist für das Sterben
guter Nachruf zu erwerben;
weil an Händen Flüche hangen,
darob Menschen Hände rangen,
weil nur Wohlthun Dank erwirbt,
Unrecht selber sich verdirbt.

Die zweite Pforte führt die Ueberschrift: Ueber Großmuth und Wohlthun. Aus ihr wollen wir wählen

Der durstende Hund.

Einer, der im Wüstensand
einen Hund verschmachtend fand,
und so matt, daß ihm vom Leben,
kaum noch blieb ein Athembeben,
zog vom Haupte sich die Mütze,
daß er sie als Eimer nütze,
band daran als Brunnenseil,
seines Turbantuchs ein Theil;
schürzte sich zum Werke schnell,
schöpfte Wasser aus dem Quell,

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Aus der [illegible] Werke über Liebe und [illegible] ist das [illegible] Gedicht [illegible].

Der Falter und die Kerze.

Dem Morgenländer [illegible] ist der [illegible] Schmetterling, welcher das Licht umkreist und sich an ihm die Flügel versengt, das Bild der Schwärmerischen, [illegible] die Kerze, welche [illegible] verbrennt, das Bild der stummen, duldenden Liebe. [illegible]:

Der Falter und die Kerze.

[illegible] hört' ich [illegible] leis, halb wach,
wie der Falter zu der Kerze sprach:
[illegible], der liebt, [illegible] Sehnsucht zu.
Doch warum glühst [illegible] weinend nun auch du?
Diese seufzte: „Leidgenosse, wisse,
ich auch liebe: Honig einst, der süße,
war mein Freund, und seit ich ihn beraubt,
glüht in ew'gem Schmerze nur das Haupt [illegible]
[illegible], und Wachses heiße Thränenwogen
rinnen [illegible] auf den Leib, den blassen.
Weiter sprach sie: „wahre Liebe kennt
nur, wer mir gleich schweigt und dennoch brennt!
Dich erschreckt es, wenn ein Funken droht,
ich muß leben, bis ich ausgeloht;
Dir versengt den Flügel kaum das Licht,
mich verzehrt es und ich wanke nicht;
und was froh macht, meine heiße Helle,
Brand und Zähren, ach, sind ihre Quelle!"
So in Seufzern schwand ihr hin der Abend,
während ich, an ihrem Schein mich labend,

mir gestand: „die Kerze ist wie ich,
außen kalt und glühend innerlich!“
bis mein Liebchen, feengleich, ergötzlich,
sprang ins Zimmer und sie löschte plötzlich.
Doch ihr Rauch noch lispelte und gloh:
„glühn, ob sterbend, — Liebesloos ist so.“

* * *

Willst du, Mensch, was Liebe, ganz verstehen,
Darf im Tod erst deine Glut vergehen.
Klag um den nicht, der aus Liebe starb,
danke Gott, daß Leben er erwarb.
Bist du klug, entfernt dem Meere bleibe,
oder willig — Spiel der Wogen — treibe.

Die vierte Pforte enthält Dichtungen über Demuth, Freundlichkeit und Selbstverläugnung. Wollen wir drei kleinere auswählen:

Der Tropfen, die beiden Sterndeuter und Traum.

Der Tropfen:

Aus hoher Wolke fiel ein Tropfen schwer,
und sprach beschämt, da vor ihm lag das Meer:
„vor dir, o Weltmeer, ach, wie bin ich klein!
Du wahrlich bist; ich schäme mich zu sein!“
Also in Demuth sank er auf den Strand,
wo er sein Grab in einer Muschel fand.
Gesegnet doch war seines Fallens Stunde,
denn Perle ward er in der Muschel Grunde.

* * *

Daß er sich selbst erniedrigte, erhebt ihn,
daß er sich selbst vernichtete, belebt ihn!

Die beiden Sterndeuter.

Ein eitler Fant, der in den Sternen las,
doch mehr des Dünkels, als der Kunst besaß,
kam, daß er listig etwas ab ihm lerne,
zu Guschiar, dem Weisen aus der Ferne.

Allein der Weise wies den Gecken fort,
und lehrte ihn, so sehr er bat, kein Wort.
Doch eh' er trauernd wieder heimwärts kehrte,
sprach er zu ihm, der treffliche Gelehrte:
„Du hälst dich selbst für übergroß und klug,
nicht füllen kann ich schon gefüllten Krug!
Weil voll von Dünkel du zu mir gekommen,
hast leer an Wissen Abschied du genommen;
einst leer an Dünkel wieder mich beehre,
und voll von Wissen dann nach Hause kehre."

Ein Traum.

Als ein Frommer, der selbst Bösen
Lieb und gütig war gewesen,
einem Freunde, der da schlief,
sich im Traume zeigte, rief
dieser an ihn: „Sage mir,
wie behagt das Jenseits dir?"
Jener, — und zwei Lippen weich
Thaten auf sich, Knospen gleich, —
sprach — und seiner Stimme Schall
klang wie Schlag der Nachtigall —:
„weil ich diesseits sanft gewandelt,
ward ich jenseits sanft behandelt!"

Aus der fünften Pforte: „Ergebung in das Schicksal" genüge wieder ein Gedicht:

Bestimmung.

Der Herr ists, der dein Schicksal schafft,
nicht kecker Muth, noch Manneskraft;
Denn wo des Himmels Glück gebricht,
hilft Tapferkeit und Stärke nicht.
Und wenn der Wurm aus Hunger stirbt,
nicht Schwäche ist's, die ihn verdirbt;
und wenn der Löwe schwelgt im Raube,
nicht seiner Klaue dankt er's, glaube!

Darum, weil's unabänderlich,
dem Spruch des Schicksals füge dich
und wisse: sollst du leben lange,
bringt dir Gefahr nicht Schwert noch Schlange;
doch sollst du wandeln kurz auf Erden,
wird selbst Arznei zu Gift dir werden!

Gehen wir zur sechsten Pforte über von der Genügsamkeit, da begegnet uns unter andern:

Das Kind des Bettlers.

Ein Bettlerkind bekam den ersten Zahn;
der Vater sah's und fiel in trübes Sinnen:
„wo soll ich Brod für diesen Wurm gewinnen?
und ihn zu sättigen, wie fang ich's an? —"
So jammert er, allein sein Weib erfährt es,
und männlich sprechend, sich zum Manne kehrt es:
o sorge nicht, daß dieser Wurm verdirbt!
Der ihm den Zahn gab, wird ihm Brod auch geben,
ihn nähren wird der Herr von allem Leben
und deß nicht braucht es, was dein Schweiß erwirbt!
Er, der da formt das Kind im Mutterschooß,
ist er nicht Herr der Leiber wie der Geister?
Nährt doch den Sklaven, den er kauft, sein Meister,
und Gott, sein Schöpfer, ließ ihn nahrungslos?
Pfui, daß du minder, als die Sclavenrotte
dem Käufer traut, vertrauest deinem Gotte?"

Die siebente Pforte über gute und schlechte Sitten biete uns Gelegenheit, das Gedicht, die innere Herrschaft, vorzutragen.

Dein Wesen, Mensch, ist eine Stadt,
die mancherlei Bewohner hat,
du selber bist der Fürst im Land'
und dein Minister heißt Verstand;
Rebellen sind voll böser Kraft,
Geiz, Uebermuth und Leidenschaft;
doch Duldsamkeit und frommer Sinn,
sind gute, treue Bürger d'rin.

Bist milde, Fürst, den Schlechten du,
wo finden die Gerechten Ruh?
Die Sinnlichkeit, dein grimmster Feind,
weh dir, wenn er mit Stolz sich eint,
losreißt er sich von Treu und Pflicht
und hört auf dich, den Fürsten, nicht;
doch beugt er sich, sobald Verstand
ihm drohend weist die starke Hand.
Allein genug! wozu noch Rathes!
Ein Wort genügt, erprobt die That es.

So sind wir denn endlich bei der achten Pforte angelangt „über Buße, Alter und Hinblick auf das Jenseits" und denken die letzte Probe zu geben.

Vergänglichkeit.

Vernimm, o Mensch, du Käfig, beingeschnitzt,
in dem versperrt der Vogel, Seele, sitzt:
wenn dieser Vogel einst entweicht der Haft,
reicht aus kein Streben, das zurück ihn schafft.
Die Welt ist ein Moment nur, mach ihn gelten,
denn der Moment gilt Weisen mehr als Welten;
selbst Alexander, der der Welt Regent,
verlor die Welt im Tod, der ein Moment;
und nicht die Welt, die ganze Welt vermochte,
daß ihm das Herz momentlang länger pochte.
Wir gehen erndtend, so wie wir gesäet,
und nur der Nachruf, gut und schlecht, bestehet.
Wir scheiden einst, wie unsere Freunde schieden,
drum bleibe fern dem Unbestand hiernieden,
und wie der Pilger, wenn die Stadt erscheint,
im Bade sich vom Staub des Weges reint,
so rein'ge du, der Sündenstaubes voll,
im Reuebad, das deine Augen weinen,
vom Staube dich des Eitlen und Gemeinen!

So haben wir denn den Fruchtgarten Sadis durchwandelt und aus den acht Abtheilungen desselben uns einzelne Früchte zum näheren Genusse gebrochen. Ich will nicht fürchten, daß

uns daraus eine Uebersättigung geworden ist, sondern möchte wünschen, daß die kleine Probe für mehrere von Ihnen ein Antrieb werde, sein Rosenthal und seinen Blumengarten fleißiger zu durchwandeln und an dem vollen Reichthum der Blumen und Früchte sich zu ergötzen. Wir dürfen den Dichter nicht verlassen, ohne ihm noch einmal nach orientalischer Weise den Segensgruß zugerufen zu haben: Heil seiner Seele!

Andeutungen

über

Land und Leute von Westphalen.

Von

Dr. A. von Eye.

Schon Freiligrath hat den Versuch gemacht, eine Beschreibung Westphalens zu geben, und zwar eine romantische — ist aber von diesem Versuche abgestanden, wohl weil dessen Unausführbarkeit ihm einleuchtete. Der Verleger hat gleichwohl das Werk nicht aufgegeben, und das vom Dichter angefangene Buch ist von einem Anderen zu Ende geschrieben worden. Ein romantisches Westphalen ist ein völliges Unding; das wahre Wesen dieses Landes ist, daß es eben nicht romantisch, sondern einfache, reine, unverfälschte Natur ist. Der Widerspruch, der im Unternehmen des Dichters lag, rächte sich auch an diesem selbst; er stößt ihn überall von seinem Ziele zurück; in das Innere des zu schildernden Landes gelangt er nicht; er irrt hie und da an den Grenzen umher, die kaum jemals zum eigentlichen Westphalen gehört haben. Allerdings fehlt es dem Lande nicht an Gegenden und Punkten, die auch romantisch genannt werden könnten. Aber eben, weil sie in Westphalen

liegen, hören sie auf, dieses zu sein, denn dort gilt keine romantische Anschauung, und davon hängt doch am Ende Alles ab. Keineswegs geht jedoch meine Behauptung dahin, als ob das Land ganz ohne Poesie wäre; es hat vielmehr seine ganz eigenthümliche Poesie, seine ganz besondern Reize, und um diese zu empfinden, zu erkennen, bedarf es nur eines unverwöhnten, unbefangenen Auges und einer von heimathlicher Liebe durchwärmten Beobachtung.

Wenn ich hier indeß von Westphalen spreche, so verstehe ich keineswegs darunter, was man etwa in Preussen darunter begreifen würde, nämlich die preussische Provinz Westphalen. Das alte Westphalen erstreckte sich zum größten Theile in die Lande des jetzigen Königreichs Hannover hinein; und diese nördlichen Gebiete desselben sind es gerade, die ich, als die mir bekanntesten, vorzugsweise in's Auge fassen werde. Diese sind das Land meiner Heimath, diese habe ich kennen gelernt, und von ihnen darf ich zu sprechen wagen.

Um mich sogleich auch als rechten Westphalen zu erweisen, wolle die hochgeehrte Versammlung mir gestatten, recht gründlich zu verfahren — nicht zwar wie jener ruhmredige Spanier, der, als er die Geschichte Spaniens schreiben wollte, es nicht hinreichend fand, mit der Erschaffung der Welt anzufangen, sondern weiter zur Erschaffung der heiligen Dreieinigkeit hinaufging. Aber mit der Entstehung meines Landes muß ich dennoch beginnen.

Zu der Zeit, da Nürnbergs Hügel schon längst von freundlichem Grün umrankt war, lag mein Heimathsland noch unter tobenden Wassern verborgen. Es gehört der letzten Bildungsepoche der Erde an. Jene fabelhaften Zeiten, welche Alexander von Humboldt uns beschreibt, wo die Palmen des Südens in

Deutschlands Gauen wuchsen und Heerden von Elephanten von den Abhängen der Alpen in die unermeßlichen Ebenen Sibiriens hinein zogen, hat es wohl nie gesehen. Jenes Gebirge, welches von der Weser unter dem Namen des Teutoburger Waldes sich westlich bis nahe zu dem Punkte hinzieht, wo der Rhein ebenfalls eine westliche Richtung nimmt und in die Niederlande eintritt, bildete die südliche Schutzmauer gegen das Meer, welches zwischen diesem und den englischen und norwegischen Gebirgen ein unruhiges Dasein trieb. Auf dem Grunde desselben wurden ungeheure Massen von Sand aufgewühlt, und dieser so in steter Schwingung gehalten, daß er die Wasser ohne Aufhören füllte und trübte, und alles Leben daraus verbannte. Wenigstens findet sich in den dortigen Sandablagerungen keine Spur eines frühern lebenden Wesens, keine Versteinerung irgend einer Organisation. Aber deutlich sieht man der ganzen Physiognomie des Landes an, daß die Wellen des Meeres es aufgeschüttet haben. Unmittelbar an jenen oben genannten Gebirgszug schließen sich niedrige, sanft zum Meere sich hinabsenkende Hügel, die in ihrer Vereinzelung selbst erstarrten Wellen gleichen. Sie bestehen nur aus Sand und Gerölle; und daß sie nicht mit der Zeit zu einer völligen ebenen Wüste gemacht sind, hat nur ein gleichzeitig mit heraufgespülter Thon oder Lehm bewirkt, ein Letten, der, wo er häufiger sich angesammelt, zugleich den ersten Grund für die furchtbaren, später zu bebauenden Strecken des Landes gewährte. Wo die wogende Brandung nicht Sandmassen genug enthielt, um anzuspülen, da riß sie ab von den entgegenstehenden Sand- und Kalk-Gebirgen und bildete flache Strecken, die jetzt zu den fruchtbarsten des Landes gehören. Das Land mochte zu jenen Zeiten einen ähnlichen Anblick gewähren, wie die mit Dünen besetzte Küste des Meeres. Allmählich aber über-

zogen sich jene schimmernden Flächen mit der bräunlichen Decke der Haide, einem bräunlichen und dürren, kriechenden Gewächse, welches in manchen Gegenden über meilenweite Ausdehnungen ausschließlich die Herrschaft behauptet. Seit den Jahrtausenden' die dieses Gewächs dort wuchert, hat es über dem Sande eine Rinde etwa von der Dicke der Handbreite hervorgebracht, die aber, was die Fruchtbarkeit anbetrifft, auch kein anderes Gewächs aufzunehmen im Stande ist. Nur die stacheligte Wachholderstaude macht mit der Haide gleich geringe Ansprüche, und man sieht sie häufig, zerstreut über den hügelichten Flächen, ihre phantastisch bewegten Arme ausbreiten — eine Pflanzenruine, noch ehe sie ihr volles Wachsthum erreicht. — In den Niederungen, wo sich Wasser ansammelten, entwickelte sich eine etwas reichere Vegetation; da sproßten mannigfache Gräser, Farrenkräuter, Birken und besonders pfeilgerade aufschießende Fichten. Diese bildeten, ungestört, wie sie waren, eine Art von Urwald. Die Natur schritt dort nach ihren eigensten Gesetzen vor; ein endloser Wechsel von Leben und Tod. Alles keimte dort, wuchs empor und ging wieder unter. Das Alte wurde vom Neuen verdrängt, bis dieses wieder einem Dritten den Platz einräumte. Häufig kehrten auch noch einmal über die sonst mehr und mehr vorschreitenden Ufer die Meeresfluthen zurück und vernichteten in kurzer Zeit, was Jahrhunderte hervorgebracht hatten. So entstanden die Moore, auf die wir später noch werden zurückkommen müssen. — Dieses Hügelland erreicht aber jetzt nicht mehr unmittelbar das Meer. Später bildeten sich die sogenannten Marschen, ein völlig ebenes, fettes, fruchtbares Flächenland, ein ruhiger Niederschlag des Meeres, der mit einer Senkung von kaum einigen Fuß sich bis zu demselben hinaberstreckt. Diese Marschen bildeten früher aber die Gebiete der alten Friesen,

Chauken u. s. w., und gehörten nicht mehr zum eigentlichen Westphalen. In diesem dürfen wir jedoch eine eigenthümliche Natur=Erscheinung nicht unerwähnt lassen — nämlich jene hin und wieder zerstreuten, kleineren oder größeren Granitblöcke, die ihre nächsten Nachbaren in den Alpen der Schweiz oder in den Granitgebirgen Norwegens finden, und die in diese Gegenden nur durch die Gewalt der Wasserfluthen können hinübergebracht worden sein. Diese Blöcke liegen meistens auf der Oberfläche der Erde, oft auf den Spitzen der Hügel, und sie müssen durch die letzten Stürme des Meeres herbeigeholt worden sein — gleichsam als ob letzteres, indem es schied aus dem gewaltigen Spiele, seinen Thaten auf deren Schauplatze ein Denkmal habe setzen wollen.

Humboldt rechnet dieses Land zu den Wüsten und beschreibt es als solche in seinem herrlichen Aufsatze über die Steppen und Wüsten unseres Erdballes. Freilich bietet auch im Allgemeinen das Land den Anblick einer Wüste dar. Oede, haidbewachsene Höhenzüge, abwechselnd mit schaurigen Mooren, ziehen sich von den Grenzen der Niederlande bis in die Cymbrische Halbinsel hinein. Aber es ist eine Wüste voll schöner, reicher Oasen. Die Niederungen in den Haide=Gegenden, wo Quellen entspringen und Bäche fließen, und die Erhöhungen in den Moor=Gegenden, wo fester Boden sich angesammelt hat, bilden die frucht= und bewohnbaren Strecken des Landes. Aber auch die eigentlichen Wüsten=Gegenden sind nicht so schreckbar, wie etwa die Sahara oder die Steppen von La Plata. Die Haide hat auch, wie schon gesagt, ihre besonderen Schönheiten und eine eigenthümliche Poesie.

Im Sommer trägt das Haidekraut eine kleine rothe Blume, und die Gegend erscheint alsdann wie mit einem rosig purpur=

nem Dufte überzogen. Im Spätherbste ist eine gewisse Art von Spinnen geschäftig, ihre Fäden von Blatt zu Blatt zu spannen, und in den Frühstunden, wenn die an den Fäden hängenden Thautröpfchen gefroren sind, sieht es aus, als ob ein glänzender Silberschleier sich über die weiten Lande ausgebreitet habe. — Doch diese zufälligen Vorzüge bieten armen Ersatz gegen die Schönheiten anderer Gegenden und würden einer westphälischen Gegend nicht den Rang gewinnen, den ich jedenfalls derselben in ethischer und ästhetischer Beziehung einräumen möchte. Sie treffen auch nicht das Wesen der Sache. Denn äußerliche Vorzüge dürfen da nicht zur Geltung gebracht werden, wo der wahre Vorzug eben in dem Mangel aller überflüssigen Aeußerlichkeit besteht. Der Reiz der Haide ist der der Einöde und ihre Poesie die der Armuth. — Eine Gegend, welche wir nach gewöhnlichen Begriffen schön nennen, wo Berg und Thal, Wald und Flur zu einem mannigfaltigen Ganzen sich vereinigen, enthält immer Etwas, welches uns nicht gleich klar und bekannt ist. Wie das Unverstandene aber uns lästig wird, so erregt das Unbekannte uns Grauen. Könnten wir den Genuß, den eine mit mannigfachen Schönheiten ausgestattete Gegend uns gewährt, bis in sein Innerstes zergliedern und untersuchen, wir würden finden, daß hie und da noch einige Reste eines dunklen, unvermittelten Gefühles übrig geblieben. Die Haide hingegen liegt offen und klar unserm Blicke aufgedeckt; ihr Eindruck ist völlig rein und unvermischt, ohne jede Spur einer bangen Furcht oder unbefriedigten Sehnsucht. Sie gewährt zwar das Gefühl der Oede, aber zugleich die wohlthuende Empfindung völligster Befriedigung und Sicherheit. Andrerseits, weil in der Einsamkeit so wenig von außen uns geboten wird, bemerken und erfassen wir um so kräftiger und lebhafter in

unserm Innern das Gefühl des eigenen Selbst. Die Haide erregt nicht die Phantasie, aber sie erhöht das Bewußtsein. In solchem Gefühle erhöhten Bewußtseins erfassen wir aber mit mehr Nachdruck, was von Außen her uns geboten wird; und ist dieses auch wenig, so besitzen wir doch Mehr daran, weil wir es eben mehr besitzen. Wo die abwechselnden Gegenstände seltener auftreten, treten sie um so mehr hervor; das Gewöhnliche erlangt da Wichtigkeit und das Arme Bedeutung. Das größere Bedürfniß gewinnt höhere Befriedigung, und ein eifriges Forschen dringt bis auf den Grund. In einer reichen, schönen Gegend wird so viel geboten, daß man nur oben abschöpfen, nur nippen kann; ihr Reiz verliert durch Uebersättigung. In der Oede trinkt man mit durstigen Zügen und man genießt das angenehme Gefühl wirklich gestillten Bedürfnisses. Eine schöne Gegend müssen wir, wenn wir sie recht genießen wollen, in einer gewissen Entfernung von uns halten. In der Oede ist das Verhältniß zwischen Menschen und Welt ein innigeres, jener schreitet fordernd zu ihr hinaus, und diese tritt völlig zu ihm hinan. Diese bietet, was sie zu geben vermag; und jener nimmt Alles, was geboten wird, und ersetzt, was fehlt, aus sich selbst. Jemehr er umher vermißt, desto mehr gewinnt er sich selber.

Wie wohl und heimlich war mir zu Muthe, wenn ich früher als Schüler des Gymnasiums zu Osnabrück in den Ferien nach Hause zog und sinnend meinen mit Tannennadeln überstreuten Sandweg verfolgte. Jeder Rabe, der mit mir über die einsame Haide zog, war mir ein trauter Gefährte; und selbst dem Steine, den ich dem andringenden Schäferhunde zusandte, gab ich im Stillen einen Gruß mit, der für den Besuch danken sollte. Wie vernehmlich tönte mir das geheimnißvolle Rauschen

des Fichtenwaldes; da erzählte es wunderbare Mährchen und sprach es von herrlichen Welten und Zeiten, die ich erleben und gewinnen sollte. In diesem Augenblicke gedenke ich in dankbarer Erinnerung meiner guten alten Wirthin, die fast wie eine Mutter mich bewillkommnete, wenn ich nach ermüdender Wanderung in ihr enges, rauchgeschwärztes Stübchen einzog. Eine gewaltige, dickbauchige Kaffeekanne verbreitete im nächsten Augenblicke ihren wohlthuenden Duft und eine hochaufgethürmte Schüssel mit Butterbröden lud den begierigen Magen zum Angriffe ein. — Meine Ankunft bildete in dem abgelegenen Orte jedesmal ein kleines Ereigniß. Man fragte mich, wie es mir seither ergangen, und ich mußte erzählen von der Stadt und dem Einen oder Anderen, den der Zufall ebenfalls dort hingeführt hatte; und die guten Leute konnten gar nicht begreifen, wie ich Diesen oder Jenen, nach dem sie fragten, gar nicht kennen wollte, da er doch in derselben Stadt mit mir lebte. Und wie eifrig war man stets, wenn ich einmal auf den vielfach verschlungenen Stegen und Pfaden mich verirrt hatte, mich zurecht zu weisen. Denn die Wege führen dort nicht in bestimmter Richtung von einem Orte zum anderen; sondern sie sind nur nach nächstem Bedürfnisse von Haus zu Haus, von Acker zu Acker und selten durch andere Mittel gebahnt, als durch die schweren Schritte der sie Betretenden, oft nur einige Fuß breit, nur durch die Entfernung des Haidekrautes kenntlich und bisweilen spurlos verschwindend — denn auf der Haide ist überall freie Bahn, und wer die Richtung kennt, bedarf keines Weges. Diese Richtung mir aber klar zu machen, war jedesmal die größte Schwierigkeit und erforderte die ganze Erfindungskraft der Zurechtweisenden. Eine vereinzelte Fichte, ein Heiligenbild, ein halb versunkenes Hünengrab, endlich am Horizonte die

zweizängige Gabelspitze eines Strohdaches mußten als Anhaltspunkte dienen. — Ich hätte auch auf nicht zu großem Umwege auf gebahnter Fahrstrasse durch Dörfer und Flecken mit wohlversorgten Gasthöfen mein Ziel erreichen können; aber ich zog die Haide vor, weil sie mir gar nicht wie eine Einöde, sondern wie ein großes, befreundetes Haus vorkam. Die rechten Wüsten und Oeden habe ich erst später in den großen, übervölkerten Städten erkannt, wo die Menschen zu Tausenden zu haben sind und man doch nicht Einen hat. Wo die Menschen selten sind, lernen sie zusammen halten, einander schätzen und sich gegenseitig beistehen.

Einen ganz anderen Charakter tragen jedoch die Moorgegenden, und diese sind wirklich von aller Poesie so verlassen, daß man sie romantisch finden könnte. Der modernde Tod, der unter der grünen, schön gleißenden Moosdecke hervorlugt, hat etwas widerwärtiges, Schauer erregendes. Und statt des Gefühls der Sicherheit tritt hier die wirklich vorhandene Gefahr ein. Wehe dem Wanderer, der unkundig in eine solche Gegend sich verirrt! Da gibt es keine Pfade und selbst die Spur des Fußes verschwindet, so wie dieser den schlüpfrigen, elastischen Boden verlassen hat. Er schreitet immer weiter ausholend von einem Erdhügel zum andern, sucht immer ängstlicher unter dem schwellenden Moose die haltbaren Stellen; doch diese verschwinden mehr und mehr; auf den Rückweg leitet keine hinterlassene Spur; er fühlt seinen Fuß wie von unsichtbarer Macht gefaßt und hinabgezogen; und hat er sich zu weit gewagt, oder erscheint nicht rechtzeitig ein kundiger Führer, so ist er rettungslos verloren.

Doch würde man sehr unrecht thun, wenn man dafür hielte, daß Westphalen allein aus Haiden und Mooren, ausschließlich

aus Wüsten und Einöden bestände. Es finden sich darin, wie gesagt, auch Oasen, und, dem Himmel sei Dank! recht viele, große und schöne. Da sieht man auch fruchtbare Felder, grüne Wiesen, klare Bäche und, was vor Allem der Stolz jener Gegenden ist, prächtige Eichwälder. An den Abhängen des das Land im Süden begränzenden und durchschneidenden Gebirgszuges gibt es sogar auch im höheren Sinne schöne und romantische Gegenden. Was dem Lande aber einen besonderen Reiz und einen eigenthümlichen Vorzug verleiht, das sind die überall, weit und breit durch die ganze Gegend zerstreuten Gehöfte und ländlichen Wohnungen. Denn in Westphalen wohnt der Landbebauer nur ausnahmsweise in Dörfern und Flecken. Vielmehr herrscht dort noch die uralte Weise zu bauen und zu wohnen, wie Tacitus sie beschreibt; wo eine Quelle, ein Wald oder sonst ein ländlicher Anziehungsgrund zum Wohnen einlud, da hat man gebaut. Der Bauer wohnt, getrennt von seinen Nachbaren inmitten seines Grundbesitzes, ein kleiner König auf eigenem Gebiete. Das größere Wohnhaus ist von den kleineren Wirthschafts-Gebäuden umgeben, von hohen, prächtigen Eichen überschattet, die unantastbar, wie das Heiligthum und die Penaten des Hauses verehrt werden. An den umzäumten Hof, den Aufenthaltsort der Hausthiere, vorzüglich des Feder-Viehes und der borstentragenden Vierfüßler, die in wahrhaft paradiesischer Unschuld dort umher wühlen, schließen sich unmittelbar die Felder an, auf denen vorzüglich Kartoffeln, Roggen und Haidkorn gebaut werden — letzteres in jener Gegend Buchwaizen genannt. Die Grenze eines solchen Bauernhofes macht gewöhnlich einiger Waldwuchs aus. So schließt sich ein Hof an den andern und eine bestimmte Gesammtheit derselben, die sich oft über mehr als eine Quadrat-Meile Landes ausdehnt, bildet in

gesellschaftlicher und rechtlicher Beziehung eine Bauerschaft, in kirchlicher Beziehung ein Kirchspiel. Von jedem größerem Hofe ist gewöhnlich ein kleinerer Theil als eigenes Gut abgetrennt, welches den sogenannten Heuer-Leuten oder Köthern verliehen ist. Diese zahlen eine geringe Miethe in baarem Gelde, sind dem Bauern zu gewissen Handdiensten verpflichtet, wie dieser wiederum ihnen die nöthigen Spanndienste leistet. Zwischen den einzelnen Höfen oder Bauerschaften liegen gewöhnlich größere Strecken Landes, die nicht einem einzelnen Besitzer, sondern einer oder mehreren Bauerschaften zur gemeinschaftlichen Nutznießung angehören — die sogenannte Mark, die meistentheils als Weidegrund benutzt wird.

Die Erhebung des Landes über dem Meere beträgt kaum 100 Fuß, die bis zur Küste in schnell absteigendem Grade oft noch unter den Meeres-Spiegel hinab sinken. Das Klima des Landes, wozu die Nähe des Meeres noch beiträgt — ist deshalb mild und feucht, ähnlich wie das englische Klima. Die Sommer sind kühl und die Winter nicht streng. Es gedeihen im Lande in geringerer oder größerer Güte sämmtliche Früchte, die auch im mittleren Deutschland vorkommen. Der Weinstock gewährt wenigstens eine sehr wohlschmeckende Traube; die wälsche Nuß gibt große und reichliche Früchte, was in manchen höher gelegenen Gegenden des mittleren Deutschland nicht der Fall ist. Der bei weitem vorherrschende Wind ist dort der West und Süd-West, welcher warme, feuchte Witterung bringt. Ein großer Vorzug der Gegend ist, daß die Temperatur an einem Tage sich wenig ändert; die plötzliche Kälte, die anderswo häufig am Abend eintritt, ist dort wenig bekannt. — Der Frühling würde in Westphalen eben so lieblich sein, wie in andern Ländern, wenn nicht eine furchtbare Landplage ihn verdürbe, wenn

er eben am schönsten zu werden anfängt. Dieses bewirkt der Haarrauch, auch Höhenrauch, genannt. Man hat über diese widerwärtige Naturerscheinung, besonders über den Ursprung derselben verschiedene Vermuthungen aufgestellt, und ihn aus mancherlei anderen Ursachen als aus der einzig wahren und natürlichen zu erklären gesucht. Er legt sich freilich auch wie mancher anderer Nebel unseres Jahrhunderts, dem Menschen oft zu dick auf die Augen, als daß sie bis auf den rechten Grund hindurch schauen könnten. Wer sich aber von diesem überzeugen will, braucht nur in das Land selbst zu kommen. An der holländischen und friesischen Grenze, schon nicht mehr auf eigentlich westphälischem Boden, dehnen sich ungeheure Moorstrecken aus, deren Boden etwa so fest ist, daß er den menschlichen Fuß oder eine leicht gebaute Hütte trägt; aber für jede gewöhnliche Art des Anbaues ist er unzugänglich. Nur eine Weise gibt es, wie man einen sogar ziemlich reichhaltigen Frucht-Ertrag von ihm gewinnen kann. Ein jeder Besitzer eines solchen Moorgrundes umzieht nämlich seinen Antheil mit nicht allzuseichten Gräben, in denen sich das im Boden etwa noch haftende Wasser sammelt. Ist dieser hinreichend getrocknet, so wird er angezündet, und während noch die kleinen, schwefelgelben Flämmchen über die Oberfläche hinspielen, begibt sich dieses armselige Geschlecht mit Hacken und Spaten hinein, wühlt den Boden auf und säet in die noch warme Asche den Buch-Waizen — das einzige Korn, welches dort gedeiht, das aber bei günstiger Witterung auf diese Weise eine gute Erndte zu geben selten verfehlt. Während des Brennens entwickelt sich aus dem verwesungsreichen Grunde jener Rauch, der in dicken, röthlich weißen Wolken, übelriechend langsam sich in die Lande fortwälzt. Wo er erscheint ist sogleich alle Wonne und Lieblichkeit der wiedererwa-

chenden Natur zerstört. Weder Licht noch Wärme dringt hindurch; die Sonne erscheint wie eine blutige Scheibe am Himmel: eine unheimliche Kälte durchzieht die Glieder. Trocken, wie dieser Rauch von Natur ist, saugt er alle Feuchtigkeit aus der Atmosphäre und sein häufiges Erscheinen kann eine wirkliche Dürre über das Land bringen. Er ist spezifisch schwerer als die Luft, verflüchtigt sich nicht in dieselbe, sondern hält so lange an, bis der Boden seine pechartigen Stoffe angesogen hat. Von der Spitze eines Berges aus, wo man sich über seiner Höhe befindet, kann man beobachten, wie er sich wie ein gespenstisches, Alles verschlingendes Meer fortwälzt.

Wie aber das Land, so sind auch die Menschen, die es bewohnen, einfach, natürlich und frei von aller Romantik. Die Armuth des Landes gewährt seinen Bebauern nicht mehr, als die Nothdurft des Lebens, aber diese befriedigt um so mehr, je vollständiger sie gewonnen wird, und wird mit um so mehr Dank angenommen, je mehr Arbeit und Mühe ihr Erwerb gekostet hat. Es wird viel, aber nicht mehr als nöthig gearbeitet; es wird tüchtig, aber nicht über das Erreichbare gestrebt. Wo die Reize fehlen, werden auch die Begierden nicht wach; die Menschen kennen nichts Besseres und wünschen nichts Anderes. Sie fühlen sich wohl und mögen es deßhalb auf neue Weise nicht versuchen. Das Volk hat sich seit den ältesten Zeiten wenig verändert, und die ehrenvolle Schilderung des ehrenhaften Römers paßt im Wesentlichen auch jetzt noch auf dasselbe. Die Wogen und Brandungen der Geschichte, welche die übrigen germanischen Stämme hin und wieder warfen, erhoben und hinabzogen, haben sich an diesem kernfesten Volke zerschlagen. Die ersten Einwanderer, germanische Stämme, trafen wahrscheinlich ein unbewohntes Land. Denn die Celten, die im übrigen

Europa Spielraum genug fanden, mochten durch so wenig lockende Gegenden nicht gereizt sein, daselbst den Anbau zu versuchen. Wenigstens haben die dortigen Bewohner sich so rein und unvermischt erhalten, daß man heute noch den reinen germanischen Stamm unverfälscht in ihnen erkennt.

Es lassen sich nach der äußeren Erscheinung des Volkes noch ziemlich genau die Grenzen bestimmen, welche von Alters her die Stämme der Friesen und Chauken von den Sachsen trennten. Ja, ein genauerer Beobachter könnte aus letzteren noch die einzelnen Elemente der alten Amsibarier, Marsen und Brukterer heraus finden, welche in den sächsischen Stamm aufgingen. Was für einen Namen die ersten Einwanderer mitbrachten, läßt sich schwerlich mehr bestimmen, denn die, unter welchen sie später auftreten, sind offenbar im Lande selbst, je nach der Eigenthümlichkeit der bewohnten Gegend angenommen. Sie lebten lange im Lande in ungestörter Ruhe, nur mit dem Anbaue desselben beschäftigt. Die überflüssige Kraft schickten sie über die Grenzen, wo sich zur Bethätigung Spielraum genug fand. Das eigene mäßige Glück mochte kein Fremder ihnen beneiden. Ihre Verfassung war mehr auf Erhaltung als auf Förderung des Wohles gerichtet, ihre Gesetze beruhten auf dem unmittelbaren Bedürfnisse, gingen aus einer unbefangenen Anschauung hervor und verfolgten rücksichtslos ihr Ziel. Man lebte noch in dem glücklichen Zustande, wo man nicht das Leben nach den Gesetzen, sondern diese nach jenem einrichten durfte. — Die erste Störung brachten die Römer, welche mit ihrem fremden Rechte die höchste Erbitterung des Volkes erregten. Doch sorgte dieses selbst dafür, daß der Aufenthalt Jener kurz genug wurde, um ihren Einfluß nicht zur Dauer gelangen zu lassen. Nur einige lateinische Worte, die bis auf den heutigen Tag sich

im Plattdeutschen erhalten haben, sind als Ueberreste der römischen Einwirkung zu betrachten. Später wurden sie von Karl dem Großen angegriffen, der ihnen mit Gewalt sein Christenthum aufdringen wollte. Der kleine Stamm widerstand zwanzig Jahre lang dem mächtigen Herrscher und verständigte sich dann mit ihm dahin, daß die Sachsen für Belassung ihres väterlichen Rechtes die fremde Religion annahmen. Sie ließen nun ab vom Essen des Pferdefleisches, und erhielten statt der heidnischen, christliche Priester und lebten im übrigen nach alter Weise. In der späteren Geschichte spielen mehr die Fürsten und Herzoge eine Rolle, als das Volk; die Kriege gegen Heinrich IV. betrafen mehr die Sachsen des Harzes, als die Westphalen. Die Reformation ließen sie sich willig mittheilen, weil sie ihren einfachen Verhältnissen wenig Veränderung brachte. Der dreißigjährige Krieg traf mit seinen Schrecken mehr das Land, als die Leute. Die französischen Zeiten fingen an, ihnen das alte, gute Recht zu rauben; die Einverleibung in Hannover vollendete dieses, aber die Menschen blieben dieselben.

Die neuesten politischen und sozialen Bestrebungen haben im Lande wenig Anklang und Eingang gefunden. Man hat dort keine Volksversammlungen gehalten und keine Revolution versucht — höchstens hier einem unbeliebten Beamten die Fenster eingeworfen, dort einem mißliebigen Pastoren die Kanzel versperrt. Man meinte, wo einmal gerüchtsweise die Rede auf die Republik kam, daß eine Verfassung, für die wir nicht einmal ein eigenes deutsches Wort haben, auch niemals im deutschen Leben Platz gewinnen werde. Man wollte dort Nichts von dieser verheißungsvollen Staatsform wissen; und in Wahrheit ist man auf keinem Flecke unseres Vaterlandes dem Freistaate so nah, als dort. Denn in allen Dingen, die den Leuten

wichtig sind, und am Herzen liegen, leben sie nach ihren eigenen Gewohnheiten und Gewohnheitsrechten, und alles, was darüber ist und von außen kommt, läßt man sich gefallen, so gut es eben geht, und sich so wenig wie möglich dadurch stören.

Für die neueren völkerbeglückenden Ideen hat der Westphale vollends keinen Sinn. Er befindet sich, wie gesagt, bei seiner Verfassung und in seinem Lande wohl. Wo die Eltern selig gestorben sind, können die Kinder auch glücklich leben. —

Es herrscht in Westphalen noch die strengste Untheilbarkeit der Güter. Der älteste Sohn erbt jedesmal den liegenden Grundbesitz, und die anderen Geschwister werden anderweitig abgefunden. Es ist sogar durch die Einrichtung der sogenannten Leib-Zuchten Vorsorge getroffen, daß die Aeltern bei einem gewissen Alter sich der Sorge der Wirthschaft entheben können, indem sie das große Ganze dem künftigen Erben überlassen und sich selbst mit einem kleinen, besonders zu diesem Zwecke eingerichteten und abgetrennten Theile begnügen, der nach ihrem Tode an das Ganze zurückfällt. Die jüngeren Kinder bleiben selten daheim. „Wir schicken unsere Bettler", wie mir einst ein auf der Eisenbahn reisender Weltbeglücker vorwarf, „zum Lande hinaus." Aber unsere kräftigen unternehmenden Bauern-Burschen würden es höchlich übelnehmen, wenn sie sich Bettler schimpfen hörten. Sie pflegten früher nach Holland, jetzt nach Amerika zu gehen, wo sie es nicht für ein unglückliches Schicksal halten, statt durch eine gebotene glückliche Lage sich unterhalten zu lassen, sich durch eigene Kraft in eine solche zu versetzen. — Die Auswanderung nach Amerika ist stark im Lande; und mancher glückliche Erfolg, der dort gewonnen, hat doch hie und da einige Unruhe in den Gemüthern der Leute hervorgebracht und ihre sonst träge Phantasie zu phantastischen, utopi-

schen Ideen angeregt. Eine alte Sitte im Lande, die jedoch mehr noch die benachbarten Provinzen, namentlich das Lippische betrifft, ist das sogenannte Hollands-Gehen. Die Holländer sind entweder aus Anlage oder Bequemlichkeit schlechte Feldarbeiter; sie lieben es mehr, „up het Holl van't Water in die Ost oder die West". zu gehen. Deßhalb sieht man in Westphalen im Frühjahre und zu verschiedenen Zeiten des Sommers ganze Schaaren von sogenannten Hollands-Gängern dem Westen zuziehen. Dies sind die ärmeren Landleute, die aus verschiedenen Gegenden sich sammeln und in den Niederlanden die mangelnden Feldarbeiter ersetzen. Sie ziehen dort hin, nachdem sie ihre eigene Arbeit zu Hause so weit bestellt haben, daß sie den übrigen Theil derselben ihren Frauen und Kindern überlassen können. In Holland gewinnen sie mit triefendem Angesichte, bei etwas reichlicherem Taglohne eine kleine Summe, von der sie die Miethe ihrer Hütten bezahlen, und, wenn so viel übrig ist, dieses oder jenes Stück nöthigen Haushaltes sich anschaffen.

Ein Festhalten und damit verbunden freilich auch ein Festhangen am Alten bildet die Hauptneigung des westphälischen Charakters. Während hier im Fränkischen im Volke und Volksleben sich manche Züge aus dem 15. und 16. Jahrhunderte erhalten haben, so erhalten sich dort fortwährend, wie auch schon angedeutet worden, manche bedeutsame Nachklänge aus der Tacitäischen Zeit. Manche neuere polizeiliche Verordnungen haben zwar Veränderungen der Lebens- und Wohnungsweise hervorgebracht, doch meist mit nicht günstigem Erfolge. Die Wohnung des westphälischen Bauern würde uns sehr unbequem und übel eingerichtet erscheinen, und doch, wie schon der größte meiner Landsleute, der vortreffliche Justus Möser nachgewiesen, ist

ihre Einrichtung jeder anderen vorzuziehen. Veränderungen darin vorzunehmen, würde eben so unzweckmäßig sein, als wenn man dem südafrikanischen Wilden seine Hütte von Rohrgeflecht mit unserem steinernen Hause vertauschen wollte. Das Haus des westphälischen Bauern besteht eigentlich aus einem einzigen, großen Raume, von welchem nur an dem der großen Einfahrts-Thüre entgegengesetzten Ende einiger Raum für Schlafstätten und für das Sonntagszimmer abgenommen ist. Der übrige Raum zerfällt in Küche und Hausflur, welche jedoch nicht durch eine Wand getrennt sind. Zu beiden Seiten längs der Hausflur, reihen sich die Stallungen für das Vieh. An jeder Seite der Küche ist eine kleinere Ausgangsthüre; in der Mitte, etwas der hinteren Wand zugerückt, befindet sich der Feuerheerd auf ebener Erde. Hinter dem Heerde ist der Ehrenplatz für die Hausfrau. Von hier aus übersieht sie mit einem Blicke Alles, was im Hause geschieht, wer zur großen Pforte hinein, zu den beiden Seitenpforten hinaus geht, sie bemerkt, ob das Vieh wohl versorgt wird, ob die Dienstboten auf der Hausflur ihre Arbeiten wohl verrichten u. s. w. Die Hausfrau verläßt das Haus nicht anders, als Sonntags, wenn sie zur Kirche geht, oder wenn einmal auf dem blankgeputzten Ackerwagen die Strohsitze bereitet werden, um sie auf das nächste Dorf zur Kirchmeß oder zu Verwandten zu führen. Ihre Arbeit im Hause bezieht sich hauptsächlich auf die Verwaltung des Heerdes oder auf Arbeiten, die sie an ihrem Platze verrichten kann, so daß sie bei ihrer Oberaufsicht nicht müßig zu gehen braucht. Am Abende gibt sie dem Hausherrn Rechenschaft von dem, was den Tag über im Hause vorgefallen, wie dieser wiederum von dem Fortgange der Feldarbeiten oder dem Stande der Erndten ihr Mittheilung macht. Dasselbe Dach birgt durch Jahrhunderte dieselbe Fa-

milie und an dem großen Balken, der hoch quer über die Einfahrtsthüre gelegt ist, wird der eingegrabene Name des Besitzers nur durch die Zeit und den Regen ausgelöscht. Der Name haftet am Hofe und ereignet es sich durch Sterbefall oder Heirath, daß ein neuer Besitzer einzieht, so muß er den alten Namen annehmen. Selbst der Rauch des Heerdes, der die Wände schwärzt, wird ungern angetastet: und die kleinen sonnenverbrannten Fensterscheiben werden nie zu dunkel. Das bunte Licht, das durch ihre alten Malereien bricht, bescheint noch dieselbe, längst vergilbte Haus-Postille, die die Urgroßmutter als Brautgabe mitbrachte, worin sorgfältig das Geburts-, Tauf- und Sterbe-register der Familie verzeichnet steht. — An den Wochentagen sieht man im Sommer die Felder mit Arbeitern, an den Sonntagen die Wege mit geputzten Kirchengängern bedeckt, die oft stundenweit zur Verrichtung ihrer Andacht wandern müssen. An den Abenden des Spät-Herbstes, wenn die Feldarbeit abgethan ist und in manchen Gegenden das flache Land weit umher unter Wasser steht, sieht man über die aufgeworfenen Dämme, die von einem Hause zum andern führen, die Nachbaren zu einander gehen, mit schweren Holzschuhen angethan, die Männer die kurze irdene Pfeife im Munde, die Mädchen hochaufgeschürzt, das Spinnrad unter dem Arme. Jene versammeln sich um den Heerd; hier sitzen sie, den Krug mit Dünnbier vor sich in der warmen Asche stehend, mit gefaltenen Händen, die Ellenbogen auf die Knie gestützt und schauen in die Flammen, sprechen meistens vom Wind und Wetter, was für sie von viel größerer Bedeutung ist, als für den Städter, dem ein Gespräch von Wetter und Wind aushelfen muß, wenn ihm etwas Bedeutendes mangelt. Wird das Gespräch bedeutsamer, so geht es zurück auf die französischen Zeiten, oder man macht sich noch lustig über den seit Jahrhun-

derten verstorbenen Berend van Galen, der „supen und prahlen, aber nich betalen“ konnte. Die Bauerndirnen spinnen im Stübchen und erzählen sich unter dem Schnurren ihrer Räder Gespenster-Geschichten oder lustige Mährlein vom betrogenen Teufel.

Westphalen ist das Land des Conservatismus, wie wir sagen würden, und der Aristokratie, sogar auch der Etiquette. Die Höfe dort sind nämlich nach dem größeren oder geringeren Umfange ihres Grundbesitzes in Voll-Erben, Halb-Erben u. s. w. eingetheilt und Ehre und Anspruch dieses Unterschiedes wird strenger festgehalten, als in andern Ständen der Unterschied zwischen niederem, hohem oder höchstem Adel. Es ist ein unerhörtes Ereigniß, wenn einmal der Sohn eines Voll-Erben die Tochter eines Halb-Erben heirathet und es ist vorgekommen, daß über eine solche Mesalliance ganze Familien zu Grunde gegangen sind.

In anderen Ständen ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß ein Vorurtheil von der Vernunft durchbrochen werde; der Landmann aber hält es für durchaus unvernünftig, etwas gegen das Vorurtheil zu unternehmen. Was ihm als Artigkeit und Höflichkeit gilt, ist ihm zugleich unverletzbares Gesetz, dessen Befolgung er ohne Rücksicht verlangt. Er ist darin viel empfindsamer und ängstlicher, als der Städter, der sich ein freieres Bewußtsein erworben. Ein Pfarrer hat z. B. eine Stunde weit zu gehen, um aus einem Sterbehause eine Leiche zur letzten Ruhestätte abzuholen. Diese Pflicht auch in Sturm und Regen zu erfüllen, dazu nöthigt ihn freilich Amt und Beruf; aber nach vollbrachter amtlicher Handlung in Regen und Sturm noch nach dem Trauerhause zurückzukehren, um, wie es dort Sitte ist, zur Nachfeier eine Tasse Kaffee einzunehmen, das ist eine Rücksicht, die nur der völligsten Rücksichtslosigkeit gewährt werden

kann. Und doch muß der Pfarrer sich bequemen und vernachlässigt er diese Pflicht, so gilt das als Beleidigung, die der Bauer zwar niemals zu rächen, aber auch nicht zu vergessen sucht.

Wer von einem westphälischen Bauern zu Gaste geladen wird, mag mit einem recht tüchtigen Appetite sich vorsehen, denn wer mit Maß und Zurückhaltung zulangt, gilt ohne Ausrede als ein verwöhnter Mensch und Verächter der ländlichen Kost. Wer aber Sitte und Appetit des Landes anzunehmen weiß, wird als „gemein und niederträchtig", gepriesen.

Völlig ungerecht ist es indeß, wenn man dem Westphalen Rohheit vorwirft. Er ist, wie gesagt, natürlich, geradsinnig und sogar derb; aber nur dem Verbildeten und Ueberbildeten, dem Sinn für reine Natur verloren gegangen, kann dieses als Rohheit erscheinen. Wie alle reine Natur, ist der Westphale vielmehr von Grund aus zart, sowohl in Gesinnung als Empfindung.

Um dies zu bestätigen, will ich nur anführen, daß ich Westphalen als das einzige Land erkannt habe, wo die barbarische Sitte, das Fleisch geschlachteter Thiere unbedeckt umher zu tragen, nicht vorkommt. Wahrhaft lächerlich ist es bisweilen, mit welcher Zartheit und Sorgsamkeit der Westphale gegen die Genossen seines einfachen, arbeitsamen Lebens, gegen die Hausthiere verfährt.

Da sieht man einen stämmigen Burschen, der die Egge oder einen schweren Theil des Pfluges auf dem Nacken trägt und vier kraftvolle ledige Pferde vor sich her treibt. Es kommt vor, daß man kranke Ferkel, um sie zu gesunden, statt der Kinder in die Wiege legt. Ein Verein gegen Thierquälerei wäre in Westphalen etwas Unnöthiges — aber als desto nöthiger hat

sich ein anderer, nämlich der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeits-Verein erwiesen. In manchen der dortigen Gegenden fließen trübe, ungenießbare Wasser. Ein gutes Bier gibt es nicht; Wein ist eine Kostbarkeit; das häufig getrunkene Kaffee-Wasser wird nicht in allen Fällen für ausreichend gehalten. So greift denn wer eines stärkeren Reizes bedürftig ist oder bedürftig zu sein glaubt, zu jenem verderblichen Getränke, das, wie der Hagrauch auf dem Lande, als Land- und Menschen-Plage auf dem Volke drückt.

Noch habe ich eine der wichtigsten Seiten der westphälischen Lebensentwicklung, die Sprache, ganz unberührt gelassen. Die Landessprache ist dort bekanntlich das Niederdeutsche, „dat Plattdütske", wie man dort sagt, ein eigenthümlicher Dialekt, der sich von Alters her dem Hochdeutschen gegenüber entwickelt hat, seitdem dieses aber durch die Reformation zur Schrift-Sprache erhoben worden, in seiner Entwicklung unterbrochen ist. In ihre besondern Eigenthümlichkeiten und Vorzüge einzugehen würde zu weit führen. Von einer eigenen Literatur des Landes kann wenigstens seit dem Mittelalter nicht die Rede sein. Dennoch eignet sich die Sprache, wie die Holländische, sehr wohl zu schlichten, historischen Erzählungen, so wie zu humoristischen, mit Volkswitze gemischten Darstellungen, wie z. B. die in Norddeutschland vielfach verbreitete, komische Geschichte: „dat Wettlopen tüsken den Hasen und den Swinegel up de Buxtehuder Haide." Im Allgemeinen kann man sagen, daß in Westphalen eine etwas böotische Luft herrscht, welche nicht der Dichtung, wohl aber dem Nachsinnen günstig ist. So hat sich dort, ähnlich wie in den Wüsten Arabiens, eine Art Spruchpoesie gebildet, die im Munde des Volkes lebt und bei vorkommenden Fällen angewandt wird.

Dieses ist das stille Land, welches unbeachtet liegt und ohne Wunsch und ohne Furcht der Beachtung, sich selbst genug und, wie alle übrigen Länder, genug beschäftigt mit eigner Lust und eignem Leid.

Es hätte sich weit Mehr und Gründlicheres darüber sagen lassen, doch der entschuldigte Ton der Unterhaltung würde Gefahr gelaufen sein, in den anmaßenden der Belehrung zu verfallen.

Proben

aus

amerikanischen und englischen Dichtern,

von

G. Arnold.

Man hat lange der amerikanischen Literatur keine Poesie zugestehen wollen, wenigstens fand man in den Erzeugnissen der Dichter keine Lyrik, wie wir Deutsche sie lieben, höchstens einmal eine Nachahmung des Thomas Moore; und wenn uns auch Washington Irving in seinem Skizzenbuch mitunter sehr gemüthvolle Schilderungen häuslichen Lebens und sozialer Verhältnisse darbot, so war man doch geneigt, dieses Volk von Praktikern für unfähig zu halten, tiefere Empfindungen zu hegen und ihnen Worte zu leihen.

Das Auftreten zweier Dichter wie Bryant und Longfellow hat die Welt bald eines andern überzeugt. Beide Männer betraten eine neue Bahn, kühn und frei handhabten sie die Sprache und — wie der Boden, dem sie entsprossen, jugendlich, urkräftig und erhaben, sind ihre Darstellungen originell, frisch und voll hohen Schwunges.

Ich darf voraussetzen, daß die hervorragendsten dieser Dichtungen bekannt sind und werde nur eine Probe von jedem anführen, indem ich dabei an die Ode über Nürnberg von Longfellow erinnere, die ich Ihnen vor einiger Zeit mitgetheilt habe, und die lebensvolle und tiefgemüthliche Schilderung unserer Stadt und ihrer Glanzzeit hervorhebe.

Neben diesen Männern sind aber noch andere Dichter und auch Dichterinnen bekannt geworden, die es verdienen, daß man auch in entfernteren Kreisen Notiz von ihnen nehme, weil sie in edler, schöner Sprache den heiligsten Empfindungen, den innigsten Anschauungen, den geistvollsten Reflektionen einen Ausdruck verleihen, der jedem fühlenden Leser den erfreulichen Beweis gibt, wie ein hohes, geistiges und treuinniges Gemüthsleben auch dort Platz gegriffen hat, wo man seither nur den krassesten Materialismus walten glaubte.

Trauriges Land! sagt noch einer unserer neuesten Berichterstatter über Nordamerika, Land, wo die Blumen nicht riechen, die Vögel nicht singen, wo die Menschen kein Herz haben, die Freude keine Stätte; Land der Bummler, der Schlangen und Krämer, der Wanzen und Fieber, in dem selbst die Religion nichts als „humbug“ ist. Und dieses geschmähte Land hat unter seinen Söhnen neben den schon genannten Dichtern, einen Charles Fenno Hoffmann, einen Henry Dána, einen Whittier und Morris, und unter seinen Töchtern eine Marie Brokes, Hannah Gould und Lydia Sigourney.

Immerhin zwar müssen diese Talente als Kinder eines in der Entwickelung noch sehr jungen Landes beurtheilt werden und der hohe Maaßstab einer europäischen Kritik paßt nicht immer für ihre Werke. Wenn Mrs. Trollope Nord-Amerika deswegen für praktisch unfähig erklärt, weil das Land keine Ritterzeit und

keine Romantik gehabt habe, so ließe sich dagegen anführen, daß jenes Land nicht minder reich an Naturschönheiten ist, als irgend ein anderes, daß das menschliche Herz dort eben dieselben wunderbaren Tiefen, der Character dieselben eigenthümlichen Nüancirungen, der Geist die gleiche Fähigkeit der Größe und Erhabenheit besitzt, als wie bei uns und daß die Vergangenheit des Indianerlebens einen reichen poetischen Schatz zur Ausbeute liefert. Und endlich darf es weder auffallen, noch zu strenge gerügt werden, wenn man bei diesen Poeten häufig Anklängen aus den Koryphäen des Mutterlandes begegnet, wenn Shakespeare und Pope, Byron nnd Thomas Moore hie und da durchblicken, ja sogar völlig nachgeahmt worden sind.

Es möge das Gesagte genügen, um als Einleitung zu dienen zu den Uebertragungen, die ich mittheilen will. Ich habe mich dabei möglichst streng an das Versmaß der Originale, so wie an ihre Eigenthümlichkeiten im Ausdruck und in der Darstellung zu halten gesucht und wenn ich dennoch dabei um die Nachsicht der Kritik bitte, so geschieht dies, weil ich die Einverleibung ausländischer Erzeugnisse unter solchen Bedingungen eben nicht für eine besonders leichte Arbeit halte.

Ich beginne mit Charles Fenno Hoffmann, geboren zu Neuyork 1806. Durch einen Unglücksfall verlor er im jugendlichen Alter den rechten Fuß. Er bildete sich zum Rechtsgelehrten, betheiligte sich aber bald an mehreren Zeitschriften, wie Knickerbockers Magazin, das er gründete, machte Reisen, die er sehr anziehend schilderte und that sich besonders durch seine lieblichen Lieder hervor, die vielfach in das Volk gedrungen sind.

Ein sehr gefühlvolles Gedicht von ihm lautet folgendermaßen:

We parted in sadness etc.

In Trauer schieden wir.

In Trauer schieden wir und ohne Worte,
Wir sprachen nicht von dem, was wir verloren,
Ihr Auge sah ich nicht, nur eine Thräne
Hat zitternd es auf meine Hand geboren.

Wir fühlten nur, was wir uns lang gewesen,
Und vor uns sah'n wir keine Hoffnung tagen;
Sie wagte nicht dies arme Herz zu quälen,
Ich wagte nicht „auf ewig" ihr zu sagen.

Seitdem hat mancher Frühling noch gelächelt,
Wie damals schön, als unser Lieb entglommen:
Die Jahre floh'n, doch jener Trennung Weben
Hat keine Zeit aus unsrer Brust genommen.

Ach, jeder Vogel, schmetternd auf zum Himmel,
Muß sie gemahnen an mein heißes Sehnen,
So wie ich selbst, im Abendthau auf Blüthen,
Mir träume jene heiligste der Thränen!

Liebe und Freundschaft, die schönsten Güter des Menschen, besingt er voll heiliger Begeisterung; die Freude leuchtet ihm entgegen aus dem goldenen Wein, aus der Bläue des Himmels, aus dem Teppich der Fluren, wie aus dem Dunkel gewaltiger Urwälder.

Eine zarte Melancholie durchzieht sanft seine Ergüsse, sie mag die Wirkung sein des im Blüthenalter ihn getroffenen Mißgeschickes, aber sie umdüstert seine Seele nicht, sondern ist nur der liebliche Dämpfer holder Accorde, die seiner wogenden Brust entströmen und deshalb nur um so inniger die verwandten Herzen berühren.

Ihm folge sogleich William Cullen Bryant, geboren 1794 in Cummington (Massachusetts), dem eine klassische Erziehung zu

Theil wurde und der schon mit 14 Jahren ein politisch-satyrisches Gedicht schrieb „das Embargo" betitelt, welches in Boston gedruckt wurde und ungeheuren Beifall erhielt. Im Jahr 1815 trat er als Anwalt auf und 1816 erschien sein bekanntes Gedicht „Thanatopsis," eine tief und herrlich gedachte Betrachtung über den Tod, voll schöner Naturbilder und trefflicher Philosophie. Im Jahr 1821 veröffentlichte er eine größere Schöpfung „die Zeitalter" geschrieben im Versmaaß des Child Harold und fuhr nun fort, immer neue und vollendetere Geistesblüthen zu treiben, worunter „die Hymne an den Tod" besonders hervorgehoben zu werden verdient. Später zog er nach Neuyork, wo er sich bei der Herausgabe mehrerer literarischer Blätter betheiligte und zuletzt Hauptredakteur der „Abendpost" war. Er hat auch in den Jahren 1834 und 1844 Europa durchreist. Mit Glück übersetzte er französische und spanische Dichtungen und hat sich sogar an einige Lieder von Uhland gewagt. Hören wir von ihm:

The old mans funeral.

Des alten Mannes Begräbniß.

Auf seiner Bahre trug man einen Greis,
Gebleicht das Haar und dünn, von Sorge war
Die Stirn' gefaltet, jetzt der Sorge baar.
Vorbei ist, was ihn drückte schwer und heiß
Und ringsum Schmerz und laut ein bittres Weinen,
Zu dem sich Frau'n und zarte Kinder einen.

Da trat ein schlichter Mann hervor und sprach
Gebrochne Worte zu dem Trauerzug:
Was jammert ihr, daß ihn der Engel trug
Hinauf zum Licht. Weint ihr denn an dem Tag,
Wo ihr die Garben sammelt in die Hallen
Und wenn im Wald die gelben Blätter fallen?

Ihr klagt nicht, wenn die Sonne niedergeht
Nach ihrem Tagslauf, der euch froh gemacht
Und fern am Horizont mit ew'ger Pracht
Hinabsteigt, wo auch ihr Erquickung weht:
Wenn dann den Himmel ihre Scheidestrahlen
Mit Gold und Purpur herrlich übermalen.

Was weint ihr denn um ihn, der ausgelebt
Das Leben hat zum End' in Freud' und Leid,
Zum rechten Thun und Wirken stets bereit,
Und den zuletzt die milde Hand enthebt,
Der euch zurückläßt seiner Tugend Wonnen
Als Abendroth, darinnen euch zu sonnen.

Ein edler Jüngling und ein braver Mann
That Gutes er, wo immer er gekonnt,
Und fand durch treue Liebe sich belohnt.
So kam zuletzt er an dem Grabe an,
Schloß ohne Sträuben hier sein einfach Leben,
Um dort als Phönix neu sich zu erheben.

Das Leben floß ihm leicht und froh dahin,
Zwar ohne Kummer nicht, das ist das Loos
Des Menschen, ohne Dorn ist keine Ros',
Doch dankt er Gott für das mit frommem Sinn
Und blieb verschont von manchen schweren Leiden,
Die oft die Thoren selber sich bereiten.

Und darum freut euch, daß der Kelch geleert,
Daß er hinüberging zum ew'gen Sein.
Das ist dem Staubgebornen stets gemein,
Daß er zu seiner Mutter wiederkehrt;
Und also muß es sein, denn jedes Ding auf Erden
Hat seine Zeit, die muß erfüllet werden!

Bryant führt uns hinaus in die große erhabene Natur, mit ächter Dichterglut schildert er uns ihre Reize und da läßt er uns zugleich in sein frisches volles Herz schauen, er predigt

uns mit tiefer Empfindung eine würdige Moral und den frommen wahren Glauben. Alles ist an ihm rein und edel, natürlich und voll ächten Gefühls, nirgend etwas Uebertriebenes, weder Auswüchse einer krankhaften und düstern Phantasie, noch ein weichliches Ergehen in vagen Gefühlen.

Bryant ist kein Riese, sagt ein englischer Kritiker über ihn, aber er ist ein Genius, und einer der wenigen ausgezeichneten Dichter, die dem Genie Achtung errungen haben, zu einer Zeit, wo dessen Würdigung gewissenhafter gehandhabt wird als sonst und wo mehr als jemals zahlreiche und befähigte Richter ihr Urtheil sprachen. Amerika verehrt diesen Mann, England nennt ihn einen Dichter, das genügt! Diese Anerkennung zweier großer Völker gibt ihm ein unbestreitbares Recht auf seinen Ruhm.

Noch bedeutender als Bryant, ja der gedankenreichste und vollendetste Dichter Amerika's ist **Henry Wadsworth Longfellow**, geboren 1809 in Portland (Maine), der seine Ausbildung auf der Bowdoin-Schule erhielt und an dieser 1830 als Lehrer der neueren Sprachen angestellt wurde. Er hat Europa mehrmals bereist und sich namentlich viel in Deutschland aufgehalten, dessen Geschichte, Sitten und Leben er mit großer Empfänglichkeit auffaßte und wiederzugeben versteht. Eben dieses deutsch Fühlen und Denken hat ihm aber auch sehr viele Freunde bei uns erworben, wir verdanken zunächst Freiligrath sehr gelungene Uebertragungen seiner Gedichte. Aber auch anderer Länder Geist, Gebräuche und Lebensweise hat er mit gleichem Geschick in sich aufgenommen und deshalb sind auch seine Uebersetzungen aus dem Spanischen, Dänischen u. s. w. so gelungen. Er ist vielleicht durch den Einfluß, den die deutsche Literatur auf ihn übte, der einzige romantische Dichter, den Amerika aufzuweisen hat. Im Jahr 1836, er hatte zuvor in Heidelberg sein theures Weib

verlassen, nahm er eine Stelle an dem berühmten Harvard-College zu Cambridge als Professor der neueren Sprachen und Literatur an und besuchte im Jahre 1842 noch einmal den Continent, um seine geschwächte Gesundheit zu stärken. Sein Hauptgedicht ist „Evangeline“ in Hexametern, das dem Leser eine schreckliche Episode aus der Geschichte von Neuschottland in Schilderungen voll lieblicher Schönheit und tiefer Naturempfindung, verbunden mit meisterhaften Seegemälden vorführt, wobei der Colonisirungssucht der Engländer eben nicht im vortheilhaftesten Lichte erscheint.

Das Gedicht „der Schiffbau“ scheint eine Nachahmung des Schiller'schen Liedes von der Glocke zu sein. „Der spanische Student“, ein Drama in drei Akten nach einer Novelle des Cervantes „La Gitanilla“, erinnert in der Behandlung an Byrons Dramen und es mangeln auch nicht Shakespeare-Manieren, doch erhebt er sich in manchen Scenen zu entschiedenem tragischem Effekte, wenn auch der innere Zusammenhang nicht immer klar, die Charakterzeichnung nicht durchgehends richtig sein mag.

Longfellow hat sich durch seine kleineren Dichtungen gewiß die meisten Freunde erworben. Der „Psalm des Lebens“, „das Licht der Sterne“, „Nürnberg“, „die Sklavenlieder“ werden jedes Herz wohlthuend erregen. Durch ihn haben seine Landsleute deutsche Lieder und Dichtungen kennen gelernt, an deren Bearbeitung wohl kaum ein anderer gedacht hätte, wenn er auch wirklich eben so vertraut mit dem Idiom gewesen wäre. Da finden wir „das Ännchen von Tharau“, „Tannebaum, o Tannebaum, wie grün sind deine Blätter“, „Wie sie so sanft ruh'n alle die Seligen“, Lieder von Heine, Pfizer, Uhland, Mosen, Salis, sogar Sinngedichte von Logau. Und wahrlich es

beurkunden diese Uebertragungen ein tiefes Verständniß deutschen Wesens, eine Sinnigkeit und gemüthliche Wärme, die ihn fast zu einem der Unsern macht.

Erlauben Sie mir Ihnen von diesem gefeierten Dichter nur ein kleines Stück mitzutheilen. Es heißt:

The reaper and the flowers.

Der Schnitter und die Blumen.

Ein Schnitter mähet, der heißet Tod,
Mit scharfer Sichel er schlägt
Hinein in das Feld voll reifer Frucht
Und auch wo es Blüthen trägt.

Und soll ich nichts haben denn, was schön?
Nur stets das bärtige Korn!
Wie däucht mir der Blumenduft so süß!
Sie bleiben euch unverlor'n.

Er sah sie an mit Thränen im Aug',
Er küßte manch Blümlein klein,
Für den Herrn im Himmel band er sie
In seine Garben hinein.

Mein Heiland verlangt nach Blumen sehr,
Der Schnitter sanft lächelnd sprach,
Er denkt noch wie er als Knabe gern
Sie pflückte in Flur und Hag;

Sie sollen blühen im goldenen Licht,
Auf himmlischen Auen schön
Und auf der Heiligen Prachtgewand
Als glänzende Sterne stehn.

Da gab die Mutter in Angst und Schmerz
Ihre theuersten Kinderlein,
Sie müssen ja dort im Himmelreich
Die lieblichsten Engel sein!

O nicht im Grimm an jenem Tag
Ein Schnitter durchzog das Land —
Ein Engel hat die Blumen nur
Gepflücket mit leiser Hand.

Die lyrische Poesie Longfellows ist so lieblich, sagt Herrig in seinem Handbuch der nordamerik. National=Literatur, daß wenn man den Dichter mit den meisten seiner Zeitgenossen vergleicht, es gleichsam ist, als ob man aus einem rauhen Lande in einen orientalischen Garten kommt, in welchem das Plätschern der Wasserfälle oder die Musik der Vögel auf jedem Schritte unser erstauntes Ohr erfreuen. Ich wüßte diesem Urtheil nichts hinzuzusetzen, als daß Longfellow derjenige Ausländer ist, bei dessen Bildung das deutsche Element die größte Rolle gespielt hat und der vielleicht gerade diese Einwirkung deutscher Wesenheit, die einen so empfänglichen Boden in seinem Kopf und seinem Herzen fand, den hinreißenden Eindruck seiner Werke verdankt. In seinen Gedichten webt deutsche Romantik, deutsches Fühlen, Glauben, Lieben und Hoffen. Da schaut man hinein in deutsche Landschaften, hinter gespenst'gen Tannen brauset der Waldbach, klappert die Mühle am Felsenhang, ein blauäugiges Mädchen mit langen goldenen Zöpfen schreitet sinnend über den schwanken Steg, da tritt ein blonder Jägersbursch heraus aus dem Forst mit keckem Schritt und drückt ihr die Hand mit stiller Seligkeit. Das hat er gesehen am Rhein, in Tyrol, in der Schweiz und es ist zusammengewachsen mit seinem Herzen und so malet es sich in seinen Liedern und entzücket alle Völker, weil es die ächte Empfindung ist.

Möge jetzt noch ein bescheidenes Veilchen auf diesen herrlichen Rosenstrauch folgen, es heißt **Hannah Gould.** Sie ist geboren zu Lancaster (Vermont) um 1792, lebt unweit Boston

und ist eine geschätzte Dichterin. Ihre Lieder voll Gemüth und ächter Frömmigkeit haben sie zum Liebling des Volkes gemacht; sie wirken durch ihre Einfachheit, durch ihre Reinheit und den ungekünstelten Ausdruck inniger Gefühle.

Ich gebe Ihnen von dieser talentvollen und höchst bescheidenen Dame ein Lied, betitelt:

The Winds.

Die Winde.

Wir kommen, wir kommen, ihr fühlt unsre Macht!
Wir hab'n uns gesammelt und aufgemacht.
Wenn über die Berge auf Wegen und Stegen
Wir unsichtbar sausen und brausen und fegen,
Wie der Freiheit Geist gewaltig und stark —
Ihr seht unser Thun und erzittert in's Mark,
Ihr nennt uns den Wind; wer aber versteht,
Von wannen er kommt und wohin er geht?

Wir fächeln die Blume mit mildem Hauch,
Wir stürzen die Wälder in Dampf und Rauch!
Ihr seht, wie die Binse sich vor uns neigt,
Wir rütteln am Thurm, daß der Thürmer erbleicht,
Wir wiegen die Barke auf trüg'rischem Schlund,
Wir betten den Schiffer tief auf den Grund.
Ihr sagt, wir sind's, doch ihr findet's nicht aus:
Nie habt ihr gesehen der Winde Haus!

Ob unsere Stimme im Donner ruft,
Ob sanft wir ziehen, wie Weihrauchduft,
Ob mit Angst wir des Menschen Seele erfüllen,
Ob gaukelnd wir ihm die Stirne kühlen —
Bald lispelnd euch zu mit Liebeshauch,
Bald zürnend im Sturm, wild, Auge in's Aug' —
Ihr horcht und Ihr schaut, ein ohnmächtig Kind,
Ihr rufet ihn nicht, noch wehrt ihr dem Wind.

Wir wohnen in des Allmächtigen Haus.
Da schließt er uns ein und da läßt er uns aus.
Ob Jammer wir sä'n, ob Freude und Glück,
Sein Wille ist es, wir schaun nicht zurück.
Umspielt euch des Zephyrs balsamischer Duft,
Durchrasen wir tosend die zitternde Luft:
Uns sendet zu euch der ewige Geist,
Er ists, der uns kommen und gehen heißt!

Dieses Gedicht hat einen eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht, es ist mir dabei unwillkürlich der Felsenstrom von L. v. Stolberg in den Sinn gekommen, namentlich diese Stelle:

Unsterblicher Jüngling!
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im sprudelnden Quell.
Wie bist du so schön
In silbernen Locken!
Wie bist du so furchtbar
Im Donner der hallenden Felsen umher!
Dir zittert die Tanne,
Du stürzest die Tanne
Mit Wurzel und Haupt.
Dir fliehen die Felsen,
Du haschest die Felsen
Und wälzest sie spottend wie Kiesel dahin!

Man muß anerkennen, daß Hannah Gould es meisterhaft versteht, uns die Naturkräfte zu schildern, wie sie als denkende Wesen gewaltig eingreifen in das Weltgetriebe. Sie weiß diesem Handeln bald die erhabene Seite wie in den „Winden", bald die gemüthliche wie in der „Schneeflocke", bald die humoristische

wie im „Frost“ abzugewinnen, aber stets behandelt sie ihren Stoff mit weiblicher Zartheit, Reinheit und hoher Religiösität, weßhalb ihre Lieder mit voller Berechtigung in die Hände der reiferen Jugend gelegt werden können.

Diese Dame ist Meisterin der Sprache. Ihr Vers ist gewandt und ungesucht, die Wendungen sind nicht selten originell, die Zeichnung so, daß die Moral klar und wirksam hervortritt. — Kurz wenn Hannah Gould auch kein Stern erster Größe ist, so darf sie doch mit Recht zu den gemüthvollsten und gesinnungsreinsten Dichtern ihres Landes gezählt werden.

Wir haben nach alle dem gesehen, daß den Amerikanern von englischen Reisenden und Kritikern großes Unrecht angethan wurde, wenn diese ihnen alle Literatur abgesprochen haben. Außer den genannten Dichtern, außer Washington Irving, dessen Ruhm längst anerkannt ist, hat Nordamerika noch im Fache des Romans einen Cooper, Paulding, Kennedy, Sealsfield, eine Catharina Sedgwick und Harriet Stowe hervorgebracht, und schwerlich ist wohl ein Buch mehr verbreitet und gelesen worden, als die 34 Werke des ersteren und der Uncle Tom der letzteren.

Und neben diesen, Staatsmänner und Redner wie Benjamin Franklin, Quincy Adams, Henry Clay; Daniel Webster; Geschichtschreiber, wie Bancroft und Prescott; Ethnographen, wie Schoolcraft; Ornithologen, wie Audubon und Wilson; Juristen wie Wheaton; Lexigraphen, wie Webster — welch reges, geistiges Leben, welche Thätigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft! In der That dieses Volk wird noch Großes hervorbringen und die alte Welt mag sich zusammennehmen, wenn sie von der neuen nicht überflügelt werden will.

* * *

Nachdem wir uns mit den Amerikanern beschäftigt haben, liegt es ziemlich nahe, einen Blick auf das Mutterland, auf England zu werfen, Wir finden da dieselbe Erscheinung wie bei uns. Seit Thomas Moore, Byron und Robert Burns sind keine außerordentlichen Dichter mehr aufgetreten. Aber dennoch stoßen wir auf Männer und Frauen, die viel Treffliches geschaffen haben, und ich will nicht unterlassen, einige hervorzuheben und Musterstücke von ihnen einzuflechten. Von Milmann sowohl als von Wolfe habe ich früher schon einiges mitgetheilt. Ersterer dichtete Hymnen und gab ebenso zarte als erhabene Bilder aus der Bibel, von letzterem, der leider zu früh starb, haben wir das schöne Gedicht, „Auf das Begräbniß des Generals Moore", welches mit vollem Recht ein klassisches genannt werden darf, und Ihnen zur Genüge bekannt ist.

Die Begeisterung für sein Land, für seine Sitten, Gesetze und Institutionen spielt bei dem Engländer eine Hauptrolle. Kein Wunder, daß auch der Dichter dieses Thema vielfach aufgreift und varirt. Es liegt etwas Großartiges in diesem Nationalbewußtsein! Hier ist das zu Fleisch und Bein geworden, was der Deutsche nur ahnt und träumt. Der Engländer weiß, daß er das Glied einer großen, geachteten Nation ist, er tritt auf mit Kraft und Selbstbewußtsein, auf eigenen Schiffen dringt er in alle Welttheile, in allen Ländern fühlt er sich zu Hause, der Sohn Albions ist überall geachtet, weil er überall geschützt ist. Daraus sind Lieder erklärlich, wie Thomson's „Rule brittania" oder Campbell's „The mariners of England", und nur ein Nelson konnte beim Beginn der Seeschlacht jenes merkwürdige Signal geben „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue".

Den erneuerten Beweis von so eminentem Nationalstolz zeigt uns **Martin Tupper**, geb. zu London 1811 in seinem Gedicht:

Der Stamm der Angelsachsen.

Breit aus, breite aus von Süd zu Nord,
Von Ost zu West ausbreite dich fort.
Feste den Grund und wölbe den Bau,
Daß die Welt dich den Herrn der Erde schau:
Ruf's laut, daß Allen in's Ohr es gellt:
Dem Angelsachsen gehört die Welt!

In England sproß die gewalt'ge Saat
Auf alter Satzungen frommem Pfad.
Wo kühn das Herz und derb das Wort,
Wo stark der Arm, ein ächter Hort,
Ein Jüngling immer, recht stolz und frei:
Da ist der Angelsachse dabei.

Wir sehen Völker fallen im Sturm,
An allen Stämmen naget der Wurm:
Der Süden entnervt, der Ost ein Knecht,
Auf schwankem Thron ein Priestergeschlecht!
Schaut an die Länder, wie matt und bleich!
Nur nicht der Angeln mächtiges Reich.

Ihr Söhne Englands überall,
Euch gilt mein Lied mit Jubelschall.
Ob Norman, Gäle oder Celt',
Ob du ein Sohn der neuen Welt —
Auf ehernen Tafeln schreibt dein Stamm
Die Besten ein mit leuchtender Flamm'.

Ihr freien Söhne Albions!
Ihr kühnen Meister jedes Throns!
Zur See und zu Land die Herren ihr,
Millionen, ihr folget einem Panier!
Umarmt euch mit Liebe ihr Brüder traut,
Daß die Welt die Glorie der Angeln schaut.

Ich habe kein anderes Gedicht von diesem Meister zu Gesicht bekommen, aber dieses genügt schon um darzuthun, wie sehr der Engländer im Rechte ist, sein Ich „I" groß zu schreiben, während wir Deutsche es sogar für unschicklich halten, einen Satz mit „Ich" zu beginnen und es noch nicht sehr lange her ist, daß wir in der Korrespondenz die Fürwörter ich und wir aus lauter Demuth ganz ausließen. Die Engländer sind ferner groß in der Schilderung des Hauses, der Familie, des Familienlebens. Dafür haben sie einen förmlichen Kultus. Wie das Haus des Engländers ein Bollwerk ist, das jeden rohen Eindringling zurückweiset, so ist es auch ein Asyl, in welches sich der Mann nach gethaner Arbeit zurückzieht, um inmitten der Comforts, die es ihm bietet, nur sich, seiner Muse und den Seinen zu leben. Und dies versteht der Engländer ganz, der Deutsche nur halb, der Franzose gar nicht. Wenn die Engländer nirgends gemüthlich sind, so sind sie es in ihrer Familie, ihre Angehörigen lieben sie mit tiefer Inbrunst, und Alles was die Familie betrifft, alle Ereignisse in derselben, sind ihnen von hoher Bedeutung, und haben in ihren Augen mit Recht mehr Werth als all der Plunder von Politik und **Chronique Scandaleuse**, der uns Deutsche viel, die Franzosen fast ausschließlich beschäftigt.

Darum sind die Schilderungen und die Bilder aus dem Familienleben so schön und wohlthuend, denen wir in den Schriften von Bayly, White, Procter und Sarah Norton, Elisabeth Landon und **Miß Jewsbury** so häufig begegnen. Von Letzterer, geboren 1800 in Warwickshire und gestorben als Mrs Fletscher bei Bombay in Ostindien 1833, gebe ich nachfolgendes Gedicht, das sehr an Bayly's, „zurückgesetztes Kind" erinnert, und jene wehmüthige Stimmung zur Anschauung bringt,

wie sie mehrfach in den lyrischen Produkten der englischen Dichterinnen verwebt ist.

Das sterbende Kind an seine Mutter.

O, Mutter, nicht den Trauerblick,
Nicht diesen Blick voll Weh!
Schilt Mutter nicht, o schilt mich nicht,
Daß ich den Tod erfleh.
Nicht ringen kann ich mehr wie sonst
Mit meiner schweren Pein,
Ich geb ein junges Leben hin
Und tausch ein beff'res ein.

O weine nicht! Die Wange mein
Zeigt nicht der Jahre Spur:
Die Furchen zog der Gram hinein,
Laß deine Thränen nur.
Sie wischen diesen Schmerz nicht aus
Und bett'st mich noch so lind,
O Mutter, säh'st du in mein Herz,
Du sprächst: Ja, stirb mein Kind.

Auf Erden ist jetzt Sommerzeit,
Ich weiß es, lustig rauscht
Der Bach durch Blumenufer hin,
Ich hab ihm schon gelauscht:
Durch's Fenster schaut ein Rosenstrauch,
Ein Bienchen summt um dich —
Ach Mutter, wie so schön die Welt!
Und doch, laß sterben mich.

Denn keine Stimme spricht zu mir
Aus diesem frohen Braus,
Der sonnig, frisch und freudig wogt
Um unser stilles Haus;

Nur deine Liebe stark und mild
Umfängt mich hier und dort,
Bald sind wir droben doch vereint —
Geh Mutter, laß mich fort!

Unter den Damen haben sich außer den schon genannten, namentlich noch ausgezeichnet **Mary Tighe** 1773—1810, von der ein recht hübsches Gedicht „Hagar in der Wüste" bekannt ist, **Mary Howitt** geb. 1806 in Gloucestershire, und später als Gattin des ebenfalls geschätzten Schriftstellers gleiches Namens längere Zeit in Deutschland lebend, welche eine reiche Phantasie und ein warmes Gefühl mit großer Anmuth der Darstellung verbindet und von der besonders „Sonnenschein" und „die Geschichte eines alten Mannes" ansprechen; vor allem aber **Felicia Browne,** später verehlichte **Hemans,** geboren 1794 in Liverpool und gestorben in Dublin 16. Mai 1835. Sie ist der Liebling namentlich der englischen Frauen geworden, und hat auch in Deutschland die Herzen aller Derjenigen gewonnen, die sich beugen vor weiblicher Milde und Sanftmuth, vor Reinheit und Frömmigkeit, vor einem Herzen endlich, das für alles Große und Edle glüht und das gleich dem Veilchen im Verborgenen, es selbst nicht weiß wie gut und wie schön es ist. Obschon bereits sehr oft übersetzt und vorzüglich gut von Freiligrath, bin ich doch so kühn, ein sehr bekanntes Lied dieser Sängerin Ihnen auch meinerseits in der Uebersetzung eines mir theuren Freundes darzubieten, es heißt:

Das bessere Land.

Mutter, o nenn' mir das bessere Land,
Dessen Bewohner du glücklich genannt!
Trockne die Thränen und laß uns nicht säumen:
Wo ist der Weg nach den glücklichen Räumen?

Ist es wohl, wo der Orangenbaum blüht,
Wo auf der Myrthe Johanniswurm glüht?
Dort nicht, nein dort nicht, mein Kind.

Ist es, wo riesige Palmbäume steh'n,
Wonnegerüche die Lüfte durchweh'n,
Findet man wohl in dem glänzenden Meere
Auf grüner Insel die glückliche Sphäre,
Wo jeder Vogel, so himmlisch geschmückt,
Auge und Ohr paradiesisch entzückt?
Dort nicht, nein dort nicht, mein Kind.

Ist es der Elfen besungenes Land?
Wo auf dem flimmernden goldenen Sand
Bäche hinfließen, die Perlen umkränzen,
Saphir und Diamant wunderbar glänzen,
Nymphen sich baden im silbernen Teich —
Mutter ist da wohl das bessere Reich?
Dort nicht, nein dort nicht, mein Kind.

Noch ist kein Auge je dorthin gekommen,
Noch hat kein Ohr solche Wonne vernommen;
Träume, sie können so schön es nicht malen,
Dort weilt kein Tod, sind fern alle Qualen,
Nagende Zeit welkt die Blüthe nicht ab —
Weit über Wolken und weit über'm Grab!
Dort ist's, ja dort ist's, mein Kind! —

In glühender Vaterlandsliebe steht Mistrs Hemans Keinem ihrer Landsleute nach, mit ihren Liedern zur Verherrlichung des stolzen Albions hat sie ihm eine Krone von Diamanten aufgesetzt, die es umstrahlen werden, so lang auf ihm eine Sprache existiren und ein Herz schlagen wird. Ich führe von solchen Gedichten nur an „der Name England", „Englands Tode" und „die Heimath in England." — Da wo eine schmerzliche Trauer, ein tiefes Sehnen der Unbefriedigtheit, ein thränenreiches Weh der Täuschung ihre Lieder durchzieht, werden diese zu kostbaren

Perlen. Eine solche nenne ich die drei kurzen Verse, welche beginnen: „Mutter, o sing mich zur Ruh,“ und empfehle jedem meiner verehrlichen Zuhörer sie nachzulesen.

Hier drängt es mich auch des Dichters **Thomas Hood** erwähnen, der 1798 geboren ward und 1844 gestorben ist. Sein Lied „die Seufzerbrücke“ ist ein Sang voll so tiefen Gefühls, die Sprache ist so ergreifend, die Darstellung so sinnig und rührend, daß ich mich vergebens nach etwas Aehnlichem bei seinen Zeitgenossen umgesehen und wirklich nicht gewagt habe, es zu übersetzen, weil ich es für unmöglich halte, es wiederzugeben, ohne den Schmelz der Zartheit und Innigkeit zu verwischen, der darüber ausgegossen ist.

Wir kommen nun zu einem Genre, in dem die englischen Dichter viel geleistet haben, ich meine Schiffs-, See- und Matrosenlieder. Diese Welt ist nirgends so ausgebildet als wie in England, ihre große Bedeutung ist nirgends so anerkannt und der Sinn dafür ist auch nur in jenem Inselland zu Hause, das berufen ward, die Herrin der Meere zu sein. Hier ist neben so vielen anderen, von den früheren besonders **Gay** zu nennen, der aber schon 1732 gestorben ist und von den neueren **Cunningham** von 1784—1842 und **Charles Dibdin** der Vater, von 1745—1814, die den Ton ächter Volkspoesie sehr glücklich getroffen haben. Von Cunningham las ich schon bei einer anderen Gelegenheit jenes bekannte Lied voll Muth und Selbstvertrauen, in dem der Charakter des englischen Seemannes so trefflich geschildert ist, und das anfängt „Ein nasses Tuch und hohe See“, von Dibdin aber will ich ein kleines Stück geben, dessen ergötzlicher und derber Humor die Anschauungsweise jener Sphäre sehr glücklich charakterisirt. Es heißt:

Des Matrosen Trost.

Nacht war's und wild in's Tackelwerk
Fuhr über's Meer der Sturm,
Sein Priemchen kaute Peter Merk
Und sprach zu Hansen Wurm:
Ein derber Nordwest zieht herauf,
Hörst Hans du, wie er heult?
Wie dauert mich das dumme Volk,
Das jetzt am Lande weilt.

Die armen Tröpfe in der Stadt
Was stehen sie nicht aus!
Wer schon im Bett gelegen hat
Steht auf und horcht mit Graus.
Wie neiden sie dann unsern Stand
Und denken ganz gescheut:
O wären wir statt an dem Land
Zur See in Sicherheit!

Wie angst mag es dem Burschen sein,
Der auf dem Heimweg keucht,
Voll Furcht, daß Weib und Kinderlein
Ein Ungemach erreicht.
Ein Schornstein prasselt hier herab,
Dort reißt ein Ziegel los,
Indeß wir liegen hier am Deck
Als wie in Abrah'ms Schooß.

Ja, ja, man hat es oft gehört,
Was all's am Land passirt:
Bald brennt ein Haus, ein Dieb bricht ein,
Bald wird man massakrirt;
Das Ueberfahr'n nimmt gar kein End',
Die Kutscher sind wie blind —
Da Hans, da danken wir doch Gott,
Daß wir Matrosen sind!

Das sind jene Theerjacken, die in allen Meeren herumschwimmen, die mit gleicher Behaglichkeit in Sidneytown ihren Grog trinken wie in Canton eine Tasse Thee, die ebensogut Bescheid wissen an der Goldküste von Africa wie in den Piratenschlupfwinkeln der Molukken, die unter der Linie weder verschmachten, noch im nördlichen Eismeere erfrieren; Bursche, mit denen man den Teufel aus der Hölle jagen kann, die bei La Hogue und Abukir, bei Trafalgar und Navarin den Namen England mit so gewaltigen Zügen in das Gedächtniß der Nationen geschrieben haben, daß Jahrhunderte und aber Jahrhunderte ihn nicht verwischen werden. Darum singt Thomson in Rule Britannia voll Freudigkeit:

> Mein England braucht kein Bollwerk
> Nicht Wartthurm und nicht Schanz'
> Durch Wogenbraus auf tiefer See
> Geht es zum Waffentanz!

Es bleibt mir jetzt noch übrig, eines neueren Talentes Erwähnung zu thun, das wie es scheint auch in Deutschland Interesse erregt hat, es ist dies **Alfred Tennyson** geb. 1800 in Lincolnshire, der 1850 von der Königin Victoria zum Hofpoeten ernannt und was vielleicht das Schönste an der Sache ist, mit einem Jahrgehalt von Lstr. 300 bedacht wurde.

Ich gestehe, daß ich über diesen Dichter nicht viel zu sagen weiß, weil mir eine englische Ausgabe seiner Gedichte fehlt und ich nur einzelne der Originale in Chrestomatien gelesen habe. Nach der deutschen Uebersetzung, die mir erst vor einigen Tagen in die Hände kam, will ich ihn nicht beurtheilen, da ich nicht weiß, was ich etwa auf Rechnung des Translateurs zu setzen habe, statt auf die des Poeten. Manches, was ich da gelesen

habe, scheint mir ziemlich an Unverständlichkeit zu laboriren, wie z. B. die Nummer, welche überschrieben ist, „der Dichter.“ So viel darf ich, wie ich glaube, ohne Anmaßung sagen, daß ich häufig ein gewisses Haschen nach Effekt, eine gesuchte Originalität im Gedanken und Wort gefunden habe, die, wie mir scheint dem Eindruck des Ganzen vielfach nachtheilig sind. Belege hiezu wären vielleicht „der Kunstpalast“, „Ode an die Erinnerung“, „das Gesicht von der Sünde.“ Das rein Lyrische gelingt ihm weniger, es fehlt ihm, möchte man sagen, das stille fröhliche Gemüth, das warme gute Herz, die Unschuldsseligkeit und Jugendfrische, womit man Lieder macht, die verwandten Seelen wie die eigene Herzenssprache erklingen. Aber da wo seine Poesie mehr episch und didaktisch auftritt, da weiß sie was sie will und wirkt öfters mit erschütternder Kraft. Wie schön ist „die Maikönigin“ und der „Neujahrsabend“, wie prächtig die an Heine mahnenden Phantasien: „Meermann und Meerfräulein“ und „die Seenixen.“ Welch herrliches Lebensbild entrollt sich in der „Müllerstochter“. Welche Schauer der Erhabenheit wehen aus dem „Tode Arthurs, des Königs der Tafelrunde“, welche meisterhafte Seelenmalerei spricht aus „Locksley Hall!“

Ich gebe Ihnen jetzt aus den epischen Produkten das, welches mir zuerst zur Hand kam und das ich, nachdem ich alle gelesen, immer noch für das Beste halte. Es ist in dem sogenannten blank verse (reimlose Jamben) gedichtet, der bei den Engländern sehr Mode ist und ich habe mich bei der Uebertragung genau an diese Form, so wie an den Ton selbst gehalten und habe auch nachdem ich die Herzberg'sche Bearbeitung gelesen, wie mir däucht, keine Veranlassung, die meinige zurückzuziehen.

Das Gedicht ist betitelt:

Godiva.

Ich wartete des Zugs in Coventry
Und schaute mit den andern Leuten hin
Nach den drei schlanken Thürmen. Damals war's,
Daß mir's in Sinn kam, was ich jetzt erzähle
Aus dieser Stadt Legendengrauer Vorzeit.
Nicht wir allein, die letzte Saat der Zeit,
Die wir Vergangenes beschwören und viel sprechen
Von Recht und Unrecht, lieben wahr das Volk
Und pred'gen gegen seine Ueberbürdung;
Sie war's, die mehr that, als wir all',
Godiva, Weib des grimmen Grafen Leofric*)
Der in Coventry herrschte. Ihm gefiel's
Daß hohe Steu'r er legte seiner Stadt,
Fast überschwenglich, also daß die Frau'n
Ihm ihre Kinder brachten, jammernd rufend:
Erbarme dich, denn unsre Kleinen sterben
So du uns nicht erlässest diesen Zoll.
Da suchte ihn sein Weib und fand ihn in der Halle
Inmitten seiner Hunde, wild von Bart
Und ellenlangem Haupthaar, und sie sprach
Mit Thränen, was die Weiber ihr gesagt:
Darauf er staunte und sie schalt: Was kümmert's dich?
Rührst einen Finger du für solches Volk?
Ich könnte für sie sterben, sprach das Weib.
Des spottete der Graf und mit dem Finger
Schnellt er an's Ohr ihr. Albernes Gewäsch
Nannt er des Weibes frommes Wort.
So stellt mich auf die Probe, fleht Godiva.
Ich will's! sprach tückisch er, denn ach sein Herz
War rauh wie Esau's Hand: erlassen sei
Die Steu'r, so du die Stadt durchreitest — nackt!
Und hämisch nickend wandt' er sich und ging.

Wie wenn aus allen Himmelsstrichen tobend
Ein Rudel Winde sich bekämpft,

*) Leofric, Graf von Mercia in der Mitte des XI. Jahrhunderts.

So war Godiva jetzt der Stürme Beute
Von Scham und Angst, bis endlich Liebe siegt!
Und einen Herold sandte sie hinaus
Zu künden bei Trompetenschall die Sühne,
Mit der das Volk zu lösen sie gewillt.
Daß aber sie sich von des Volkes Sinn
Und Biederkeit versehe, wie zur Zeit
Von ab der zehnten Stunde bis zur zwölften
Kein Fuß die Straße wandle und kein Aug'
Herniederblicke, wo sie reite; daß vielmehr
Ein Jeder Thür und Fenster sittig schließe.

Dann barg sie sich in ihre stillste Kammer
Und lösete den Gürtel, ein Geschenk
Des bösen Mann's, und zitterte in Angst
Und Sorge. Wie der Mond in Sommernächten
In Wolken halb verhüllt war sie zu schau'n.
Von Locken rings umflossen bis an's Knie,
Die ihre einz'ge Hülle nur, stahl sie hinab
Sich jetzt die Trepp' und wie ein Sonnenstrahl
Glitt sie von Säul' zu Säule, bis das Thor
Erreicht war, wo ihr Roß das Pflaster stampft'.

Und sie bestieg's und so der Ritt begann!
Und Keuschheit war ihr Kleid. Die Winde lauschten,
Kein Lüftchen säuselte. Wie bebte sie
Beim Bellen eines Hunds, bei jedem Tritt
Des Rosses nicht, der dröhnend wiederhallte.
Sind da nicht weiße Köpfe an den Rinnen
Mit Augen selbst, die listig nach ihr schau'n,
Und haben diese Mau'rn nicht tausend Spalten
Und überall gespenstig von den Dächern
Starrt's nicht hinab nach ihr mit Dolchesblick?

Und all die Angst ertrug sie fromm und still,
Bis endlich hart am Thor Hollunderbüsche
Herübernicken aus des Waldes Saum,
Der rings die Stadt umgibt. Da kehrt' sie um.

Die Keuschheit war ihr Kleid. Die Winde lauschten,
Kein Lüftchen säuselte. Doch ja, ein Kerl
So frech und so gemein, zum Schimpf der Stadt
Sein Name*) wird genannt für alle Zeiten.
Der unternimmts, ein kleines Loch zu bohren
Und sah — doch nein! Nichts sah der arge Wicht,
Denn blind ward er im selben Augenblick.
So wurde eine edle That beschützt
Von hoher Macht, verhütet böser Mißbrauch.
Sie ahnete es nicht und eilte fürbaß,
Bis sie erreicht das schützende Gemach,
Als eben zwölf Uhr von schier hundert Thürmen
Es schlug und hämmerte mit lautem Klang.

Bald trat hervor alsdann die fromme Frau
Im Prunkgewand, die Krone auf dem Haupt,
Und nahte ihrem Herrn, der alsogleich
Die Steu'r zurücknahm. So errang Godiva
Sich ihres Namens ewiges Gedächtniß.

Hier haben wir eine Begebenheit, die vielleicht mehr noch als die Griseldis Sage ansprechen dürfte, weil sie natürlicher ist. Wie Kohl in seinen Reisen durch England erzählt, soll noch heutzutage in Coventry eine Figur mit bunten Kleidern und dreieckigem Hute sei, die aus irgend einem Fenster guckt. Auch ziehen alljährlich an einem großen Jahrmarkte der Stadt der Mayor und die Aldermen durch die Straßen mit einer Frau zu Pferde, die fleischfarbene Kleider an hat. Herr Kohl war nicht selbst in Coventry, die Eisenbahn führt daran vorüber. Deßwegen hat er wohl auch statt Leofric, Scopric geschrieben. Meidinger dagegen in seinen Reisen durch Großbritannien und Irland erzählt uns, daß Tom ein Schneidergeselle gewesen sei und daß in der St. Mary-Halle in Coventry noch ein altes Glasgemälde existire, Godiva vorstellend.

---

*) „Glotzender Tom von Coventry.“

Ich schließe diese Rundschau, indem ich noch die Uebertragung des amerikanischen Nationalliedes Yankee Doodle anfüge und hoffe dadurch dem Theil meiner verehrlichen Zuhörer einen Dienst zu erzeigen, der dieses interessant gewordene Liedchen noch nicht genauer kennt.

Yankee Doodle.

Ein Yankee-Bursch ist nett und schlank
Und niemals überfett, Herr!
Bei Scherz und Tanz ist er nicht krank
Und flüchtig wie der Wind, Herr!
Yankee-Bursche aufgepaßt,
Wahrt die Küste sonder Rast,
Prahlet nicht und fürcht't euch nicht —
Yankee Doodle ist kein Wicht.

Die Thür ist offen stets zu schau'n,
Sein Wein ist gar nicht schlecht, Herr!
Pasteten von Kartoffeln, traun,
Die setzt er Jedem vor, Herr!
Yankee-Bursche aufgepaßt u. s. w.

Ob klein sein Haus und rauh und arm,
Doch wohl erworben ist's, Herr!
Die Hand ist stark, das Herz ist warm,
Es wohnt die Ehre drinn, Herr!
Yankee-Bursche aufgepaßt u. s. w.

Was er mit voller Lieb umschlingt,
Sein Vaterland das ist's, Herr!
Und wenn er je auf etwas trinkt,
So trinkt er Yankee Doodle, Herr!
Yankee-Bursche aufgepaßt u. s. w.

Der Verfasser war ein Arzt, Dr. Sheckburg, der im britischen Heere in Nordamerika diente. Er machte das Lied im Jahr 1755 und setzte auch die Musik dazu, natürlich um die

Amerikaner zu verspotten, da man unter **Doodle** einen Tölpel, einen Hans Dampf in allen Gassen verstund. Wirklich hatte er die Genugthuung, daß die amerikanischen Offiziere auf seine Empfehlung hin das Lied hübsch fanden und sangen, was den britischen vielen Spaß verursachte.

Zwanzig Jahre später begeisterte es als Nationallied die Helden von Bunkershill und nach noch nicht 30 Jahren marschirte Lord Cornwallis mit seinem Heere bei der Musik von **Yankee Doodle** kriegsgefangen in die amerikanischen Reihen.

Ferienreise durch die Schweiz

von

J. L. Hoffmann.

Es war am 9. August 1854. Noch zog sich das Gewitter erst in der Ferne zusammen, und man besprach sich hin und her, ob jene Wolken wirkliche Wetterwolken seien, ohne zu fürchten oder zu ahnen, daß sich ein Theil derselben auch über unserer Stadt mit ihren nächtlichen Schauern entladen würde. Sollen wir ausziehen oder nicht, als Lustwandler gerade mitten hinein in die Gegend, von welcher die Schwärze droht? war die Frage, die wir mehr hastig als gründlich noch auf dem Bahnhofe mit theilnehmenden Freunden überlegten, welche eben von München heimgekehrt uns von dem Besuche der Industrieausstellung abmahnten. Luise schien muthig, ich bedenklich; es kam mir unbesonnen vor, zum Vergnügen dem Ungeheuer geradezu in den Rachen laufen. Aber die Krankheit ist ja erst sporadisch, nicht epidemisch, wenn sie überhaupt vorhanden ist. Als ob es nicht einerlei wäre, sporadisch oder epidemisch zu sterben. Ja das erstere erschien gewissermaßen schimpflich und damals obendrein revolutionär, da die Cholera in München polizeilich

verboten war. Gleich als hätte die Locomotive selbst den Auftrag, unsere Bedenkzeit zu verlängern, keuchte sie erst gegen 11 Uhr heran, indeß sie nach 9½ hatte abgehen sollen. Ich hatte vor der Hand Billets bis Augsburg genommen: da standen noch zwei Wege offen, nach München wie nach Lindau, und ein längerer Besuch der Schweiz sollte sich ja unserem Plane nach dem vorübergehenden der Industrieausstellung anschließen. Inzwischen würde man aus größerer Nähe über den Stand der Dinge in der Hauptstadt sich besser unterrichten und nöthigenfalls dieselbe auch auf dem Rückwege besuchen können. In unserem Coupé hatten wir anregende Gesellschaft; eine kurze Strecke Weges gehörten zu unserer unmittelbaren Begleitung zwei Mädchen, ein junges und ein altes; das erstere hat uns alle schon durch seelenvolle Anmuth erfreut, das letztere blüht, dem kleinen Veilchen gleich, im Verborgenen. — Der Mann, der immer ins Weite strebt, pflegt mit dem Stadtthor auch die Sorgen hinter sich zu lassen; die Frau dagegen, die im häuslichen Kreise schaffen und walten muß, vermag sich schwer dem beengenden Gedanken an das Wohl und Wehe der Ihrigen zu entschlagen. Wir haben außer uns selbst nur zwei Familienglieder, den Hans und eine weißgesprengelte alte Katze. Da nun meine Frau jenen wohlgeborgen in seiner Heimath wußte, so drängte ihr liebereiches Gemüth sich zusammen in den quälenden einen Gedanken: Ich werde doch die Moll nicht hineingesperrt haben? und alsobald malte die Phantasie ihr das gräßliche Bild des hungersterbenden Thieres und bestimmte die Gute, welche für das Katzengeschlecht von Kindheit an eine unbeschreibliche Zärtlichkeit hegt, zu dem resoluten Entschluß, sogleich mit Bleistift deßhalb einen Brief an die Schwester in Nürnberg zu schreiben und ihn der römernasigen Gespielin meiner Kindheit

mitzugeben, welche in Schwabach sich von uns trennte. Für solche rührende Sorgfalt scheinen ihr sämmtliche Katzenherzen dankbar geworden zu sein; denn merkwürdiger Weise umschmeichelte sie fast in jedem Quartier während dieser Reise einer ihrer weichhaarigen Lieblinge. — Es war ein rührender Abschied zwischen mir und meiner Jugendfreundin; denn alte Liebe rostet nicht. Meine gepreßte Seelenstimmung machte sich zuletzt noch in der Strophe Luft, die ich ihr nachseufzte: So leb' denn wohl, du altes Haus! Es ist das sichtbarste Zeichen von der ursprünglichen Güte der Menschennatur, daß sich alle Herzen dem Leidenden theilnehmend erschließen, und so wirkte denn mein unwillkürlicher Ausruf wie ein electrischer Schlag auf die Gefühlsnerven sämmtlicher Mitgenossen unseres Coupé, die ich bisher im Vorgefühl des nahen Trennungsschmerzes gar nicht sonderlich beachtet hatte. Das Gespräch wurde fließend, und wie denn der glückliche Leichtsinn als freundlicher Lebensgefährte die Bekümmernisse hinwegzulächeln pflegt, so war das ehrwürdige Mädchen — ich hätte mir selbst diesen Grad des Wankelmuthes nicht zugetraut — schon halb vergessen, als sie mit ihrem Reisepack der Nadlerstadt zuschlich. Ein straffsehniger Mann aus Posen, ein rüstiger Fünfziger, saß mit seinem langbeinigen etwas baumeligen Sohn und einer blassen jugendlichen Tochter neben uns im Wagen, deren plastisch reine Züge nur noch von einer glockenhellen Silberstimme übertroffen wurden. Das gegenseitige Verhältniß der drei Personen spiegelte ein natürlich herzliches Wohlwollen; die väterliche Autorität hatte sich den erwachsenen Kindern gegenüber zu jener Freundschaft abgeklärt und die Pietät der Kinder zu jener Ungezwungenheit des Umgangs erhoben, welche innerhalb einer feinen Linie gehalten dem Beobachter so wohlthut. Sie waren im Begriff

nach München und nach Besichtigung der Ausstellung desselben Weges durch Oberitalien zu fahren, der uns ehedem selbst entzückt hatte. Wie lebhaft begegneten sich da Erinnerung und Erwartung und schlangen ein leichtes Rosenband um uns unbekannte Menschen, nachdem die bekannte liebe Seele uns bei Wassertrüdingen verlassen hatte! Singen Sie der auch nach: So lebe wohl, du altes Haus? fragte der stattliche Vater, als ich der scheidenden Freundin meine Grüße nachwinkte. Es war ein lebhafter Mann; munter flogen die Scherze herüber und hinüber, die er von Zeit zu Zeit durch den seltsamen Ausruf unterbrach: Potz Sonne von Austerlitz! Wir schlossen uns während des kurzen Zusammenseins enge genug an einander. Meiner Frau gefiel des Vaters liberale Bildung, mir das klangreiche Organ und griechische Profil der Tochter. Die Entschiedenheit dieser Familie gab auch unserem bisherigen Schwanken den Ausschlag, indeß uns zugleich ihre Liebenswürdigkeit nachzog. Freilich tauschte ich und meine Frau, nachdem ich in Augsburg das verhängnißvolle Billet genommen, unsere Rollen. Der Kecken erschien das Unternehmen strafbarer Frevel; den Sorglichen erfüllte die leichte Zuversicht eines Soldaten, der mit dem Gedanken in die Schlacht geht, daß die Kugel nicht gerade ihn zu treffen bestimmt sei.

Unser dreitägiger Aufenthalt in München bedarf keiner nähern Beschreibung. Wir waren entzückt wie Alle, die das elegante, luftige, zierliche Gebäude gesehen und die geschmackvolle Anordnung bewundert haben, welche so tausendfache Einzelnheiten zu einem schmucken Gesammtbilde vereinigt hatte. Dieß also sprach ich bei mir selbst, ist der durchsichtig klare Tempel des modernen Zeitgeistes, kunstreich aufgebaut, in hellen Farben prangend, mit den Opfergaben von Millionen Händen geehrt

und verherrlicht. Ich fand mich überaus heiter ergriffen und angeregt von diesem lustig strahlenden Cultus der Göttin Industrie, ich mochte nun von oben oder unten den Totaleindruck auf mich wirken lassen, oder die besondern Abtheilungen langsam durchmustern; und der Separatpatriotismus eines Nürnbergers erhielt immer frische Nahrung nicht allein beim Anblick des stattlichen Palastes, sondern auch bei der Ueberschau der mannigfachen Fabricate, welche hiesiger Gewerbfleiß geliefert hatte. Aber bei alledem schwebte über der Beschauung der tausendfachen Herrlichkeiten ein trüber Schatten, nämlich die Angst vor dem grausen Gespenste, das nun also dennoch, dennoch trotz aller Polizeiverbote existirte und da und dort unter Hoch und Niedrig, wen es ernstlich mit schwarzer Faust gepackt, in die Grube warf. Der zweite Tag, an welchem kalter Regen in Strömen fiel, war besonders unheimlich; und als am dritten beim Besuch der neuen Pinakothek, sei es durch natürliche Reizbarkeit, sei es durch die dumpfe Luft bei zahlreicher Menschenmenge, die Beklommenheit meiner Frau sich zum Unerträglichen steigerte, beschlossen wir, da ohnehin Kunst- und Industrieausstellung genugsam betrachtet war, die Nacht in Augsburg zuzubringen. Ein alter lieber Freund begleitete uns zum Bahnhof.

Aber da hatten wir leider gar nichts gewonnen. Schon auf der Mitte des Weges vernahmen wir, dort sei die Krankheit viel ärger, als in München. Wie ein trübes Vorzeichen begegnete uns unter dem Thore ein Leichenzug; den Wagen zogen vier Pferde, und Fackeln warfen ihren matten Schimmer auf die hohen bereits dämmerigen Häuser. Die ohnehin ziemlich öde Stadt nahm in unsrer Phantasie, wenn wir umherwandelnd die Augen durch die lange breite Straße schweifen ließen, den Schein einer ausgestorbenen an, zumal als ungerufen eine alte

Frau zu uns heran trat und von den vielen Leuten zu reden anhob, die gegenwärtig hingerafft würden, und wie eben Niemand dem Tode entrinnen könne. Dann saßen daheim im Gasthaus zum Falken bei ominösem Rothwein, stumm wie verzaubert, einige alte Offiziere. In München hatten wir doch Freunde gehabt und bewegtes Leben die Fülle; hier aber war's still wie im Grabe.

Der frische heitere Sonntagsmorgen sollte uns von wirklicher und eingebildeter Noth Erlösung bringen. Schon um 4 Uhr wanderten wir mit Gebirgsstock und dem wohlbekannten Reisesack hinaus zur Eisenbahn. Die ungewöhnliche Frühkälte verhieß einen schönen Tag. Die Gesellschaft war spärlich, ein Schriftsetzer aus Kempten der einzige Umgang, warmer Kaffee in Kaufbeuren ein herrliches Labsal den halberstarrten Gliedern. Desto wärmer schien gegen Mittag vom tiefblauen Himmel die Sonne in unser Gartenhäuschen am Algäuer Hofe zu Kempten, in welchem wir theils mit Anschauen der freundlichen Gegend, theils mit dem Genusse von Bier und Käse einen Theil der drei Stunden hinbrachten, die uns der langweilige Güterzug warten ließ. Die Umgebung, zwar nicht neu, war dafür reich an schönen Erinnerungen, zumal auf dem Theile der Eisenbahn, über welchen wir vor zwei Jahren gleichfalls am Sonntag zu Fuß gepilgert, und als der Grinten sammt den andern algäuer Bergen vorüberschwebte, in deren Thälern eine biedere, gesellige, aufgeweckte Bevölkerung wohnt, die dem Fremden als einem lieben Gaste die Genüsse ihrer schönen Gebirgsnatur durch freundliches Entgegenkommen noch menschlich behaglich macht. Und da sich zu dem Gedächtniß angenehm verlebter Tage noch der Gedanke gesellte, daß drüben im Mittelpunkte dieser Landschaft eine hochverehrte Freundin weilt, so sandten meine Augen

doppelt herzliche Grüße hinüber nach Sonthofen und seinen romantischen Höhen. Am lieblichsten in diesen Gauen präsentirt sich dem Vorüberfahrenden das Weißachthal bei Oberstaufen; später wird die Gegend langweilig, bis sich in der Tiefe der herrliche Bodensee aufthut und malerisch von grünenden Rebenhügeln eingefaßt Lindau, wohin in weiten Biegungen der Train sich gleichsam schüchtern hinunterwagt. Schon rollen wir über den Damm, die Wasserwelt zu beiden Seiten, an die Inselstadt, und alsbald schauen wir aus einem Dachfensterchen des Caffeehauses nieder auf die grünen Fluthen und hinüber zu den grauen Bergen, die uns auf Wochen hinter ihrem breiten Rücken bergen sollen. Es war ein lieblicher Abend; die schöne Welt lustwandelte im Putze zwischen den Bäumen am See; so mischten denn auch wir uns schlendernd unter die geschäftlosen Sonntagsgänger und saßen noch in der Dämmerung auf einem Stein am Eisenbahndamme, dem Mädchenchore lauschend, dessen friedliche Weisen aus fernem Nachen zu uns herüberklangen.

Noch niemals war mir der herrliche Wasserspiegel des Bodensees in diesem köstlichen Licht erschienen, als an dem Morgen, an welchem wir nun frei von aller Beängstigung der letzten Tage über seine smaragdene Fläche glitten. Von Rorschach aus sollte die Fußreise ihren Anfang nehmen. In der Flur eines Hauses wurde der Reisesack gesiegelt, den ich bereits in Nürnberg nach Chur überschrieben hatte, und nun bergan nach Heiden, dem freundlichen Molkenkurort, der 1200 Fuß über dem See auf grüne Matten hingebreitet eine weithin offene Aussicht bietet. Auf unserer langsamen Wanderung hatte sich zu uns ein junger Mann aus Sachsen gesellt, der sich durch meine Bemerkung, daß unser Schlendern seine Schritte nur hemmen

würde, nicht abschrecken ließ. Es war ein lieber Mensch, gutmüthig und schmiegsam dem Naturelle seines Volksstammes entsprechend, und seine Bekanntschaft mit einem meiner Dresdener Freunde gab uns bald einen festen Berührungspunkt. — Das Oertchen Heiden ist ganz Idylle, wie das gesammte appenzeller Ländchen mit seinen zierlich schmucken Dörfern. Eisenbahn und Dampfschiff bieten so wohlfeile und rasche Beförderungsmittel, daß ich nur in der Unbekanntschaft mit dieser lieblichen Natur und in der Macht der Gewohnheit den Grund sehe, warum die Anstalten von Heiden, Gais und Weißbad nicht häufiger von Leidenden auch aus unserer Gegend benützt werden. Sicherlich wäre solch ein Aufenthalt, der in einem Sommer obendrein zwischen allen drei Orten wechseln könnte, für die Lebensfreudigkeit und eben darum auch für die Gesundheit ersprießlicher, als eine Kur in dem einförmigen Streitberg oder dem melancholischen Kreut. — Indeß meine Frau im Gastzimmer neue Bekanntschaften machte, bestieg ich in brennender Sonnengluth die nahgelegene Höhe des Kaien. Man sieht den Säntis, Rigi, Pilatus, die Gegend von Trogen, einen großen Theil der appenzeller Matten; der Blick war mir eben nicht neu, weil ich schon in früheren Jahren den gegenübergelegenen Gäbris besucht hatte. Aber der Hauptgenuß des wanderlustigen Bergsteigers liegt im Auf- und Absteigen selbst, im Kampf gegen Schwierigkeiten und der nachherigen Freude sie überwunden zu haben. Wir mußten heute noch über die Antonscapelle nach Altstetten. Vorüber an vielen Weberhäusern, an fleißigen Stickerinnen, die Hügel hinan, die lustig grünenden, mit sammtenem Teppich überkleideten. Schon neigt sich die Sonne, und weithin über die Wiesen fallen die Schatten der beiden Wanderer. Luise ist ohnehin eine schlechte Bergsteigerin,

ich selbst zwar rüstig und munter, war doch des Tragens noch ungewohnt. Nun hatte ich den schweren Reisesack allerdings nach Chur geschickt, aber ich war doch behangen mit einer Reisetasche und einer am Anfang noch schweren Geldtasche; auf der Achsel lag mir ein dickes wollenes Tuch, darauf ruhte der Alpenstock, an welchem Luisens Nachttasche mir über dem Rücken baumelte; die freie Rechte stützte sich auf den Regenschirm, indeß die Gefährtin leichtgeschürzt, doch glühend vor Hitze, neben mir emporkeuchte. Im weiteren Verlauf unsrer Pilgerschaft wußten wir das alles besser einzurichten. Damals aber waren wir, endlich auf der Höhe angekommen, dergestalt erhitzt, daß Luise, in der Verwirrung Lebendes und Todtes verwechselnd, nachsah, ob nicht die Reisetasche schwitze. — Ein reizendes Panorama hatte sich aufgethan. Gegenüber der vielzackige breite Säntis in voller Majestät, drüben die grauen Häupter Vorarlbergs, tief unten zu den Füßen Altstetten und das weite lachende Rheinthal, hinten der Bodensee; und neben uns spielte ein liebliches Kind mit großen braunen Augen und blühendem Angesicht und gesellte sich unverzagt plaudernd zu uns, bis es im Triumphe mit dem geschenkten Pfennig zur älterlichen Hütte hinuntersprang. Wir müssen aufbrechen, ziemlich jäh hinab an die 1½ Stunden; zweimal strauchelte meiner armer Begleiterin der unsichere Fuß; ihr Sonnenschirmchen ging in Trümmer; dazu bellten die Hunde der Einöden; schwarz bricht die Nacht herein; die plätschernden Brünnlein, die ich hörte, aber nicht sah, höhnten meinen lechzenden Durst. Endlich ist Altstetten erreicht.

Ein alter Mann weist uns in den Freihof. Gepriesen sei der Edle, der uns den Eintritt in die Schweiz so fröhlich machte. So unköniglich auch im Uebrigen unsere Erscheinung sein mag, so gleichen wir doch in einem Stück den heiligen drei Königen:

sie essen uud trinken und zahlen nicht gern. Eine wohlfeile Rechnung beglückte uns jederzeit für den ganzen nächsten Vormittag. Die damalige aber war so fabelhaft billig, daß ich in spätern Tagen gar oft mit Wehmuth nach jenem goldenen Weltalter zurückschaute. O Altstetten, o Altstetten! rief ich dann aus, wie wandelt deine Wirthin noch in heiliger, unschuldiger Kindheit! Damals war auch die Freude noch neu über das Land, wo nicht bloß Milch und Honig, sondern auch Kaffee in Strömen fließt und ungeheure Butterstücke schon am frühen Morgen die Kehle schmeidigen. Da will sich die große Kanne nicht leeren und die Kellnerin bietet noch mehr an; da schwelgt man bei mürbem, gebähtem und gewöhnlichem Brode; tapfer setzten wir dem Feinde zu und vernichteten die leichten und schweren Batterieen, die uns gegenüber aufgepflanzt standen; war ja doch das Frühstück immer zugleich unser Mittagsmahl; erst nach Tages Arbeit dampfte wieder der Braten und funkelte die Weinflasche.

Herrlich sah ich von meinem Fenster die Sonne aufgehen, doch ziemlich früh trübte sich der Himmel; die Luft im tiefen Rheinthal kam uns schwül und dumpfig vor. Luise fühlte sich von der gestrigen Anstrengung bei Zeiten ermüdet. Beinahe hätten wir die Fabel vom Blinden und Lahmen gespielt, wäre uns nicht zur rechten Zeit auf einer Strecke ein wohlthätiges Bauernwägelein zu Hilfe gekommen. Ueber dem Kamor und Hohkasten hingen die Nebel und die Häupter der sieben Kurfürsten hatten sich in eine graue Decke gehüllt. Ein rüstiger Wandersmann aus Dorf Pfäffers beschleunigte auch unsere Schritte; er erzählte uns viel von Ragatz und Bad Pfäffers und wies uns im Dorfe Buchs eben noch in ein Gasthaus, als der Gewitterregen stromweise sich ins Thal ergoß. Da saßen

bei gutem Bier zwei gesprächige Doktoren und schwatzten mit der behäbigen Wirthin; dann kam der stattliche Hausherr; man konnte aus seinem Gesichte lesen, daß er ein Mann von Amt und Würden sei. Er war Mitglied der Nationalrepräsentation und des großen Rathes so wie auch des Erziehungsrathes in St. Gallen, und alle seine Sorgen standen auf seiner, wenn auch glatten Stirne geschrieben. Auch der Herr Sohn, der als Gymnasiast von Chur seine Ferien im älterlichen Hause zubrachte, hatte ein mehr als gewöhnliches Ansehen. Inzwischen fanden wir uns bald behaglich unter diesen graduirten Leuten, und mehr als gestärkt durch einen kaum zu bewältigenden Humpen köstlichen Bieres schaute ich gleichgiltig in meiner Sicherheit hinaus auf Wetter und Regen.

In geringer Entfernung von Buchs liegt malerisch an einem Bergrücken hingelagert Vaduz, die stolze Hauptstadt des deutschen Großstaates Liechtenstein. Vielbeschäftigt mit dem Gedanken, ob vielleicht dieser Berg das ganze Fürstenthum bilde, erhielt unsere Phantasie neue Nahrung durch lebendiges Eingreifen von Sage und Märchen. Ein Bauer mit schneeweißen Haaren erzählte uns, der Besitzer dieses Landes, ein reicher Herr, habe in weiter Entfernung überall zerstreut noch 89 große Meierhöfe, aber dieses sein 90stes Besitzthum mache ihn allein zum Fürsten. Dann erzählte er weiter über die Entstehung des Namens Liechtenstein von einem Schneider, der einen Karfunkel gefunden und zum Kaiser getragen, eine Geschichte, wie er sie selbst von alten Männern habe erzählen hören. Diese liechtensteiner Glorie aus dem Munde eines alten Schweizerbauern machte einen eigenthümlich komischen und zugleich rührenden Eindruck.

An der Mündung des schönen breiten Thales, das vom Wallenstädter See her in das noch großartigere gerade hier

sich umbiegende Rheinthal führt, liegt die Höhe hinan Sargans, ein freundliches Städtchen. Die Fortsetzung des Rheinthals nach Ragatz hin bildet mit dem Thale von Wallenstadt eine gerade Linie; dann wendet der Fluß wie durch ein mächtiges Felsenthor sich nach der Richtung, von welcher wir herkamen, so daß die Vermuthung der Naturforscher, der Rhein sei ehedem in den Wallenstädter See geflossen und habe dann erst gewaltsam durch die Berge zu seinem jetzigen Laufe sich Bahn gebrochen, auch uns uneingeweihten Beschauern wahrscheinlich wurde. — Meine Frau ist auf Reisen für mich das bewegende Prinzip. Wißbegierig, ohne zur Ausführung ihrer Entwürfe selbst die Kraft zu besitzen, ziebt sie mit Mahnungen und lockenden Rathschlägen mein Gangwerk auf wie ein Uhrwerk. Wenn ich nur dieses und jenes betrachtet, meint sie, sei es eben so viel, als hätte sie es selbst gesehen. Erst bin ich träg und will meine Ruhe haben. Hat sie aber erst meine Feder gehörig angespannt, dann kommen die Beine in Schuß und rennen unaufhaltsam, wohin sie mich haben will. Inzwischen sammelt sie für sich zu Hause neue Kräfte. So schickte sie mich von Sargans, kaum angekommen, hinüber an den Wallenstädter See, der als einer der schönsten schweizer Seen bekannt ist. Meine Schritte beflügelte die Absicht möglichst weit am linken Ufer des Sees zu kommen, um mit dem von Wesen herauffahrenden Dampfschiff wieder nach Wallenstadt zurückzufahren. Das schmale, dunkelgrüne, fast nie beruhigte Wasserbecken sah heute beim Herannahen eines Gewitters schaurig genug aus. Ein wohlgebahnter Pfad brachte mich am Saume schönen Laubwaldes, am Rande des Sees bis Unterdeezen. Unter Donner und Blitz nahte der schaukelnde Kahn dem Schiffe; tief herab hing der Schleier über die sieben Kronen der Kurfürsten. Nur allzuschnell landete

das Dampfschiff, und den dreistündigen Rückmarsch begleitete plätschernder Regen, von welchem sich übrigens eine Schaar ländlicher Waller und Wallerinnen keineswegs stören ließ, die von Einsiedeln heimkehrend, langsam im Schmutze zogen und dabei ihre einförmigen Gebete leierten. Es war das einzige Mal auf dieser Reise, daß ich mich überlaufen hatte; statt zähen Schöpsenbratens wollten mir nur die köstlichen Himbeerschnitten behagen. Der nächste lieblich heitere Morgen aber hatte mir längst die alte Munterkeit wieder geschenkt, selbst noch ehe ich im Hirschen zu Ragatz den köstlichen Kaffee schlürfte.

Ragatz, ein gefälliger Ort mit breitem Marktplatz, bot gerade bei unserer Ankunft ein frisches Bild des Badelebens. Eben wurden die Postequipagen bespannt und rings umher standen in mancherlei Reisetrachten Herren und Damen, die sich der Mehrzahl nach schon in ihrer Haltung als Engländer bekundeten. Meine Frau, auf die Gesichter berühmter Menschen weit mehr passionirt, als auf die Häupter schneeiger Berge, hatte in einer Zeitung gelesen, daß Schelling hier anwesend sei. Nun musterte sie die ganze Gesellschaft und schaute nach jedem Fenster und wollte im Taminahotel und im palastartigen Hof Ragatz Nachfrage halten. Vergebens suchte ich ihre Aufmerksamkeit auf die gegenüberliegende majestätische Bergpyramide des Falkniß zu lenken; sie wollte nicht eher rasten, bis sie den großen Philosophen gesehen, und schalt meine schlechten Witze, wenn ich ihr als solchen einen herankommenden Hausknecht zeigte. Hätten wir beide gewußt, daß eben damals der letzte Bannerträger einer großen Geistesentwicklung in's Reich der Schatten hinabsank, wir hätten dem scheidenden Heroen, der einst in frischer Jugendkraft die Natur für die Philosophie gerettet, mitten in der großen Natur eine stille Thräne geweint. — Ich drängte vorwärts nach Pfäf-

fers, von welchem Ragatz nur eine Colonie für behaglichere Reisende ist. Denn die warmen Quellen sprudeln bekanntlich in Pfäffers, von wo das Wasser in Röhren zum Gebrauche derer, welche den luftigen Aufenthalt im weiten sonnigen Thale dem düstern einer engen Waldschlucht vorziehen, herabgeleitet wird.

Unmittelbar neben dem herrlichen Gasthofe zu Ragatz nimmt diese Schlucht, aus welcher die graue, schmutzige Tamina herniederbraust, den Wanderer auf sanftansteigendem, wohlgebahntem, mit vielen Ruhebänken versehenem Pfade auf. Die steilen Höhen zu beiden Seiten verschließen schon durch ihre Enge der Sonne zum großen Theile den Zugang. Dabei gewahrt man mit Wohlgefallen an der hübschen Straße mitten in der schauerlichen Schlucht die Pflege der Menschenhand. In steile Felsenwände dicht verschlossen erhebt sich das klosterartige Badehaus: in dieses enge Thal sendet nur in den Mittagsstunden des Hochsommers die Sonne ihre wärmenden Strahlen. Was aber dieses einsame Bad zu einem wahren Naturwunder macht, ist die Lage seiner Quellen. Denken Sie sich einen 1500 Fuß langen Gang durch eine Felsenkluft, die Felsen oben zusammen gebogen, ja an einer Stelle zusammen gemauert, und kaum einem Lichtstrahl den Durchgang gestattend, hoch wie ein Thurm. Auf einem Brettergerüste wandeln Sie über der tosenden Tamina, neben Ihnen träufelt und stürzt kaltes Wasser herab. Und im hintersten Winkel, gerade neben einem Bache kalten Wassers, die drei warmen Quellen, deren mächtigste, in ein verschlossenes Becken gefaßt, beim Oeffnen der Thüre, die Luft mit ihren Dämpfen füllt. Ich gestehe, nie ein so eigenthümlich schauerliches Naturschauspiel wahrgenommen zu haben. Auf dünnem Brett über tosendem Gletscherwasser in hochgewölbtem Felsengrabe zu stehen, indeß die heiße Quelle an unterirdisches Feuer mahnt,

auch der roheste wie der blasirteste Mensch muß sich gewaltsam ergriffen fühlen. Weltberühmt war daher das Bad schon im Mittelalter, und wie man denn damals das Grause liebte, so hatten sie in der finstern Schlucht selbst ihren Badeplatz, wo sie nach Sebastian Münsters Beschreibung in der Dunkelheit zusammen sitzen mußten, wie die Seelen in St. Patricii Fegefeuer.

Zur Weiterreise wählten wir trotz einiger Beschwerlichkeit, die man uns geschildert hatte, den Uebergang über den Paß la Foppa, auch Kunkels genannt, der aus dem Taminathal bei Reichenau in's Rheinthal dringt. Dieser Weg nimmt freilich einen Anfang, der für eine ängstliche Steigerin Abschreckendes genug hatte. Nachdem man die Höhe der pfäfferser Felsenschlucht erreicht und auf einem Steg die schlecht übermauerte Tiefe überschritten hat, führen eine Menge ausgetretener halsbrecherischer Treppen, von welchen ein Ausgleiten leicht todbringend wäre, vollends hinauf an schöne Wiesen und ärmliche Bauernhäuser. Ich war wirklich froh, als meine Frau die bedenkliche Passage überwunden hatte. Da kehrten wir nun ein in der ersten Hütte, und aßen aus Einem Teller warme Ziegenmilch, behaglich plaudernd mit der alten gutmüthigen Wittwe und ihrer schönen blühenden Tochter, an welche sich ein angenommenes blondlockiges Kind schmiegte. Sie hatten noch nie durch ein Perspectiv gesehen, und so schauten wir nach der Reihe hinüber auf das kleine freundliche Dorf Valens und die grauen Hörner oder den stattlichen Calanda. Es war ein fröhlicher Nachmittag, den wir an der rechten Seite des engen, immer schauerlicher sich schließenden Taminathals, häufig im Gras oder Moose ruhend oder mit Suchen von Erdbeeren beschäftigt, hinanwanderten. Wenn nur alle zehn Schritte ein Beerlein wüchse

würde Luise unbekümmert um alle weitern Naturmerkwürdigkeiten in glücklicher Genügsamkeit die Welt durchschlendern. Die Nähe des Abends kündigte sich in diesem engen Thale früher als gewöhnlich an. Einem schlafenden kleinen Knaben legten wir noch als wohlthätige Feen, die freilich nicht viel geben, einen Rappen in die Hand, damit er beim Erwachen überrascht sei; dann beschleunigten wir die Tritte und rückten bei guter Zeit in Vättis, einem Dorf aus traurigen Hütten gerade am Fuße des Calanda, ein. Murrays bekanntes Reisebuch, das auf dem Gesimse des Fensters neben einem Ranzen lag, kündigte uns an, daß außer uns hier ein Engländer hause. Die einfache Wirthin sah sich auf die Frage nach dem Abendessen im ganzen Dorfe nach Eiern um. Endlich hatte sie drei zusammengebracht und that nun die naive Frage, ob sie alle drei sieden solle, oder nur zwei. Nachdem wir den ganzen Vorrath in Beschlag genommen, war für den heimgekehrten Engländer, der ohne von uns Notiz zu nehmen sich am andern Tische niederließ, nichts übrig als Kaffee. Victoria, riefen wir, Germania hat den Sieg erfochten über die stolze Britin! Das einfache Mahl würzte ein Strauß duftender Erdbeeren, die uns ein Genius in der Gestalt eines tölpelhaften Bauernburschen bescherte; seiner Meinung nach reichlich belohnt, brachte er nachher der Beeren ein ganzes Körbchen voll. So hatte meine Frau, was sie heute mühsam gesucht, nun ohne Arbeit die Fülle. Es ist ein auf Erfahrung gestützter Grundsatz von mir, keinem Engländer das erste Wort zu gönnen. „Langweilig“ saß er auf der Bank am eigenen Tische; wir hattens gemüthlich; denn wir waren zu zweien. Endlich hob er selbst in ziemlich geläufiger Weise deutsch zu reden an, ein interessanter, weltkundiger Mann, der den Kaffernkrieg in Afrika mitgemacht, und die Abendstunden verstrichen uns äußerst

genußreich. Aber, o Schrecken, am Morgen schlug Wind und Regen an die Scheiben; wie sollten wir den Bergpaß auf- und niedersteigen, den sich Luise den Schilderungen der Leute gemäß höchst grauenvoll vorstellte?

Wir brachen auf trotz alledem, und der Sturm konnte die gute Laune nicht verscheuchen. Oben auf dem Calanda war frischgefallener Schnee, unter den Füßen schlüpfriges, nasses Gras; wenn nun dazu der Wind den Regenschirm umstülpte, bediente ich mich der Zusprache jenes Bäckers, der mit seiner Katze den Ofen ausfegte und die widerstrebende mit den Worten begütigte: G'wöhns, Mulla, g'wöhns; oder wenn Luise, um zu Athem zu kommen, mitten im Sturme stehen blieb und mich forschend ansah, ob ich ihrer Langsamkeit wegen nicht verdrießlich würde, sagte ich mit Lessing: Was habe ich zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein? Am schmerzlichsten war ihr der Verlust des Ueberrests ihrer Erdbeeren, die sie, weil ihr die Brühe durch die Tasche träufelte, sammt dem durchweichten Papier den Feldgöttern zum Opfer ließ. Als nun aber endlich der beschwerliche Bergpaß unsrer Meinung nach erst recht angehen sollte, war er auch schon erstiegen: La Foppa hatte uns nur gefoppt, die Wahl dieses Uebergangs, sahen wir zu großer Freude, war kein faux pas. Ein köstliches Thal, in dessen Tiefe der Vorder- und Hinterrhein mit malerischer Krümmung zusammenströmen, lag unter den Füßen, und die Sonne, die mit einem Male gewaltsam durch die Wolken brach, verschönerte das Grün des Laubes und der Felder. In glücklicher Stimmung über die leichte Ueberwindung der viel größer ausgemalten Schwierigkeiten eilten wir den steilen Pfad hinunter durch das Dörfchen Tamins, dessen weißes Kirchlein auf einem Hügel thronend die ganze Gegend beherrscht, und wie durch Geisterhand mitten aus

dem öden Norden in den blühenden Süden versetzt, lustwandelten wir bald darauf im Sonnenschein durch den zierlichen Schloßgarten von Reichenau, dessen engen Raum die geschmackvollste Kunst in ein blumiges Paradies umgewandelt hat, und unter dessen Umzäunung die beiden Rheinflüsse ihre rasch hingleitenden Wellen zusammenmischen. Rührendes, wenn auch oft gebrauchtes, doch gerade hier sich wieder aufdrängendes Bild wandelbaren Menschengeschickes! Wie oft mag einst Louis Philipp von dieser Stelle in Mußestunden dem melancholischen Wellenspiele zugesehen haben, als er im Hause gegenüber, nachdem seines Vaters Haupt auf der Guillotine gefallen war, den Kindern Unterricht gab! Der etwas einförmige Weg durchs breite von hohen Bergen umsäumte Thal nach Chur erhält durch den Anblick drohender Gefahr ein trauriges Interesse. Es liegt ein Dörfchen Felsberg unmittelbar an einem Berge, von dessen oberster Höhe sich mächtige Steine von Zeit zu Zeit ablösen und in wenigen Minuten herniederrollen. Wir sahen ihrer in Menge auf dem Felde liegen; sie hatten Häuser zertrümmert, und das Dörfchen bot eine Reihe frischer Ruinen dar. Nicht einen Augenblick sind die Bewohner ihres Lebens sicher, und dennoch wirkt die Anziehungskraft der alten Heimath so mächtig, daß die meisten es verschmähen, nach dem neuen Dorfe überzusiedeln, welches andere, ja auch ein Theil der Zurückgebliebenen eine Viertelstunde entfernt sich aufgebaut haben.

Die malerische Lage der engen uralten Hauptstadt Graubündens in weitem Thale am stattlichen Mittenberg ist hinlänglich bekannt aus Abbildungen. Unten grünen die Matten, Hügel und Mauern zieret der Weinstock, Laubholz schmückt ziemlich weit hinan die Höhen, und aus der Ferne blicken links herüber die Gletscher. Unsere Reise sollte hier einen Abschnitt

haben und der nächste Tag für meine Frau ein Rasttag sein, indeß ich selbst in der Umgegend herumzustreifen mir vorgesetzt hatte.

Mit Bedachtsamkeit und Vorsicht suchten wir uns ein Gasthaus. Wer seine Mittel in der Schweiz zu Rathe halten muß, vermeide die in den Reisebeschreibungen angepriesenen Hotels und erkunde bürgerlich einfache Wirthschaften von den Eingeborenen. Ich habe jederzeit geflissentlich gemieden was Bädeker anräth, und mich bei meiner Methode sehr wohl befunden. Ob man die fünf Minuten vor Schlafengehen Wachs- oder Talglicht brennt, thut nichts zum Lebensglück. In unserm Stern zu Chur fühlten wir uns wahrhaft behaglich; das geräumige, etwas niedrige Gastzimmer mittelalterlich braun getäfelt; in langer Reihe saßen Abends zusammenspeisend viel Herren aus der Stadt in lebhaftem Gespräch, weil sie sich kannten; Morgens kehrten sie wieder, zusammen Kaffee zu trinken; denn sie waren hier in Pension für die ganze Kost, eine Sitte, die wir in ähnlichen Häusern öfters wiederfanden. Auch wir wurden eingeschlossen in dieses familienartige Zusammenleben. Man rieth mir an, am andern Tage den faulen Berg zu besteigen; denn dieser biete die bedeutendste Umsicht. Nach längerem Bedenken siegte am frühen Morgen bei tiefblauem Himmel die Wanderlust über die Scheu vor der Anstrengung. An diesem unserem sogenannten Rasttage lief und stieg ich 11 Stunden fast ohne auszuruhen, erst die wohlgebaute Chaussee in Windungen hinan bis Malix, dann hinter nach Churwalden, nun über schöne Wiesen gerade hinauf bis zur obersten Sennhütte. Dort oben war noch viel Naturzustand; Schweine wälzten sich im Schlamm, durch den ich zu waten hatte, Hunde umbellten mich, und der Senne, der vom Türkenkriege gehört, wußte nicht, ob die Engländer

und Franzosen den Russen oder den Türken helfen. Von hier an mußte ich mir selbst meinen Weg suchen, durch Alpenrosenstöcke, die bis auf ein einziges Blümlein schon alle verblüht hatten, über glatten Rasen bis hinauf zum schwindelnden Grate. Dort saß ich dann behaglich auf den Steinen und belegte, weil ich nichts zu trinken hatte, mit Schnee mein Brot und meinen trefflichen Schinken, und thronte, Thäler und Berge bald durch die Brille bald durchs Perspectiv betrachtend, wie ein Adler auf seinem Horst auf meiner hochromantischen Zinne. Da umkränzten den Horizont ringsum die silbernen Schnee- und Eisberge, die Rhätikonkette, Calanda, Dödi, Gotthart, die gesammten Spitzen des graubündener Oberlands, die südlichen Gebirge vom Piz Beverin bis zum Albula und gewaltigen Bernina. Schade nur, daß gerade die am theuersten erkauften Genüsse die vergänglichsten sind. Schon lagerte die Nacht über der Landschaft, als ich wieder zum Thore von Chur hineinschritt. Inzwischen hatte die emsige Hausfrau viel Gutes geschafft, die Merkwürdigkeiten der Stadt besehen, Regen- und Sonnenschirm repariren lassen, die nöthigen Bedürfnisse aus dem Reisesack entnommen, den wir nun zum zweitenmal bis Vevay der Post übergaben, und Wohlgefallen gefunden an einem Manne, der in Rußland gewesen, an einem Polen, der die Tage seines Alters in Chur verlebt, besonders aber an dem Aufwärter, einem Zuckerbäcker, deren Hunderte aus Graubünden wandern, welcher sein Glück nächstens in Australien aufzusuchen beabsichtigt.

Wir sind nie lieber auf der Landstraße, als Sonntags, besonders am Morgen, wenn die geputzten Landleute schaarenweise zur Kirche ziehen und von nah und fern aus den Dörfern her die Glocken tönen. Da ist die sonnige Welt so friedlich, so

feierlich, und auch der Wanderer fühlt beim Anblick feiernder Mitmenschen eine friedlichstimmende Sabbathlust. Als ich bei Reichenau (denn die zwei Stunden Weges mußten wir rückwärts machen) den Hügel zum weißen Kirchlein von Tamins hinanstieg, noch einmal das prächtige Thal zu überschauen, kamen mir gerade paarweise die Mädchen des Orts aus der Kirche entgegen, hinter ihnen ebenso paarweise die Bursche und Männer. Die Mädchen lachten bei meinem plötzlichen Anblick; ich weiß heute nicht, ob sie mich an- oder auslachten. Die Männer aber stellten sich in weitem Kreise im Dorf auf und beriethen öffentlich über eine Schulangelegenheit. Da wurden Reden gehalten und Beschlüsse gefaßt, von denen ich freilich, der Sprache meiner deutschen Brüder zu wenig kundig, keine Mittheilung zu machen im Stande bin. Uebrigens ist man in diesen äußersten Gränzgebieten germanischen Stammes auch mit halbverständlichem Schweizerdeutsch noch wohl zufrieden. Wie die letzten Athemzüge eines sterbenden Menschen belauscht man die letzten Laute heimischer Rede. Deutsche Dörfer sind bereits mit romanischen untermischt, fremdklingende Worte, in welchen die Einwohner unter sich verkehren, wenn sie auch dem Deutschen in seiner Mundart erwiedern können, erwecken neben dem Interesse an dem noch nie Gehörten zugleich die unbehagliche Empfindung, daß man ein Fremdling ist. Saurer Wein mit altem Brot und eine romanische Zeitung, von der wir allein die Buchstaben verstanden, waren die Genüsse, die uns während der heißen Mittagsstunden das schmutzige Dorf Rezün gewährte; die Landschaft aber wurde, zumal seit dem Eintritt ins herrliche Domleschger Thal immer reizender und durch Mannigfaltigkeit und Belebtheit anziehender. Drüben zur Linken am Flusse hin blicken von Hügeln, überragt von wellenförmigen Berghöhen, zwischen Dör-

fern, dicht an einander wie am Mittelrhein, die Trümmer vieler Ritterburgen; zur Rechten der Straße entlang lagert hingestreckt, mit Waldesgrün und saftigen Matten umkleidet und hochhinan mit Ortschaften bedeckt, der schöne Heinzenberg, und nur in der breiten Thalsohle mahnen die Verheerungen der Gewässer an die ungestüme Gewalt der wilden Elemente. Gegen fünf Uhr rückten wir zwischen den zwei Häuserreihen des neuaufgebauten freundlichen Thusis ein, angegafft von der Bevölkerung, welche umherstehend und sitzend ihre Sonntagsruhe hielt. Der Kellner im Gasthause zur Post spielte anfangs den Beleidigten, als wir ein Zimmer begehrten. Hatte er uns doch an seinem Hotel vorübergehen sehen in der Meinung, daß wir in dem vornehmern Gasthaus zur Via mala Unterkunft suchten, ohne zu ahnen, daß wir auch das seinige für uns zu nobel fanden, weil es sammt jenem im Bädeker stand. Erst die Entdeckung von nürnberger Landsleuten beschwichtigte den stillen Grimm dieses Leuen. Indeß das Stubenmädchen zu Hause meiner Frau ihr Erstaunen ausdrückte, daß sie bis von Chur „herübergefüßelt“ sei, bestieg ich eilig noch das interessante Felsenbollwerk, das, gerade als wäre es aufgemauert, in einer Höhe von 600 Fuß über dem Rheinbette auf breiter Fläche die ansehnlichen Ruinen der ältesten Schweizerburg sammt denen des frühesten christlichen Kirchleins dieses Thales trägt. Realt d. i. Raetia alta ist der Name der Veste, deren erste Gründung die Sage bis weit vor Christi Geburt hinaufleitet, auch Johannisstein, vom Schutzheiligen der Kapelle.

Der nächste Morgen sollte uns durch die hochberühmte Via mala führen. Wir empfanden zum voraus die süßen Schauer gelinden Schreckens, wie beim Erzählen von Gespenstergeschichten; aber wie es zu gehen pflegt bei Erscheinungen,

denen ein ungemeiner Ruf vorhergeht, unsre unbestimmte Erwartung hatte den Eindruck der immerhin großartigen Wirklichkeit weit überflügelt; und indem wir die Angst, die uns befallen sollte, vergebens in uns aufsuchten, war die ganze Partie, ehe wir's gedachten, vorüber. Die überraschendste Wirkung machte auf uns gleich der Anfang. Wenige Minuten hinter Thusis tritt man Realt gegenüber in einen langen Tunnel ein, und bei der Wiederkehr des Tageslichtes fällt dir nur ein gedämpfter Schein von den schroffen, eng zusammengedrängten Felsenwänden entgegen; blickst du rückwärts, so leuchtet wie ein kleines freundliches Miniaturbildchen durch die Bergspalte Thusis herein mit einem Theil des sonnigen domleschger Thales. Die ganze Via mala ist eine Klamm von den großartigsten Dimensionen; durchschnittlich 300 Fuß unter der Straße drängt sich zu einem schmalen Bächlein zusammengepreßt der Rhein zwischen auseinandergesprengtem Gestein hindurch, und 1500 Fuß über dir ragen die klaffenden Felsen, bis etwa 1½ Stunden von Thusis die auseinander tretenden Berge dem idyllischen Schamserthal Raum lassen.

Für uns hatte diese Morgenwanderung insofern etwas Beängstigendes, als ich meine ermüdete Frau heute auf die Post geben wollte, und es zweifelhaft war, ob wir noch zur rechten Zeit die Station erreichen würden. Das Vorhaben glückte. Mit verdoppelten Schritten und erhöhter Freudigkeit, weil ich nunmehr frei war von Gepäck wie von Sorgen, wanderte ich von Zillis und Andeer hinan die Roflaschlucht, die mir vielleicht aus purem Widerspruchsgeist gegen meinen Bädeker imponirender vorkam als die Via mala selbst, und erreichte, von der glühenden Hitze der ersten Nachmittagsstunde fast zusammengedrückt, das an die fünfthalbtausend Fuß hoch gelegene Dörfchen

Splügen, von dessen ärmlichen schwarzen Hütten die hochragenden Gast- und Mauthhäuser wunderlich abstachen. Splügen ist ein wichtiger Punkt; denn hier scheiden sich zwei Wege, der vielbefahrene über den Paß gleichen Namens, der nach Clefen (Chiavenna), an den Comersee und nach Mailand führt, und der minderbesuchte über den Bernhardin nach Bellenz (Bellinzona), dem Langensee und von hier nach Turin und Genua. An den erstern See bewahrten wir bereits die freundlichste Erinnerung; so hatten wir unbedenklich den letztern vorgezogen, und da Luise bereits im einsamen Dörfchen Hinterrhein abgegeben war, so beflügelte der Gedanke, wie sie sich dort zurechtgefunden, des besorgten Wanderers Schritte. Der Charakter des Rheinwaldthales war von der bisherigen Umgebung des Flusses grundverschieden. Fast schnurgerade in einer grünen Ebene mit einer Steigung von nur 300 Fuß auf zwei Stunden zieht die Straße ungehindert dem lustigen Wasser entlang; aus der Ferne hemmt den Blick der Rheinwaldgletscher, des Flusses Ursprung. Es lag über dem Ganzen der heilige Friede stiller Einsamkeit.

Kurz zuvor, ehe ich das Ziel meiner heutigen Wanderschaft erreichte, sprang mir meine Frau entgegen in der glücklichsten Stimmung. Sie hatte gute Gesellschaft gehabt, hatte Freundschaft mit dem Postillon, dem Bruder unsres gegenwärtigen Wirthes, geschlossen, hatte das Gärtchen besucht, das die Großmutter, des kleinen Hauses waltender Schutzgeist, neben allerlei Küchenkräutern in mühseliger Sorgfalt mit Blumen zierte, die bereits in der Mitte dieses heißen Augustmonats der Nachtfrost zu beschädigen drohte. Wir verbrachten unter diesen einfachen Menschen am äußersten Rande eines nur noch spärliche Kultur zulassenden Erdflecks selige Stunden. Doppelt

erfreut aber war ich darum über das Behagen meiner Frau, weil sie auch den nächsten halben Tag in dieser Einöde bleiben mußte, bis die Post sie nach Bernardino hinauf weiter beförderte, indeß ich selbst mit dämmerndem Morgen den Sprung des Rheins aufzusuchen beabsichtigte. Es war das einzige Mal auf der Reise, daß ich den Mahnungen der Einheimischen nachgebend mich von einem Führer begleiten ließ, und ich würde jedem rathen, der zu diesem ermüdenden und wie sich zeigte keineswegs gefahrlosen Ausflug Lust hat, hier ein Gleiches zu thun. Der pfadlose Weg zum Reinwaldgletscher beträgt drei starke Stunden, zum guten Theil über Steingeröll, das sich zuweilen fast haushoch deinen Tritten entgegenstemmt, und dessen Zusammenhang nur durch herabstürzende Bergwasser oder durch glatte Schneelehnen unterbrochen wird. Eben hatten wir eines dieser Wildwasser überschritten, als ich mich von Blöcken bläulich schimmernden durchsichtigen Eises umringt sah. Ist es denn hier gefährlich? fragte ich betroffen den Führer. Ja, sagte er gelassen, wenn da oben was herunterfällt; und deutete hinauf zu den zackigen Eismassen, die in schwindelnder Höhe uns zur Seite drohten. Eile über die glatte Schneedecke hin war unmöglich; auf dem Rückwege sahen wir wirklich an eben der Stelle einen Eisblock donnernd etwa hundert Schritte vor uns zur Erde rollen. Einem bequemen oder furchtsamen Reisenden möchte ich die höchst mühevolle und im Ganzen doch nicht sonderlich lohnende Partie nicht anrathen, von welcher ich die einzige Genugthuung hatte, sagen zu können: Auch ich war am Rheinwaldgletscher; damals zwischen den Eisstücken hatte ich einen Trost in dem Gedanken: Nun wenn ich hier erschlagen werde, so hat doch meine Frau das Reisegeld. Kaum zurückgekehrt von siebenstündigem Laufen, nahm ich abermaligen Abschied, den Bern-

hardin hinaufzueilen und jenseits des Passes meine Frau in dem hochgelegenen Badeort Bernardino zu erwarten, von wo wir dann gemeinsam nach dem 2700 Fuß tieferen Misox (Mesocco) herniedersteigen wollten. So hatte ich denn an diesem Tag etwa 14 Stunden zumeist höchst anstrengenden Weges zu Fuße zurückgelegt. Der höchste Genuß solcher Wanderungen liegt in dem gesteigerten Selbstbewußtsein, in dem Vollgefühl eigener Kraft; und darum verzeihen Sie mir meine kleine Ruhmredigkeit, die sich ja allein auf einen Vorzug etwas zu Gute thut, den ich mit jedem gesunden Bauernknecht theile. Hatte ich dergestalt mit Rennen so recht mein Müthlein gekühlt, so mußte ich schwer dafür büßen, und weil ich meine Strafe bereits bekommen, darf ich getrost nachträglich noch etwas groß thun. Denn das zweite Paar meiner zierlichen Stiefeln war dergestalt krumm und schadhaft geworden, daß sie bei jedem Schritte mir die Mahnung um Quiescenz zuraunten; ich aber zwang sie aus Oekonomie wie ein mitleidsloser Fuhrmann seinen Klepper mich weiter zu schaffen, bis sie lange nachher in Sitten sich in ihre ledernen Bestandtheile auflösten. Während dessen ging ich, ein vielgeplagter Mann, am rechten Rande der Chaussee dahin, damit die Senkung des Weges die krummen Absätze in ein gewisses Gleichgewicht mit dem Schwerpunkt meiner Person brächte. Erst von dort aus brachte mich der Ankauf tüchtiger Gebirgsschuhe, die mir ein werthes Kleinod und eine Quelle unbeschreiblicher Freude geworden sind, wieder auf feste Füße.

Aber noch unbeschreiblicher war damals der Hochgenuß, den mir und Luisen das Herabsteigen ins Misoxer-Thal gewährte. Ich wundere mich, daß die Straße über den Bernhardin ihren großartigen Naturschönheiten nach so wenig bekannt ist. Es gibt ohnehin nichts Reizenderes, als den raschen Ueber-

gang von der Sterilität des Nordens zur prangenden Fülle südlicher Landschaft. Bei dem schroffen Abfall der Alpen nach dem Süden zu macht der Uebergang vermuthlich überall den gleich überraschenden Eindruck. Da rauschten die Wasser, stürzten die Bäche in prächtigen Wasserfällen, deren gerade dieses Thal, obgleich Niemand in der Ferne davon spricht, in Menge bietet. Ein gelbliches Band, in phantastischen Windungen regellos über die Matten gebreitet, liegt unter deinen Augen stundenweit sichtbar die Landstraße, bis sie in weiterer Tiefe sich in die bereits wieder gedeihende Waldung verkriecht. Dieses Straßenband zerriß inzwischen fortwährend unter uns beiden das Band der Eintracht. Luise wollte immer den Weg abschneiden, und wenn ich ihr nachgab, trippelte sie, als ginge sie zwischen Eiern, und wagte sich nicht die Höhe hinab, so daß ich froh war, als die hereinbrechende Nacht ihrem Unternehmungsgeiste Schranken setzte. Da entfaltete sich noch, als wollte sich die Natur recht in ihrer Herrlichkeit zeigen, ein großartiges Schauspiel. Hinter uns her vom eisumkrönten Moschelhorn zuckten die Blitze und beleuchteten auf Augenblicke das in Nacht gehüllte in der Tiefe liegende Mesocco und seine viertürmige Veste. Es war bereits acht Uhr vorüber; denn außer der Verzögerung, die uns das Abschneiden des Weges brachte, hatten uns ziemliche Zeit ein paar Ziegen gekostet, die uns fast eine Stunde weit nachliefen. Wenn wir sie scheuchten, blieben sie stehen; weil aber meine Frau wie Lots Weib sich nicht enthalten konnte nach ihnen umzublicken, kamen sie immer wieder gelaufen. Wir hätten uns mit beiden Gefährtinnen bereichern können und so auf der ganzen Reise wenigstens die Milch umsonst gehabt, und den Leuten wäre dabei die Wahl geblieben, mich für einen Geishirten zu nehmen oder meine Frau für eine

Schneidermamsel; aber das Rechtsgefühl gewann über den Diebssinn die Obmacht, also daß ich meine irrenden Schweitern mit gewaltsamem Anlauf den Berg hinantrieb.

Dreißig Minuten unter Mesocco ist die Thalsohle der Moesa, die von nun an, gleich als wollte sie ausruhen von ihrer bisherigen Eile, behaglich weiter zieht, bis sie unter Bellinzona mit dem aus dem Livinenthal hervorströmenden Tessin sich einigt. So haben wir denn wenigstens ein Stückchen Italien gewonnen und freuen uns der laubenförmigen Weingelände, und ruhen im Schatten riesiger Nuß- und Kastanienbäume, indeß der Feigenbaum zu uns herüber über die Mauer schaut. Die steilen Höhen tragen prächtigen Laubwald, die Hecken aber großmächtige Brombeeren, die zu pflücken Luise ungeachtet der Wunden ihrer Finger nicht müde wird. Eine andere Unterhaltung machten uns die vielen schönen Schmetterlinge, die überall am Wege sich lustig in der Luft wiegten und in mir die Erinnerungen an die Knabenzeit weckten, wo ich den bunten Faltern mit Leidenschaft nachgejagt hatte. Auch die Einwohner, obschon dem Staatsverbande nach Schweizer, sind von italienischem Typus, ihre Häuser überzieht italienischer Schmutz, und zerbrochene Fenster, halbe Läden, eingefallene Mauern bezeugen zur Genüge, daß man wirklich bereits im classischen Lande ist. Und doch würde man diesen Leuten Unrecht thun, wollte man behaupten, daß sie träg seien. Auch hier wie in Graubünden gingen die Frauen strickend umher, sogar wenn sie dabei eine Last auf dem Kopfe trugen. Bellenz mit seinen drei malerischen Schlössern gewährte einen überraschenden Anblick; auch das Zimmer, das man uns im großen Gasthof zum Engel anwies, überraschte, wenn auch in anderer, nicht eben angenehmer Weise, und später überraschte die Rechnung.

Meine Frau wollte hier einen zweiten Rasttag halten, mich selbst trieb sie hinüber an den sechs Stunden entfernten Luganersee, eine Partie, für die ich ihrer Ueberredungsgabe ewig dankbar bleibe. Denn wenn auch der Weg dahin meinem bereits verwöhnten Auge trotz der Aussicht auf den Lago maggiore vom Monte Cenece herab und trotz den reichbelaubten Kastanienwäldern der Berge etwas einförmig erscheinen wollte, und die kaum mehr erträgliche Hitze den sonst gleichmüthigen Wanderer bis zur Ungebühr belästigte, so entschädigte dafür schon der bloße Anblick des schmucken, weit über seinen Umfang großartig gebauten Städtchens Lugano mit seiner herrlichen Lage am blaugrünen See, seinen Höhen, Landhäusern, seiner ganzen südlich warmen Pracht; die weite und höchst charakteristische Rundschau aber vom Monte Salvadore herab gehört sicherlich zu dem Schönsten, was man in Europa sehen kann. Halb erschöpft und in Schweiß gebadet erquickte ich mich für's erste unter einer Säulenhalle des Marktes mit ein paar Tassen schwarzen Caffees und sah dem bewegten Leben zu, das sich hier wie überall in Italien auf den Straßen zeigt. Um mich spielten die rothgestreiften Tücher des Baldachins in der säuselnden Luft, und vorüber klapperten die schöngebildeten Mädchen in ihren Holzschuhen. Selten sah ich noch einen weiblichen Menschenschlag von edlern Verhältnissen, Gestalten gerade wie Riedel seine Römerinnen malt. Gleich beim Eintritt erschrak ich buchstäblich über eine solche Schönheit von hohem Wuchse, schlanker Gestalt, vollen Formen, griechischen Profil, zarter, blühender Gesichtsfarbe und rabenschwarzem Haare, die in ärmlicher Kleidung barfuß in Holzschuhen quer an mir vorüber in einem Gäßchen verschwand. Zur stolzen Königin geboren, dachte ich mir, mußt du vielleicht als Bettlerin enden. Der nehmliche

Typus, wenn auch natürlich unvollkommen an Vielen, ist doch dem Wesentlichen nach an Allen ausgeprägt.

Während das braune Naß meine Lebensgeister auf's neue erregte, saßen neben mir an einem Tischchen zwei junge Männer, wahrscheinlich Commis, die in deutscher Zunge vertraulich plauderten. Hoch erfreut über den Klang meiner Mutterlaute trat ich zu ihnen. Meine Herren, fing ich an, verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche; ich höre, daß Sie Deutsche sind. Halb verlegen, halb ängstlich meines Begehrens harrend betrachteten sie mich von der Seite. Die vermuthen in dir einen armen Flüchtling, einen bettelnden Literaten, dachte ich, und dehnte absichtlich meine Anrede etwas demüthig zu langem Umschweife, während ihre Gesichter sich immer mehr verlängerten und ihre Person eine Stellung annahm, die offenbar zu einem Abschlag meines Gesuches sich rüstete. Als ich aber mit rascher Wendung damit schloß: Wollen Sie mir nicht sagen, wie ich auf's genußreichste diesen Nachmittag hier todtschlagen kann, da wandelte sich ihre Physiognomie wie auf einen elektrischen Schlag, und mit sprudelnder Beredsamkeit erschöpften sie sich in Rathschlägen, bis sie am Ende darin übereinkamen, wenn es nicht so warm wäre, müßte ich den Salvadore besteigen. Dieses Hinderniß läßt sich überwinden, sprach ich, und nahm dankend Abschied. Am Ufer des See's wandelte langsam ein wohlbeleibter Geistlicher, dem die Gutmüthigkeit auf dem Gesichte stand. Indem ich schüchtern überlegte, ob ich mit meinem Gestotter mich ihm nähern sollte, führte ihn wohl das Bedürfniß zu plaudern mir selbst entgegen. Ich antwortete ihm, als das sicherste Auskunftsmittel bei Priestern, lateinisch, und nun begleitete mich der gute Mann, so sehr auch die Hitze ihm die Backen dunkelroth färbte, freiwillig den Berg hinan, bis ein

Verirren von meiner Seite nicht weiter möglich war. Sein Latein mag ihm Cicero und Priscian verzeihen, für seine Gefälligkeit dankte ich domino venerabili et humanissimo in wohlgesetzten Worten, obwohl er mir die wenig tröstliche Nachricht mitgetheilt hatte, daß sie heute Nacht hier die ersten zwei Choleraleichen ohne Sang und Klang, um Aufsehen zu vermeiden, begraben hätten. Da könnte man selbst die Cholera kriegen, sprach ich bei mir, als mich der knurrende Magen, der außer einem Stück Brod heute noch gar nichts bekommen, während des zweistündigen Hinankeuchens auf dem Schlangenwege des pyramidalen Berges an meine Menschlichkeit mahnte. Die wahrhaft göttliche Rundsicht von der Höhe besiegte indeß leichtlich das Verlangen nach gröberem Sinnenbedürfniß. Unter mir mit allen seinen phantastischen Buchten ausgebreitet wie der Vierwaldstädter vom Rigi aus der herrliche Luganersee mit Stadt und Landhäusern und zahlreichen Ortschaften, umgeben von malerischen grünen Bergen, dazwischen der Durchblick auf die lombardische Ebene; weiterhin neben kleinern ein guter Theil des Langensee's, rückwärts die Gebirge Graubündens in langer Kette bis zum Monte Rosa. Theile ich auch nicht gerade die Ansicht derer, die die Natur als bloße Staffage betrachten für's Menschenleben, so will ich doch nicht läugnen, daß auch mir die Reize der erstern sich erhöhen durch anmuthige Geselligkeit. Der Besuch des Berges war gerade zahlreich; da gab mir ein Capuziner eine Prise nach der andern und ein Weltgeistlicher tauschte sein Perspectiv mit dem meinigen, wobei wir schlecht genug lateinisch parlirten, und außer ältern Frauen gesellten sich zu uns zwei Mädchen, wiederum von jener oben angedeuteten idealen Körperbildung; mitleidsvoll sahen sie mich an, wie einen Halbstummen, wenn ich einige italienische Redens-

arten zu ihrer Unterhaltung stammelte, und bewiesen mir beim Herabsteigen die Theilnahme, die man Unglücklichen zeigt, indeß sich die Jüngere auf meinen Gebirgsstock stützte. Eine letzte Prise aus der oft gereichten Dose erleichterte vom Capuziner den Abschied. — Schon dämmerte der Abend; da saß unter dem Säulengang bedächtig mit den Armen ausgreifend ein Schuhflicker. Des Arztes Anblick erinnerte mich an eine klaffende Wunde. Aber wie mich verständlich machen? **Bona sera**, **Signore**, zum Gruß, und ohne weitere Umstände den Fuß auf die Schusterbank gestellt und mit der Zeichensprache nachgeholfen; im Momente springt auch als Dolmetscher ein französisch redender Standesgenosse herbei; man trägt mir einen Stuhl auf die Gasse, und während der sorgsame Doctor sein Pflaster auflegt, unterhielt mich der Andere und wähnt in mir — wie schwoll mein Stolz — denken Sie sich: einen Franzosen. — Um Mitternacht brachte mich die Post nach Bellinzona zurück. Während ich aber in der Dunkelheit meinen Engel (ich meine das Gasthaus, nicht meine Frau) suche, gerathe ich durch des Schicksals Tücke zurück ins Posthaus. Ich ergreife die Laterne, die auf der Treppe stand, steige bis ins dritte Stockwerk hinauf, in der Meinung, das große Haus habe wohl zwei Stiegen, und erfahre erst, als ich nach vergeblichem Umherlaufen wieder unten in die Passagierstube gerieth, meinen Irrthum. Unterdessen hatte sich Luise in ihrem Zimmerchen namenlos abgequält; denn weil sie den Wagen hatte ankommen hören, fürchtete sie bei meinem längern Ausbleiben, ich sei verloren gegangen oder wohl gar von Räubern erschlagen worden.

Der Postomnibus nach Magadino fuhr erst 9½ Uhr ab. Verstimmt über die Wirthsrechnung und den seit lange zum erstenmal grauen Himmel saßen wir traurig auf der Kir-

chenstaffel. Wird es heute wirklich regnen, wo wir unmittelbar am Ziele unseres langgehegten Wunsches sind? sollen wir den Lago maggiore, auf den wir uns so lange gefreut, im Trauerkleid sehen? Wir waren die einzigen Passagiere. Eine dichte Wolke Staubes verhüllte die trübselige Landschaft. Wir besteigen das Dampfschiff. Einzelne Tropfen, dann ein Paar Sonnenblicke, indeß die Wolken an den den See einschließenden Gebirgen hingen. Aber selbst in dieser ungünstigsten aller Beleuchtungen wie großartig und zugleich lieblich! Was den italienischen Seen einen hohen Vorzug vor den nördlichern gibt, ist der üppige Pflanzenwuchs an ihren Ufern, dessen frisches Grün, wiedergespiegelt im Wasser, diesem selbst eine überaus frische lebhaft grüne Farbe leiht. Die Dampfschifffahrt wird vom Lloyd zu sehr billigen Preisen betrieben.

Mit Vergnügen machten wir uns an unsre alten Freunde in Italien, die östreichischen Soldaten, denen ihre Abkunft, auch ehe sie den Mund aufthaten, schon im Gesichte stand. Je interessanter aber und je belebter von Städten und Dörfern die Ufer zu werden verhießen, desto mehr verfinsterte es sich über uns, und ein Regenstrom entzog beinahe den Anblick der borromeischen Inseln. Da wird es wässerig und schmutzig aussehen auf Jean Pauls „geschmücktem Throne des Frühlings." Augenblicklich war der Entschluß gefaßt weiter zu fahren bis Arona, das nahezu am südlichen Ende des Sees liegt. Man thut sehr Unrecht daran, wenn man die Fahrt auf dem Langensee mit den borromeischen Inseln beschließt. Die Höhen sind allerdings von da abwärts minder ansehnlich; aber warum schwärmt man für die Ufer des Mittelrheins und mag die leichte Gelegenheit, am Lago maggiore mindestens gleich Liebliches zu sehen, gar nicht benützen? Und wie reizend ist ein Spaziergang

hinauf zum Riesenbilde des heiligen Carlo Borromeo, das zwar der Bavaria an Größe nicht gleich kommt, aber doch bedeutend genug auf einen 40 Fuß hohen Sockel, selbst 66 Fuß hoch, aufgestellt, von seinem Hügel auf den See herniederschaut! Welche Lieblichkeit der Aussicht über See und Berge und die weite ebene Fläche genossen wir, an die geschnittene Lorbeerhecke gelehnt, die das Riesenbild einfaßt! Wir fühlten uns als wahre Glückskinder. Wie weggeblasen war auf den Abend der Regen und die erquicklich kühlere Luft würzte der Duft der Kräuter. Wer nun aber bei einem Besuche des Langensees auf meinen Rath hin Arona nicht verschmäht, dem will ich zum Danke noch ein Gasthaus sagen. Nirgends wurden wir je besser, nirgends aufmerksamer bedient, als hier im Albergo Reale, dessen Bedienung Bädeker als nachläßig verschreit. Seit lange waren wir nicht mehr materiell so glücklich gewesen als in diesem Gasthof, und in diesem Städtchen, in welchem wir um einen Sou sieben Pfirsiche kauften.

Am andern Morgen landeten wir beim schönsten Wetter auf Isola bella, der berühmten Insel, deren 10 Terrassen mit ihren Grotten, Steingeländern und Bildsäulen schon von weitem die Aufmerksamkeit in Spannung versetzen. In der Nähe besehen zwar schwindet vor den Baulichkeiten der Zauber, die schmutzigen Wirthschafts- und Wohngebäude wollen sich wenig zum Schloß und noch weniger zum Garten schicken, das Schloß selbst, im Renaissancestil aufgeführt und mit verschossenen und vergilbten Möbeln und Vorhängen ausgeziert, verdient im Innern kaum betrachtet zu werden, und die steife Gartenanlage mahnt allzusehr an den veralteten Geschmack des siebenzehnten Jahrhunderts; aber bei alledem erweckt das Ganze einen großartigen, höchst eigenthümlichen Totaleindruck, und die ewig junge Natur

umspielt und umblüht dich mit wunderbarer Herrlichkeit. Wenn dich gleich beim Eintritt in den Garten die riesigen mit tausend Blüthenbüscheln prangenden Oleander empfangen, wenn am Felsen die ungeheure Aloe starrt und der Cactus seine dicken saftigen Blätter aussendet, wenn an Bäumen das Laub der Camelie glänzt, die du sorglich daheim in Töpfen ziehst, wenn du unter Citronen-, Myrthen-, Cork- und Campherbäumen, unter Palmen und fremdartigen Nadelhölzern wandelst, und was da um dich grünt und blüht, ungewohnt und prächtig ist, wenn Schlinggewächse mit weiten Ranken die Grotten umspannen und zu dicken Wänden verdichtet emporstreben oder herabhängen, wenn du dann auf der obersten Terrasse 100 Fuß über des Sees Spiegel die breite grüne plätschernde Wasserfläche von hohen Bergen malerisch umgeben, und ihre Ufer von schimmernden Ortschaften belebt und hoch in diese blühende Welt die weißen Gletscher des Simplon hereinragen siehst — da glaubst du wohl dein bisheriges Leben bei mattem Kerzenlicht in einer Höhle zugebracht zu haben, und nun auf einmal in die rechte Gotteswelt heraufgeführt zu sein. O wäre es mir vergönnt, einen ganzen Tag nach Herzenslust durch dieses Eden zu streifen und das Auge an diesem verschwenderischen Farbenschimmer zu laben! Damals störte uns der herumführende Gärtner und unsere hochmüthigen deutschen Begleiter, die sich wichtig dünkten, weil ihre Geldtasche schwer war. Angenehmere Gesellschaft fanden wir an zwei andern jungen Deutschen auf einer gemeinsamen Kahnfahrt nach der Isola Madre; der Pflanzenwuchs dieser Insel, dem der vorigen gleichend, bot uns allerdings keine neue Ueberraschung dar, und ihre mehr dem Naturzustand verwandte Anlage zeigte, wie denn doch jener französische Zuschnitt einem Ziergarten voll exotischer Gewächse einen weit imponirendern Anstrich gibt; aber

dennoch werde ich die Fahrt nie bereuen, sei es auch nur um ihrer selbst willen. Wir hätten jauchzen mögen vor Lust, wenn die stark bewegten Wellen den Kahn schaukelten und ihr lauliches Wasser uns über die an der warmen Sonne schnell wieder trocknenden Kleider spritzten. Zwei Cotelettes, eben nur groß genug den Appetitt zu reizen, für die wir zwei Franken zahlten, belehrten uns, daß „die Insel Bella“, wie sie die östreichischen Soldaten nannten, mehr Genüsse unsren Augen als unsrem Magen bot. Jedem Konflikte der Schicklichkeit mit der Sparsamkeit auszuweichen, verließen wir das Gasthaus und warteten auf einer Bank am Ufer auf die Ankunft des Dampfbootes, das uns hinüberbrachte in das freundliche Städtchen Palanza. Von da wandelten wir am Ufer des Sees dahin eine gute Stunde weit, bis wir mit schwerem Herzen Abschied nehmen mußten von den smaragdenen Fluthen. Im Thale zwischen schlanken Bäumen, an Marmorbrüchen vorüber, von der breiten Tosa unterbrochen, über die wir auf einer Fähre setzten, brachte uns die Landstraße nach Gravellona, wo sie sich kreuzt mit der Simplonstraße.

Meine Frau, die mir mit eigener Entsagung alle Freuden der Reise allein zuwenden möchte, beredete mich den Ortasee zu sehen, der in unserm Reisebuch als reizend geschildert war; ich bestimmte sie, die Meile Weges mitzumachen. So kamen wir am späten Abend nach dem Städtchen Omegna. Könnte ich eine solide deutsche Hausfrau in das Zimmer führen, das uns in diesem Posthause ward! Beschreibung macht die Sache nicht anschaulich. Nicht blos die Fensterscheiben, sogar die Lichtscheere war zerbrochen; wären meine Stiefeln nicht bereits von der Landstraße staubig gewesen, ich glaube, sie würden es beim Auf- und Abgehen in der Stube geworden sein.

Zwei Stühle und ein wackliger Tisch die einzigen Geräthschaften; den Spiegel konnten wir entbehren; denn in Omegna fragte wohl Niemand nach unserer Schöhnheit. Mit dem Ortasee ist es mir eigenthümlich ergangen. So wenig selbst das beste Bockbier auf Champagner mundet, eben so wenig konnte mich dieses idyllische, etwa dem Schliersee vergleichbare Wasser anmuthigen. Der Lago maggiore hatte mich dergestalt berauscht, daß ich die schwärzliche heillose Pfütze in wahrscheinlich unbilligem Eifer verwünschte, und nachdem ich Morgens etwa ½ Stunde weit an ihrem Rande hingeschritten, voll Unwillen nach Hause kam.

Für die verfehlte Partie tröstete allein die Tasche voll Birnen, die wir in der sonntäglich belebten Gasse des Städtchens um zwei Sous bekamen. Nach Gravellona zurückgekehrt, bogen wir in die von Napoleon gebaute, von der sardinischen Regierung schlecht genug unterhaltene Simplonstraße ein und marschirten den ganzen Tag im schönen Thale der Tosa. Es war ein heißer Sonntagsmorgen, aber viel Lärm und Leben auf der Landstraße. Musiker kamen des Wegs gefahren, unabläßiges Schießen in den seitwärtsgelegenen Dörfern. Vergebens handelte ich mit einem Burschen um zwei Plätze auf seinem Wägelein; meine Frau wollte, ungeachtet sich frühzeitig einige Ermüdung eingestellt, doch lieber die acht Franken, die er begehrte, selbst verdienen; da fuhren eine gute Stunde vor Vogogna zwei feine Knaben in einem Einspänner daher und nahmen uns mit Vergnügen die Strecke bis zum oben genannten Städtchen mit; so allein wurde es für uns beide möglich, heute Domo d'Ossola zu erreichen, die letzte italienische Stadt am Fuße des Simplon. Seelenvergnügt über die rasche Weiterbeförderung eben so wie über die köstliche Lage von Vogogna tranken wir schwarzen und weißen Kaffee in einer Konditorei und aßen Bis-

cent lagen. Da war es Luisen so recht sonntäglich behaglich, wie die Bürger des Orts [illegible] und Karte spielten und die Mädchen sich in ihrem [illegible] Putze grüßten. Nur Schade, daß wir noch einer Stunde [illegible] [illegible] mußten. [illegible] [illegible] wieder erblicken und sehen, wie man in Italien keine Kunststraße behandelt, er würde dem [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible]. Hat die Frau eine Brücke zertrümmert, so [illegible] man sich [illegible] mit einer Fähre, oder wer ist, wie auch [illegible] [illegible], zu bequem sogar die Fähre [illegible] und [illegible] [illegible] die größte Menge Fußgänger in einen Kahn zusammen, der mitten in der Strommitte die Ueberlast kaum tragen zu wollen schien. Heute war Alles auf den Beinen; es muß überall im Lande Kirchweih gewesen sein. Kaum waren wir im Stande uns in Villa durch den Jahrmarkt zu drängen und die ungemeine Anzahl von Equipagen zwischen hier und Como umhüllten die ganze Landstraße mit der dichtesten Staubwolke. Luisen wurden die letzten Fünfviertelstunden sauer; kaum trugen sie die müden Füße bis an ihr heutiges Reiseziel. Dafür sei sie auch heute für ihre Bravour gerühmt und gepriesen: sie hatte 8 ordentliche Wegstunden zu Fuße zurückgelegt.

In gewohnter Weise die bevorstehende Rechnung nach dem äußern Ansehen des Gasthauses abmessend, geriethen wir in dem stattlich aufgebauten menschenreichen Städtchen in eine Mausfalle, die wenigstens den Vorzug hatte, daß die Mäuse vor ihrem Ende mit reichlichem Speck gefüttert wurden. Ein hausknechtartiges Individuum, das wir nach dem Engel fragten — denn als guter Christ liebe ich sogar den Wirthsschild zum Engel — leugnete rationalistisch-pfiffig geradezu dessen Existenz und führte uns nach dem Gasthaus zur Krone. Es war, wie sich zeigte,

das Haus seines Herrn. Wir bestellen ein ordinäres Abendessen. Er setzt uns zwei Flaschen Wein vor und entgegnet auf meine Einrede, daß wir deren nur eine bedürften, es sei einerlei, ob wir den Wein tränken oder nicht; zu einem Abendessen gehöre für die Person eine Flasche. So schickten wir uns in die Zeit und leerten beide. Schon waren wir gesättigt an Suppe und zweierlei Braten, ja ich hatte ein gutes Stück des einen für morgen zu mir gesteckt; da kommt das kleine Mädchen des Wirthes mit einem ganzen Fisch und hinter ihr der Knabe mit einem kalten Hahn, und als wir beides zurückgewiesen, kamen sie wieder und brachten Confect und Obst die Menge. Solchen Ueberfluß den Gästen vorzusetzen ist die Sitte italienischer Wirthe; wer weiß, wie oft der kalte Hahn schon paradirt hat. Dafür wagte ich denn auch nachträglich beim Bezahlen der Rechnung um die verzehrten Speisen, nicht ohne Glück, sogar in italienischer Sprache zu handeln, nachdem ich die Schlafstätte gleich beim Eintritt in's Zimmer accordirt hatte.

Schlaf in dieser Schlafstätte war für mich freilich wenig zu finden. Denn Morgens drei Uhr ging schon die Post ab, die meine Frau auf die Höhe des Simplon bringen und mich wenigstens so weit mitnehmen sollte, bis es beginnen würde zu tagen. Bei solchen Veranlassungen pflege ich mich lieber auf eigene Wachsamkeit zu verlassen, als mit fremder Hilfe zu verschlafen, wiewohl man allerdings in den kleinen italienischen und schweizerischen Orten sogar durch einen Diener der Post unentgeltlich geweckt zu werden pflegt. Nachdem ich zu Isella unter gehörigem Schimpfen, wie es die dortigen Gränzschreiber wohl auch von andern Reisenden gewohnt sein mögen, um vier Franken durch ein Paßvisum die Erlaubniß erhalten die sardinischen Staaten zu veranlassen, bezahlte ich eine halbe Stunde nachher

ebenfalls einen Franken für den Einlaß in den Canton Wallis. Weder dem größern noch den kleinern dieser Wegelagerer kann der Reisende entgehen; denn zu beiden Seiten thürmen sich hoch empor die Felsen, welche bei weiterem Vordringen immer steiler, völlig senkrecht, ja überhängend, in der Gondoschlucht bis zu einer Höhe von 2000 Fuß über der Straße emporragen. Die Umgebung, ähnlich der der Via mala, kam mir, zumal beim Eingang in die Gallerie von Gondo, wo der Alpirnbach herunterstürzt, noch großartiger und wilder vor. Eine Stunde über dem Dorfe Simpeln steht das neue Hospiz, ein Eigenthum der Augustiner in Martigny, ein großes Gebäude, aus welchem uns, als meine Frau aus dem Wagen gestiegen war, sogleich zwei große Hunde von der Race derer vom Bernhard mit dem Schweife zutraulich wedelnd entgegensprangen. Ein Geistlicher, ein großer schöner Mann, führt uns in's Refectorium und nimmt dann Platz an der Tafel, wo bereits seine zwei andern Ordensgenossen mit zweien Fremden beim reichen Mahle saßen. Eine dampfende Schüssel stieg nach der andern durch eine Maschine gehoben vom Erdgeschoß herauf und des Schmauses der schwarzkuttigen, freundlichen drei Herren und ihrer gesprächigen Gäste war, auch als wir fortgingen, kein Ende.

Selten im Leben war ich vielleicht in größerer Verlegenheit und peinlicherer Lage. Bädeker sagt, das Hospiz bewirthe jährlich an 13000 Menschen, wohlhabende gegen Bezahlung. Sollen wir uns als wohlhabende, dachte ich, hier vielleicht für sechs Franken zur Tafel setzen und in den schönsten Stunden des Tages den Magen füllen, oder, wenn sie uns nicht für wohlhabend halten, von den Mönchen umsonst abfüttern lassen? Ich verlange Caffee, um entweder weniger zu bezahlen oder geringeren Dank schuldig zu sein. Eine große Portion des köstlichsten

Trankes mit allem schweizerischen Zubehör wird hereingebracht. Nun wurde aber das Tischgespräch französisch geführt und die Reden über die neuen schweizerischen Eisenbahnen flossen geläufig und zwanglos. Ich hätte gar zu gern daran Theil genommen; aber bis ich aus meinem Bettelsack einige Worte zusammenklaube und meine kleine Münze um und um besehe, ehe ich sie auszugeben wage, sind die andern Herren bereits mit ihren Gedanken über alle Berge. Scham über meine Unwissenheit verschließt meinen Mund und heftet meinen Blick, wenn auch nicht auf den Boden, doch unbeweglich auf meine Kaffeetasse. Hätte ich deutscher Thor nur bedacht, daß jene so fließend in ihrer Landessprache redeten; so erging es mir wie jenem Besucher von Paris, der die Kinder auf der Straße anstaunte, daß sie schon alle französisch sprechen. Der Kaffee kostete nichts; vermuthlich kam ich den Ordensbrüdern ob meiner demüthigen Haltung gar wenig wohlhabend vor. Nachdem ich dem Diener ein angemessenes Trinkgeld gegeben, ging ich scheu zur Thüre hinaus, und Luise hatte genug an mir zu trösten; es sei ja einerlei, ob mich jene, die nichts weiter von mir wüßten, für gescheit, oder für albern hielten.

Der Anblick der herrlichen Natur entschädigte sattsam für Alles, was ich durch meine Befangenheit gelitten hatte. Wie strahlte auf allen Seiten zum wolkenlosen Himmel hinan der Gletscher Silberglanz in der vollen Beleuchtung der Mittagsonne! Am meisten entzückte mich der Anblick der Berner Alpen und des Aletschgletschers, wie wenn man nach jahrelanger Trennung unerwartet alte liebe Bekannte sieht. Denn dort war mir, als ich einst am Fuß jener Bergkette streifte, die Herrlichkeit der Gebirgswelt zum erstenmal aufgegangen. Zu

dem Wilden der starrenden Eisberge aber gesellte sich hier noch das Anmuthige; denn tief, tief unter dem mehr als siebentalb-tausend Fuß hohen Simplonpasse lacht dir entgegen das freundliche Rhonethal und das Städtchen Brieg, von dem man bis zu unsrem Standpunkte auf weitem Umschweif der Kunststraße sieben Stunden zu steigen hat. Bald hingelagert im Grase, bald stehend oder umherwandelnd ergötzten wir uns an der Umschau auf unserer hohen Warte, und ich gönnte besonders Luisen den köstlichen Genuß, weil der schlechten Bergsteigerin die Welt von oben zu betrachten so selten vergönnt ist. Nach zwei Uhr brachen wir in fröhlichem Muthe auf, raschen Schrittes durch die Gallerie des Kaltwassergletschers, über welche der Bach herniederstürzt, über die Höhe der Eisberge disputirend oder den großartigen Bau der Straße bewundernd, abwärts und abwärts am schönen Wald, beim idyllischen Dörfchen Persal vorbei, längs der jähen Thalschlucht; die berner Gletscher sind hinter die Vorberge versunken; schon dämmert der Abend; in weiten Windungen senkt sich der Weg über die Matten; nur die eisigen Höhen am Simplon vergolden noch der scheidenden Sonne letzte Strahlen; dann röthen sie sich matter und matter; wir stehen in stummer Betrachtung des wechselnden Farbenspiels, bis sein letzter Schimmer erloschen ist und die Mondsichel silbern am Himmel hängt statt der Leuchte des Tages. Im Hôtel du Simplon zu Brieg aber ward uns gar heimathlich zu Muthe. Denn zum erstenmale wieder ist die deutsche Sprache im Recht, und die gutmüthige Wirthin besorgt mit der Kellnerin das getäfelte reinliche Zimmer. Da mundete doppelt der walliser Muskateller, und die gutbereiteten Speisen würzte der Sinn für Ordnung und Reinlichkeit; und wenn ich noch die äußerst billige Rechnung hinzufüge, so werden Sie sich nicht wundern, daß wir

am andern Morgen, gestärkt durch festen Schlaf auf weichem Lager, wohlgemuth weiter wanderten.

Die Magd unsres Gasthauses hatte in unsren Reiseplan eine Diversion gebracht. Gehen Sie vielleicht ins Vispertbal? frägte sie. Ins Vispertbal? was ist das? Nun ja nach Zermatt, wo jetzt alle Herrschaften hingeben, wo man 34 Gletscher vom Fenster aus sehen soll. Bädeker, der Rathgeber in allen Nöthen, gab den Unwissenden die Belehrung, daß das Thal der Visp oder des Visbachs (Fischbachs) zwei Stunden von hier beim gleichnamigen Dorfe ins Rhonethal ausmünde und in einer Länge von neun Stunden sich bei Zermatt am Fuße des Monte Rosa schließe; daß die Umgebung des letztgenannten Ortes mit dem Chamounythale wetteifere, ja dasselbe hinsichtlich der Großartigkeit der Gletscherwelt noch übertreffe. Welche Lockung! Aber meine gute Begleiterin, schon in den Vormittagsstunden halb ermüdet von gestern und vorgestern, soll sie in Visbach zurückbleibend langweilige Tage haben? soll sie wenigstens die zwei Stunden bis Stalden mit weiter gehen, um doch einen Theil des merkwürdigen Thales zu sehen. Nach vielfacher Berathung entschloß sie sich zu letzterem. Am Rande des engen Thales, durch welches der Visbach braust, zieht sich der Saumpfad hin an Weingeländen. In Stalden war ihr's zu einsam; so ließ sie sich 2½ Stunden weiter verleiten bis S. Nicolaus, obschon unser Bädeker mit dem „3 Fuß breiten Weg an Abgründen" bange machte. Wir wurden angenehm enttäuscht; der gefährliche Pfad hatte sich in einen breiten, höchst bequemen verwandelt, mit dessen Vollendung Arbeiter eben noch beschäftigt waren. Zermatt ist nämlich erst seit zwei Jahren ein Gegenstand touristischer Neugierde; aber die Menschenhand hat in diesem kurzen Zeitraume schon viel gethan, die Gefahren und

Beschwerden der Passage dahin zu besiegen. Gegenwärtig bildet es bereits einen Wallfahrtsort der Engländer und ihrer Damen, die alle hoch zu Roß uns einzigen bescheidenen Fußreisenden schaarenweise begegneten. Nur selten gewahrt man auf diesem Wege deutsche Männer und Frauen, welche, zur Schande meiner Landsleute sei es gesagt, uns leicht erkenntlich waren an ihrem steifen, hochmüthigen Gegengruße, indeß die vielverschrieenen Inselbewohner ein lautes bon jour vom Pferde herabriefen, und meine Frau, wenn sie selbst ohne Damen waren, immer zuerst grüßten, ihre schlanken Genossinnen aber freundlich lächelnd und nickend dankten. Was soll ich in S. Nicolaus bleiben? jetzt gehe ich vollends mit hinter, war bereits am Abend Luisens resoluter Entschluß; vor allem lockte die romantisch gesinnte Freundin des Mährchens das mit dem Worte „fabelhaft“ bezeichnete Matterhorn. Ohne besondere Hemmnisse, angeregt durch mancherlei Abwechslung von Dörfern, Waldung, Triften und Gletschern kamen wir, fortwährend zur Seite dem tosenden Visbach, dessen Geräusch sogar die Unterhaltung erschwerte, Nachmittag 1 Uhr am Ziel unserer Wünsche an. Der glühende Sonnenbrand und das anhaltende Gehen, wenn auch langsam, doch immer bergan, bis zur Höhe von 4190 Fuß, in welcher Zermatt gelegen ist, hatte meine Frau dergestalt erschöpft, daß sie dringend der Ruhe bedurfte. Das Fenster ihres Zimmers bot gerade die Aussicht über das halbkreisförmige, mit prächtigen Triften überkleidete, von Wald umsäumte Thal, an dessen Höhen hinan der Landmann noch sein Getreid und Gemüse baut, indeß der bläuliche, zerklüftete Ausläufer des gorner Gletschers bis zum Boden sich herabsenkt und seine Eisschollen hinein ins Feld rollen. Vom moosgrünen Rücken des Riffelbergs winkt das neue Gasthaus, und hoch über den Vorbergen lagert ewig

in seinen Schneemantel eingehüllt das Breithorn, schon seit S. Nicolaus ein Beherrscher des Thales, und der Riesenobelisk des 13850 Fuß hohen Matterhorns steigt unüberwindlich dem menschlichen Fuße zum Himmel. Es drängte mich fort, die Geheimnisse der Monte-Rosakette näher zu schauen. So nahe das Häuschen auf dem Riffel scheint, man steigt doch an die 2½ Stunden auf steilem Wege mühsam empor; Berg und Sonnengluth vereinigte sich, meine Kräfte zu lähmen. Froh der vollbrachten Arbeit sitze ich endlich kaum beim Schoppen, so sagt mir ein Reisender, wenn ich die volle und allein wahrhaft lohnende Aussicht haben wolle, müsse ich auf den gorner Grat, der in einer weitern Höhe von zwei Stunden etwas zur Linken liege. Ohne nähere Auskunft zu verlangen, eile ich fort; denn es war bereits 4 Uhr. Mein eigener Instinkt zeigt mir die Richtung. Um 6 Uhr habe ich das Steingerölle erklommen, und weithin schweifen die Blicke über meilenlange Schnee- und Eisfelder, die unabsehbar ausgedehnt einer Ebene im Leichentuche des Winters gleichen, und aus denen die blendend weißen Kuppen des Monte Rosa, Breithorns, kleinen und großen Matterhorns sich geisterhaft erheben, indeß zur andern Seite das grünende Thal entlang dem Rothhorn und Saaßergrat bereits in friedlicher Dämmerung ruht. Staunend stand ich, bis die untergehende Sonne auch auf mich ihre letzten Strahlen warf; dann lief ich abwärts, von Zeit zu Zeit zurückblickend aufs Breithorn, das lange noch in magisch verschwimmender Beleuchtung stand. Denn die hohen Berghäupter üben auf das Menschenauge eine Art magnetischen Zaubers; man kann nicht ablassen sie anzusehen. Um 8 Uhr war ich wieder im Gasthaus auf dem Riffel; ins Thal von Zermatt bei Nacht zurückzukehren wagte ich nicht und hatte meine Frau bereits beim Abgang nach

dem gorner Grat in Kenntniß setzen lassen. Da saß ich nun an der Tafel mitten unter Alt=England; ringsum zischelte und wisperte die Vogelsprache; behutsames Annähern verschaffte mir indeß nach und nach mit einem feingebildeten Engländer und seinen beiden jugendlichen Töchtern eine recht angenehme Unterhaltung in meiner Muttersprache, in welcher sie wie im Französischen und Italienischen ziemlich bewandert waren. Das kleine, auf die Frequenz dieses Jahres noch keineswegs berechnete Haus war dergestalt überfüllt, daß ich nur ein Nachtlager auf ebener Erde fand. Mit grauendem Morgen kehrte ich zurück nach Zermatt, eben zur rechten Zeit, um noch mit meiner Frau Kaffee zu trinken. Sie hatte sich inzwischen behaglich gefühlt und glücklich erholt, und mit Wirth, Kellnerin und allerlei Fremden schnelle Bekanntschaft geschlossen.

Gleich nach dem Frühstück stieg ich hinauf zum schwarzen See, einem kleinen Bergweiher in der Richtung des Matterhorns, den man nicht um seiner selbst willen, sondern abermals wegen der Aussicht über Eis und Schnee zu besuchen pflegt. Wer es nicht probirt hat, faßt es nicht, welche Spannkraft die Bergluft und der erhöhte Antheil, den man an den ungewohnten Schauspielen der Natur nimmt, den Sehnen gibt. Da ich etwas in der Irre lief, so kehrte ich von diesem mühevollen Weg, auf welchem ich beim Herabsteigen auch den Ursprung des Visbachs aus dem gorner Gletscher besah, erst nach 6 Stunden zurück und ging dann, ohne auszuruhen, nicht im geringsten müde mit meiner Frau gleich weiter nach S. Nicolaus. Weil uns die Gegend nicht neu war, trieben wir zu eigener Belustigung Kurzweil mit den Menschen, jeden Begegnenden verbindlichst grüßend, um zu sehen, wie er uns danken würde; meine Höflichkeit wäre bald eine Quelle des Unglücks geworden, indem ich den Pfarrer

von Täsch, der mitten in seinem Dorfe stand, beim Hutabnehmen mit dem Alpstock ins Angesicht schlug. Bei dunkler Nacht kamen wir in dasselbe Quartier, das wir gestern in der Frühe verlassen hatten; diesmal trafen wir deutsche Gesellschaft, unter andern einen unterrichteten Herrn aus Lichtenthal bei Baden, einen Gutsbesitzer, der bereits das neunte Mal die Schweiz bereiste und mit ihren entlegensten Thälern vertraut, bei alledem nach Zermatt noch nicht gekommen war. Also gemüthlich plaudernd sitzen wir beim Essen; siehe da traten zur geöffneten Thür herein ein paar Gentlemänner und Gentlefrauen, Albions unvermeidliche Söhne und Töchter, die Herren am Shawl, die Damen am langen Vorstecktuch vor dem Hute leicht erkennbar. Nun entsteht Unruhe an allen Enden; die neuen Gäste fahren durch die Zimmer; Wirthin und Kellnerin haben den Kopf verloren; endlich wenden sie sich an uns mit der Bitte, jenen Herrschaften unser Zimmer abzutreten, weil hier zwei Piecen neben einander lagen. So verdrängt denn der Brite den Deutschen nicht bloß vom Waarenmarkte, sondern sogar aus seinem Schlafgemach. Für unsre Gefälligkeit ernteten wir diesmal schlechten Lohn. Denn statt des andern guten Zimmers, das uns die Wirthin verhieß, fanden wir einen kleinen niedrigen Raum gleich einer Gefängnißkeuche; drinnen standen neben altem Gerümpel zwei unbeschreibliche Betten. Das Plumeau, so zu sagen, kollerte mit gewichtigem Falle alsbald zu Boden, nachdem ich die Pferdedecke über meine werthe Person gezogen; und der einzige behagliche Gedanke unter diesen unbehaglichen Verhältnissen war der an eine wahrscheinlich geringe Bezahlung. Eitler Traum! die Rechnung sollte der vorgestrigen gleich bleiben. Da aber entlud sich blitzend und donnernd über die alte Frau das Gewitter meiner Beredsamkeit; Schlag auf Schlag

entwickelte ich ihr so einleuchtend meine Gründe, daß sie mich, zufrieden mit einem Franken Abzug, für's schlechte Quartier sogar noch um Verzeihung bat. Stolz auf meinen leichterrungenen Sieg brachte ich meine Begleiterin um die Mittagsstunde ohne weitere Abenteuer zurück in die Post nach Visbach. Obschon der Rückweg von Zermatt, weil stromabwärts laufend, begreiflicherweise für sie weniger anstrengend gewesen war, so hatte sie doch das seit mehreren Tagen anhaltende Gehen dergestalt erschöpft, daß ich froh war, für sie diesen Nachmittag den Eilwagen benützen zu können. Auch hatte jener Heimweg, namentlich am ersten Tage, allerlei unerwartete Hindernisse gefunden an den Wildwassern, die vor Mittag versiegt sind, weil der Schnee des Hochgebirgs die Nacht über gefriert. Nachmittags aber, wenn er an der heißen Sonne schmilzt, mitunter sogar zu kleinen Sturzbächen anschwellen. Der ungestümste dieser ungebetenen Gäste kam uns bei Täsch in den Weg. Trockenen Fußes waren wir hintergegangen; heimwärts stehen wir plötzlich vor einem Gießbach. Ich spüre abwärts, wo er sich ausbreitend an Tiefe verliert, nach einer Furth; meine Gattin, von jeher emancipirungslustig und der eigenen Klugheit trauend, steigt über die Steinhaufen die Höhe hinan, weil er hier schmaler würde. Schon bin ich drüben, noch irrt sie rathlos am Ufer; die rauschenden Wellen übertönen meine doch nicht eben zarte Stimme; ich verdopple mein Schreien; sie hört mich nicht; so muß ich denn wieder hinübersteigen und zu ihr hinanstolpern, damit ich sie herunterholen und zu meiner eigenen Weisheit bekehren kann.

Nach so vielen überstandenen Mühen saß sie denn bei guter Unterhaltung mit lauter wackern gesprächigen Landsleuten, die sich zufällig an diesem Punkte zusammengefunden, bis 4 Uhr an der Wirthstafel zu Visbach. Die andern führen denn bei näch-

tigem Dunkel bis Martigny. Denn von den Touristen spricht gewöhnlich einer dem andern nach, und das Rhonethal ist einmal dazu verurtheilt einförmig und langweilig zu sein, wie sogar gedruckt zu lesen ist. Meinem Grundsatz getreu, daß man reist, um die Welt zu sehen, greife ich allein zum Wanderstab. Nirgends in der Schweiz traf ich einen Genossen meiner Ansichten; auf der Landstraße lassen sie sich in die Eilwägen packen und betrachten die Welt durchs Fensterchen, in den Bergen treten sie gedankenlos dem Führer nach, in Städten und Dörfern wohnen sie überall in den ersten Hotels, deren eines dem andern gleicht; dann zanken sie nachträglich über die großen Summen, die sie verbraucht, und urtheilen über Land und Leute, ohne sie recht gesehen oder gesprochen zu haben. So treiben's die meisten, vom Rentier bis herab zum Studenten. Meine Gesellschafter, wenn ich einmal welche fand, blieben daher schweizer Bauern, Lastträger, überhaupt Leute aus den untern Schichten der Bevölkerung. So marschirte ich meine sechs Stunden nach Siders mit einem armen Enziangräber, der diesen Sommer seine Waare schon zum drittenmale über den gefährlichen Theodulspaß getragen hatte und eben von dieser Reise in seinen Wohnort Sitten zurückkehrte. Was habe ich von dem schlichten, anspruchslosen Mann nicht alles gelernt und erfahren! In völliger Unbekanntschaft mit der Fremde, also daß er meinte, der König von Bayern stehe noch unter dem deutschen Kaiser, war er genau unterrichtet in der Statistik seines Cantons Wallis, und redete so verständig über dessen kirchliche und politische Verhältnisse, daß man an diesem Beispiele gar wohl den Unterschied zwischen dem Bürger eines Freistaates und einer Monarchie abnehmen konnte. Gesunder Sinn, natürlicher Mutterwitz, praktische Weisheit lag in allen seinen Urtheilen und eine gewisse Reife in seiner Auffassung

des bürgerlichen Lebens, wie man sie bei den meisten unserer Bauern oder Handwerksleute vergebens suchen würde. Ich führe diesen verständigen Mann nur als ein Exempel an von vielen, die mir in den verschiedenen Theilen der Schweiz begegnet sind.

Das Rhonethal enthält allerdings einzelne einförmige Strecken, besonders an den Stellen, wo es versumpft ist, aber großartig bleiben auch da zu beiden Seiten die Berge, und an der Umgebung von Leuk, von Siders, von Sitten, an den phantastischen Diablerets vermöchte nur die ausgeprägte Blasirtheit gleichgiltig vorüberzugehen; höchstens daß der letzte Theil des Weges, wo die Straße nach Martigny schnurgerade aufgedämmt zwischen unwirthlicher Sumpfgegend zieht, einen ungeduldigen Wanderer ermüden wird. Wir beide hatten unsern Entschluß, im weinreichen Siders zu übernachten, um so weniger zu bereuen, als uns der nächste Vormittag eine bequeme, wohlfeile Equipage zuführte. Eben saßen wir unter dem Schatten eines Baumes, herabgefallene Aepfel verzehrend, da kam die leere Carrosse. Ich raffe mich selbst und mein bischen Französisch zusammen, mit dem schmucken Kutscher zu accordiren, und nach wenigen Sekunden rollen wir hoffärtig in offener Chaise dahin. Sitten, den belebten Hauptort von Wallis, und dessen abgekuppte Bergkegel mit den Burgtrümmern sammt den größern Höhen ringsum und dem reichen Weinbau zu betrachten ließ uns der säumende Rosselenker der Muße nur allzuviel. Neu beschuht nach langer Qual meiner Füße, schlenderte ich selbstzufrieden durchs Städtchen, den eigenthümlichen Kopfschmuck der Frauen begaffend, der besonders den jungen frischen Gesichtern gar schön steht. Die alten mögen sich schmücken, wie sie wollen, der ausgebildete Ueberfluß ihres Halses — denn mächtige Kröpfe

sind bei ältern Frauen wie Männern die Tagesordnung — stört den ungewohnten Beschauer, welcher den Anblick von dergleichen Halsgeschmeide unerträglich findet. Luise verließ, besorgt um unsre geringen Habseligkeiten, nur auf kurze Zeit die Chaisenremise; sie blieb in Schatten und Kühle im Wagen sitzen und studirte den Bädecker. Nachdem wir endlich wieder mobil geworden, erfreuten wir uns der schönen Landschaft und polemisirten gegen die Verächter des Rhonethals oder schauten durchs Perspectiv vom Rücksitze aus nach der alten Jungfrau, vielleicht der einzigen, an deren weißem Silberhaupte Jung und Alt sein Wohlgefallen hat. Um 6 Uhr Abends fuhren wir an beim Gasthofe zur Post in Martigny.

Gastwirthe entwickeln gegenüber den ankommenden Reisenden ein eigenthümliches Prüfungstalent. Mit sicherm Blick uns von Kopf zu Fuße messend, rief der dicke Herr schon nach einer halben Secunde dem hinter ihm lauschenden Kellner zu: Nr. 46. Ueber langs Gänge geführt, standen wir in einer ganz weißen Stube ohne Vorhänge; da sah ich zwei Stühle und einen Tisch, auch einen Spiegel im Werth von 12 Kreuzern. Luise, nach ihrer Gewohnheit sogleich über die Betten herstürzend, machte die Entdeckung, daß die Decken geflickt seien. Der Kellner war bereits verschwunden. „Also so viel sind wir werth in dem großen Gasthof! rief ich pathetisch aus, und kamen doch großartig mit eigener Equipage angefahren". Mit eigener Equipage! vermuthlich hat der Posthalter den Kutscher gekannt und also gesehen, daß wir zwei bescheidene Fremdlinge eine Retour benützt! Denn unsre Kleidung sah ganz anständig aus; trug ich doch flott auf der Seite meinen Schweizerhut, legitimirte ich mich doch durch Geldtasche und Gebirgsstock; vielleicht daß Luisens blutrothes Merinokleid dem feinen Menschenkenner auffiel;

weil diese Farbe außer der Mode ist, oder ihr blaugrüner Vierundzwanzig-Kreuzer-Schleier, mit dem sie sorgfältig die Bänder ihres Hutes schonte. Mehr aufgelegt als verstimmt durch des Wirthes degradirendes Urtheil, führte ich um so stolzer meine Frau zur Tafel. Es war der Glanzpunkt unsres dießjährigen Gasthoflebens. In den besuchtern Theilen der Schweiz haben die größern Hotels auch Abends table d'hôte eingerichtet. Nur wenige eigensinnige Engländer schlürfen an Seitentischen ihren Thee; die andern Gäste müssen sich der Hausordnung anbequemen. Man kann nicht sagen, daß man bei diesen lucullischen Mahlen übervortheilt wird. Wohlbereitete, zum Theil ausgesuchte Gerichte in reicher Auswahl und Masse trotzen dem Eifer des hitzigsten Speisevertilgers. Uebrigens bleibt die Sitte thöricht genug, daß man sich, will man sein Geld nicht verlieren, kurz vor Schlafengehen den Magen überfüllen muß. Wir hatten heute um so mehr Grund, uns der table d'hôte anzuschließen, weil ich am nächsten Morgen meine Frau hier verlassen wollte, um über den Col de Balme nach Chamounix zu gehen, und eine Wittwe, wenn auch nur von Stroh, in Gasthäusern dann allein der Geringschätzung entgeht, wenn ihr Mann beim Wirth in einigem Respecte stand.

Wir hatten über diese zeitweilige Trennung unserer Ehe seit mehreren Tagen schon Berathung gepflogen. Anfangs entschlossen, einstweilen allein nach Vevay voranzureisen, um an den blauen Fluthen des Genfersees Trost und Linderung der herben Trennungsschmerzen zu suchen, war sie bereits vor Martigny einem geheimen Wunsch entgegengekommen. Ich hatte immer im Stillen befürchtet, sie möchte beim Weiterfahren irgendwo verloren gehen, und wo sollte ich dann eine zweite Gefährtin finden, die sich mit mir auf Reisen des Mittagessens

entschlägt oder wie einen Reisesack an jeder beliebigen Station auf die Post geben läßt? Nun hatte sie freiwillig erklärt, sie wolle hier in Martigny den Wittwenschleier tragen und in einsamer Zelle ihres Kleides Saum befestigen. Da wußte ich sie doch aufgehoben und bis zu meiner Rückkehr über den andern Paß Tete noire geborgen. Zwei große Flaschen Weines und der Wohlgeruch feiner Speisen erhöhten die stille Zärtlichkeit, mit welcher die Herzen zweier Menschen, wenn ihre Trennungsstunde näher rückt, einander entgegen schlagen. Außerdem fanden wir rund um uns allerlei Ansprache, junge Deutsche aus den verschiedensten Theilen des Vaterlands, sogar einen Vicarius von Lauf, auf daß unser Glück voll war.

Um so zweifelhafter schien für den nächsten Tag meine Freude zu werden. Zwar der beliebte Sonntagsmorgen führte mir Bauernvolk in Menge entgegen, das die Höhe des Forclaz herab aus seinen Dörfchen nach Martigny zur Kirche zog, aber die Besteigung dieser Höhe bei schwüler Luft war schon am Morgen lästig und anstrengend. Ohne Unterbrechung, ohne Biegung führt der ziemlich steile Saumpfad drei Stunden lang gerade aufwärts; eine kurze Strecke begleiten dich hohe Nußbäume, dann hast nichts vor dir als den Berg und deinen Steinweg, und hin und wieder einige Hütten. Die berühmte Aussicht ins Rhonethal heute ohnehin durch Nebel verschleiert, liegt im Rücken. An einem Brünnlein sitzend erweiche ich, triefend von Schweiß, mein trockenes Morgenbrod. Es gibt kein größeres Labsal, als das Wasser auf höhern Bergen; keinen Brunnen, keinen Quell, kein rieselndes Bächlein lasse ich vorüber, ohne ihre köstliche Gabe aus der hohlen Hand zu schlürfen oder mit flüchtigem Zuge den Gaumen zu netzen. Schon das liebliche Klingen eines fernen Brunnens war mir oft eine angenehme

Unterhaltung und wenn nun der volle Strom sich aus der Röhre drängte, da freute ich mich mit jedem Schritte mehr auf den nahen Genuß. Nur der Fußreisende vermag den Werth guten Wassers zu schätzen. Was soll mir da der Cognac und alle die gebrannten und gegohrenen Flüssigkeiten, die sie einem beim Uebergang über den Paß und auf allen Höhen, die man bei Chamounix besteigt, zudringlich entgegentragen! Gerade auf dem Wege nach diesem hochberühmten Thale speculirt Alles auf die Börse des Fremden wie im berner Oberland, ja fast noch mehr. Du müßtest dich berauschen, wolltest du von allen den Mädchen und Frauen Wein oder Branntwein trinken, die in Häusern, Bretterhütten oder auf offenem Wege auf dich lauern, wenn du herankommst; du müßtest einen besondern Quersack tragen, die Steinchen fortzuschaffen, die dir Kinder anbieten; dazu dann Alpenrosen und schönes Obst; man kann sich ihrer nur mit Grobheit erwehren. Grob sein auf französisch habe ich nicht gelernt; so schrie ich ihnen denn aus Leibeskräften ein simples allez, allez! zu. Am schwersten abzuweisen waren diejenigen Individuen, die irgend einen Weg zu zeigen sich anboten; ich schaffte sie meist mit der Versicherung bei Seite, daß ich ein Buch hier hätte, in welchem alle Wege aufs genaueste verzeichnet stünden, wobei ich freilich den Nachtheil hatte, nur bei solchen Leuten mich erkundigen zu können, die etwa eine Last auf dem Rücken trugen; die andern boten sich gleich zu Führern und Führerinnen an.

Nachdem ich am Gletscher von Trient, dem ersten Ausläufer der Montblanceskette vorüber, erst allmählich durch Wiesland, dann den steilen Schlangenweg durch den von Lawinen stark gelichteten Wald hinangestiegen war und nun etwas bequemer allgemach über die Matte schritt, kam mir ein junger Mann meiner Statur, von gutmüthigem Aeußern, nachgeeilt und rief mir

sein: bon jour entgegen. Augenblicklich erkennend, daß dieser Franzose nicht weit oder vielmehr sehr weit her sein möge, antwortete ich: Guten Morgen! gehen Sie auch nach Chamounix? Wer war froher als er, einen deutschen Gesellschafter gefunden zu haben? Es war ein junger Schwede, der Sohn deutscher Aeltern, der in Freiberg das Hüttenwesen studirte. Seine Kunst sich in französischer Sprache auszudrücken stand noch unter der meinigen. Dem Bettler dünkt der Besitzer eines magern Kühleins ein reicher Mann. Es war komisch anzuhören, wie ich für ihn den Dolmetscher machen mußte, und mit welcher wunderlichen Geläufigkeit ich mich, um das Renommée in seinen Augen nicht einzubüßen, meines Auftrags zu entledigen pflegte. In kürzester Zeit waren wir mit einander bekannt geworden, als wären wir zwei alte Freunde. Noch heute freut es mich, auf der Höhe des Col de Balme einen mitfühlenden Genossen gehabt zu haben, der jung und frisch den Eindrücken der Natur ein offenes Herz entgegen trug. Ewig unvergeßlich wird mir der Anblick des Montblanc und seiner Umgebung bleiben, der sich hier mit einem Male wie auf einen Zauberschlag dem erstaunten Auge enthüllt. Da steht man über 7000 Fuß hoch, und doch erscheint die Anhöhe nur wie ein Hügel gegenüber diesem Berge, der in seiner ganzen Majestät, umlagert von Gletschern, das Haupt umsäumt von hochragenden dunkeln Zinken, wie ein König mit der Zackenkrone auf dem Haupte, frei und offen bis zur Thalsohle vor dir sich ausbreitet. Man brachte zwar hohe Erwartungen mit, man erklomm mit fieberischer Hast die letzte Höhe; aber weit über alle Hoffnung hinaus reichte die Erfüllung. Mit diesem Anblick weiß ich gar nichts weiter zu vergleichen von allem, was ich in der Gebirgswelt je gesehen habe. Es ist nicht die Masse des Gesteins oder des Eises, was hier wirkt, sondern die Bildung, die Gliederung,

Unterhaltung und wenn nun [illegible] gestreckt in das Thal hin-
Röhre drängte, da freut[illegible] punkt aus um einen Mittel-
auf den nahen Genu[illegible] narchen unter Europas Bergen zu
guten Wassers zu [illegible] hinan auf die höchste Anhöhe, um
alle die gebra[illegible] auf die Schneegebirge des berner Ober-
beim Ueber[illegible] Wir freuten uns des Anblicks aber wie die
bei Cha[illegible] sich immer wieder nach Norden kehrt, so wendeten
dem [illegible] unwillkürlich stets von neuem dem Montblanc zu. Denn
die [illegible] hier ward die Freude zu lautem Enthusiasmus. Ließe sich der-
[illegible] gleichen nur beschreiben und schildern; nicht einmal zeichnen, weil
auch da ein Hauptmoment der Wirkung, die Größe, fehlte. Wir
legten uns abseits vom Wind in die Sonne aufs Gras, um
ohne Frost trocken zu werden, und aßen zusammen das letzte
Stück Brod, das ich von Martigny mitgenommen; den Wirth
in seinem Bretterhause, der hier wie eine Kreuzspinne Fliegen
fängt, hatten wir nicht sonderlich in Nahrung versetzt. An die
zwei Stunden weilten wir auf der Höhe; dann eilten wir ab-
wärts, mehr laufend als gehend; und nun erst, als wir in der
Tiefe waren, entfalteten sich dieses einzigen Thales eigenthüm-
liche Reize. Vier ansehnliche Gletscher reichen, zur Linken von
bedeutender Höhe unmittelbar zur Sohle herab; an dreien kommt
man bis Chamounix vorüber, der vierte, eine Stunde weit vom
Dorfe, bleibt im Hintergrunde. Diese Eismassen, vielfach zer-
klüftet und in riesigen Blöcken über einander lagernd, bilden einen
schroffen Kontrast zu dem Grün der Bäume, Wiesen und Felder
und dem fleißigen Anbau der Menschenhand; denn das kleine
Thal zählt eine Bevölkerung von 4000 Seelen, und Hanf und
Weizen baut man auf seiner ebenen Fläche. Dörfer reihen sich
an Dörfer, und die zahlreichen Fremden erhöhen im Hauptorte
selbst das Leben, als wäre man an einem Badeort. Das Thal

ist breit genug, um von unten fast den vollen Ueberblick des Gebirgs zu gewähren, die Montblanckette aber, aus Granit bestehend, hat in ihren zahlreichen obeliskenartigen Zacken, Nadeln genannt, die mit dunkler Färbung über die Eisfelder gerade emporragen, einen wunderbaren Schmuck, wie ich noch nirgends sonst wahrgenommen. In fortwährender Aufregung und Bewunderung dessen, was wir sahen, obschon seit unsrem Herabsteigen Wolkenmassen die Spitzen umzogen, gelangten wir bei guter Zeit in unser Nachtquartier. Da wir vor der Table d'hôte nichts zu essen bekamen, schlenderten wir noch zwecklos umher, statt dem Gaumen die Augen weidend und die Landmädchen abweisend, die uns bei Einbruch der Nacht durchaus zum Pélerinwasserfall führen wollten. Wir trafen zu Hause viele Gesellschaft, wie denn in Chamounix den ganzen Sommer über alle Gasthöfe überfüllt sind. Mein Schwede machte hier Bekanntschaft mit einem berühmten deutschen Geognosten, der ihn beredete am nächsten Vormittage, gemeinsam den Gletscher zu besuchen, welchen man mit Uebertreibung das Eismeer nennt.

So begann ich, nachdem wir noch zusammen Kaffee getrunken, am andern Morgen allein meine Querzüge und Irrfahrten. Zuerst auf die Flegère, den bekanntesten und berühmtesten Punkt, von dessen Höhe man den ganzen Montblanc gegenüber hat. Denn die Flegère ist eine Anhöhe gerade in der Mitte des gegenüberliegenden Gebirgszuges. Man steigt 2 Stunden. Oben steht ein Wirthshaus, wie auf allen merkwürdigen Plätzen und Plätzchen. Bei mir hat diese Industrie der Bewohner von Chamounix allerdings die schlechtesten Geschäfte gemacht. Ein Stück Brot blieb meine Speise, Wasser mein Getränk den ganzen Tag, wie vielleicht damals, als vor mehr als hundert Jahren diese Gegenden noch weglos und durch Räuberhorden verrufen waren. Ich

kam zur glücklichen Stunde auf der Höhe an; denn eben sah man durch ein großes Perspectiv gegenüber eine Gesellschaft von der Spitze des Montblanc herabsteigen. Die auf der Flegère befindlichen Führer nahmen mich zum Theilnehmer ihrer Freude bei diesem Anblick, obschon sie mich eigentlich als einen, der zu Fuß und führerlos heraufgekommen, zu ignoriren Ursache hatten. Der Eindruck, den die volle Uebersicht des Berges mit allen seinen Schnee- und Eismassen en face machte, erreichte vollkommen den Profileindruck von gestern, ja er übertraf ihn gewissermaßen, weil nun alles wie auf einer Reliefkarte und — ein seltenes Glück — völlig nebelfrei, nur vom dunkelblauen Himmel überspannt, vor meinen Augen lag. Ich stieg noch höher, um des Wirthschafts- und Führergetreibes ledig zu sein, und saß auf dem Moose wohl eine Stunde lang. Schon lief ich herunter; da kamen mir erst die Cavalcaden von Herren und Damen entgegen. Das Mer de Glace, der Flegère gegenüber, hat eine eigenthümliche Zierde an einem Wasserfall, der von Wolken Wasserstaubes umgeben, innerhalb des Gletschers niederstürzt, und dann mit andern Zuflüssen vermehrt, vom Fuße als Bach unter dem Namen Arveiron ziemlich stark hervorquillt. Diese Quelle zu schauen, war mein nächstes Ziel. Ein Bursch im Dorfe will sie mir zeigen. Vorüber. Ein Mädchen ruft mir nach, hier könne ich sie nicht finden. Eilig weiter über Stock und Stein. Endlich, nachdem ich sie eigentlich schon gesehen, ergebe ich mich auf Gnade und Ungnade einem alten Weibe, das gar so kümmerlich aussah. Sie führte mich über einen Steg auf die entgegengesetzte Seite des Baches, wo sich allerdings die Dicke des Gletschers noch grandioser und die Fülle des hervorströmenden Wassers noch ergiebiger zeigte.

Wie wäre es, dachte ich beim Herabsteigen vom Chapeau,

einem Felsen am Rande des Eismeers, den man um des Ueberblicks des letztern willen zu besteigen pflegt, wenn du nun, statt nach Chamounix zurückzukehren, sogleich nach der Tête noire zuschrittest und auf halbem Wege übernachtetest? Du könntest ja von dort aus dem Gasthofbesitzer den ungefähren, leicht zu berechnenden Betrag übersenden. Das Verlangen nach dem Ricochet-Wasserfall von Pélerin siegte. Nicht als ob ich den Anblick dieser auch in meinem Gasthof abgebildeten Cascade allzuschwer entbehrt hätte, sondern weil ich mich vor meiner Frau fürchtete, die mir beim Abschiede anbefahl, doch ja alles zu sehen und lieber länger zu verweilen. Ich mache die gute Stunde bis Chamounix zurück und schlage mich von da weiter durch mehrere Weiler bis Pélerin. Da kommt ein Mensch gelaufen; ich erkenne in ihm schon von weitem einen der verhängnißvollen Führer, und eile in den Wald hinein, in der Meinung, ich würde den Wasserfall schon finden. Es war ein Irrweg. Kaum bin ich wieder zurück im Orte, so eilt mir ein Mädchen nach; auf gut Glück laufe ich ihr davon und komme nach einigem Steigen an eine Wirthschaft, aus welcher Musik ertönt. Mit Reisern geschmückt saßen die Montblancsteiger von gestern und heute da sammt ihren Führern. Kaum aber sieht mich die Kellnerin, so rennt sie auf mich los, mir den Wasserfall zu zeigen. Ohne von ihr Notiz zu nehmen, springe ich voran die Stufen hinab. Da war's die Cascade du Dart, nicht die Cascade du Pélerin. Abermals rechts in die Höhe. Dort steht ja ein neues Bretterhäuschen gerade neben dem Wasserfall. Aufs Häuschen zu. O Schrecken! ich bin auf der falschen Seite, und ein Stein, zu hoch um hinüberzusehen, versperrt mir den Anblick der Cascade. Ich hüpfe in die Höhe, ich suche zu klettern; alles umsonst. Endlich sehe ich unten ein paar Leute auf einem Brette den

Bach überschreiten. Ich hinunter und am andern Ufer emporgeklommen. Siehe da! — ja siehe da! da ist nichts zu sehen; der Ricochet-Wasserfall existirt nicht mehr; das große Wasser hat ihn zerstört, und an seiner Stelle fällt nun das Bächlein in ganz gemeiner Weise vom Fels herunter, wie man Aehnliches tausendmal an andern Orten weit schöner und mühelos sehen kann. Und bei alledem die neue Wirthschaftsbude und die zeigenden Führer und die besuchenden Fremden! Aufs ärgste enttäuscht nach meiner großen Plage fing ich nun an meinen Unwillen in sentimentaler Melancholie zu ergießen. Denn gerade in der großartigsten Natur diese Armseligkeit menschlicher Denkart zu treffen, erfüllte mich, da ich gerade nichts besseres mehr zu thun hatte, mit Wehmuth. Der Bossongletscher schimmerte so licht durch die schwarzen Tannen, die Schneemassen des Montblanc, von den letzten Abendstrahlen getroffen, überzogen sich erst mit Rosenroth, und als die Sonne vollends hinunter war, glänzten sie, gerade als wäre der Berg mit Perlmutter überzogen, in den Farben des Regenbogens. Und statt sich hier am Großen zu laben, wird man hintergejagt zu einem Wasserfall, der gar nicht vorhanden ist. O kleinliche Menschheit! o verächtlicher Eigennutz! Meinen salbungsreichen Monolog unterbrachen von Chamounix her zahlreiche Freudenschüsse; die Reisegesellschaft des Montblanc kehrte eben, einen französischen Geistlichen an der Spitze, ins Dorf zurück. Der ganze Platz stand voll Menschen und Alles unterhielt sich von ihren Abenteuern. Gesehen hatten sie nicht viel; denn sie hatten nur fünf Minuten auf der Kuppe verweilen können; ohnehin ist in solcher Höhe die Aussicht zu ausgedehnt, als daß sich deren einzelne Partieen in den gehörigen Formen und Farben noch richtig absonderten; aber dennoch begreife ich gar wohl, wie der colossale Berg durch seine Nähe

alljährlich immer wieder Leute, die Geld im Ueberfluß haben, auf seine Spitze lockt.

Ins Gasthaus zurückgekehrt, frage ich nach meinem schwedischen Freunde und erfahre zu nicht geringem Erstaunen, er sei Nachmittags abgereist und habe — meine Rechnung mitbezahlt. Beide Kellner sammt dem Gastwirth gaben mir ihr Beileid zu erkennen: sie hätten geglaubt, wir beide gehörten zusammen und ich reiste mit ihm weiter; so hätten sie ihm auch meinen Antheil mit auf das Conto gesetzt. Ich tröstete sie mit der Versicherung, daß ich ihm die Auslage zurückerstatten würde; denn ich träfe ihn wieder am Genfersee. Dahin war er auch wirklich abgegangen; aber bei alledem sah ich für mich nicht die Möglichkeit ein ihn zu bezahlen; ich kannte nicht einmal seinen Namen, und gedachte nun etwa von der Heimath aus mich in Freiberg nach ihm zu erkundigen. Einstweilen war ich froh über die Wohlfeilheit, mit der ich durch Fortunas Gunst die Wanderung ins theuerste Schweizerthal ausgeführt hatte. So etwas war mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen, daß mir ein Fremder, ohne es selbst zu wissen, die Rechnung bezahlte. In der heitersten Stimmung unterhielt ich mich mit dem Geognosten, der neben mir an der Tafel saß, über meine und seine heutigen Erlebnisse. Hatte der Wirth in seinem Irrthum nun auch mein Zimmer vergeben und kein anderes mehr frei im Hause, was lag mir daran? vergnügt, wie ich einmal war, gab ich mich auf sein Versprechen mir ein anderes, wenn auch weniger gutes, Nachtquartier besorgen zu lassen gar leicht zufrieden. Nach aufgehobener Tafel führt mich der Kellner durch ein Gäßchen, ich weiß nicht wohin, und läßt mich in einer rauchigen Küche zurück; man stellt mir einen Stuhl neben die dicke Frau am Camine, bis die Magd meine Lagerstätte bereitet hätte,

während [illegible] zu [illegible]
[illegible] Jener [illegible]
[illegible] allgemeiner [illegible]
[illegible] Betten [illegible]
[illegible] prope [illegible] Die Stube hat
[illegible] Berichtung legt ich meine
[illegible] zum Schlaf
[illegible] Da öffnete
sich [illegible] und
[illegible] im Munde
[illegible] Mann [illegible]
[illegible] und nach
[illegible] und [illegible]
[illegible] durch die andere Thür
ein [illegible] zu [illegible]. Auch bewegte sich in mir
der Gedanke, warum wohl dieser [illegible] Geräusche nicht für sich das
[illegible] Bette gewählt haben mag, aus welche schon schnarchen.
[illegible] aber eine neue Erscheinung das [illegible]. Ein
Mann mit einem Knaben von etwa 14 Jahren nahmen ruhigen
Besitz von der noch freien Lagerstätte. Unmöglich [illegible] ich,
als auch diese [illegible]: dann legte ich in aller Stille meine
Uhr und [illegible] sie in meinen [illegible]. Ich traute meinen
Mitmenschen nichts böses zu: es war mir nur um den falschen
Verdacht, den ich etwa auf den einen werfen könnte, wenn sie
der andere gestohlen hätte. Nunmehr hoffte ich endlich Ruhe
zu haben. Eitler Wahn. Noch einmal öffnete sich, wie in

Schillers Handschuh das Thor, und hereintritt, zwar kein Löwe, aber ein schwarzbärtiger Proletarier. Der schaut sich stumm ringsum. Wehe mir Armen, der wird sich gewiß nun zu mir ins Bette legen! Der Mann dachte größer. Alles besetzt? sprach er, ich will Sie nicht derangiren und mir eine andere Unterkunft suchen. Nach diesen Worten, mit verbindlicher Leichtigkeit grüßend, verschwand der Gute. Noch lagen meine Zimmergenossen im Schlafe (ohne Zweifel ehrliche Leute; denn ruhig pickte auf dem Tische des einen alte Uhr im Schildkrotgehäuse), als ich mit dem ersten Morgenstrahl mein Quartier verließ, ein Wirthshaus, wie ich sah, auf dessen Schilde mit goldnen Buchstaben der Name **Fidélité** prangte. Mit diesem Abenteuer endete mein fröhlicher Aufenthalt in Chamounix.

Es war ein frischer wolkenloser Morgen; meinen herrlichen Bergen konnte ich von Angesicht zu Angesicht das heiterste Lebewohl sagen. Dann bog ich bei Argentière zur Linken ein, den niedrigen Paß von **Tête noire** zu überschreiten und durch die anmuthige wechselreiche Landschaft nach Trient und von da den **Col de la Forclaz** herab zurückzukehren. Angenehm überraschend war mir an diesem Vormittag ein Brunnen mit einer Inschrift, die geradezu an griechische Humanität erinnerte. Diesen Brunnen reinen und gesunden Wassers, ist an einer Tafel zu lesen, bringt zum Tribut der Stifter dem Wanderer; dabei stand ein Glas zum Trinken, und eine Büchse zu Almosen für die Armen war ebenfalls befestigt. Ich hatte mir unterwegs ein paar französische Sätze zusammengedacht, um den wallisischen Gränzwächter zu betrügen, und meine Zunge tüchtig geübt, damit sie die Lüge geläufig verarbeiten könnte. Denn hier wird der Fremde mit Visiren wieder um einen Franken geschröpft; als mich aber der soldatisch gekleidete Alte treuherzig nach meinem Passe fragte,

Unterhaltung und wenn nun der volle Strom sich aus der Röhre drängte, da freute ich mich mit jedem Schritte mehr auf den nahen Genuß. Nur der Fußreisende vermag den Werth guten Wassers zu schätzen. Was soll mir da der Cognac und alle die gebrannten und gegohrenen Flüssigkeiten, die sie einem beim Uebergang über den Paß und auf allen Höhen, die man bei Chamounix besteigt, zudringlich entgegentragen! Gerade auf dem Wege nach diesem hochberühmten Thale speculirt Alles auf die Börse des Fremden wie im berner Oberland, ja fast noch mehr. Du müßtest dich berauschen, wolltest du von allen den Mädchen und Frauen Wein oder Branntwein trinken, die in Häusern, Bretterhütten oder auf offenem Wege auf dich lauern, wenn du herankommst; du müßtest einen besondern Quersack tragen, die Steinchen fortzuschaffen, die dir Kinder anbieten; dazu dann Alpenrosen und schönes Obst; man kann sich ihrer nur mit Grobheit erwehren. Grob sein auf französisch habe ich nicht gelernt; so schrie ich ihnen denn aus Leibeskräften ein simples allez, allez! zu. Am schwersten abzuweisen waren diejenigen Individuen, die irgend einen Weg zu zeigen sich anboten; ich schaffte sie meist mit der Versicherung bei Seite, daß ich ein Buch hier hätte, in welchem alle Wege aufs genaueste verzeichnet stünden, wobei ich freilich den Nachtheil hatte, nur bei solchen Leuten mich erkundigen zu können, die etwa eine Last auf dem Rücken trugen; die andern boten sich gleich zu Führern und Führerinnen an.

Nachdem ich am Gletscher von Trient, dem ersten Ausläufer der Montblanckette vorüber, erst allmählich durch Wiesland, dann den steilen Schlangenweg durch den von Lawinen stark gelichteten Wald hinangestiegen war und nun etwas bequemer allgemach über die Matte schritt, kam mir ein junger Mann meiner Statur, von gutmüthigem Aeußern, nachgeeilt und rief mir

selt bon jour entgegen. Augenblicklich erkennend, daß dieser Franzose nicht weit oder vielmehr sehr weit her sein möge, antwortete ich: Guten Morgen! gehen Sie auch nach Chamounix? Wer war froher als er, einen deutschen Gesellschafter gefunden zu haben? Es war ein junger Schwede, der Sohn deutscher Aeltern, der in Freiberg das Hüttenwesen studirte. Seine Kunst sich in französischer Sprache auszudrücken stand noch unter der meinigen. Dem Bettler dünkt der Besitzer eines magern Kühleins ein reicher Mann. Es war komisch anzuhören, wie ich für ihn den Dolmetscher machen mußte, und mit welcher wunderlichen Geläufigkeit ich mich, um das Renommée in seinen Augen nicht einzubüßen, meines Auftrags zu entledigen pflegte. In kürzester Zeit waren wir mit einander bekannt geworden, als wären wir zwei alte Freunde. Noch heute freut es mich, auf der Höhe des Col de Balme einen mitfühlenden Genossen gehabt zu haben, der jung und frisch den Eindrücken der Natur ein offenes Herz entgegen trug. Ewig unvergeßlich wird mir der Anblick des Montblanc und seiner Umgebung bleiben, der sich hier mit einem Male wie auf einen Zauberschlag dem erstaunten Auge enthüllt. Da steht man über 7000 Fuß hoch, und doch erscheint die Anhöhe nur wie ein Hügel gegenüber diesem Berge, der in seiner ganzen Majestät, umlagert von Gletschern, das Haupt umsäumt von hochragenden dunkeln Zinken, wie ein König mit der Zackenkrone auf dem Haupte, frei und offen bis zur Thalsohle vor dir sich ausbreitet. Man brachte zwar hohe Erwartungen mit, man erklomm mit fieberischer Hast die letzte Höhe; aber weit über alle Hoffnung hinaus reichte die Erfüllung. Mit diesem Anblick weiß ich gar nichts weiter zu vergleichen von allem, was ich in der Gebirgswelt je gesehen habe. Es ist nicht die Masse des Gesteins oder des Eises, was hier wirkt, sondern die Bildung, die Gliederung,

die Vertheilung. Was sich nachher langgestreckt in das Thal hinzieht, das erscheint von diesem Gesichtspunkt aus um einen Mittelpunkt gruppirt den Thron des Monarchen unter Europas Bergen zu zieren. Wir eilten noch vollends hinan auf die höchste Anhöhe, um auch die Aussicht rückwärts auf die Schneegebirge des berner Oberlandes zu haben. Wir freuten uns des Anblicks aber wie die Magnetnadel sich immer wieder nach Norden kehrt, so wendeten wir uns unwillkürlich stets von neuem dem Montblanc zu. Denn hier ward die Freude zu lautem Enthusiasmus. Ließe sich dergleichen nur beschreiben und schildern; nicht einmal zeichnen, weil auch da ein Hauptmoment der Wirkung, die Größe, fehlte. Wir legten uns abseits vom Wind in die Sonne aufs Gras, um ohne Frost trocken zu werden, und aßen zusammen das letzte Stück Brod, das ich von Martigny mitgenommen; den Wirth in seinem Bretterhause, der hier wie eine Kreuzspinne Fliegen fängt, hatten wir nicht sonderlich in Nahrung versetzt. An die zwei Stunden weilten wir auf der Höhe; dann eilten wir abwärts, mehr laufend als gehend; und nun erst, als wir in der Tiefe waren, entfalteten sich dieses einzigen Thales eigenthümliche Reize. Vier ansehnliche Gletscher reichen zur Linken von bedeutender Höhe unmittelbar zur Söhle herab; an dreien kommt man bis Chamounix vorüber, der vierte, eine Stunde weit vom Dorfe, bleibt im Hintergrunde. Diese Eismassen, vielfach zerklüftet und in riesigen Blöcken über einander lagernd, bilden einen schroffen Kontrast zu dem Grün der Bäume, Wiesen und Felder und dem fleißigen Anbau der Menschenhand; denn das kleine Thal zählt eine Bevölkerung von 4000 Seelen, und Hanf und Weizen baut man auf seiner ebenen Fläche. Dörfer reihen sich an Dörfer, und die zahlreichen Fremden erhöhen im Hauptorte selbst das Leben, als wäre man an einem Badeort. Das Thal

ist breit genug, um von unten fast den vollen Ueberblick des Gebirgs zu gewähren, die Montblanckette aber, aus Granit bestehend, hat in ihren zahlreichen obeliskenartigen Zacken, Nadeln genannt, die mit dunkler Färbung über die Eisfelder gerade emporragen, einen wunderbaren Schmuck, wie ich noch nirgends sonst wahrgenommen. In fortwährender Aufregung und Bewunderung dessen, was wir sahen, obschon seit unsrem Herabsteigen Wolkenmassen die Spitzen umzogen, gelangten wir bei guter Zeit in unser Nachtquartier. Da wir vor der Table d'hôte nichts zu essen bekamen, schlenderten wir noch zwecklos umher, statt dem Gaumen die Augen weidend und die Landmädchen abweisend, die uns bei Einbruch der Nacht durchaus zum Pélerinwasserfall führen wollten. Wir trafen zu Hause viele Gesellschaft, wie denn in Chamounix den ganzen Sommer über alle Gasthöfe überfüllt sind. Mein Schwede machte hier Bekanntschaft mit einem berühmten deutschen Geognosten, der ihn beredete am nächsten Vormittage, gemeinsam den Gletscher zu besuchen, welchen man mit Uebertreibung das Eismeer nennt.

So begann ich, nachdem wir noch zusammen Kaffee getrunken, am andern Morgen allein meine Querzüge und Irrfahrten. Zuerst auf die Flegère, den bekanntesten und berühmtesten Punkt, von dessen Höhe man den ganzen Montblanc gegenüber hat. Denn die Flegère ist eine Anhöhe gerade in der Mitte des gegenüberliegenden Gebirgszuges. Man steigt 2 Stunden. Oben steht ein Wirthshaus, wie auf allen merkwürdigen Plätzen und Plätzchen. Bei mir hat diese Industrie der Bewohner von Chamounix allerdings die schlechtesten Geschäfte gemacht. Ein Stück Brot blieb meine Speise, Wasser mein Getränk den ganzen Tag, wie vielleicht damals, als vor mehr als hundert Jahren diese Gegenden noch weglos und durch Räuberhorden verrufen waren. Ich

kam zur glücklichen Stunde auf der Höhe an; denn eben sah man durch ein grosses Perspectiv gegenüber eine Gesellschaft von der Spitze des Montblanc herabsteigen. Die auf der Flegère befindlichen Führer nahmen mich zum Theilnehmer ihrer Freude bei diesem Anblick, obschon sie mich eigentlich als einen, der zu Fuß und führerlos heraufgekommen, zu ignoriren Ursache hatten. Der Eindruck, den die volle Uebersicht des Berges mit allen seinen Schnee- und Eismassen en face machte, erreichte vollkommen den Profileindruck von gestern, ja er übertraf ihn gewissermaßen, weil nun alles wie auf einer Reliefkarte und — ein seltenes Glück — völlig nebelfrei, nur vom dunkelblauen Himmel überspannt, vor meinen Augen lag. Ich stieg noch höher, um des Wirthschafts- und Führergetreibes ledig zu sein, und saß auf dem Moose wohl eine Stunde lang. Schon lief ich herunter; da kamen mir erst die Cavalcaden von Herren und Damen entgegen. Das Mer de Glace, der Flegère gegenüber, hat eine eigenthümliche Zierde an einem Wasserfall, der von Wolken Wasserstaubes umgeben, innerhalb des Gletschers niederstürzt, und dann mit andern Zuflüssen vermehrt, vom Fuße als Bach unter dem Namen Arveiron ziemlich stark hervorquillt. Diese Quelle zu schauen, war mein nächstes Ziel. Ein Bursch im Dorfe will sie mir zeigen. Vorüber. Ein Mädchen ruft mir nach, hier könne ich sie nicht finden. Eilig weiter über Stock und Stein. Endlich, nachdem ich sie eigentlich schon gesehen, ergebe ich mich auf Gnade und Ungnade einem alten Weibe, das gar so kümmerlich aussah. Sie führte mich über einen Steg auf die entgegengesetzte Seite des Baches, wo sich allerdings die Dicke des Gletschers noch grandioser und die Fülle des hervorströmenden Wassers noch ergiebiger zeigte.

Wie wäre es, dachte ich beim Herabsteigen vom Chapeau,

einem Felsen am Rande des Eismeers, den man um des Ueberblicks des letztern willen zu besteigen pflegt, wenn du nun, statt nach Chamounix zurückzukehren, sogleich nach der Tête noire zuschrittest und auf halbem Wege übernachtetest? Du könntest ja von dort aus dem Gasthofbesitzer den ungefähren, leicht zu berechnenden Betrag übersenden. Das Verlangen nach dem Ricochet-Wasserfall von Pélerin siegte. Nicht als ob ich den Anblick dieser auch in meinem Gasthof abgebildeten Cascade allzuschwer entbehrt hätte, sondern weil ich mich vor meiner Frau fürchtete, die mir beim Abschiede anbefahl, doch ja alles zu sehen und lieber länger zu verweilen. Ich mache die gute Stunde bis Chamounix zurück und schlage mich von da weiter durch mehrere Weiler bis Pélerin. Da kommt ein Mensch gelaufen; ich erkenne in ihm schon von weitem einen der verhängnißvollen Führer, und eile in den Wald hinein, in der Meinung, ich würde den Wasserfall schon finden. Es war ein Irrweg. Kaum bin ich wieder zurück im Orte, so eilt mir ein Mädchen nach; auf gut Glück laufe ich ihr davon und komme nach einigem Steigen an eine Wirthschaft, aus welcher Musik ertönt. Mit Reisern geschmückt saßen die Montblancsteiger von gestern und heute da sammt ihren Führern. Kaum aber sieht mich die Kellnerin, so rennt sie auf mich los, mir den Wasserfall zu zeigen. Ohne von ihr Notiz zu nehmen, springe ich voran die Stufen hinab. Da war's die Cascade du Dart, nicht die Cascade du Pélerin. Abermals rechts in die Höhe. Dort steht ja ein neues Bretterhäuschen gerade neben dem Wasserfall. Aufs Häuschen zu. O Schrecken! ich bin auf der falschen Seite, und ein Stein, zu hoch um hinüberzusehen, versperrt mir den Anblick der Cascade. Ich hüpfe in die Höhe, ich suche zu klettern; alles umsonst. Endlich sehe ich unten ein paar Leute auf einem Brette den

Bach überschreiten. Ich hinunter und am andern Ufer emporgeklommen. Siehe da! — ja siehe da! da ist nichts zu sehen; der Ricochet-Wasserfall existirt nicht mehr; das große Wasser hat ihn zerstört, und an seiner Stelle fällt nun das Bächlein in ganz gemeiner Weise vom Fels herunter, wie man Aehnliches tausendmal an andern Orten weit schöner und mühelos sehen kann. Und bei alledem die neue Wirthschaftsbude und die zeigenden Führer und die besuchenden Fremden! Aufs ärgste enttäuscht nach meiner großen Plage fing ich nun an meinen Unwillen in sentimentaler Melancholie zu ergießen. Denn gerade in der großartigsten Natur diese Armseligkeit menschlicher Denkart zu treffen, erfüllte mich, da ich gerade nichts besseres mehr zu thun hatte, mit Wehmuth. Der Bossongletscher schimmerte so licht durch die schwarzen Tannen, die Schneemassen des Montblanc, von den letzten Abendstrahlen getroffen, überzogen sich erst mit Rosenroth, und als die Sonne vollends hinunter war, glänzten sie, gerade als wäre der Berg mit Perlmutter überzogen, in den Farben des Regenbogens. Und statt sich hier am Großen zu laben, wird man hintergejagt zu einem Wasserfall, der gar nicht vorhanden ist. O kleinliche Menschheit! o verächtlicher Eigennutz! Meinen salbungsreichen Monolog unterbrachen von Chamounix her zahlreiche Freudenschüsse; die Reisegesellschaft des Montblanc kehrte eben, einen französischen Geistlichen an der Spitze, ins Dorf zurück. Der ganze Platz stand voll Menschen und Alles unterhielt sich von ihren Abenteuern. Gesehen hatten sie nicht viel; denn sie hatten nur fünf Minuten auf der Kuppe verweilen können; ohnehin ist in solcher Höhe die Aussicht zu ausgedehnt, als daß sich deren einzelne Partieen in den gehörigen Formen und Farben noch richtig absonderten; aber dennoch begreife ich gar wohl, wie der colossale Berg durch seine Nähe

alljährlich immer wieder Leute, die Geld im Ueberfluß haben, auf seine Spitze lockt.

Ins Gasthaus zurückgekehrt, frage ich nach meinem schwedischen Freunde und erfahre zu nicht geringem Erstaunen, er sei Nachmittags abgereist und habe — meine Rechnung mitbezahlt. Beide Kellner sammt dem Gastwirth gaben mir ihr Beileid zu erkennen: sie hätten geglaubt, wir beide gehörten zusammen und ich reiste mit ihm weiter; so hätten sie ihm auch meinen Antheil mit auf das Conto gesetzt. Ich tröstete sie mit der Versicherung, daß ich ihm die Auslage zurückerstatten würde; denn ich träfe ihn wieder am Genfersee. Dahin war er auch wirklich abgegangen; aber bei alledem sah ich für mich nicht die Möglichkeit ein ihn zu bezahlen: ich kannte nicht einmal seinen Namen, und gedachte nun etwa von der Heimath aus mich in Freiberg nach ihm zu erkundigen. Einstweilen war ich froh über die Wohlfeilheit, mit der ich durch Fortunas Gunst die Wanderung ins theuerste Schweizerthal ausgeführt hatte. So etwas war mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen, daß mir ein Fremder, ohne es selbst zu wissen, die Rechnung bezahlte. In der heitersten Stimmung unterhielt ich mich mit dem Geognosten, der neben mir an der Tafel saß, über meine und seine heutigen Erlebnisse. Hatte der Wirth in seinem Irrthum nun auch mein Zimmer vergeben und kein anderes mehr frei im Hause, was lag mir daran? vergnügt, wie ich einmal war, gab ich mich auf sein Versprechen mir ein anderes, wenn auch weniger gutes, Nachtquartier besorgen zu lassen gar leicht zufrieden. Nach aufgehobener Tafel führt mich der Kellner durch ein Gäßchen, ich weiß nicht wohin, und läßt mich in einer rauchigen Küche zurück; man stellt mir einen Stuhl neben die dicke Frau am Camine, bis die Magd meine Lagerstätte bereitet hätte,

während allerlei Männer ab- und zugehen, ein Schnäpschen zu trinken. Weil ich mit Tagesanbruch weiter wollte, bezahle ich zum voraus mein Bett, noch ehe ich's gesehen. Zwei Franken für die Nacht schienen mir allerdings etwas viel, doch in Anbetracht dessen, daß mir der Schwede die große Wohlthat erwiesen, wollte ich nicht handeln; ich war noch allzuguter Laune dazu. Man führt mich in ein Zimmer mit drei Betten von der schlechtesten Sorte; man weist mir das meinige an mit der Bemerkung, das werde gewiß propre sein. Die Stube hat zwei Thüren, beide unverschließbar. Vorsichtig lege ich meine Baarschaft unter das Kopfkissen. Eben umfängt mich der Schlaf mit weichen Armen, trotz dem bleiernen Deckbett. Da schiebt sich der Stuhl hinweg, den ich vor die eine Thür gestellt, und herein tritt in grauem Kittel, die Stummelpfeife im Mund, ein Licht in der Hand, ein Mann; die Wolken seines schlechten Knasters steigen zur Decke, während er sich entkleidet und nach Auslöschung des Lichts sammt der Pfeife ins zweite Bett niederstreckt. Nach kurzer Frist folgt ihm durch die andere Thür ein zweiter, sein Lager zu theilen. Noch bewegte sich in mir der Gedanke, warum wohl dieser sein Genosse nicht für sich das dritte Bette gewählt haben möge, als beide schon schnarchten, dagegen aber eine neue Erscheinung das Räthsel löste. Ein Mann mit einem Knaben von etwa 14 Jahren nahmen ruhigen Besitz von der noch freien Lagerstätte. Unbeweglich wartete ich, bis auch diese schliefen; dann holte ich in aller Stille meine Uhr und wickelte sie in mein Taschentuch. Ich traute meinen Mitmenschen nichts böses zu; es war mir nur um den falschen Verdacht, den ich etwa auf den einen werfen könnte, wenn sie der andere gestohlen hätte. Nunmehr hoffte ich endlich Ruhe zu haben. Eitler Wahn. Noch einmal öffnet sich, wie in

Schillers Handschuh das Thor, und hereintritt, zwar kein Löwe, aber ein schwarzbärtiger Proletarier. Der schaut sich stumm ringsum. Wehe mir Armen, der wird sich gewiß nun zu mir ins Bette legen! Der Mann dachte größer. Alles besetzt? sprach er, ich will Sie nicht derangiren und mir eine andere Unterkunft suchen. Nach diesen Worten, mit verbindlicher Leichtigkeit grüßend, verschwand der Gute. Noch lagen meine Zimmergenossen im Schlafe (ohne Zweifel ehrliche Leute; denn ruhig pickte auf dem Tische des einen alte Uhr im Schildkrotgehäuse), als ich mit dem ersten Morgenstrahl mein Quartier verließ, ein Wirthshaus, wie ich sah, auf dessen Schilde mit goldnen Buchstaben der Name **Fidélité** prangte. Mit diesem Abenteuer endete mein fröhlicher Aufenthalt in Chamounix.

Es war ein frischer wolkenloser Morgen; meinen herrlichen Bergen konnte ich von Angesicht zu Angesicht das heiterste Lebewohl sagen. Dann bog ich bei Argentière zur Linken ein, den niedrigen Paß von Tête noire zu überschreiten und durch die anmuthige wechselreiche Landschaft nach Trient und von da den **Col de la Forclaz** herab zurückzukehren. Angenehm überraschend war mir an diesem Vormittag ein Brunnen mit einer Inschrift, die geradezu an griechische Humanität erinnerte. Diesen Brunnen reinen und gesunden Wassers, ist an einer Tafel zu lesen, bringt zum Tribut der Stifter dem Wanderer; dabei stand ein Glas zum Trinken, und eine Büchse zu Almosen für die Armen war ebenfalls befestigt. Ich hatte mir unterwegs ein paar französische Sätze zusammengedacht, um den wallisischen Gränzwächter zu betrügen, und meine Zunge tüchtig geübt, damit sie die Lüge geläufig verarbeiten könnte. Denn hier wird der Fremde mit Visiren wieder um einen Franken geschröpft; als mich aber der soldatisch gekleidete Alte treuherzig nach meinem Passe fragte,

reichte ich ihm gleichwohl die Legitimation und zahlte, was ich schuldig war, ohne Widerrede. Der Deutsche bleibt eben, wo er auch sein mag, ein gehorsamer Sohn der Polizei, und das ist seine Haupttugend. Um 12 Uhr war ich auf der Höhe der Forclaz. Das Thal der Rhone, welches vorgestern halb eingehüllt in Nebel gelegen, war unter mir wie ein schönes Gemälde ausgebreitet, und hoch darüber schimmerte in den reinsten Umrissen die ganze Kette des berner Hochgebirgs. Nun erst begriff und empfand ich, warum mein Reisebuch die Aussicht von hier eine herrliche und berühmte nennt. Ohne das Steingerölle unter meinen Füßen sonderlich zu beachten, mitunter taumelnd und stolpernd, den Blick fortwährend ins Thal und auf die silbernen Berge gekehrt, kam ich abwärts und abwärts und war um zwei Uhr in Martigny.

Da klopfte mir wohl das Herz; denn wie wird es inzwischen meiner armen Frau ergangen sein? Siehe da, sie winkt mit dem Taschentuch schon von weitem aus dem Fenster; meine Sorge ist vorüber. Sie eilt mir entgegen. Aber was hat sie gethan und genossen? Sie hat ihr Kleid reparirt, die Georginen des Wirthsgartens betrachtet, des Dorfes schönem Glockenspiel gelauscht, die Burg besehen, Zeitungen gelesen. Mit der Bedienung aber war ihr's, wie ich gefürchtet, im Gasthaus mißlich ergangen; denn weil sie an der Table d'hôte theilzunehmen zu sparsam gewesen, hatte ihr Niemand etwas Apartes gereicht, und so war sie mir, drei Tage beschränkt auf ihren Morgenkaffee, nahezu verhungert. Freilich muß ich die Bemerkung hinzusetzen, daß von echten schweizer Caffeeportionen bei uns die Begriffe fehlen, und daß sie, ihrer Versicherung nach, kein Tröpfchen, kein Brötchen, kein Butterstückchen übrig gelassen.

Nachdem wir uns also glücklich wiedergefunden, zogen wir zu Fuße weiter, diesen Nachmittag noch St. Maurice zu erreichen, ein enges alterthümliches Städtchen 3 Stunden unterhalb Martigny. Gerade bei letzterem Orte biegt sich das Rhonethal entschieden gegen Nordwesten und behält dann die gleiche Richtung bei bis an den Genfersee. Der Wind, der hier selten ruhen soll, trieb uns fortwährend den Staub ins Gesicht und das Gehen war beschwerlich. Doch bot der Weg mancherlei Unterhaltung dar. Vor allem war es der bekannte Wasserfall Pissevache, in welchem dicht neben der Straße die Sallenche mit ziemlicher Fülle 120 Fuß hoch, in viele bandartige Streifen gebreitet, vom Felsen stürzt, der schon aus weiter Ferne sichtbar unsre Neugierde, und als wir ihm gegenüberstanden, unser Wohlgefallen erregte; später fesselte das Auge die hohe Bergspitze Dent du Midi genannt; dieser Berg und die Verheerungen, welche er einst im Thale angerichtet, erfüllten bei der ohnehin seltsam schauerlichen Felsenbildung und dämmerigen Abendbeleuchtung mit Grauen. Wollte vielleicht das Walliser-Land noch recht in seinem eigenthümlichen Kleide von uns Abschied nehmen? Bekanntermaßen zeichnen sich seine Ortschaften gegenüber den eleganten Dörfern Waadtlands durch italienische Unreinlichkeit aus. Genug wir geriethen hier in ein Gasthaus, dessen Köchinnen Luisen gar wenig Appetit erregten. Meine Vorträge über den Stoffwechsel wollten bei ihr auch nicht verfangen; es sei ja einerlei, suchte ich ihr zu demonstriren, ob Küche und Geräthschaften etwas reiner seien oder nicht; Staub sei pulverisirte Erde; aus der Erde aber entnähmen die Speisen ihre Hauptbestandtheile; so sei es denn gleichgiltig, ob man etwas Erde mitgenieße, wenn der Salat nicht gewaschen sei. Ich glaube, selbst Liebig hätte sie nicht bereden können von diesem Salate zu essen; ich als Freidenker

über solchen culinarischen Aberglauben ließ ihn mir wohlbehagen und nahm die Gerichte dankbar an, wie sie mir die Landessitte geboten hatte.

Wenn man von kleinen Kindern geträumt hat, kommt ein Tag voll Unruhe und Verwirrung. Einen neuen Beleg für diese alte Erfahrung gab der folgende Morgen. Gegen 7 Uhr gehe ich zum Thore hinaus und lasse meine Frau zurück, daß sie mit dem Omnibus nach Villeneuve fahre. Unvorsichtiger Weise sehe ich nicht auf der Karte nach, und schreite tapfer meines Weges weiter, mich des schönen Thales freuend, das in mächtiger Breite und üppiger Fülle der Vegetation um mich her ausgebreitet liegt. Als ich aber immer nichts von Bex, dem bekannten Salinenorte, zu sehen bekomme, frage ich endlich eine alte Frau, die mir begegnete, und erfahre zu meinem Schrecken, daß ich auf ganz falscher Straße sei. Ich befand mich am linken Rhoneufer und sollte am rechten gehen. Nun muß ich rückwärts bis zum nächsten Dorfe, muß einen Fährmann suchen, mich überzusetzen, und über solchem nutzlosen Hinundherlaufen sind zwei schöne Stunden vergangen. Um so größer ist jetzt meine Eile, so daß mich am Ende der Omnibus nur um weniges überholte. Lag ja doch außer dem Wunsche möglichst bald mit meiner Frau zusammenzutreffen noch ein besonderer Anziehungspunkt in dem bereits sichtbaren Prospekt auf den Genfersee. Da man ihm durchs sumpfige Rhonebett von dieser Seite zuschreitet, so wird der vielbesungene See nur erst bei größerer Annäherung als ein ultramarinblauer Streifen sichtbar. Um so stärker wächst die Begierde, um so stärker aber wird auch die Ueberraschung, um so größer die Wonne, wenn man nun etwa durch eines der engen Fenster des Schlosses Chillon über seinen glatten ruhigen Spiegel blickt. Diese in der Geschichte mensch-

licher Grausamkeit berüchtigte Burg im Innern zu besehen, war unsre nächste Absicht. Auf einem Felsen im See ganz nahe am Ufer in gleichem Niveau mit der Landstraße erbaut und mit dieser durch eine Brücke verbunden, trägt das wohlerhaltene Schloß noch ganz das Gepräge des Mittelalters: kleine Fensterchen in dicken Mauern, Thüren mit Schnitzarbeit, Decken mit trefflicher Vertäfelung. Als wir an dem Pfeiler standen und den Ring in Händen hielten, an welchem einst Bonnivard angeschmiedet war, klang in uns Byrons Lied nach; ja es bedurfte nicht einmal der Erinnerung an des großen Sängers Worte, um in diesen halbdunkeln Räumen ähnliche Empfindungen wach zu rufen. In einer andern Säule sind die Namen fast sämmtlicher literarischer Notabilitäten der Neuzeit eingegraben von dem eben genannten Dichter an bis zur Beecher-Stowe, und ihre Menge erregte beinahe den Verdacht, als wäre dies nicht von allen eigenhändig, sondern zum Theil vom Castellane geschehen.

Aus Kerkernacht herauf ans Tageslicht! Wie grünen die Hügel, wie blauet der See, wie schimmern die um seine gerundete Bucht und hinan die sanftaufsteigenden Höhen hingesäeten Dörfer und Landsitze! Die Rebenhügel so lieblich, die hohen Bäume schwer von edlem Obste, die Häuser groß, reinlich, luftig, in mancherlei Baustilen, schön verziert und prächtig, von Blumengärten umgeben, vielfach von geputzten Menschen bewohnt, echte Edelsitze der Wohlhabenheit oder des Reichthums. Auf und ab wandelten wir hin am Saume der Anhöhe, an der Kirche von Montreux vorbei, bald auf das blaue stille Gewässer schauend, bald auf die überreiche Kultur der Landschaft, wo der Ueberfluß, wie Matthisson singt, vom Winzerherd bis zu des Burgpalastes Marmorhallen sein goldnes Füllhorn leert.

Zwischen Villeneuve oder, wie die Deutschen der Gegend sagen, Neustadt und Vevay, was sie mit Abkürzung seines altrömischen Namens Vivis benennen, ist das Paradies des Genfersees und die Fruchtbarkeit seiner Umgebung wetteifert hier mit den reichsten Gegenden Italiens, indeß der reinliche Sinn der reformirten Bevölkerung und das comfortable Wesen zahlreicher Engländer zur Fülle noch die Nettigkeit und den Glanz gefügt hat. Führte uns der Pfad zurück zwischen die Weinbergmauern der staubigen Landstraße, so wurden wir nicht müde, aufs neue den anmuthigen Umweg über die Anhöhe einzuschlagen, und langten so endlich, wie man denn der reinen Schönheit nie satt wird, unsrer Meinung nach noch immer zu früh, in Vevay an.

Als wir durch die heitern Straßen des wohlgebauten modern aussehenden Städtchens schlendernd, einen Mann mit gutmüthigem rundlichem Gesichte, der eben mit Lackiren einer Chaise beschäftigt war, in französischer Sprache nach dem Gasthofe zum weißen Kreuze fragten, antwortete er, am Accente sogleich seine Landsleute erkennend, in wohlmeinender deutscher Rede: Was wollen Sie in's weiße Kreuz gehen? da müssen Sie nur viel bezahlen. Logiren Sie im Möhren; Sie finden ein reinliches Zimmer, einfache aber gute Bedienung und wackere deutsche Leute. Wie uns der Mann unsere Wünsche nur gleich am Gesicht abgelesen haben mag? Er bemerkte uns zugleich, wir sollten die Handwerker am ganzen See nur immer deutsch anreden; es seien selten Franzosen. In dieser Wirthschaft zum Möhren, wie die Schweizer statt Mohren sagen, waren lauter Arbeitsleute, aber dafür wandte man auf uns alle Aufmerksamkeit. Der Wirth, ein jugendlicher Mann, unterhielt uns, verständig und wohlbekannt in der weiten Welt, von seinen frühern Erlebnissen. Er sprach

fünf Sprachen, war Caravanenführer in Mexico gewesen und hatte sich als solcher eine kleine Summe erspart, mit der ihn dann die Sehnsucht nach der Heimath trieb und das Bedürfniß eigenen Herdes zum Ankauf dieser einfachen Wirthschaft. Dazu gesellte sich die junge Wirthin, ein zierliches Weib, und ihre halbgewachsene Schwester in berner Tracht stand mit dem Kleinen horchend von ferne. Es schien eine Art frohen Familienereignisses, daß hier Vergnügungsreisende sich eingefunden, und man gab in aller Weise das Bemühen zu erkennen ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Drüben im Kreuz hätte man uns Fußgänger bei der dießjährigen Ueberfüllung der Gasthöfe wahrscheinlich kaum eines Blickes gewürdigt. Ich komme gern auf dergleichen Bemerkungen zurück, weil mir daran liegt für meine Reisemethode Proselyten z machen. — Vevay und seine reizende Rundsicht präsentirt sich am schönsten auf dem kleinen Hügel bei der Martinskirche, wohin wir am andern Morgen, neuausstaffirt aus dem wiedergewonnenen Reisesack, als gemächliche Spaziergänger zum erstenmal seit Lindau, unsere Schritte lenkten. Ich will nicht unnütz Schilderung auf Schilderung häufen; denn diesen Bestrebungen gebricht eben doch die Hauptsache, die Anschaulichkeit; nur die einzige Bemerkung, daß gerade bei Vevay das Panorama durch die Nähe der Walliser- und der Savoyer-Alpen am bedeutensten und wahrhaft majestätisch ist. Nicht umsonst versetzte einst Rousseau auf diesen Schauplatz seine neue Heloise, welche ein halbes Jahrhundert lang die Welt entzückte. Gestern waren uns die Berge von Wallis im Rücken, heute thürmten sie sich zur Seite empor als stattlichste Decoration des Sees, der ungeachtet dieser Bergcolosse lieblich bleibt, weil sie sein ruhiges Gewässer nur aus der Ferne umstehen. Das ist eben das eigenthümlich Schöne am Genfersee, daß ihn überall

hohe Bergketten umgränzen, aber in duftiger Färbung und ohne ihre Schatten in seine Fluthen zu werfen, die nur den blauen Himmel wiederspiegeln. Vielleicht mag sich so am einfachsten seine auffallende Bläue erklären lassen.

Der Genfersee, der entfernteste unter den Schweizerseen, ist uns doch gemüthlich weit näher gerückt als die meisten übrigen, nicht allein weil ihn die Dichter besungen und berühmte Männer durch ihre Nähe verherrlicht, sondern vor allem deßhalb, weil an seinen Ufern zumeist die Hochschulen weiblicher Bildung sich angesiedelt haben. Da werden wenige unter uns sein, die nicht Vevay oder Lausanne, Morges oder Genf mit irgend einer befreundeten weiblichen Seele in Verbindung zu bringen wüßten. Wir gingen in Vevay eine junge Bekannte aufzusuchen und fanden deren in derselben Pension vier auf einmal. Hocherfreut über so unerwarteten Besuch von Landsleuten, lustwandelten die lieben Mädchen mit uns in ihrem Garten, und meine Frau war nicht wenig eifersüchtig, als ich mit der Hübschesten vertraulich schwatzend voran promenirte. Dann standen wir wieder alle im Kreise beisammen, und regellos sprang das Geplauder hinüber und wieder herüber nach Ansbach und Nürnberg vom Dent du Midi und Pain de sucre, die herein in's Gärtchen schauten. Nachmittags kamen sie noch an den Abfahrplatz des Dampfbootes, uns Grüße an die Ihrigen daheim und zu unserer Weiterreise ein herzliches Lebewohl zu sagen.

Das Schiff war überfüllt mit Passagieren; man durfte froh sein einen guten Platz zum Stehen oder Sitzen zu haben; behaglich herumzugehen war unmöglich. Aber bei alledem, wen fand ich im Gewühle der Menschenmenge? gerade ein Viertelstündchen ehe er bei Ouchy an's Land steigen wollte? Denken Sie sich, meinen Schweden! Beiderseitige Ueberraschung, große

Freude von seiner Seite, gemischte von der meinigen. Denn daß er mir die Rechnung bezahlt, hatte mich gar zu glücklich gemacht; nun mußte die fatale Pflicht der Ehrlichkeit mein Glück wieder zu Schanden machen. Ihn langsam vorzubereiten, daß ihm der Rückempfang seiner Franken nichts schade, begann ich also: Haben Sie viel bezahlen müssen in Chamounix? — Ziemlich viel; sind eben Chamounixpreise. — Ich kam billig weg. Am Ende haben Sie für mich mitbezahlt. — Wie können Sie denken? — Ganz gewiß; der Wirth hat mir's ja selbst gesagt. — Da brachte er aus der Tasche die zerknitterte Rechnung, auf welcher ganz deutlich die Ansätze für zwei Personen geschrieben standen. Er hatte nur die Summe gelesen. Nun tauschten wir Namen und Wohnort aus und ich erhielt von ihm die Versicherung, daß ich in seinem Aelternhause die freundlichste Aufnahme finden würde. Ueber solchen Gesprächen kam Ouchy heran, und hinter diesem auf der Höhe Lausanne, das mit seinen Häusern und Thürmen, insbesondere mit seiner ragenden Kathedrale, weithin den See beherrscht. Das Schiff hält sich fortwährend am rechten belebteren Ufer; das linke savoyische, das die schöne Bergkette schmückt, bleibt leider aus der Nähe unbesehen, weil es außer dem Verkehre liegt. Für die flachere Umgebung rechts bietet der einförmige Jura, der in langen Streifen einige Stunden entfernt den Gesichtskreis begränzt, dem verwöhnten Auge nur schwache Entschädigung. In wohlthuender Abwechslung tritt dagegen an die Stelle der Natur nun die Geschichte ein. Hier in Rolle wurde Laharpe geboren, Kaiser Alexanders berühmter Erzieher; dort in Nyon bewirthete Bonstetten seine Freunde, die gemüthvollen Dichter Salis und Matthisson und den großen Geschichtschreiber Johannes v. Müller; das Schloß von Coppet war Neckers Wohnsitz und

der jahrelange Aufenthalt seiner gefeierten Tochter, der Frau von Stael, die eine Zierde gebildeter Frauen, hier ihre geistreichen Zirkel versammelte, bis die Rastlose in der Kapelle neben dem Vater zur ewigen Ruhe kam.

Schon dunkelt der Abend; schon flimmern die Gaslampen von Genf; der Landungsplatz starrt von Menschen; man windet sich durchs Gedränge; die hohen Häuser, die schimmernden Läden, die wogende Volksmenge mahnt dich an großstädtisches Leben; du wähnst dich auf Augenblicke in Paris zu sein. Im empfohlenen Gasthofe keine Unterkunft; wir steigen die Höhe hinan; da wird's öde; denn alle Bewegung scheint sich in den großen Straßen am Hafen zu concentriren. Rathlos um ein Quartier schleppe ich durch die Nacht den schweren Reisesack. Da erbarmt sich unser ein junger Mann — es war ein deutscher Schuhmachergesell — und führt uns in ein Caffeehaus, wo wir im sechsten Stock ein Stübchen fanden gleich dem des armen Poeten. Ohne seine Hilfe hätten wir wohl noch lange irren mögen; denn in keinem Sommer wimmelte es in Genf also von Fremden, da namentlich Choleraflüchtlinge aus Italien und dem südlichen Frankreich sich in Masse hieher gerettet hatten.

Genf mag die blühendste Stadt der Schweiz genannt werden, wie es die größte, imposanteste und seiner Lage nach vielleicht die schönste ist. An der äußersten Spitze des vielbesuchten Sees — ein Endziel aller Schweizertouristen, zwischen zwei Ländern — ein Anziehungspunkt ihrer Reichen, voll Fabrikation und Handel — ein Sammelplatz großen Verkehrs, wächst die Stadt alljährlich an Umfang und Wohlstand, und wie ihre Bürger in den vorigen Jahrhunderten protestantische Art und Bildung gegenüber den katholischen Nachbarn sogar mit bekannter Starrheit vertraten, so dürfen sie sich noch heute dieser Eigenthümlich-

keit rühmen, obwohl die katholischen Elemente durch Zuflüsse von außen mehr Bedeutung gewinnen. Wenn sie anders sich ihrer alten Zeiten noch rühmen mögen, in denen der gelehrte Eiferer Calvin, der geistliche Tyrann, zur ewigen Schmach seiner Glaubensgenossen den Servet verbrannte und mehr als zwei Jahrhunderte später der Rath der Stadt die zwei berühmtesten Schriften ihres großen Sohnes Rousseau, den Emil und den **Contrat social**, durch Henkershand verbrennen ließ. Das Denkmal auf der Rousseauinsel hat die Stadt weniger dem Philosophen als sich selbst gesetzt, indem sie eben damit das Verfahren der Alten als barbarisch verdammte und das freiwillige Zeugniß ablegte, daß der stille Geist der Humanität auch in diese Mauern gezogen sei. Aber selbst die Mauern schwinden sammt Gräben und Wällen; die neue Richtung der Civilisation ist allen Ueberresten mittelalterlicher Starrheit abhold. Unter solchen Betrachtungen und Erinnerungen an diese und andere berühmte Männer der Vorzeit, die hier das Lebenslicht erblickt oder gewaltet hatten, durchzogen wir planmäßig die Stadt und überzählten ihren Reichthum nicht an Millionen, sondern an glänzenden Sternen der Wissenschaft. In stattlicher Reihe prangen im botanischen Garten die Büsten vieler Naturforscher, die alle Genfer waren; ich nenne nur die zwei mir bekanntesten Namen Bonnet und Saussure. Wir besahen die schöne Peterskirche, gingen auf und ab durch die Straßen und polemisirten fortwährend gegen Bädeker, der die Bauart der Stadt viel zu wenig gerühmt hat. So kam die Besuchszeit heran. Meine Frau hat hier eine Jugendfreundin, ein heiteres liebenswürdiges Wesen, die in guten Verhältnissen, Gattin eines wackern Mannes und Mutter blühender Kinder ist. In diesem Hause fanden wir die herzlichste Aufnahme und verlebten gesellige gute Abendstunden. Den

Nachmittag vorher trieb mich die Lust an den Bergen, aber mehr noch das Andenken an eine theure Freundin in der Heimath hinaus, den Salève zu besteigen, während meine Frau die weiteren Merkwürdigkeiten der Stadt besah und keck und muthig in der Fremde, wie sie ist, sich sogar in's Musée Rath und die Bibliothek allein wagte. Liebe und Freundschaft bringt Stein und Baum zu unserer Person erst in besondere Beziehung. Die Stadt, in der ein geliebter Mensch glückliche Tage genossen, der Berg, von dem sein Auge über die Landschaft geschweift hat, hört auf für dich etwas Allgemeines, Fremdes oder Todtes zu sein. In diesem Sinne, der mich auf jedem Schritte in Genf begleitete, eilte ich nun auch hinaus nach dem großen Salève, einem Berg nur 4242 Fuß über der Meeresfläche, aber von ungewöhnlich ausgedehnter und höchst eigenthümlicher Rundsicht, einerseits nach den französischen und savoyischen Bergen bis zum Montblanc, andererseits in's weite Thal von Genf, das übersäet mit Dörfern, durchschnitten von vielen Alleen, sorgfältig angebaut, mit seinem langgestreckten See gerade-zu deinen Füßen liegt. Denn der Salève erhebt sich senkrecht über dem Thale, so daß man bisher nur mit Lebensgefahr von dieser Seite durch die sogenannte **grande gorge** hinab konnte und mancher Wagehals über dem Unternehmen seinen Tod fand. Ich selbst war einer der ersten, der den neuen Pfad durch diese Schlucht betreten hat. Von dieser Höhe aus ist fast der ganze See bis weit hin über Lausanne sichtbar, und über ihn hinweg begränzt den Horizont die Mauer des Jura.

Wohlgepflegt und mit Speise und Trank reichlich erquickt bei unsern Freunden, auch mit frischer Baarschaft versehen für etwaige unvorhergesehene Bedürfnisse, verließen wir die schöne Stadt, die uns ein Aufenthalt der Freude gewesen war, und

dachten nunmehr an die Rückreise. Doch nicht in der Art, wie mir ein junger Mann in seiner Weisheit auseinander setzte, nach dem großartigen Eindruck von Chamounix sei man nur noch fähig den lieblichen des Genfersees in sich aufzunehmen; dann aber müsse man aus der Schweiz hinauseilen, was man könne. Meine Erfahrung geht dahin, daß nach einem großen Diner am andern Tage auch gutes Rindfleisch gar trefflich munden kann. So wollten wir uns denn mit dem Heimweg nicht eben sputen, sondern möglichst viel von dem mitnehmen, was wir bei einer frühern kleinern Schweizerreise noch ungesehen gelassen.

Wir stiegen bei Ouchy ans Land und übernachteten in Lausanne, der wunderlichen Stadt, die nirgend ein horizontales Fleckchen bietet, außer auf der großen Granitbrücke, durch welche beide Schenkel des spitzen Winkels, in welchem die Stadt vom Thal zur Höhe hinangebaut ist, seit zehn Jahren verbunden werden. Seltsame Laune der Alten, eine ansehnliche Stadt eine halbe Stunde weit vom See aufs unbequemste an die Höhe zu hängen und das Thal einem Dorfe übrig zu lassen! Hotel Gibbon prangt der Post gegenüber unmittelbar bei der Brücke, wie Hotel Byron bei Villeneuve, ein Aushängeschild für die Engländer, weil im Gärtchen dahinter ihr großer Landsmann seine Geschichte vom Verfall des römischen Reiches schrieb. Den schönsten Ueberblick auf die von außen so malerische, von innen so bucklige und unansehnliche Stadt hat man von der grandiosen Brücke aus; doch jagte uns von ihrer luftigen Höhe bald der Wind nach Hause, der uns schon seit zwei Tagen, und namentlich heute auf dem Dampfboote, die Glieder hatte erstarren machen. Diesem starken Winde, der vom See her trocken und kalt durch die Straßen von Genf zu wehen pflegt, **la bise** genannt, rühmen die Genfer, weil er ihre Stadt gesund erhält,

viel Gutes nach; so sei ihm denn verziehen, daß er uns bis Lausanne verfolgt und auch da noch tapfer ausgeblasen hat.

Und nun verzeihen Sie aber auch mir, wenn ich abermals beginne von einer Freundin zu reden, die wir am frühen Sonntagsmorgen hier aufgesucht. Es ist einmal mein Fehler oder meine Tugend, lernlustige oder gelehrte Damen in Affection zu nehmen, zumal die jungen und schönen. Hoch oben im letzten Hause, unfern dem Plätzchen, das unter dem Namen Signal durch seine herrliche Aussicht berühmt ist, wohnte die hohe Gestalt als jugendliche Lehrerin im Schoose einer englischen Familie. Siegreich überwand ich das Zögern meiner eifersüchtigen Frau, die sich hinter die Schicklichkeit verschanzte, mit der Bemerkung, daß die Freundin sicherlich, wenn wir nicht zeitig kämen, mit den frommen Hausgenossen zur Kirche wäre, und so gelang es mir, deren aumuthige Gesellschaft für die ganze Zeit bis zu unsrer nachmittägigen Abreise glücklich zu erobern. Wir genossen mit ihr den schönen Prospect auf See und Gebirg, besahen die berühmte gothische Kathedrale und die kleine Sammlung von Gemälden und Gypsabgüssen und lustwandelten auf dem Montbenon, eingedenk der heimischen Verhältnisse und froh ihres glücklichen Behagens unter den fremden Menschen, die ihr wie zweite Aeltern und Geschwister zu sein schienen.

Die sechs Stunden zwischen Lausanne und Yverdon, die wir mit dem Omnibus zurücklegten, sind ziemlich reizlos; der Jura als Hintergrund will denen nicht munden, die seit Wochen die Alpen gesehen; das Städtchen aber gewinnt nur Interesse durch das Andenken an Pestalozzi. Der aufmerksame Wirth begleitete uns selbst am andern Morgen zum See, trug unsern Reisesack und bemühte sich uns bis zur Ankunft des Dampf-

bootes zu unterhalten. Der Neuenburgersee, ein großer, breiter, hellgrüner Wasserspiegel, wird gemeinhin von den Reisenden unterschätzt, da sie ihn als Ein- oder Ausgangspunkt der Schweiz nur obenhin zu betrachten pflegen. Hier entfaltet der Jura in unmittelbarster Nähe zur Linken den Reiz seiner herrlichen Laubwaldung, und unter ihr grünen die schmucken Rebenhügel; auch die Geschichte bietet die Erinnerung an die Schlacht von Granson, die Hochgebirge endlich, die bei schöner Witterung das ganze rechte Ufer in langer Kette aus der Ferne überschauen, nöthigen von selbst eine gesteigerte Aufmerksamkeit ab. Freilich präsentiren sie sich in ihrer vollen Majestät erst auf der Höhe des Chaumont oberhalb Neuchatel, die sich bequem in zwei Stunden ersteigen läßt. Mühelos schlendert man durch den dichten Laubwald die Landstraße hinan bis zum obersten Punkte. Es war ein wolkenloser Himmel; vor mir lag der ganze Neuenburger, hinter ihm der Murtener, zur Linken der Bieler See; die Aussicht schien sich in eine weite, weite Ebene zu verlieren, hätte sie nicht zum Hintergrunde die lange zackenreiche Wand der Berge gehabt. Geisterhaft schimmerten sie im Abendgolde herüber; ich ließ sie der Reihe nach durchs Fernglas am Auge vorüber ziehen. Wohl zwanzigmal wieder holte ich das Schauspiel; da kamen sie alle die alten Bekannten mit einzelnen fremden Gesichtern vermischt, vom Säntis bis zum Montblanc, und passirten die Runde. Ich wußte zuletzt die ganze Reihenfolge auswendig und wurde doch nicht satt des Genusses, bis die Nacht über die Silberhäupter ihre graue Decke zog. Meine Frau hatte inzwischen im Museum Kunstgenüsse, aber auch am Rande des Sees hinwandelnd einen gräßlichen Anblick. Sie sah die Leichen derer ans Land bringen, die gestern bei der Anfahrt des neuen Bootes durch die Gewinnsucht der

Schiffer unter dem Gaffen der Menge im Wasser den Tod gefunden. — Am Abend saßen wir bei einem Mahle von absonderlicher Fülle. Die starkbesuchte Wirthschaft, geleitet von einem dicken Wirth und seiner noch corpulentern Gattin, verrieth eine Wohlhäbigkeit im Zuschnitte der Fuhrleute. In solchen Häusern ist gut sein; man ist sicher nicht zu verhungern. Als ich den auch mit dem Kelleramte betrauten Hausknecht fragte, was man zu Abend speisen könne, antwortete er ganz barsch: Nun eben ein Abendessen. Ergeben erwarteten wir die Bescherung wie eine Weihnachtsgabe. Da kamen Cotelettes und Beefsteaks, Rindsbraten, Schweinebraten, Schöpsenbraten, alle Gerichte gut zubereitet und in so massigen Stücken, daß man selbst eines Roßtreibers Verdauungsapparat hätte bedauern müssen, wenn er die ganze Arbeit verrichten sollte. So ungleich vertheilt sind des Lebens Güter und Freuden. Aus einem einzigen Beefsteak hätten sie drüben in der Post zu Lausanne zwei Portionen geschnitten, und doch hatten wir auf jenem Hungerberge mehr bezahlt, als hier im Thale des Segens.

Es war aber auch zweckmäßig tüchtig zu füttern; Speise und Trank mußte den Schlaf ersetzen. Denn Morgens 4 Uhr ging bereits die Post nach Murten. Sie wissen es schon, daß ich meine Frau aufpacke und selbst zu Fuße gehe; das brauche ich nicht erst zu bemerken. Nicht oft in meinem Leben war ich in so erhöhter Stimmung, als damals, wo ich bereits um 3½ Uhr am Ufer des Sees hinschritt. Lautlos ruhte die Welt, von keinem Lüftchen bewegt, nur daß sanft und sachte die kleinen Wellen an's Ufer plätscherten. Ueber mir schwamm im weiten Oceane des Mondes kleiner Nachen, und vor mir wie die Lampe eines Leuchtthurms strahlte mit mächtigem Glanze der Morgenstern. Sei es, daß der wenige Schlaf, den ich vorher

genossen, mein Gefühl empfänglicher machte, sei es, daß das völlig ungewohnte Wandern in der stillsten Einsamkeit mich bewegte, wo der schwache Mondschein und der Sterne heiliges Dämmerlicht das völlige Dunkel gerade so viel erhellten, daß sich die weite Wasserfläche abhob von ihren schwarzen Ufern: genug es war eine der seltenen Weihestunden über mich gekommen, in denen die Menschenseele frei von allen Dissonanzen in harmonischem Einklang mit dem Weltgeiste zu sein gewürdigt wird. Plötzlich flammte es vor mir auf am Horizont, erst ein unbestimmter Lichtschimmer; es war nach 4 Uhr; dann golddähnlich und röthlich. O daß doch der Tag noch lange säumte, o daß du noch nicht erblassen müßtest, schöner Morgenstern! Da regten sich auch die Landleute; Karren fuhren nach der Stadt und im Dorf öffneten sich einzelne Läden. Der Mond wirft nur noch blasse Schatten, das Grün der Bäume und Berge wird erkennbar. Es beginnt zu kühlen. Nebel steigen auf vom See und den ihn umgebenden Moränen. Es ist nahe an 6 Uhr. Eine rothe Feuerkugel steigt die Sonne empor; meine poetische Welt ist verschwunden, die mich wie ein seliger Traum umfing, und im prosaischen Lichte des Tags schreite ich auf gedehnter Landstraße zwischen öden Sümpfen. Um halb 9 Uhr erreichte ich Murten, an dessen See Luise, in der Morgenkälte meiner harrend, halb erfroren war. Ein hoher Landrücken trennt den zwei Stunden langen schmalen Murtener See vom Neuenburger; das Juragebirge schimmert, in der weitern Entfernung hellblau, freundlich herüber. In einem Kaffeehaus am Wasser erwärmten wir mit gutem Morgentranke die Glieder; dann schlenderten wir zusammen Freiburg zu auf dem Umweg über Avenches, nachdem wir, wie sich von selbst versteht, beim Schloß von Murten und der Kapelle, wie gestern bei Gran-

son, Karls des Kühnen und der tapfern Schweizer gedacht. See, Thal und Jura geben ein Bild von unendlicher Lieblichkeit die zwei Stunden Weges bis zu jenen Ruinen, aus denen die alten Jahrtausende noch ihre Sprache reden. In weitem Kreise ziehen sich die Mauerreste von Aventicum durch die Felder des heutigen Städtchens, dessen dürftige Bewohner dir sagen, daß ihre Stadt ehedem groß und bedeutend gewesen. War's ja doch zu der Römer Zeiten eine der Hauptstädte der Helvetier. Wir steigen hinan zum wohlerhaltenen Gemäuer eines Thurmes, wir wandern herüber zum wüsten Steinhaufen des Theaters, wir stehen an der einzigen Säule des Apollotempels, wir betrachten die Inschriften der Steine und die Säulenkapitäle, die man in den Tagen der Barbarei als Material zum Bauen verwandte, wir besuchen die leicht erkennbare Höhlung der Arena und besehen das kleine, aber interessante Museum, welches man seit einigen Jahren in einem mittelalterlichen Thurme des spätern Wiflisburg errichtet hat, seitdem man es als zweckmäßig erkannte, die reichen Ausgrabungen an Ort und Stelle zu erhalten, statt sie wie bisher in die verschiedenen Sammlungen der Schweiz zu verschleppen. Im besten Humor über alle diese Merkwürdigkeiten, konnte ich es nicht unterlassen, meine Frau zu necken mit dem Vorgeben, all das alte Gerümpel sei mir völlig gleichgiltig, während sie in heiligem Eifer mir vorpredigte, wie solch ein Bekenntniß schmachvoll für einen Philologen sei.

Bergauf bergab zogen wir langsam weiter gen Freiburg; wir hatten ja Zeit genug. Auf halbem Wege überraschte uns fröhlicher Kirchweihtanz der Landleute im Freien. Es war vor dem Wirthshaus des Dorfes ein Podium errichtet, von welchem die Musik herniederschmetterte, und auf dessen engem Raume die tanzenden Paare durcheinanderwogten, die Bursche mit Hü-

ten, in Hemdärmeln, die Mädchen in weißen französischen Hauben, wie sie bei uns die Frauen tragen. Je nachdem wir auf- oder abwärts gingen, kam oder verschwand die malerische Alpenkette, die sich am südlichen Ende des Cantons hinzieht. Schon sank das Abenddunkel nieder, als wir, das stolze Jesuitenkollegium zur Linken, die breite Straße der merkwürdigen Stadt hinabmarschirten. Ich demonstrirte dabei meiner Frau vor, was ich vom Sonderbundkrieg im Gedächtniß hatte; sie aber hörte auf meine Erörterungen nur mit halbem Ohre; der ihre Aufmerksamkeit hing an den hohen mittelalterlichen Häusern, die im Halbdunkel doppelt interessant und märchenhaft uns entgegenschauten.

Das vertäfelte Gastzimmer im Wirthshaus zur Traube, wo es uns recht wohl und behaglich wurde, erinnerte lebhaft an den ähnlichen Aufenthalt, den wir vor Wochen in Chur gehabt. Auch hier kamen die Leute der Stadt zu Abendkost und Frühstück. Die Lage von Freiburg gemahnt an Lausanne, sein Ansehen aber ist weit großartiger, obschon es nur 9000, letzteres dagegen 17,000 Einwohner zählt. Auch an seiner über 900 Fuß langen Drahtbrücke über das Saanethal hat es eine ähnliche, nur noch leichtere Zierde. Vor ihrer Erbauung bedurfte der berner Eilwagen, bis er an den Windungen des Berges hinab und auf der andern Seite wieder hinauffuhr, eine Stunde Zeit, jetzt fährt er in kaum zwei Minuten hinüber. Man bewundert die Kühnheit des Menschengeistes, wenn man den schweren Wagen gleichsam in freien Lüften schweben sieht. Es war ein köstlicher Morgenspaziergang, über die große Brücke hinüber, dann am Berge hin, die pittoreske Stadt zur Seite, nun über die zweite, etwas kürzere Drahtbrücke, die das Galternthal überfliegt, und nachdem wir bei der Lorettokapelle noch einmal die Augen an dem malerischen Anblick der Stadt und ihrer alten

Befestigungsthürme, der beiden Thäler und unten der schwarzen Steinbrücke geweidet hatten, niederzusteigen in die Tiefe und durch die engen Gäßchen der Armuth wieder herauf den steilen Weg bis zur prächtigen Nicolauskirche. Ein schöner gothischer Bau, den man doch auch im Innern bequem und ungestört durch den Sacristan betrachten kann, weil er dem katholischen Kultus angehörig und also den ganzen Tag offen ist. Ueber dem reich verzierten Portal steigt massenhaft der hohe Thurm empor. Das Relief über dem Hauptthore, voll echten Humors, betrachteten wir lange Zeit mit Vergnügen. Oben Christus, unter ihm Maria und Petrus, etwas abwärts zu beiden Seiten je ein Engel. In der Mitte der heilige Nicolaus. Im Felde zu seiner Rechten thront Gott Vater, neben ihm wägt ein Engel die Seelen der Menschen: die Guten ziehen weit hinab, die Bösen schnellen empor, obwohl sich ein Teufel an die Wagschaale gehangt hat. Unten gehen die Frommen zur Seligkeit ein. Gott Vater gegenüber auf dem linken Felde thront Lucifer. Ein Engel möchte die Bösen herüber in den Himmel retten, aber ein Teufel wirft sie hinab in einen Kessel, zu welchem ein zweiter mit einem Schweinskopf noch eine andere Schaar an einer Kette zieht, indeß er wieder andere dabei auf dem Rücken trägt. Unter dem Kessel schürt mit einem Blasebalg ein Teufel die Flamme. Zur Linken in der Ecke liegen Verdammte im aufgesperrten Maule eines Ungethüms, dem Höllenrachen.

Meine Frau war noch so glücklich, Nachmittags die majestätischen Töne der berühmten Orgel zu hören und in Freiburg auf und ab zu steigen nach Herzenslust: denn Städte bis in ihre innersten Winkel durchkriechen ist von jeher ihre Freude. Ich selbst machte mich um die Mittagsstunde auf nach B e r n und rief mir während des Gehens auf diesem nicht sehr anre-

genden Wege die ganze bisherige Reise ins Gedächtniß zurück, indem ich dabei die einzelnen Punkte auf der Landkarte verfolgte.

Die aristokratisch vornehme Stadt auf der Landzunge der Aar war uns von früher bekannt; daher machte die lange Hauptstraße mit ihren Laubengängen keinen neuen Eindruck. Es war uns willkommen, daß die Post für Luise gleich am andern Morgen zur Weiterreise Gelegenheit bot. Sein pikantes und doch mildes, weltbekanntes Product hatte dem Emmenthale in meinen Ohren schon längst einen guten Klang verliehen, und ich freute mich um so mehr auf meine heutige Tagfahrt, weil ich viel von der Wohlhabenheit dieses breiten Thales und seinen schönen Dörfern gehört und gelesen hatte. Das Emmenthal, dachte ich mir, müsse ganz seinem Käse gleichen. Die kleidsame berner Frauentracht hatte zwar schon hinter Neuenburg begonnen, eben so die großen Bauernhäuser mit den vorstehenden Dächern und den Gallerien, die der Unkundige der ganzen Schweiz zuzutheilen geneigt ist; auch das schwere Rindvieh, dem ich aus alter Bekanntschaft von meiner Heimath her gewogen bin. Aber das alles war im Emmenthal weit schöner und ansehnlicher. Die Häuser noch umfangreicher, stattlicher, zierlicher mit Schmuckwerk angethan, umgeben von Gärtchen mit weißen nnd grünen Zäunen, voll Astern, Veilen, Levkojen, Georginen; die schwarz- und weißgefleckten Kühe auf sammtenen Wiesen noch größer und unbeholfener; die schwarz und weiß gekleideten Dirnen so wohlgenährt und strotzend wie ihre Kühe. In diesen Triften ist echter Bauernwohlstand und der Ueberfluß schaut aus allen Fenstern. Langnau, die Krone der Dörfer, 6 Stunden von Bern entfernt, war mir in seiner Art eben so merkwürdig, als käme ich an einer berühmten Stadt vorüber. Ich verließ die nähere Landstraße und bog ins Ort ein. Wie jene

Dörfer, die den Kindern der heilige Christ beschert, so reinlich, so schmuck in Formen und Farben lag es da: im Viereck standen seine großen hölzernen, ja zum Theil auch steinernen Häuser und ihrer manche glichen schönen Edelsitzen; dazwischen die Gärten und Gärtchen, die hohen Bäume, die zieren Blumen; welch ein Contrast gegen die Ortschaften im Hochgebirg! Wiewohl man braucht nicht einmal solche Erinnerung zu Hilfe zu rufen, um den Unterschied menschlicher Wohnungen zu gewahren; sie werden schon merklich dürftiger, sobald du über die berner Gränze bist. Das Entlebuch Luzerns, von höhern Bergen enger zusammengedrängt, bleibt weit hinter jener Ergiebigkeit zurück, und die ärmern Bewohner, schlanke schöne Menschen, verbrauchen vermuthlich ihren Erwerb fürs Nothwendige. Dem Gränzjäger des Cantons Luzern muß meine Erscheinung nicht sonderlich imponirt haben, weil er mein Wanderbuch sehen wollte. Auf meine Versicherung, daß ich weder Paß noch Wanderbuch hätte, (den Paß hatte meine Frau bei sich) fragte er mich nach Namen, Stand und Vaterland und ließ mich ohne Umstände weiter ziehen. Dieß erinnerte mich an jenen Gränzbeamten, der sich beim Fremden erst nach dem Passe erkundigte und nachdem er eine verneinende Antwort erhalten, fortfuhr: „Des is ober gscheit; denn segns, wenns an hättn, müßet ich'n visirn". Der große Gasthof zur Krone in Escholzmatt, dessen äußerste Häuser 1½ Stunden auseinanderliegen, war unser heutiges Nachtquartier.

Nördlich von diesem Dorfe verzweigt sich ein Gebirgsstock von mäßiger Höhe. Seine oberste Kuppe, in gleicher geographischer Breite mit dem Pilatus, trägt den Namen Napf, weil sie der Form nach einem umgestürzten Napfe gleicht. Diese zu besteigen und mich auf den Abend mit meiner Frau wieder

zu vereinigen, war mein Vorsatz für den nächsten Tag. Der Posthalter in Escholzmatt sagte, sie solle Nachmittags mit dem Eilwagen nach Schachen-Malters fahren; denn Schachen und Malters sei einerlei; und solle im Rößli einkehren, dem einzigen Gasthaus. Nach solcher Uebereinkunft schieden wir. Glücklich frage ich mich durch, an lauter Sennhütten vorüber, bis zur Höhe; denn der Napf selbst wird erst sichtbar nach etwa dreistündigem Steigen. Gegen Mittag war ich oben und hatte um mich ein mächtiges Panorama, das sich aber mit dem vom Rigi an individueller Schönheit doch nicht messen kann. Freilich schadete die etwas dämpfige Luft der Aussicht. Ich sah den Genfer-, Neuenburger-, Murtener-, Sempacher- und Zugersee sammt einigen kleinern, die ganze Jurakette, die berner Alpen, den Pilatus und Rigi, also einen Flächenraum, der nahezu die halbe Schweiz umfaßt; der Vierwaldstädtersee, des letztern Berges herrlichster Augenpunkt, bleibt von Höhen verdeckt. Der Senne, stolz auf seine Aussicht, machte mich aufmerksam auf deren Einzelnheiten; mit einem Manne von Romoos stieg ich den nächsten Weg herab, der späterhin sich mit der Landstraße einigte.

Wenn jetzt der Eilwagen mit meiner Frau käme, dachte ich in Wolhausen, so führen wir zusammen noch bis Luzern; aber die Post war vorüber, wie ich von den Ortsbewohnern mehrfach erkundete. So müssen wir eben in diesem Schachen-Malters bleiben, dem Ortsconglomerate, von dem ich nicht einmal weiß, ob Schachen oder Malters der Hauptbestandtheil ist. Ich komme nach Schachen; da springt ja schon das Rößli aus der Wand heraus; denn in der Schweiz bestehen die Wirthsschilde meist aus plastischen Gebilden. Aber schon lange hat mich's gewundert, daß mir Luise nicht entgegen kommt.

Ich trete ins Haus ein. Ist keine Frau mit dem Eilwagen angekommen und hier abgestiegen? frage ich eine Weibsperson, die allein im Zimmer war und offenbar die Wirthin vorstellte. Nein. Das ist doch Schachen? Ja. Was mag denn das sein? ums Himmels willen! Sie sollte doch hier aussteigen? Ohne weitere Antwort zu geben, ging die Gefragte gleichgiltig durch die Stube. So geben Sie doch ein wenig Acht auf mich! die Person, die ich suche, ist meine Frau. Nun steht sie still und weiß nichts zu sagen. Sehr natürlich; es war eben Niemand hereingekommen. Gibt es denn hier noch ein Rößli? Nein. Oder gibt es in Malters ein Rößli? Ja. Sicherlich ist sie nun also nach Malters gefahren. Vielleicht. Ich gehe die dreiviertel Stunden weiter; es ist Nacht, bis ich ankomme. Wo ist denn das Rößli, lieber Mann? frage ich den ersten Bauern, der mir entgegentritt. Das Rößli ist in Schachen; hier gibts nur ein Kreuz und ein Klösterli. Nun steigert sich die Verwirrung. Ich gehe ins Kreuz: keine Luise; ich gehe ins Klösterli: Niemand weiß etwas von ihr. Da umstehen mich die sämmtlichen Hausgenossen, mir ihre Theilnahme zu zeigen in meiner Noth. Die Post sei im Rößli in Schachen, sagen sie, und wenn jene Person, die etwas blöden Geistes sei, erklärt habe, auch in Malters sei ein Rößli, so habe sie vielleicht gemeint, ich suche ein Reitpferd, das allerdings auch hier zu haben wäre. Was soll ich thun in meiner Noth, ich ärmster der Armen, der seine Frau verloren? Ist sie im Wagen eingeschlafen und nach Luzern gefahren? Hat sie den Ort vergessen, wo sie übernachten soll? Ich habe ihr denselben doch aufgeschrieben. Was wollte aber auch jener Posthalter mit seiner fatalen Zusammensetzung Schachen-Malters? Die Sache war einfach. Befindet sich die Post in Schachen, so ist dagegen

die Kirche in Walters, und so werden vermuthlich in der Gegend beide Orte zusammengenannt. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich kehre zurück ins Rößli nach Schachen, und erfahre ich bei vernünftigen Leuten keine Spur von ihr, so esse und trinke ich tüchtig, daß mir die Verzweiflung nicht schadet, und laufe dann die Nacht durch nach Escholzmatt zurück; so erfahre ich am frühen Morgen sicher, ob sie abgefahren ist, wenn sie mir nicht gar daselbst krank liegt. In starken Schritten vorüber an singenden Mädchen, die Arm in Arm auf der Straße schlendern. Da bin ich ja schon wieder in Schachen. Und horch! da plauderts auf der Staffel des Gasthauses von Männer- und Frauenstimmen. Da steht auch ein Wagen. Aber wo bist du denn so lange geblieben? Was habe ich für Sorge um dich gehabt! Sie hatte statt des Eilwagens einen heimkehrenden Beiwagen als Retour benützt, hatte klüglicher Weise drei Franken erspart und (so gut kannte sie meine Gemüthsart) richtig berechnet, daß ich für solchen Gewinn nachträglich nicht ungern meine Angst würde ausgestanden haben. Wie schmeckte uns treuen Gatten nun der Wein sammt dem Käse! hatte ich doch mein sanftes Schaf und Luise ihren schlechten Groschen wieder gefunden; und nun konnten wir obendrein noch diesen Abend von der guten Gelegenheit bis Luzern Gebrauch machen.

Aber alsbald wurde mein stilles Gelübde, mich fortan von der theuren Gattin, wenn ich sie wohlbehalten gefunden hätte, nicht weiter zu trennen, durch ihr eigenes Zureden wiederum wankend gemacht. Luzern, in dessen Mauern uns ein guter Engel diese Nacht unter seine Flügel genommen, sollte für uns nur Durchgangspunkt sein. Wir hatten die Stadt und ihren Löwen schon ehedem zur Genüge besehen. So wollen wir denn zusammen über den Vierwaldstädtersee bis Brunnen

fahren und von da nach Schwyz gehen; Luise soll hier übernachten, indeß ich Nachmittags die letzte Strecke des Sees noch durchfahre und über Altdorf mich ins Schächenthal schlage. Am zweiten fährt sie bis Einsiedeln, ich gehe durch das Linththal weiter nach Glarus; in Rapperschwyl wollten wir, wo möglich am dritten, uns wiederfinden.

Der Vierwaldstädtersee mit seinen tief einschneidenden Buchten und seinen schroff absinkenden Bergen, mit seinen historisch-mythischen Erinnerungen an Tell und die Befreiung der Schweizer, welchen Besucher sollte er nicht entzücken? Welchem Deutschen, der seinen Schiller kennt, sollten nicht alle die Verse vor die Seele treten, in welcher der Dichter die Eigenthümlichkeiten dieses classischen Schauplatzes seiner Tragödie, ohne ihn je gesehen zu haben, auf die Angaben seines großen Freundes hin mit wenigen Strichen meisterlich gezeichnet hat? Doch war der Eindruck des Sees und seiner Umgebung nicht mehr der überwältigende, wie bei einer frühern Fahrt. Wir waren seitdem höhere Berge gewohnt, und ohnehin pflegt man das Bekannte mehr zu genießen als anzustaunen. Zwischen 10 und 11 Uhr kamen wir nach Brunnen. Die zudringlichen Anerbietungen der Dorfbewohner mit gleichem Eigensinn zurückweisend, trug ich den gewichtigen Reisesack in glühendem Sonnenbrande hinauf nach Schwyz die schattenlose Landstraße. Ein saurer Gang, so kurz er auch war; doch hatte ein vortrefflicher Schoppen in dem saubern Gasthause zum Adler mich bald wieder zurecht gebracht. Leichten Herzens verließ ich meine Frau, die ich hier und nach den Angaben der gefälligen Wirthsleute auch in Einsiedeln und Rapperschwyl angenehm gebettet wußte. Schwyz ist ein armer Ort, weil er fast außer allem Verkehre liegt und nur über Einsiedeln einen etwas bequemern Ausgang in's Land bietet. Dem

Naturfreund freilich erscheint das völlig abgerundete Thal als eines der herrlichsten; die kahlen Mythensteine zumal, die sich steil hinter dem Flecken emporthürmen, geben diesem eine höchst charakteristische Physiognomie, die man nie wieder vergessen kann, und das Urnenrothhorn mit seiner Eishaube, welches rückwärts den Kessel zu schließen scheint, fügt zum Malerischen das Großartige. War nun Luise auch für einen halben Tag zwischen diesen Bergen festgebannt, so konnte sie sich doch sattsam ergehen und im Betrachten der entzückenden Umgebung wünschenswerthe Unterhaltung finden.

Das Dampfboot brachte mich über die letzte und durch das steile Abfallen hoher Berge umher wie durch das Rütli und die Tellskapelle interessanteste Bucht des Sees nach Flüelen, mein eigener Zweispänner nach Altdorf so schnell als die Omnibusse, die für die halbe Stunde Weges einem halben Franken nehmen. In der That ich durfte auch eilen; denn ich hatte heute im Schächenthal noch wackere vierthalb Stunden zurückzulegen, und die Sonne schien bereits nicht mehr in's Thal herein. Am Wirthshause vorüber, wo ich vor drei Jahren von meiner Frau Abschied genommen, als ich über die Gotthardsstraße und Furka ging, das Berner Oberland zu besuchen; dann beim Zeughaus in die Schlucht zur Linken eingebogen, aus welcher der schlanke Kirchthurm von Bürglen, Tells Geburtsorte, herniederschaut. Das Schächenthal ist eng, einsam und besonders am späten Abende ziemlich schauerlich, auch beschwerlich für den Wanderer, weil es ohne Unterbrechung stark ansteigt und das schlechte Pflaster des Wegs mehr hemmt als fördert. Zur Seite braust der Schächenbach herab; sonst sieht man nichts als schmale Matten und jähe Felswände. Bürglen, eine halbe Stunde von Altdorf, obwohl selbst über die Hügel

zerstreut, ist noch ein ansehnliches Dorf; dann ziehen sich die Berge nahe heran und die dritthalb Stunden hinauf nach Spiringen waren mir überlang, weil in der unheimlichen Enge mich bereits die Nacht überfiel. Und bei aller Aermlichkeit, sagt man, seien des Thales Bewohner doch in der Schweiz die schönsten Menschen. Wirklich waren die Frauen, die mir oft schwerbeladen begegneten, lauter schlankgewachsene feingliedrige Gestalten mit sanften, zarten Gesichtszügen, die Männer hoch und kräftig ohne Plumpheit. In diesem Thale gibt es keine Saumthiere; alle Bedürfnisse werden von Menschen hinaufgeschafft. Es war eben noch hell genug in Spiringen, daß ich die Aufschrift „Wirthshaus" an einer elenden Bretterhütte zu lesen im Stande war. Auf meine Frage, ob es nicht noch eine andere Wirthschaft hier gebe, hieß es, ja, aber dieses sei die bessere. Schlimme Aussicht! Aber dießmal betrog mich der Schein zur angenehmsten Ueberraschung. Denn drinnen war's bei aller Einfachheit so einladend, daß ich mich alsbald wahrhaft behaglich fand. Da brachte der jugendliche Wirth sein blendend weißes Tischzeug, ein schöner Mann von edlen Manieren; seine Schwester, die ihm den kleinen Haushalt besorgte, eine schlanke reinlich gekleidete Dirne, trug in sauberer Steingutschüssel die Milchsuppe auf, und zu den weichgesottenen Eiern fehlten nicht einmal die Becherchen. Trefflicher italienischer Wein und köstliches Wasser waren mir höchlich willkommen. Dabei verfehlte der Wirth nicht sich wiederholt zu entschuldigen, daß er mich nicht besser beherbergen könne. Neben mir saß ein freundlicher Alter und bezeugte sein Wohlgefallen über meine Gesprächigkeit; im vorigen Sommer sei ebenfalls ein so leutseliger Herr aus dem deutschen Reiche hier durchgekommen. Ich unterhielt mich aufs beste mit den beiden Männern, meinte auch gegen den Wirth, es sei Schade für sein

unverkennbares Wirthschaftstalent, daß er sich in dem entlegenen Oertchen angekauft und nicht lieber irgendwo in einer Stadt einen Gasthof hielte, worauf der bescheidene und verständige Mann erwiederte: dazu müsse man fremde Sprachen kennen, die ihm abgingen, und gewandtere Manieren haben, als er besitze; für seine Fähigkeiten sei eben sein Dörflein ausreichend, und die wenigen Fremden, die hier vorüberzögen. Dann setzte sich auch die Schwester zu uns und hatte ihre Freude, daß ich sie für die Wirthsfrau genommen, und daß ich ihr Alter errathen. Sie war eben zwanzigjährig, ein Alter, auf das man bei Mädchen, ohne ihre Gunst zu verscherzen, noch richtig rathen darf. Morgens fand ich meine Schuhe geschmiert; denn so sei es besser fürs Leder, besonders in den Bergen, als wenn man sie wichse; und in dem einen lag zu meiner Bequemlichkeit ein Schuhzieher; dann erhielt ich noch ein Stück Käse und Brod mit auf den Weg und den guten Rath, anfangs nicht schnell zu gehen. Zum Dank für alle diese Aufmerksamkeit wünschte ich der freundlichen Schwester recht bald einen Bräutigam.

Ueber Unterschächen, am ansehnlichen Wasserfall des Stäubibachs vorbei, eine Stunde lang hinan die steile Balmwand in Gesellschaft eines kleinen Ziegenhirten und seiner Herde. Prächtige Uebersicht des ganzen Schächenthals, im Hintergrunde das Urnerhorn, während auf der andern Seite die Gletscher des Scheerhorns auf die wellenförmige moosgrüne Alp herunterblicken. Ich setze mich neben dem zutraulichen Knaben nieder und erkläre dem Staunenden, der nie eine Landkarte gesehen, auf der meinigen seine Gegend. Dann vollends bequem hinan bis zum Klausenpaß, welcher 6150 Fuß über der Meeresfläche zwischen Reuß und Linth die Wasserscheide bildet. Von dieser Höhe überblickt man zum erstenmal den Urner Boden, den

man nachher überschreitet, eine Alp, die wenige ihres Gleichen haben mag. Eine Stunde lang, eine Viertelstunde breit, auf drei Seiten von Bergen bekränzt, indeß auch auf der vierten die hereinschauenden glarner Alpen den Gesichtskreis abschließen, liegt sie fast völlig eben da, wie eine schöne Wiese. Wohl hundert Sennhütten stehen auf diesem Boden umher, wofern es nicht mehr sind, und eine zahlreiche Bevölkerung bringt hier mit ihrem Vieh den Sommer zu. Da unterrichtet der Helfer von Spiringen die Kinder, und vom Hügel in der Mitte zwischen den beiden Seitenbergen, dem einzigen der Ebene läutet das Glöcklein der Kapelle zur Messe. Es war gerade Sonntag und eben gingen die Leute heim vom Gottesdienste. Ein heiliger Friede lagerte über der Trift und die Rinder grasten im Thal und an den Halden. Sie werden es nicht für Scherz nehmen, wenn ich versichere, daß mich ein Gefühl der Andacht beschlich, als ich im Schatten eines Baumes nahe bei der Kapelle hingestreckt meinen Käs und mein Brot verzehrte. Denn um mich lag ein Stück abgeschlossener Menschheit, die unberührt von der Geschichte in einfacher Väter Weise patriarchalisch waltet, und wahrscheinlich nach Jahrhunderten noch eben so walten wird. Die einfachen Hirten von Uri, wohl die nehmlichen noch wie in Tells Tagen, tragen in ihrer unwandelbaren Sitte jenen Charakter des Ehrwürdigen, der unwillkürlich an eine höhere unvergängliche Ordnung mahnt.

Es war schön warm dort oben bei den Sennen auf ihrer abgeschlossenen Thaltrift; doch machte die Höhe ihrer Lage die Hitze leicht erträglich. Wohlgemuth durchschritt ich die grüne Matte der Länge nach, vielbegafft von den unbeschäftigten Burschen, welchen heute der allgemeine Bußtag doppelte Muße gab; ich hatte mein Wohlgefallen mehr an den vielen schlanken braunen

Kühen, als an den schlanken bräunlichen Menschen. Als ich nun aber von da den steilen Pfad nach Linththal hinabstieg, da brannte auf mich, von keinem Lüftchen gemildert, eine wahrhaft tropische Gluth. Ich bin wohl sonst abgehärtet gegen die Temperatur, die unsere Stubenmenschen zu vielen Klagen verleitet; ich hatte in südlichern Landstrichen wohl oft die Strahlen der Sonne empfunden; aber solcher Brand erschlafft auch die straffsten Sehnen. Es war mir zu Muthe, als müßte ich geradezu umfallen, und noch heute bin ich dem Brünnlein dankbar, zu dem ich hinüberwankte, daß es mich ein wenig gelabt hat. Damals färbte sich mein Gesicht, am meisten um die Augen geradezu hochroth, und ich habe die Flecken, die mich, wie die Einen sagten, entstellten, wie die Andern versicherten, interessanter machten, noch Wochen lang nach meiner Rückkehr getragen. Ich soll mit meinem verschossenen Hut und der natürlichen Schminke um die Augen einem italienischen Banditen nicht unähnlich gewesen sein. War ich denn also im Luftbade gebadet und gebraten zugleich, so schluckte ich auf der schönen Estrade vor dem Wasserbad zu Stachelberg sitzend erst Wein und Wasser die Fülle, und als ich die Maschine wieder tüchtig vollgepumpt, da erst that ich recht gemüthlich die Augen auf, zu erschauen, was um mich lag. Ich habe bisher so oft in Superlativen gesprochen, daß ich fürchte, meine Leser möchten meine Glaubwürdigkeit in Zweifel ziehen und die Ansicht gewonnen haben, ich sei eben enthusiasmirt von der jeweiligen Gegenwart. Glücklicherweise kommt mir der Ruf, den Stachelberg ob seiner Naturschönheit genießt, noch dießmal bestätigend zu Hilfe. Verführerisch lockten mich die Eisberge, die das Thal abschließen, nach der obern Sandalp, von wo sich der Döbi mit seinen ebenbürtigen Genossen in aller Majestät präsentiren soll, hätte

mich die Rücksicht auf meine Frau nicht an eine nähere Pflicht gemahnt. Denn zur Sandalp hat man von Stachelberg sechs Stunden zu steigen, wozu es heute zu spät war, und der Ausflug hätte voraussichtlich einen Tag gekostet; so machte ich lieber noch die vierthalb Stunden bis Glarus, und that wohl daran, weil am nächsten Tage die Wolken wahrscheinlich den massenhaften Riesen verschleiert hätten. Ich würde jedem rathen, das Linththal aufwärts, nicht wie ich, abwärts zu gehen, weil man dann den Tödi im Gesichte statt wie ich im Rücken hat. Ich mußte fortwährend anhalten oder rückwärts gehen, wollte ich das seltene Schauspiel genießen. Dieser colossale Eisberg, der als ein abgekuppter Kegel von breiter Grundfläche gerade durch seine Plumpheit zwar nicht wohlgefällt, aber die Augen fesselt wie ein ungestaltes Nilpferd unter den Thieren, ist bei Stachelberg fast noch ganz versteckt hinter den vorgelagerten Höhen; aber je weiter man thalabwärts geht, desto imposanter erhebt sich seine gliederlose Masse, bis er alleingebietend alle andern Berge verdrängt hat. Das 12,800 Fuß hohe Ungethüm, das trotz seiner Größe nur an wenigen Orten sichtbar ist, hat unter allen bisher bestiegenen Schweizerbergen zuletzt einen Menschen auf seinem platten Rücken getragen. Seine mathematische Geradlinigkeit sticht gar wunderlich ab gegen die zackenreiche Gestaltung der übrigen Berge des merkwürdigen Thales, dessen Schönheit bei der Menge der Reisenden noch viel zu wenig bekannt ist. Schwerlich gibt es unter den Schweizerthälern einen schroffern Contrast, als den zwischen Schächen- und Linththal, die allein vom Klausenpaß und Urnerboden getrennt auf einander folgen. Dort ein mühevolles Ansteigen, hier eine bequeme Ebene; dort öde Wildheit, hier blühende Anmuth; dort kahle braune Felsen, hier blumreiche grüne Berge; dort spärliche kleine Hüt-

ten, hier zahlreiche große Dörfer; dort die beschränktesten Verhältnisse des Hirtenstandes, hier die Herrschaft der Industrie und Fabriken; aber dort dagegen die dünne Bevölkerung kräftig und schöngestaltet, hier die kleinen Leute mit blassen Gesichtern, auf denen die Mühsal und stumpfe Ergebung in Folge der modernen einförmigen Arbeitstheilung zu lesen ist. Wer mag glücklicher und lebensfroher sein, der arme Hirte von Uri auf freier Alp, oder der nicht reichere Sclave des Fabrikherrn von Glarus in seinem paradiesischen Linththal? Und doch sind die Fabriken dieses Thales nach der eigenen Versicherung seiner Bewohner ein wahrer Segen für's Land, das ohne sie die dichte Menschenmenge nicht ernähren könnte. Dem Reisenden geben natürlich die vielen Dörfer mit ihren ansehnlichen Fabrikgebäuden eine angenehme Unterhaltung, dem Thale selbst eine malerische Belebtheit, und der Weg nach Glarus flog mir unter den Füßen hin. Der Hauptort des Cantons, umgeben von schroffen, wenigbewaldeten Bergen, unter denen der zackige Glärnisch der bekannteste ist, trägt wie seine städtischen Dörfer das Gepräge bürgerlicher Reinlichkeit. In meinem Nachtquartier zum Schwan in Glarus hatte ich zum erstenmale seit langer Zeit wieder Gelegenheit mich mit den großen Weltverhältnissen bekannt zu machen, wornach ich auf Reisen nicht gerade lüstern bin. Ein Buchdrucker, zugleich Redacteur eines der zweihundert Blättchen, welche aus den Pressen der Schweiz, alle gleich werthlos, tagtäglich vom Stapel laufen, ein unterrichteter Radicaler, sprach lebhaft mit mir und der andern Gesellschaft über den Türkenkrieg, nachdem er den Wirth über seine kirchlichen und bürgerlichen Bedenken, am Bußtage Bier einzuschenken, hinweggescherzt hatte. Dieser Wirth, ein kleiner Mann, ältlich aber zäh und rüstig, schien überhaupt die allgemeine Zielscheibe des Witzes zu

sein. Vom Schneider zum Gastwirth avancirt, trug er in Gesicht und Haltung noch ganz das Ansehen seines früheren Standes, dabei war er gutmüthig und nahm die auf ihn gemünzten Scherze mit lächelndem Gleichmuth hin, ja er schenkte mir sogar ein Bild in Kupferdruck, auf welchem er in eigener Person ganz frappant getroffen mit dem Schwan unterm Arme auf einem Geisbock reitet.

Bei minder zweifelhafter Witterung wäre ich am andern Morgen ins Klönthal bis hinter zum See gegangen, und der originelle Wirth — sie hießen ihn ob seiner ruhelosen Wanderlust einen schlechten Nachdruck vom ewigen Juden, was den guten Christen beinahe verdroß, — hatte sein Geleit angeboten; so aber zog ich's vor, erst der Straße entlang über Näfels, wo die Glarner alljährlich noch das Gedächtniß an die bekannte Schlacht mit Gottesdienst begehen und elf rohe Feldsteine das Schlachtfeld bezeichnen, von da aber am Linthcanal hin nach Wesen zu gehen und den Abgang des Linthschiffes abzuwarten, das die Dampfschifffahrt zwischen dem Wallenstädter- und Züricher-See verbindet. Ich hätte klüger gethan, sogleich nach Rapperschwyl zu laufen. Denn auf dem Saumpfade des Canals zu weit gerathen, irrte ich für's erste eine Stunde lang zwischen Sumpf und Röhricht, bis ich herüber auf die Straße kam; dann saß ich eine zweite Stunde zu Wesen im Wind auf der Bank, bis das Schiff abging; drauf hatte ich Langeweile in dem Bretterkasten der Barke, in welchem die Reisenden des zweiten Platzes zusammengepfercht sind wie die Thiere in Noahs Arche; die Fahrt auf dem Dampfboot hätte freilich durch die großartige Umgebung des Sees entschädigt, wenn nur nicht Wagen und Pferde die Umsicht erschwert hätten. — Aber, o Glück, als ich bei Rapperschwyl gerade gegenüber dem Gasthof

zum Schwan, wohin wir uns verabredet hatten, ans Land stieg, da schaute freudestrahlend meine Luise aus dem Fenster und winkte mit dem Kopf und beiden Händen. Das heiße ich ein pünktliches Zusammentreffen! Vor einer Viertelstunde war sie von Einsiedeln herüber mit dem Eilwagen, von Pfäffikon aus zu Fuße, hier angelangt. Nun erst bedauerten wir, nachdem wir unser Manöver ungeachtet des weiten Terrains so pünktlich ausgeführt, daß wir nahe am Ziel unserer Reise standen. Abenteuerlustig hätten wir uns noch öfter auf große Umkreise trennen und wieder zusammenfinden mögen. Auch sie hatte auf ihrem Wege manches Interessante gesehen, auf dem Wege von Schwyz den Lowerzer-See und in Steinen die Kapelle, die an der Stelle seines Wohnhauses Stauffachern zu Ehren errichtet ist, besonders aber in Einsiedeln, einem der berühmtesten Wallfahrtsorte der Christenheit, wo sie in der heiligen Catharina bei recht wackern Leuten logirte und ebenfalls unter die Pilger gerechnet wurde, deren jährlich gegen 150,000 aus allen Ländern und Ständen hieher kommen. Sie rühmte mir über die Maßen die Kirche als großartig und prächtig, wie sie nicht leicht eine zweite gesehen habe, und erzählte von dem Brunnen mit vierzehn Röhren, aus denen allen der Reihe nach die Gläubigen trinken, weil aus einer derselben, man wisse nicht aus welcher, Christus getrunken, und berichtete von einer gebildeten Frau aus Freiburg im Breisgau, die zu Fuß hieher gewallfahrtet und sich schon drei Wochen da aufgehalten, weil man in dieser Kirche so andächtig beten könne, und meldete von einem Viehhändler, der ihr vergebens im Eilwagen die Cur gemacht, weil ihre Liebe gegen mich um so weniger wanke, wenn ich ferne sei. Auf den Viehhändler mußte natürlich ihr blutrothes Merinokleid Eindruck machen. Froh und glücklich, daß wir uns wieder hatten, spa-

zierten wir über die 4500 Fuß lange hölzerne Brücke, die von dem alten Städtchen über die schmalste Stelle des Sees schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts ans andere Ufer führt. Denn ich wähnte Pfäffikon näher als sie mir angab, und gedachte, wir hätten von dort aus nach der Ufenau eine kürzere Ueberfahrt. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß meine Frau mir gegenüber Recht hatte. Um so tiefer empfand ich die Reue; Pfäffikon wollte lange nicht kommen, und der Fährmann war dann auf dem Felde, so daß wir unverrichteter Sache am späten Abend zurückkehrten. Aber schon um der Brücke willen, sicherlich einer der längsten der Welt, und um der originellen Aussicht auf See und Gebirg willen, die man von da genießt, sollte kein Besucher des ersteren unterlassen, auf kurze Zeit bei Rapperschwyl anzuhalten. Am nächsten Morgen beim freundlichsten Wetter wurde die Kahnfahrt nach der genannten Insel um billigen Preis von unsrem Städtchen aus nachgeholt. Eigentlich ist auf Ufenau gar nichts zu sehen, als Wirthschaftsgebäude, Wiesen, Bäume und Weinstöcke, dann ein alter Thurm und das Kirchlein, von der Mauer des ehemaligen Friedhofs eingeschlossen. Aber Huttens großer Schatten schwebt über dem kleinen Eiland, auf welchem der geächtete sieche Mann, nachdem er im Bad Pfäffers vergebens Heilung gesucht, den Tod und ein Grab fand. Hutten hat keinen Denkstein; die Stätte, wo seine Gebeine ruhen mögen, ist unbekannt; der Stein, den ihm ein Freund gesetzt, längst verschwunden; sämmtliche Grabhügel sind nun ein Wiesplan; aber wenn in unserer monumentenlustigen Zeit eine Gesellschaft Schweizer zusammenträte und dem starken Horte der Geistesfreiheit, dem Freunde ihres Zwingli, hier ein würdiges Denkmal errichtete und die kleine anmuthige Insel um dasselbe in einen schönen Garten umwandelte, schaarenweise würden die

Fremden hierher fahren wie nach Isola bella, und die Bürger von Rapperschwyl würden bald nicht mehr über die Einsamkeit ihres Städtchens Klage führen. Unter solchen Träumen schieden wir vom einsamen Ufenau nicht ohne Rührung.

Dem Ufer des Sees entlang über Schmärikon, der letzten Station der Dampfschiffe, durch's alte Städtchen Uznach marschirte ich die Windungen des Bergs hinan, und blickte von der Höhe noch einmal herab auf die lange Wasserfläche und über Thäler und Berge nah und fern. Da steht Rapperschwyl mit seinem alten Schlosse und seiner Brücke, dort öffnet sich das Linththal, dort thürmen sich die Berge von Schwyz und Glarus auf. Ich nahm von allen diesen Bekannten Abschied auf Nimmerwiedersehen. Aber die Schweiz ist keine karge Spenderin ihrer Gaben; kaum daß man eine genossen, überrascht sie mit einer völlig neuen, und ich kann wohl sagen, daß ich auf der ganzen Reise kaum einige Stunden reizlosen Weg gehabt. Vom Yberg, einer kleinen Höhe, über welche die Straße zieht, blickst du überrascht hernieder ins reichbelebte Toggenburger Thal, das von der Thur durchschnitten gleich allen schweizerischen Gränzbezirken, welche gegen Deutschland liegen, ein Hauptsitz rührigen Gewerbfleißes ist. Vor dir zu den Füßen Wattwyl, der Wohnplatz reicher Kaufleute, ein Dorf mit einer Menge neuer höchst geschmackvoller Häuser und einer neuen stattlichen Kirche, Langnau im Emmenthale vergleichbar, nur noch vornehmer und städtischer. Fast hängen seine letzten Häuser zusammen mit dem Städtchen Lichtensteig, welches zur Linken die Höhe hinan liegt und mit seinen weißen Häusern ins grüne Thal gar freundlich herniederschaut. Alle die kleinen grünen Höhen aber sind, so weit dein Auge reicht, zur Rechten und Linken mit Häuschen bedeckt, zumeist Wohnungen von Webern. Die Straße, die man

mit dem Blicke bis Ebnat verfolgen kann, führt die Thur aufwärts, dann nach Wildhaus, Zwingli's Geburtsort, und senkt sich von da hinab ins Rheinthal. Auch fehlen dem lieblichen Grunde nicht die größern landschaftlichen Dekorationen der Berge; denn Speer, Kurfürsten und Säntis stehen scheinbar eine einzige Wand zu deiner Rechten. — Während ich also in Naturbetrachtung schwelge und von der Schloßruine herab mich umsonst bemühe zum zweitenmale zu schauen, was bereits vorher gesehen, macht meine Frau in ihrem Eilwagen eine gar wundersame Entdeckung. Mit geheimnißvoller Miene, erst vorsichtig umherblickend, daß es weiter niemand hört, eröffnet sie mir in Lichtensteig, sie habe Mazzini gesehen. Mazzini, den Ueberall und Nirgend, auf welchen die Cantonsregierungen im Auftrag der Centralbehörde jetzt allgemeine Treibjagd halten? Mit einem Geistlichen, einem verschmitzten Manne, und einem jungen Doktor sei ein dritter, offenbar ein politischer Flüchtling, in Gesellschaft nach Schmärikon gekommen; die hätten alle, indeß sie seitwärts stand, jene aber sich unbeachtet wähnten, so verfängliche Aeußerungen gethan, daß sie aus deren Combinirung geschlossen, es könne niemand anders gewesen sein. Sie erzählte mir alles haarklein, was sie gehört, und wie dann der Unbekannte von den zweien unter Thränen geschieden und sich und jene damit getröstet, daß er in der Schweiz noch viele treue Freunde habe. Dieser Geistliche, der mit ihr weiter fuhr, sei ein schlauer Fuchs gewesen, ein höchst interessanter Mann, ein ächter Jesuit, ein geborener Kirchenfürst, der die ganze Gesellschaft durchschaute und beherrschte, während er Allen nach dem Munde sprach. Am andern Tage traf sie ihn wieder im Postwagen, obgleich er Tags vorher ein ganz anderes Reiseziel vorgegeben, und entwickelte mir dann so mancherlei Widersprüche in seinen Reden, daß ich seit Entdeckung die-

ses neuen Talentes in ihr meine Frau mit ganz andern Augen betrachte und die Hoffnung nähre, sie werde, wenn wir unser Geldlein vollends verreist haben, etwa in Oestreich oder sonstwo Unterkunft finden können als Polizeispitzel; und mich dann auf weitern Zügen durchs Land zu ihrer größern Sicherheit mitnehmen.

Im Rößli zu Lichtensteig hatten wir ein Quartier ganz unsern Wünschen entsprechend. Scherz und Ernst über den vermeintlichen Mazzini mischend promenirten wir zusammen bis an den späten Abend auf der Straße bis Wattwyl zurück und freuten uns des lieblichen Thales und seiner schmucken Menschenwohnungen. Der nächste Tag brachte uns nach St. Gallen, mich über Herisau, den blühenden Fabrikort, der sich trotz seiner fast neunthalbtausend Einwohner und seiner durchaus städtischen Bauart mit dem bescheidenen Namen eines Dorfes benennt, meine Frau zu Wagen auf dem Umweg über Flawyl, wo es ihr durch eine unbegreifliche Vergeßlichkeit von meiner Seite schlecht erging. Ich hatte ihr kein Geld mitgegeben, und so saß die Arme eine volle Stunde, auf den Züricher Eilwagen wartend in größter Verlegenheit, indeß die Andern tafelten, mit trockenem Munde im Gastzimmer.

Wem es in St. Gallen um ein billiges Gasthaus zu thun ist, dem rathe ich ins Möhrli zu gehen, dem Löwen gegenüber, dicht neben dem Hirschen. Er hat da obendrein den Vortheil, unter militärischem Schutz zu stehen; denn der Gastwirth, ein gebildeter, gefälliger Mann, wird Herr Major titulirt; nebenbei ist er noch Spezereihändler und Fabrikant von Aepfelwein. Es war mir komisch anzuhören, wenn die Soldaten, die im Spätsommer überall in den Cantonshauptstädten zu den Waffenübungen versammelt sind, ganz unserer Sitte zuwider

das Glas erhoben mit dem Rufe: Herr Major, noch eine Halbe Aepfelmost! und der Stabsoffizier sich beeilte, die Gemeinen mit seinem Fabrikate zu bedienen. Denn es war ein wirklicher Major der Linie und hatte als Hauptmann den Sonderbundkrieg mitgemacht. Es war uns schon öfter vorgekommen, daß wir in ganz gewöhnlichen Wirthshäusern bei Leuten von Rang und Würden zu Gaste waren. Die Schweizer aber sind bei aller Freiheitsliebe sehr titelsüchtig wie die Nordamerikaner und die alten Reichsstädter.

Nur zögernd scheidet man von da, wo man viel Freude erlebt hat. Wir begnügten uns nicht damit, die blühende Handelsstadt zum zweiten Mal zu durchwandern und vom nahen Freudenberg, einem Vergnügungsplatze der Bewohner, die reizende Aussicht über den Bodensee und die Berge von St. Gallen, Appenzell und Toggenburg zu genießen; auch der nächste Tag wurde zugegeben. Luise wollte sich gemächlich in der Stadt umhertreiben und vor der anstrengenden Heimfahrt noch einmal zur Ruhe kommen; ich sollte hinüber nach Gais und Appenzell, daß meine Bekanntschaft mit diesem Ländchen vollständig würde, möglicher Weise auch den Hohkasten besteigen, einen Berg zwischen Appenzell und dem Rheinthal, dessen Rundsicht berühmt ist. Die Schlangenwindungen der Chaussee hinan, dann durch die schönen Dörfer Teufen und Bühler, kam ich um 8½ Uhr in den bekannten Molkenkurort, und ließ mir meinen Kaffee „mit Umständen“, wie die Wirthin sich ausdrückte, trefflich munden; nach kurzer Besichtigung des Dorfes, das eben gerade wie die übrigen der Landschaft zierlich und reinlich neben den saftig grünen Matten steht, zog ich weiter die neue Straße und stieg hinab nach Appenzell, dem enggebauten Flecken, an welchem außer seiner romantischen Lage nichts weiter zu sehen ist. Im Osten

erhebt sich der Kamor und Hohkasten, im Süden der breite vielgezackte Säntis. Als ich nun aber von da die Richtung nach dem Weißbade einschlug, einem einzigen Hause zwischen Bäumen in wildromantischer Umgebung, da kamen alsbald meine alten Feinde, die Führer, und begehrten mich nach dem Wildkirchli und der Ebenalp zu bringen Obschon ich sie abweise so mache ich mir doch ihre Mahnung zu Nutze. Für den Hoh-, kasten war mir's zu spät, auch der Himmel zu trüb. Warum soll ich's nicht wenigstens mit den andern Punkten versuchen, die eine gute Stunde näher liegen? Gedacht, gethan. Der Weg wird mir ziemlich beschwerlich über die Matten, weil ich anfangs des rechten unkundig bin; dann aber schreite ich rüstig empor den Pfad an der steinigen Felswand. Oben befindet sich eine natürliche Grotte, die mit einem Altare geschmückt, mit allerlei Bildchen und Weihgeschenken ausgeziert, den Namen Wildkirchli führt. Ihr zur Seite ein hölzernes Thürmchen, dessen Glöcklein viermal des Tages von dem Quasi-Einsiedler gezogen wird, der neben in einer Hütte haust. Zweimal des Jahrs wird hier Gottesdienst gehalten. Nach eingenommener Erfrischung bringt mich der Mann durch eine lange niedrige Höhle, die er mit einem Kienspahn beleuchtet, heraus zum Aufgang auf die Ebenalp. Man besteigt sie vollends in 15 Minuten und hat von da eine weite Fernsicht über den See nach Schwaben und Bayern und über die Berge, die mir indeß nichts Neues bot. Ohnehin hatte ich zu eilen. Denn von St. Gallen nach Appenzell sind gute 4 Stunden, $^3/_4$ Stunden von da nach Weißbad, von wo ich bis zu meinem gegenwärtigen Standpunkt 2 Stunden gestiegen hatte, und es war bereits 2 Uhr. Bis Sonnenuntergang aber beschloß ich daheim zu sein, um Luise durch meine baldige Rückkehr zu überraschen; denn ich hatte erfahren, daß von Appenzell nach St. Gallen ein

das Glas erhoben mit dem Rufe: Herr Major, [illegible]
Aepfelmost! und der Stabsoffizier sich beeilte, [illegible]
seinem Fabrikate zu bedienen. Denn es wa[illegible]
jor der Linie und hatte als Hauptman[illegible]
mitgemacht. Es war uns schon öfter[illegible]
ganz gewöhnlichen Wirthshäusern [illegible]
Würden zu Gaste waren. Die [illegible]
Freiheitsliebe sehr titelsüchtig [illegible]
alten Reichsstädter.

Nur zögernd scheidet [illegible]
erlebt hat. Wir begnüg[illegible]
delsstadt zum zweiten [illegible]
Freudenberg, ein[illegible]
zende Aussicht über [illegible]
Appenzell und [illegible]
wurde zugegeb[illegible] befreundet waren,
hertreiben u[illegible] [illegible]ung nach St. Gallen schmerz-
Ruhe kom[illegible] [illegible]ur, daß diese seit zwei Tagen erfolgt
daß me[illegible] wir den letzten Abend, an welchem es uns
mögli[illegible] [illegible]chweizerlande zu weilen vergönnt war, noch im
Sche[illegible] einer Familie, an die uns Hochachtung und Liebe kettet.
W[illegible]ir konnten uns keinen schönern Abschluß einer siebenthalb Wo-
chen langen Reise denken, in welcher jeder Tag neue Freuden gebracht hatte, als dieses unerwartete Wiederfinden zweier gemüthreicher Menschen und ihrer lieben Kinder zu einer Zeit, wo sie selbst noch gleichsam Fremdlinge im neugegründeten Wohnsitz mit frischen Hoffnungen und Entwürfen in die Zukunft schauten. Wie enteilten da die Stunden, wie drängten sich die Mittheilungen über das, was wir gesehen und erfahren, und was sie selbst mittlerweile in Nürnberg erlebt hatten! Leider zog sich

'n trüber Schatten mitten durch das lichte Bild dieser
Denn nun erst erfuhren wir von Augenzeugen, wie
'che Opfer unterdessen, während wir außen in Freu-
die furchtbare Seuche zu Hause gefordert hatte.
'r dessen Erwähnung that, so hatte mich doch,
'it Gewißheit vom Vorhandensein der Epi-
'rt hatte, der beängstigende Gedanke an
' hier theuer sind, und an die ganze
Stadt, die bisher so ungewohnt
'e mehr verlassen. Mitten in
'ein wie ein böser Geist und
' dein Freund oder deine
'ahre!

.., die Abreise erst auf den
.schieben. Wir besahen die Kirchen
.digen, besonders auch altdeutschen Manuskrip-
Bibliothek und aßen zu Mittag nochmals bei unsern
.unden; dann begleitete mich der verehrte Gastfreund bis über den halben Weg nach Rorschach, mit Wehmuth seiner lieben Angehörigen in Nürnberg und seines alten Vaterlandes gedenkend.

Eben strömte ein Regenguß vom Himmel, als meine Frau im Eilwagen fast gleichzeitig mit mir zu Rorschach vor dem Posthause ankam. Wir eilten aufs Dampfboot. Es dunkelte. Bei dicker Finsterniß suchten wir am schmutzigen Hafendamme zu Lindau unter dem Regen hineilend unser altes Kaffeehaus, uns noch mit Speise und Trank zu erwärmen, weil wir doch die Nacht hindurch in unsern Sommerkleidern nach der Cholerastadt Augsburg fahren mußten. Was kann ich von der Heimreise weiter Schönes erzählen? Nachmittags um die nämliche Stunde, in der ich gestern St. Gallen verlassen, war ich heute in Ansbach.

Wir waren dahin in Gesellschaft von nahezu einem Dutzend Candidaten gefahren, die dort ihr theologisches Examen machten. Denn in meine prüfungsreiche Vaterstadt reist nicht leicht Jemand, als der irgend eine Prüfung zu bestehen hat. All diese Ueberlast geistlicher Gelehrsamkeit aber hatte den Omnibus so schwer gemacht, daß ihn die muthigen Rosse kaum zu ziehen vermochten. Hier endet mein Reisebericht; denn um die Merkwürdigkeiten sammt dem reichen Volksleben von Ansbach zu beschreiben, und um die großartigen Schönheiten der Nürnberger Landstraße zu schildern, würde der Umfang eines Folianten nicht ausreichen.

Neger und Negerleben auf Cuba,

von

Friedrich Knapp.

Als sich nach Entdeckung der Insel durch den unsterblichen Genueser (27. Oct. 1492) die Spanier und andere Abenteurer über die paradiesischen Fluren Cuba's verbreiteten und die Eingebornen, einen harmlosen, nicht kräftig gebauten Menschenschlag, dazu zwangen, ihrem väterlichen Boden unter unendlichen Mühen Früchte für ihre Bedränger abzugewinnen, — als Velasquez, erster Adelantado, zu Santiago de Cuba 1524 starb, welcher stets den geknechteten Cubanern ein milder Herr war und gemessene Befehle zur Schonung derselben gab — da verdoppelten die grausamen Eroberer, trotz der ernstesten Rügen des menschenfreundlichen las Casas ihre Anforderungen an die physischen Kräfte der Urbewohner, ein Verfahren, welches deren gänzliche Ausrottung und eine entsetzliche Entvölkerung zur Folge hatte. Welche von den Getäuschten nicht unter der glühenden Sonne im harten Joche der ungewohnten Frohne, oder beim Trockenlegen ungesunder Sumpfstriche unter den raffinirten Züchtigungen ihrer Peiniger umkamen, flohen entsetzt in die Wälder und nahmen sich selbst zu Hunderten das freudenlose Leben.

Schon damals gab las Casas, freilich in besserer Absicht, den Impuls, afrikanische Neger einzuführen, welche der harten Arbeit im tropischen Klima gewohnter, dem gänzlichen Aussterben der cubanischen Race einen Damm setzen sollten.

Versuchsweise brachten auch früher Speculanten hie und da Schwarze nach verschiedenen Punkten der Insel, nun aber landeten (1524) unternehmende Flamländer 300 Neger auf Cuba, 1500 auf Hayti, 500 auf Portorico, eine gleiche Anzahl auf Darien und 300 auf Jamaika und brachen so einem Handelszweige Bahn, der in Fluchwürdigkeit einzig dasteht. Von da an wiederholten sich diese Menschentransporte, von der spanischen Krone begünstigt, leider nur zu häufig. Die Sklaven jochweise zu Markt gebracht, wurden von den Grundbesitzern gekauft und nach dem Innern gesandt, die Wälder lichtete Axt und Feuerbrand; aus dem urkräftigen Boden schossen bald reiche Zuckersaaten, Kaffeegefilde, Tabaksfelder empor, deren Produkte in allen Theilen der Welt gesucht und geschätzt der Insel große Summen einbrachten; freilich blieb die Scholle, aus welcher das süße Rohr, die arabische Bohne, das duftende Tabakblatt keimte, mit dem blutigen Schweiße der unter eiserner Zuchtruthe stehenden Afrikaner benetzt, wie es unter wenig gemilderten Umständen noch heutzutage ist. Der Drang der Noth ließ auch die Neger öfters zu andern Arbeiten, als Bauten, Gräbenziehen, Hafenwerken verwenden, und als 1762 die Engländer, unter Sir George Parock und dem Grafen Albemarle, Havanna belagerten und bezwangen, befanden sich 300 Schwarze, Eigenthum des Staates, unter den Schanzarbeitern, durch ihre Ausdauer den belagerten Spaniern wichtige Dienste leistend, obgleich sie sämmtlich in den Laufgräben umkamen. — 1763 bewerkstelligten die Engländer, nachdem sie den Sklavenhandel zu ihrem Monopol

erhoben, während ihrer zeitweiligen Herrschaft auf der Insel große Negereinfuhren in einem Grade, daß die Zahl der Sklaven von 1800 auf 60,000 Köpfe stieg; je höher sich jedoch die Ausfuhr gewonnener Landeserzeugnisse belief, desto größer war auch die Einfuhr von bisher als Luxus betrachteten größtentheils englischen Artikeln, an deren Bedarf sich die Bewohner Cuba's bald gewöhnten. 1787 sah sich der General-Kapitain Ezpeleta genöthigt, unter dem Schutz der spanischen Krone neue Negereinfuhren einzuleiten, da Seuchen die schwarzen Arbeiter sehr reduzirten, so daß viele Pflanzungen aus Mangel an Arbeitskräften aufgegeben werden mußten; der mit einem englischen Handelshause abgeschlossene Vertrag lautete auf 6600 afrikanische Schwarze, welche in 4 Jahren im Durchschnittspreis zu 200 Thlr. (ca. 500 fl.) per Kopf zu liefern seien. Dessen ungeachtet schien hierdurch der Bedarf der Pflanzer nicht hinreichend gedeckt zu sein, weshalb 1791 der Negerhandel auf 6 Jahre frei gegeben wurde, was die habsüchtigen Sklavenhändler gehörig ausbeuteten, ja man fand es von Gouvernementswegen für gut, der importirten Negermasse ein Gleichgewicht durch weiße Kolonisten zu geben, welch letztere, mäßige und arme Familien von den kanarischen Inseln, nicht zauderten, sich auf Cuba niederzulassen. Es hob sich auch in Bälde der darniederliegende Feldbau, die Ausbeute der cana Dulce verbesserte sich, ein umsichtiger Spanier, Jose Beleustre, führte den Indigobau ein, und durch die Neger in weite fruchtbare Strecken umgeschaffen, blieb Cuba während der 1794 ausgebrochenen Umwälzung auf Hayti nicht nur unberührt und ruhig, sondern zog selbst noch den Vortheil daraus, durch viele flüchtige eingewanderte französische Pflanzer mannigfache Verbesserungen und namentlich kostbare Kaffeepflanzungen zu gewinnen.

So lange Jahre hindurch auch die nur zu unwürdig behandelten westindischen Parias durch strenge Aufsicht oder einige unbedeutende Privilegien ruhig und botmäßig erhalten wurden, so schien doch auch die Zeit zu kommen, wo mit Mord und Brand entfesselte Leidenschaften ruhige Gefilde, gleich dem Lavastrom eines nahen thätigen Vulcans verwüsteten. Die Geschichte weist einige tollkühne Versuche, das Joch der verhaßten Weißen abzuschütteln, auf.

Im Februar 1812 schritt ein nicht gewöhnlich befähigter Neger, Jose Antonio Aponte, der über alles Neue zu denken und sich aufzuklären pflegte, zur Ausführung eines wagbalsigen Entschlusses, indem er Angesichts der Freigebung der Schwarzen auf den französischen Antillen, vielleicht auch geleitet von englischen Agenten, oder gestachelt von Haß und Rache gegen seine Unterdrücker, die Rolle eines Toussaint l'Ouverture zu übernehmen und sich mit seinen Leidensgenossen zu erheben versuchte. Es begann nun eine Reihe von Aufständen in den verschiedenen Plantagen, die regellos in Straßenraub und Meuchelmord ausartend, von den Negern anderer Pflanzungen selbst unterdrückt wurden. Aponte mochte gewiß nicht die zahlreichen Mordbrennereien veranlaßt haben, welche kurze Zeit hindurch im Innern der Insel wütheten, er besaß aber wie Göthes Zauberlehrling nicht die Kraft, die beschwornen Geister der Rache und Mordlust seiner Genossen zu bemeistern und endete mit acht seiner Vertrauten am Galgen, eine Züchtigung, welche die wilden Aufrührer zur Besinnung und Unterwerfung brachte. Einzelner unbedeutender Emeuten nicht zu gedenken, welche schnell unerdrückt, wie Irrlichter einige Zeit darauf im Lande auf- und abflackerten, schien die letzte versuchte Negererhebung 1844 unter des Congonegers Marco und englischem Einfluß an Bedeutung zu gewinnen und in der That ward

ein sehr klug angelegter, weit aussehender Plan noch zur rechten Zeit entdeckt, dessen Ausführung sämmtliche Einwohner hätte zittern machen können. In der Folge zerstreuten sich die meist Betheiligten in die Wälder, und den Behörden gelang es, den muthigen, talentvollen Marco als den Magnet, der alle unruhigen Köpfe anzog, zu verhaften.

Nach Matancas gebracht, wurde er verschiedene Male unerhört gepeitscht, geheilt und wieder gezüchtigt, um ihm Geständnisse zu erpressen; doch er blieb seinem merkwürdigen Ausspruche: „Marco muere pero no dice nada!“ (Markus stirbt, doch er verräth nichts) standhaft getreu und wurde todt von der Leiter geschnallt.

Andere Hinrichtungen gab es viele.

1817 verbot die spanische Krone in Uebereinstimmung mit den übrigen Großmächten den freien Sklavenhandel, und dennoch gelang es einem wohlvorbereiteten Schmugglersystem bis auf den heutigen Tag die durch Seuchen und Arbeitsanstrengungen gelichteten Reihen der Arbeiter auf Cuba durch heimliche Einfuhren hinreichend zu ergänzen. In den jüngsten Tagen entwickelt indeß das beständig zwischen den Antillen kreuzende englische Geschwader eine bemerkenswerthe Thätigkeit und Wachsamkeit, der es im Verlauf weniger Wochen gelang, 7 verkappte Negertransportschiffe mit nahe an 1000 Negern aufzubringen. Die befreiten Schwarzen wurden auf St. Domingo (Hayti) und der Sierra Leona-Küste gelandet, Capitain und Mannschaft aber so exemplarisch bestraft, als sie es verdienten, Schiffe und die darauf befindlichen Effekten und Güter blieben confiscirt.

Gehen wir nun zur Betrachtung der näheren Verhältnisse über. Die vorherrschenden afrikanischen Nationen, welche zur hiesigen Feldarbeiter- und dienenden Klasse ihr Contingent stell-

ten, sind die Congo, Mandinga, Gangá Lucumé, Arará, Carabali, Macua und Mirra, worunter die ersten beiden die Bevorzugten, da sie selbstständigen Staaten zugehören, welche einen König und (eben nicht die beste) Verfassung haben. Der Congo macht sich vor allen geltend und seine Nation wird von andern als die erste anerkannt. Unter ihnen herrscht eine große, am Dreikönigsfeste bei ihren Spielen und Tänzen deutlich hervortretende Verschiedenheit in Physiognomie und Haltung; Congos und Mandingas sind die ersten, welche zur Aufwartung in den Hof des Gouvernementspalastes zugelassen werden.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir die verschiedenen Abstufungen der Neger betrachten und mit den Leib- und Hauseigenen beginnen. Der größte Theil derselben bildet die niederste und doch nützlichste Klasse der Feldneger, welche in Zucker- und Kaffeeplantagen arbeiten, zwei oder dreimal des Tages ihre Platanos, Maisbrei, Buniatos (westindische Kartoffeln) und getrocknetes Fleisch (tasajo, das in großen Ladungen von Buenos Ayros eingeführt wird) essen, Nachts in ihre Hütten eingeschlossen werden und hie und da in Freistunden ein klein Stück Land für sich selbst mit Tabak, Buniatos oder Mais bebauen, von deren Ertrag sie sich Gutes thun, ja manchmal frei kaufen können; die Behandlung derselben ist nicht so schlimm, als vorurtheilsvolle Philantropen, oder flüchtig die Insel durchstreifende Reisende behaupten, aber die Arbeit ist schwer und der Schwarzen Dahinleben stumpfsinnig. Die Feldneger, ihre Weiber und ihre Kinder sind größtentheils häßlich, eingeschrumpft, gebückt; der Fluch der Frohne ist auf ihre Stirne gezeichnet und drückt sie zu Boden. Die Ehen sind uneingesegnet und regellos, von Religion findet man sehr schwache Spuren, von Schlauheit und Bosheit jedoch viele Belege. Die Eltern kümmern sich wenig um ihre Kinder,

welche im Kranken- und Kochhause unter Aufsicht einiger alter Weiber (nicht im pestalozzischen Sinne) herangezogen werden. Der Feldneger ist plump und roh wie der Pflugstier, starrköpfig und voller Winkelzüge; er versteht nicht selten aus Giftkräutern die tödtlichen Säfte zu ziehen und sie an irgend einem verhaßten Nebenbuhler oder gar einem tyrannischen Aufseher zu erproben. Er soll sich auch mit Gegengiften vertraut gemacht haben. — Im Entdeckungsfalle büßt der Elende auf der Leiter unter scharfen Peitschenhieben und tritt später geheilt, aber um nichts gebessert, in die Arbeiterreihe ein, denn seinen Tod will der Pflanzer nicht, weil er 2 bis 300 Dollars nicht aus der Tasche verlieren will. — Die Strafen sind außer der Peitsche eine Verschärfung der Prügelstrafe, die boca abajo (Mund nach unten), indem der Büßende auf eine Leiter festgebunden regungslos 50 bis 200 Hiebe erhält, was immer Wundfieber und mehrtägiges Kranksein zur Folge hat; dann die Cepos, eine Art Blockbalken mit eingekerbten Löchern versehen, in welche die Füße, Arme oder Hals des Deliquenten gelegt werden, und in welcher Letzterer 2—12 Nächte in qualvoller Lage zu verbleiben hat.

Doch die Menschlichkeit schreitet auch auf Cuba fort und es ist das Loos der Feldneger lange nicht mehr so trauervoll, wie noch vor 20 Jahren, wo sich einzelne Scheusale einzig damit abgaben, starrköpfige, unverbesserliche Sklaven, mit denen ihre Herren nichts mehr anzufangen wußten, billig anzukaufen, durch unerhörte Martern nach und nach ihren Willen, ihr geistiges Selbst mürbe zu machen und dann jene, welche diese Mittel überlebten, als folgsame, eingeschüchterte Arbeiter zu hohen Preisen wieder zu verkaufen. Glühende Eisen, Dosen von scharfen Salzen, Hautaufsätzungen, Aufhängen an Armen und Beinen u. s. w. spielten in solchen fluchwürdigen Besserungs-Anstalten eine große

Rolle und voll tiefer Entrüstung wendet sich das Auge des Menschenfreundes von solchen unglaublich scheinenden Thatsachen. Ein ungleich besseres Loos wird den Haus- und Miethnegern, welche in den Ortschaften, Städten und namentlich in Havanna zu den verschiedenartigsten Beschäftigungen verwendet werden; Bäcker, Schuster, Tabakfabrikanten, Baumeister, Zimmerleute, Wagner, Maurer, Metzger haben ihre Sklaven, welche die Arbeiten verrichten müssen, wie bei uns Gesellen, Lehrlinge und Handlanger. Sklaven, natürlich unter gehöriger Leitung, bauen Häuser, führen Carretten (Lastkarren), verkaufen Früchte, Backwerk und Blumen, besorgen Hof, Küche und Stall und jede andere Dienstleistung bis zu der des wohlgebildeten Pagen, gewöhnlich eines jungen Mulatten, welcher die Senoras in die Kirche und nach dem Paseo zu begleiten hat, ja bis zum stolzen Calesero und dem politischen Kammerdiener der Habaneser Crösuse hinauf. Wer keine eignen Neger hat, miethet sie von Unternehmern, welche Letztere zu diesem Behufe en gros halten und zahlt dafür je nach ihren Fähigkeiten 10 bis 20 Dollars (25—50 fl.) monatlich. Solche Neger bekommen meistens reichliches Essen, haben keine zu schwere Arbeit und werden gut behandelt.

Bedeutende reiche Familien halten große Stücke auf einen zahlreichen Dienerstand und es gibt Häuser, welche 40 bis 50 dergleichen Haussklaven haben, besonders sieht man darauf, daß die Caleseros (Volantenführer), stolze, kräftige, schöne Bursche (arrogante ist der hiesige Ausdruck dafür), die Pagen, zierliche Jungens, die Köche reinliche und erfahrene Meister ihrer Kunst und die Porteros, gewissenhafte, kluge Männer sind. — Die der Senora untergeordnete weibliche Dienerschaft ist eben so zahlreich als überflüssig, allein der Geldadel thut sich darauf zu Gute, zu Zeiten diesen allerdings werthvollen Dienerschwarm, wo der Kopf

500 bis 600 Dollars gilt, glänzen zu lassen. Abgeschmackt sind die modischen Livreen, diese Glanzhüte, Vatermörder und Manchetten, an deren Stelle von Rechtswegen orientalisches Costüm gehörte. — Gehen die Damen zur Kirche, so folgt ihnen ein kleiner Kerl in unvermeidlicher Livree, der „Page“, mit kleinem Stuhle und großem Teppich, auf dem Fuße; fahren sie zur Messe, so sitzt er mit diesen Kirchenutensilien auf dem Stück Brette der Volente, was drollig genug aussieht; er hat in der Kirche dann den Teppich zu breiten, worauf sich die frommen Schönen in malerischen Stellungen niederlassen. Andere Herrschaften sind von Negermädchen gefolgt, höchst sonderbar in verschnittene, abgelegte Kleider gewickelt und nicht ohne einen großen Shawl, welcher à la Klosterfrau die Stirne bedeckt. Die übrigen Neger solch edler Häuser thun sich besonders mit frischer Wäsche hervor, was bei den Miethnegern freilich minder der Fall ist, stehlen unserm Herrgott den Tag ab, da sie beim besten Willen nichts zu thun haben, und stolpern übereinander, wenn der Gebieter ein Glas Zuckerwasser will. Die gemietheten Köchinnen, Ammen, Stubenmädchen und Begleiterinnen der Señoras haben es gut und da es hier zu Lande leider größtentheils zum guten Ton zu gehören scheint, sich weder um Kinder noch Hauswesen zu kümmern, so wirthschaften sie nach ihrem Gefallen und gewiß nicht zu ihrem Nachtheile und entschädigen sich auf diese Weise für die Leiden und bösen Tage, welche ihnen die oft seltsamen Launen der gelangweilten und verdrießlichen, weil unbeschäftigten Herrin schaffen. Ihre etwaigen holden Sprößlinge, ausgelassene Bälge und Schreihälse, wachsen, wenn sie nicht im Hause ihres Herrn von einer Mulattin erzogen werden, mit den Kindern des Hauses auf, gehen ihnen in tollen Streichen und Unarten voran, lehren sie, was sie noch nicht wissen, verleiten

sie zu allem Bösen, und in diesem verderblichen Umgang der weißen Kinder mit den kleinen Negern ist der Grund der sich verbreitenden Demoralisation der jungen Creolenwelt zu suchen, welche nicht abgeleugnet werden kann. Männliche und weibliche Dienstboten stehen Morgens um 5 Uhr auf, Erstere reinigen Küche, Hof, Eßraum und Sala, füllen Wasser in dem im kleinen Hause fehlenden Filtrir-Apparat auf und scheuern das Theegeschirr des vergangenen Abends; Letztere gehen auf die Märkte, um das für heute Nöthige einzukaufen, was nie in größern Quantitäten geschieht, da bei der Hitze, dem gänzlichen Mangel an Kellern und sonst kühlen Räumen sich Speisevorräthe nicht halten würden. Um 8 Uhr wird das Frühstück zubereitet, die Neger decken den Tisch, serviren mit vieler Grazie, reichen Café umher und decken ab, spülen und scheuern Gefäße und Bestecke, so daß bis 11 Uhr das ganze Haus sauber ist. Außer derselben Arbeit beim Mittagsmahl und Abends 9 Uhr beim Thee gibt es einschließlich unbedeutender Gänge nichts zu thun, so daß den Domestiken Muße genug bleibt, die sie theils durch Schwatzen mit einander, mit sich selbst oder dem Papagei, seltener mit Lesen oder einer andern nützlichen Beschäftigung auszufüllen suchen. Manche wissen sich den Abend zu vertreiben, indem sie kunstfertig Papiercigarren drehen, die hier in Massen konsumirt werden, Andere dürfen kurze Besuche über die Straße unternehmen, oder sie kauern sich plaudernd auf den Thürschwellen zusammen, während trägere Naturen in der Küche die Zeit mit ungeheuerem Schnarchen betrügen.

Von noch einer Klasse Halbsklaven möchten wir hier Erwähnung thun, es sind dies die Negros Emancipados, die unmittelbar unter dem Gouvernement stehen und von diesem auf unbestimmte Zeit an Privatpersonen vermiethet werden. Man darf

keineswegs dem Emancipado die übliche Bedeutung unterlegen und glauben, daß man es hier mit einer besonders begünstigten Negerklasse zu thun habe. Das Loos derselben ist dem der Uebrigen während der Dienstzeit gleich, nur sind die Emancipados nach 6—8 Jahren freie Neger. Es sind dies entweder Schwarze aus den von spanischen Fahrzeugen aufgebrachten Sklavenschiffen, welche auf der Insel gelandet, der Regierung auf unbestimmte Zeit verfallen und von dieser natürlich benützt werden; oder Leibeigene von Eigenthümern, die mit den Gerichten Prozesse haben und deren lebendes Eigenthum von Letztern mit Beschlag belegt wird, oder Sklaven aus untestirten Nachlässen, oder vom Staate von Schuldnern an Geldesstatt übernommene Neger.

Einen widerlichen Eindruck machen die Mieth-, Kauf- und Verkaufsanzeigen von Negern beiderlei Geschlechts und jeden Alters in den Zeitungen, welche täglich 3/4 Spalten ausfüllen und etwa in dieser Form erscheinen: 1) Zu verkaufen sind: 4 junge Negerinnen von hübschem Aeußern, gesund und ohne Fehler, vorzügliche Wäscherinnen, Büglerinnen, Köchinnen und Näherinnen, besonders zum Hausdienst, Frisieren und Bedienen der Senoras geeignet; ein Mulatte vom 24 Jahren von arrogantem Aeußern und gewandter Calesero, wie auch guter Bäcker; eine Mulattin von 14 Jahren, kommt vom Lande, hat die Blattern passirt und ist sehr zärtlich gegen Kinder. Ein Neger, zugleich Bediente, Calesero, Koch und Herrenschuster, versteht auch etwas vom Feldbau. Ein Congo-Neger, Hauptcalesero und Conditor, versteht alle Arten Dulze zu bereiten. Ein Negermädchen, 5 Jahre alt, zu einem Geschenk für eine Senora geeignet, sind in der **Calzada de Galeano** Nr. 66 billig zu verkaufen oder zu vertauschen.

2) Man vermiethet einen Minà von Nation, (d. h. in Afrika geboren) Calesero für 2 Thiere, Frauenschuhmacher und vortrefflicher Conditor. Calle de Neptuno Nr. 38.

3) Für 600 Thlr. (span. Thlr.) frei für den Verkäufer (d. h. er zahlt die Regierungssteuer nicht, die auf dem Negerverkauf lastet) verkauft man eine Negerin mit oder ohne ihre 3 Kinder, dieselbe ist eine gute Wäscherin, vorzügliche Krankenwärterin, gesund und sehr geschickt Früchte einzumachen. Anfragen können am Prado Nr. 56 geschehen.

4) 124 Feldneger, in 3 bis 6 Abtheilungen, jung und kräftig, sind zu verkaufen.

Man sieht hieraus, daß ein Individuum stets für mehrere Branchen angepriesen wird, obgleich manchmal zu wünschen wäre, einen guten Bedienten zu haben, als einen unzuverläßigen, der jedoch zugleich Schuster, Dachdecker, Conditor, Ziegelbrenner und Cigarrendreher in einer Person ist. Die Caleseros allein, welche ein besonderer Bericht schildern wird, verstehen ihren Dienst aus dem Grunde und sind vorzügliche Reiter und Wagenlenker. — Hauptsächlich sieht man hier bei Miethen und Käufen darauf, daß die Individuen geimpft sind und nicht zu viel Bekanntschaft haben, am liebsten nimmt man Neger aus dem Innern der Insel. Der Miether bezahlt jährlich für jeden Sklaven einen halben Thaler extra Kopfsteuer, außerdem ist die Kaufsteuer etwa 20 Thaler und daher der Neger ein sehr einträglich Ding für die öffentlichen Kassen.

Jeder Negersklave muß beim Ausgehen mit einer Licencia versehen sein, d. i. der schriftlichen Erlaubniß auf der Straße existiren zu dürfen und kostet dem armen Schelm das verlorne oder vergessene Dokument den Unwillen seines Herrn, der dafür auf der Secretaria politica 4 Thaler zu erlegen hat. — Ue-

berdem dürfen sich die Neger nach 10 Uhr Nachts nicht mehr auf der Straße umhertreiben und werden, wenn sie zur Unzeit (deshora) betroffen werden auf die Celaduria (Bezirkspolizeilokal) gebracht. Daß es an Fluchtversuchen und wirklichen Desertionen nicht fehlt, kann man sich bei der Unmasse Schwarzer denken; tagtäglich liest man in den Zeitungen Ausschreibungen und Steckbriefe. — Zu diesen Fluchtversuchen werden die Schwarzen oft durch die Härte ihrer Herren, oft durch mächtigen Drang zur Freiheit, oft auch durch romantische Motive bestimmt. So floh aus dem Haushalte eines hiesigen Handelsmagnaten ein sonst äußerst geschickter und braver Neger, an zehnmal nach einander nach einer 20 Wegstunden entfernten Finka zu seiner Auserwählten, die beiden letzten Male mit den abgefeilten Fesselgliedern noch um die Knöchel, und stets fanden ihn seine Verfolger am nämlichen Platze. Die unerwartete Milde seines Herrn machte der Desertionsmanie dadurch ein Ende, daß er die Negerin kaufte, in die Stadt nahm und sie für die Seitensprünge ihres nunmehrigen Gatten strenge verantwortlich machte, Letzterer aber denkt nicht mehr an's Davonlaufen.

So befriedigend für beide Theile enden freilich dergleichen Vorfälle nicht immer und harte Züchtigungen, Versetzen des Flüchtlings unter die Feldneger auf die Plantagen (was bei den Haussklaven als härteste Strafe gilt), Fessel, Peitsche und Cepo bilden den traurigen Schluß.

Werfen wir jetzt auf die freien Neger einige Blicke und wir erkennen sogleich die Wirkungen des leidlichen, ja guten Lebens nicht geknechteter Menschen, welche, obwohl gehütet von dem strengen und wachsamen Auge geistlicher und weltlicher Obrigkeit, mit Arbeit ihr tägliches Brod und oft mehr verdienen, durch Ausübung fast aller Gewerbszweige einen ehren-

werthen Stand bilden und gewiß sich gehobener und besser fühlen in ihrem jetzigen natürlichen Zustande, als in ihrer früheren unnatürlichen Sklaverei. Ihre höchst bescheidenen Wohnungen sind in 2—3 Vorstädte zusammengedrängt und ein Streifzug durch eine dieser Negerstädte verdient eine ausführliche Beschreibung. Dort haust und entwickelt sich das Negerthum heidnischer Art auf's Bizarrste mit civilisirtem Christenthum und bietet dem Maler, Physiognomiker, wie überhaupt jedem Denkenden den mannigfaltigsten Stoff. Die Männer arbeiten um Taglohn oder Monatgehalt an Bauplätzen, in Fabriken, namentlich in den zahllosen Cigarren-Drehereien u. s. w. Die Frauen und Mädchen verdienen mit Waschen, Bügeln und Nähen hübsches Geld, einige verdingen sich als Krankenwärterinnen, andere als Ammen oder Haushälterinnen, und haben alle zu leben, wenigstens vor Hunger ist noch keines gestorben. Bettler gibt es sehr wenige unter den freien Negern, welche sehr fromm sind und an gebotenen Festtagen ebenso gewissenhaft Messe hören, beichten und communiciren, als sie den Prozessionen andächtig im schwarzen Frack, mit Vatermördern und Glanzhüten beiwohnen. Allein ebenso wenig lassen sie sich ihre Ballvergnügen nehmen, das Orchester ist einfach und schrecklich zugleich, es besteht aus eisernen Mörsern mit Glocken, Trommeln und Kuhhörnern, und ein Negerviertel, in welchem Terpsichore grassirt, ist untransitabel für solche, welche ihr Trommelfell schonen wollen. Feierliche Bälle gibt es auch, wozu die afrikanischen Galane ihre schwarzen Schönen mit gedruckten Zehnzeilen (decimas [eine hier sehr beliebte poetische Form]) und Blumensträuschen einladen. Ihre Begriffe über Ehe und Familie sind sehr schwankend und orientalisch, doch sorgen sie nicht dürftig für ihre Nachkommen, welche in Negerschulen gesandt werden, wo sie lesen, schreiben und beten lernen,

später in die Lehre irgend eines Gewerbes treten und den Spuren ihres Papas zu folgen trachten. Unter Oberaufsicht des Gouvernements leben sie unter ihrer eigenthümlichen Regierungsform, der Junta der Cabilden, aus angesehenen Negern gebildet, welche Familienzwist, Ehestreitigkeiten und andere Katzbalgereien meisterhaft zu schlichten verstehen sollen.

Das Privatleben mehr als das öffentliche der freien Neger enthält des Merkwürdigen und Seltsamen in zu großer Fülle, als daß man rasch darüber weggehen könnte. Der Zufall führte uns eines Sonntags Nachmittags über die breite mit stattlichen Bäumen bepflanzte Calle de Reina nach dem Barrio Jesus Maria, einer Vorstadt, wo die meisten Schwarzen wohnen, und eine Menge geputzter Negerfräuleins, die am Eingange der St. Nicolas-Straße ewig lachten und plauderten, sowie ein fernes, sehr schauerliches Getöse vermochten uns, einen Gang durch dieses Chaos der verschiedenartigsten Bauten zu wagen, wo sich der Mulatte neben dem Neger, der Weiße dritten Ranges neben dem Mulatten ansiedelte. Recht artige, manchmal stattliche Häuser standen unter elenden, zerfallenen Hütten. In den Gassen und Gäßchen, wo Land und Wasser, Gebirge und Schluchten, die Appeninnen und Pyrenäen **en miniature**, zu schauen waren, ging es schon laut zu, das Mittagessen war beendet und alles lebte und webte in behaglichster Siesta. Die vom Zugwind gelüfteten Gardinen an den Ventanos ließen manchen Blick ins schwarze, farbige und weiße Familienleben thun; in der That, hier zu Lande lebt man ja stets im Freien, mindestens in der Zugluft und oftmals so ziemlich auf der Strasse, denn die Fenster sind blos mit eisernen Gattern versehene ungeheure Thore und die Vorhänge nichts weniger als diskret. Man sieht da die ganze Hauseinrichtung, wenig Tische, wenig Schränke, viel-

leicht Uhr und Spiegel, aber mindestens 3 Dutzend Stühle, 2—4 bequeme Schaukelsessel und in wohlhabenderen Wohnungen die Volante — in der Sala, dem Besuchzimmer. — Das Auge des Forschers verliert sich in die geheimnißvolle Reihe der Gemächer, welche den schmalen Hof einfassen, und all diese mehr oder weniger hinfälligen Bauten bieten ein immer originelles Bild, dem das Malerische nicht abzusprechen ist. Maler finden hier schön gespaltene Wände, angerauchte Fenstersockel, verschobene Dächer, und aus dem Viereck gewichene Schwellen, die trefflichsten Stillleben von der orangenschälenden, braungelben Schönen bis zum köstlich duftenden Platanos-Bratrost von lüsternen schwarzen Rangen umstanden. Neger und Lärm mehren sich, und beide findet man in und vor einem kleineu Wohnraum concentrirt, an der Thüre ein ehrenfester Kämpe, dem eine blecherne Büchse am Halse hängt, in welche jeder Tanzlustige einen Medio (kleinste Silbermünze) wirft, während die afrikanischen Huldinnen gratis passiren. Man sieht es dem schlauen Krauskopf an, daß er sich auf dies Ehrenamt etwas zu Gute thut, überdem ist er galant und führt tausend Schmeicheleien im Munde. Beim Nähertreten bemerkt man ein nicht großes Zimmer, gefüllt mit Terpsichorens Priestern und Priesterinnen, die gerade zum Umdrehen Platz haben, das Orchester am Fenster besteht in eisernen Kesseln, Triangeln und Kalabassen, beständig geklopft, geschlagen von unermüdlichen Tonkünstlern, an der Mittelwand das goldbefranzte Bild irgend eines Heiligen mit zwei brennenden Wachskerzen, das ist der Ball. — Aber schaut in die begeisterten Mienen der Tanzenden, betrachtet ihre merkwürdige Gelenkigkeit im Gliederverrenken und sich um die eigene Achse bewegen und ihr werdet staunen. Versetzt ja doch den Neger das taktmäßige Schütteln eines Erbsensäckchens in eine Art Tanzwuth. — Backwerkver-

käufer fehlen nicht und finden reichlichen Absatz, denn der Neger läßt es dem Gegenstand seiner Huldigung an keinem Zeichen von Aufmerksamkeit fehlen, und so schmaußt, tanzt, singt und vergnügt sich dies Völkchen bis zur sinkenden Sonne. Wir passirten 8 bis 10 Punkte in der Vorstadt, wo sich derlei Scenen wiederholten, und in jedem Tanzraum bemerkten wir einen Cabilden oder Negerschultheißen, das Ganze ordnend und leitend, an der Schwelle lehnend, während im engen heißen Zimmer mit einer unaussprechlichen Atmosphäre sich Alles im Schweiße seines Antlitzes bewegt und unterhält. Die Negerinnen sind im Allgemeinen des Sonntags nicht ohne Geschmack gekleidet, meistens in hellen Farben, oft ganz weiß, was sich nicht übel ausnimmt. Wohlhabendere tragen Ringe und Armbänder von edlen Metallen mit guten Steinen besetzt, vortheilhaft zeichnen sich die aus den französischen Antillen stammenden Negerinnen mit ihren kokett und malerisch um das Haupt geschlungenen buntseidenen Tüchern und behenden Gang aus. Die Männer gehen in frischem Leinengewand, statt des Gürtels ein Seidentuch und gewöhnlich ohne Jacke, mit kleidsamen Strohhüten. So finden wir die hübschesten Gruppen um die Fruchthändlerinnen, welche nebst all den Melonen, Bananen und Orangen, auf dem nahen Roste Frühstück und Mittagsmahl in vielen irdenen Tellern aufgethürmt um ein Geringes feilbieten. Hier gilt die Blechmünze, der Quartillo (etwa 5 kr.) und der Chico (2½ kr.) gemarkte Blechstreifen, die einzige Scheidemünze, welche sich hier vorfindet und nur bei Kleinverkäufern Annahme findet.

Den Feiertag heiligt der freie Neger unter Allen am meisten, da geht er spazieren und plaudert mit seiner Huldin länger als an Werktagen. Letztere und ihre Gespielinnen, stolze, kokettirende, doch meist gutmüthige Wesen, wandeln in ihrem besten Putze in

langer Reihe die Paseos und Hauptstrassen auf und ab mit drolliger Beweglichkeit und ewigem Geplauder, man begegnet sich, bildet bunte Reihen und dann ist der Gipfel des Sonntagsvergnügens erreicht, das die erlaubten polizeilichen und sittlichen Gränzen selten überschreitet. Mit dem Reveilleschuß am Montage beginnt wieder das Werkeltagsgetreibe, der Putz schwindet, wie die reine Wäsche und jedes geht seinem Gewerbe nach, sei es in die Cigarren-Dreherei oder auf die Waschplätze, nach den Baustellen oder auf die Märkte, wo sich der regste Verkehr entfaltet. Auf letzteren kreuzen sich Käufer und Verkäufer, ihre Waaren auf dem Kopfe balancirend, oder auf weniger graziöse Art auf der umgekehrten flachen Hand über der Achsel tragend und unsägliche Anpreisungen singend und heulend. Die Neger ahmen die Sitten und Geberden der Weißen getreulich nach, sei es in der Tracht oder anderem Klugen oder Albernen, sie lauschten dem Spanier das Cigarrenanbieten, dem Amerikaner das Brandytrinken, dem Creolen vieles Andere, sogar das Hazardspielen ab. So mußte die Polizei vor kurzer Zeit auf's Ernstlichste einschreiten, um dem gefährlichen Monte- oder Colaspiel mit Karten und Würfeln ein Ziel zu setzen, wo bei manchen Partieen ausgezogene arme Teufel aus Spielwuth sich auf 8 Wochen bis auf ein Jahr dem Gewinner verkauften, und nur die strengsten Strafen erreichten die Hemmung solch verderblicher Leidenschaften, die oft in andere Excesse ausarteten. Die Negerinnen ahmen ihre weißen Nachbarinnen bis auf's Fächerhalten nach und wohlhabende schwarze Frauen lassen sich von 3 bis 4 Dienstmädchen in die Kirche begleiten, was eine sehr drollige Prozession abgibt, wenn man bedenkt, daß die Gebieterin gewöhnlich fabelhaft corpulent ist, und ihre Criadas, schlanke und hagere Dirnen, in die Garderobe der Ersteren gekleidet sind.

Die Neger, freie wie Sklaven, sprechen sehr schlecht Spanisch, indem ihre Endlaute, ja ganze Sylben und Worte gänzlich verstümmelt hervorkommen. Diese so melodische, wenn richtig betonte Sprache klingt polternd und roh, ja gemein im Munde der Schwarzen; trotz ihrer unverständlichen und erst durch längere Uebung gewöhnten Aussprache ersetzt das ausdrucksvolle Geberdenspiel alles Unklare. Man könnte sagen, diese lebenden Telegraphen redeten mit Fingern, Achseln und Ellenbogen. Nicht viele, nur alte Bursche und Großmütter sprechen ihre Muttersprache. Die jüngere Generation kennt nur spanisch, oder lernt bei ihrem Herrn etwas englisch oder französisch, was sie aber schauderhaft ausspricht. Das Köstlichste sind die Monologe, — was bei den hiesigen Schwarzen eine Art Epidemie sein muß. Ist nämlich der Neger allein, so fängt er oft an zu sprechen, d. h. laut zu denken und gibt dem Nachschreitenden Stoff zu ungemeiner Heiterkeit. Er plaudert dann seine Herzensangelegenheiten, seine Geschäfte, etwaige Prozesse und Pläne, völlig declamatorisch abgerundet aus, er fragt, perorirt, droht und bittet, er antwortet, entschuldigt, lacht und brummt.

Bei den Frauen ist dies noch in höherem Grade der Fall, diese sprechen stundenlang mit dem Papagei, ihrem Kasserol, dem Besen und ihren Fingern, was dem Neuling fast hexenartig und gespenstisch anweht. Uebrigens sind ihre Gedanken sehr reich und oft scharf, die Antworten klar und einfach und sie lieben es, öfter sich in Bildern zu ergehen, wenn auch nicht stets in poetischer Art, indem sie gewisse Charaktere ihrer Herren oder Kameraden mit diesen oder jenen Früchten, Thieren oder Pflanzen so treffend bezeichnen, daß es keiner weiteren Erklärung bedarf. Wir versprachen uns Anfangs viel von den Negerliedern, überhaupt von der Poesie, die durch die verschiedenen Stämme mit-

telst Tradition geht und freuten uns, etwa Straußenjagden, Ueberfall und Kampf, Liebeslieder ꝛc. aufzufinden, sahen uns aber bei näherer Prüfung getäuscht, da ihre Canciones ächt creolisch, platt, seicht und obscön sind.

Nur einige Original-Liedchen, z. B. das Lob des Löwenfleisches beim Mahle der Congos, sind erträglich und wir werden nicht ermangeln seiner Zeit mehrere in getreuster Uebersetzung nachzutragen, dann sollen auch noch andere mittlerweile errungene neue Erfahrungen und gewonnene Ueberzeugungen folgen, sowie erläuternde Streiflichter über Neger und Negerleben auf Cuba.

Gedichte.

Gedichte

von

Dr. Ebersberger.

Doktor und Dichter.

Bin eine Kindsfrau, — Tag und Nacht
Halt ich bei einem Kind die Wacht,
Das sie mir für mein ganzes Leben
Zur treuen Pflege übergeben.

Doch wenn sich just das Kind nicht regt,
Thu' ich, wie jede Kindsfrau pflegt,
So gern in stillen Augenblicken
An einem Strumpf ein wenig stricken.

Weil aber viel die Kleine schreit,
Hab ich zum Stricken wenig Zeit,
Auch lass' ich oft die Maschen fallen, —
Je nun! das Kind geht ja vor Allen;

Und bis ich wieder nach und nach
Sie sammle, dauert's oft manchen Tag;
Sagt selbst: wie kann da noch auf Erden
Ein ordentlich Strumpfwerk fertig werden?

Der Leichenwächter.

Die Abendluft rauscht durch die Halme,
Vom Kirchlein tönt der Abendsegen
Hernieder auf die stillen Gräber,
Und Ruhe herrschet aller Wegen;
Nur drinnen in dem Leichenhause
Da macht der Wächter noch die Runde,
Von Leiche wandelt er zu Leiche,
Kein Laut entschwebet seinem Munde.
Zuletzt bei einer schlechten Bahre
Da steht er still, die Lippen beben,
Es tritt auf die erstarrten Züge
Ein banges, schmerzerfülltes Leben:

„Schlaf, Lieschen, wohl! Du Herz voll Treue,
„Du einziges, das mein ich nannte,
„Seitdem der Menschen falsche Tücke
„Her zu den Todten mich verbannte;
„Da habe ich dir's fest gelobet,
„Daß ich für dein getreues Walten
„Den Ring dir an den Finger gebe,
„Und heute hab' ich Wort gehalten. —
„Horch nur! wie hell die Scheiben klirren,
„Das Käuzlein ruft, die Fahnen krachen,
„'s ist ja die Brautnacht, süßes Liebchen,
„Schlaf ruhig! will schon bei dir wachen."

Und als vom Kirchlein wieder tönet
Die Glocke, die den Morgen kündet,
Da kommt sein treuer Kamerade,
Ihn abzulösen, doch er findet
An Lieschens Bahr' ihn hingesunken,
Das Auge starr nach ihr gewendet, —
Die letzte Nacht in diesem Leben,
Die letzte Wacht hat er vollendet.

Wintertrost.

O nehmt mich auf, entlaubte Bäume,
Des Blüthenschmucks, wie ihr, beraubt,
Trag ich zu euch, erstarrten Räume,
Das müde, schwergebeugte Haupt.

Gebrochen liegt der Blume Leben,
Und an den Blättern nagt der Wurm,
Zum Himmel durft' ihr Duft entschweben,
Eh' sie gebeugt des Winters Sturm.

Sieh! wie der Gärtner sorglich breitet
Die Matten auf die Keime hin,
Daß sie vom Frühlingsbauch geleitet
In neuem Schmucke auferblüh'n;

So decket Gott in seinem Lieben
Mit treuer Hand jetzt auf mein Kind
Das Leichentuch, daß ich es drüben
Im Blüthenglanze wiederfind'.

Der Dichter und sein Lied.

Ich kenn' einen Vater, der schlummerlos
Des Kindes harret mit Sorgen,
Bis es entnommen dem dunkeln Schoos,
In dem es ruhte geborgen;
Dann aber begrüßt er's mit frohem Blick,
Und weiht ihm sein Hoffen, sein Streben;
Es strahlet sein eigenes Bild ihm zurück
Als Trost für das einsame Leben. —
Doch Sorge und Angst auf's Neue beginnt,
Denn in die unsichere Weite

Gegeben hat er sein theures Kind
Der Bosheit zum Spiel und dem Neide,
Und schlummerlos harret er wiederum,
Da bringt eine selige Stunde
Von seinem Ruhme, von seinem Glück
Dem Vater die freudige Kunde:
„Nun hab' ich's erreicht, nun falle o Welt!
„Den Leib mögt zur Ruhe Ihr senken;
„Es lebt ja mein Kind, das liebend erhält
„Mir Namen und Angedenken!"

Der dunkele Schoos ist des Dichters Brust,
Drin ruhet das Kind — der Gedanke,
Der wird zum Liede, und blühet mit Lust
Dem Vater zum ewigen Danke.

„Nil faciendum."

Ich hatt' einen Lehrer, dem folgte ich oft
Zu diesem und jenem Kranken,
Und hatte bei einem er ausgehofft,
So stund er in tiefen Gedanken,
Und murmelte: »nil faciendum!«

Er war so bieder, so rein wie Gold,
Und wollte ihn Einer berücken
Mit schmeichelndem Wort, mit schnödem Sold,
Dem kehrt' er gelassen den Rücken,
Und lächelte: »nil faciendum!«

Einst ließ er mich rufen zu nächtiger Stund, —
Sein Auge das brechende schaute
Noch einmal nach mir, dem sterbenden Mund
Entschlüpfte mit zitterndem Laute,
Sein letztes Wort: »nil faciendum!«

Kunst und Natur.

Am frühen Morgen führt mich einst
Mein Weg vorüber an der Bühne,
Und wo erst gestern Abend noch
Gehaftet manche trunk'ne Miene,
Da war jetzt Alles still und öd'
Wie eine leergebrannte Stätte,
Ein nacktes todtes Balkenwerk;
Nur dort auf einem alten Bette,
Das von dem Schauspiel liegen blieb,
Ruht eine Katze mit den Jungen,
Die streichelte und leckte sie,
So recht von Mutterlieb durchdrungen. —

Ich schaute nieder in's Parterre,
Wie war's so traurig auch da unten,
Wo der Begeistrung Beifallssturm
Gelärmet noch vor wenig Stunden!
Denn hier an diesem Platze stand
Die fremde Künstlerin, Frau Molke,
Und spielte zu der Menge Lust:
„Marie, die Mutter aus dem Volke."
Und in Gedanken rief ich mir
Ihr Spiel zurück, ihr holdes Wesen;
Auf einmal stürzt des Dieners Frau
Hervor mit einem mächt'gen Besen,
Und wie die Hexe in dem Faust
Verfährt sie mit den armen Thieren,
Die mit Gewinsel und Geschrei
Sich in des Podiums Raum verlieren.

Da ging ich fort, und dachte mir:
Ob's wohl die Menschen glauben wollten,
Daß Mutterlieb an Einem Ort
Gar so verschieden wird vergolten:

Die Eine, die sie nur gespielt,
Belohnen Kränz' und Blumenhügel,
Die Andre, die sie wahr gefühlt,
Das arme Vieh, bekommt die Prügel.

Die Liebe ist ein junger Baum.

Im Lenz, in holden Maientagen,
Da will die Liebe Wurzeln schlagen
Tief in des Herzens kleinem Raum:
„Die Liebe ist ein junger Baum."

Doch zart und schwankend ist sein Leben,
Drum muß man einen Stamm ihm geben,
Daß ihn des Lebens Sturm nicht beugt;
Denn in dem Sturme bricht er leicht.

Es grünen dann die jungen Triebe,
Sie sind der erste Kuß der Liebe;
Ist nur das erste Blättchen wach,
So kommen noch gar viele nach.

Drauf blüht das Bäumchen frisch und heiter,
Und auf die Blüthe folgt — was weiter?
Mehr wage ich zu singen kaum:
„Die Liebe ist ein junger Baum!"

Serbische Volkslieder

von

Dr. A. v. Eye.

1.

Mädchen und Reh.

Rastend stand ich an des Waldes Saum,
Sah ins Bächlein, das vorüberfließet,
Sah die Blätter schwimmen, Fische spielen,
Fischlein, Blättlein in dem kühlen Bach.
Kam ein Reh aus tiefen Waldesgründen,
Armes Reh, gejagt und schwerverwundet,
Aengstlich trat es zu des Baches Rande,
Durstig schöpft es von dem kühlen Wasser,
Und die rothen Tröpflein rannen nieder.
„Armes Reh, gejagt und schwerverwundet,
„Trittst so ängstlich zu des Baches Rande,
„Schöpfst so durstig von dem kühlen Wasser,
„Stillst den Durst mit deinem eignen Blut!
„Komm zu mir! ich will dich bergen, schützen;
„Soll kein Jäger ferner mehr dich jagen,
„Soll kein Speer die Hüfte mehr dir ritzen. —
„Und bin ich zu schwach, um dich zu schützen,
„Einen Bruder hab' ich, hoch und kräftig,
„Der zu Liebe mir dir Schutz gewährt.“ — —
„„Gutes Mädchen,““ also weint das Reh drauf;
„„Laß mich fliehen, laß mich weiter fliehen,
„„Denn dein Bruder, hoch und kräftig, ist es,
„„Der mich jaget, der mich hat verwundet.““ —

2.

Das Geschenk.

Oeffnet in der stillen Früh' das Fenster
Leis' die Jungfrau, Morgenluft zu schöpfen,
Sieht gelegt ein feines Blumensträußchen,
Rothe Rosen, blau Vergißmeinnicht.

Und sie nimmt das Blumensträußchen, siehet,
Wie so fein und zierlich es gebunden,
Wie so lieblich an einander scheinen
Rothe Rosen, blau Vergißmeinnicht.

„Wüßt' ich, wer in stiller Morgenfrühe
„In dem Garten hat gepflückt die Blumen,
„Rothe Rosen, blau Vergißmeinnicht:
„Danken wollt ich ihm von ganzem Herzen!

„Wüßt' ich, wer mit feinem, seidnen Bändchen
„Zierlich hat das Sträußchen so gebunden,
„Rothe Rosen, blau Vergißmeinnicht:
„Nicht ein Kuß wär' mir als Lohn zu theuer!

„Wüßt' ich, wer mir liebend vor mein Fenster
„Heimlich hat gelegt das Blumensträußchen,
„Rothe Rosen, blau Vergißmeinnicht:
„Von dem Finger gäb' ich ihm diesen Ring!" —

3.

Die Leinwand.

Emsig schafft die junge Bleicherin;
Fänget Wasserperlen aus dem Bach,
Sprengt zur Sonne sie, und diese sendet
Gluthdurchstrahlt zur Leinwand sie zurück. —
Als die Leinwand nun genug besprengt war,

Setzt die Bleicherin sich auf den Rasen,
Stützt das Haupt und also spricht sie sinnend:
„Leinwand, meine Leinwand, weiß und trefflich,
„Hab in langen Nächten dich gesponnen,
„Habe dich gewebt und zugerichtet,
„Und dich bleichend wach' ich jetzt am Rasen.
„Aber wozu ich dich spann und webte,
„Wozu bleichend ich jetzt bei dir wache —
„Welcher lichte Tag wird einst es künden? —
„Bist bestimmt du, meinen Leib zu zieren,
„Daß du glänzest hell auf Arm und Nacken?
„Werd' ich dich zum Leichentuch zerschneiden,
„Letztes Kleid zu sein der greisen Mutter?
„Werd' ich schmale Windeln aus dir fert'gen
„Für des lieben Kindes zarte Glieder?
„Muß ich dich in kleinre Stücke reißen
„Für die Wunden des geliebten Gatten,
„Wenn er heim vom Türkenkriege kehrt?" —

4.

Der Abschied.

„Auf, mein Thier, nach Sarajewo geht es!
„Säbel wirbelt an der starken Hüfte,
„Lanze zittert in der festen Rechten,
„Junges Weib, zum Abschied reich die Hand!"
„„Soll ich schon die Hand zum Abschied reichen,
„„Die ich kurz erst zum Empfang dir gab?
„„Willst du nicht im weißen Hofe rasten
„„Bei der greisen Mutter, bei dem Kindlein,
„„Willst du harren nicht bei deinem Weibe,
„„Und dein müdes Haupt am späten Abend
„„Ruhend legen in den theuern Arm?""
„Weib, im weißen Hof kann ich nicht rasten!
„Warte du der Mutter, wart' des Kindleins,
„Aber ich muß ziehn zu den Gefährten.

„Wenn im Türkenland die Nacht gekommen,
„Wenn im Kampf die Arbeit ich vollbracht,
„Wenn am Säbel, an der starken Lanze
„Hand und Haupt ermüdet, kehr ich heim dir,
„Lege ruhend mich in deinen Arm.“ —

5.

Vor Belgrad.

O, ihr Belgrads hohe, weiße Mauern,
Könntet viel mir, wenn ich fragen wollte,
Viel erzählen von vergangner Zeit!
Sahet unter euch auf schwarzen Fluthen
Viele Schiffe schon und Nachen fahren,
Auf den Schiffen viele Heldenschaaren,
Ob den Heldenschaaren jähen Tod.
Sahet unter euch auf grünem Rasen
Manchen Serbenspeer am Turban blitzen,
Türkensäbel die Tschelenka ritzen;
Saht auf euren blutbesprengten Wällen
Manchen Jüngling, sterbend fern den Seinen,
Um die Mutter, die Verlobte weinen. — —
O, ihr Belgrads hohe, weiße Mauern,
Könntet ihr auch, wenn ich fragen wollte,
Mir erzählen von zukünft'ger Zeit?
Werden künftig auch zu euren Füßen
Schiffe fahren auf den schwarzen Fluthen,
Heldenschaaren für die Freiheit bluten,
Turban sich um Wolfsfellmütz' erboßen,
Serbenspeer auf Türkensäbel stoßen?
Wird auch mich auf den besprengten Wällen,
Fern den Meinen, Feindes Waffe fällen?
O, ihr Belgrads hohe, weiße Mauern,
Sagt, wenn ihr die Zukunft habt erkannt,
Wie lang wird mein Land in Knechtschaft trauern?
Wann kehrt Freiheit wieder in mein Land? —

Frühlingslieder

von

Fennimore.

1.

O Frühlingslüfte, Paradieses Hauche,
Erbrochen habt ihr endlich das Verließ,
Und heiter blickt uns an aus jedem Strauche
Ein Freudenbild an Düften reich und süß.
O Blüthenbäume, Nachtigallenkosen,
Wie wieget ihr das Herz in Wonne ein!
O süße Kelche kaum erschloßner Rosen.
Der Hoffnung Bild sollt ihr dem Menschen sein.
Erstarken sollt ihr ihn auf seinen Wegen,
Wie euch im Morgenroth der Silberthau.
Blüht ihm im Herzen auf als Frühlingssegen,
In neugeschaffner, reichgeschmückter Au! —

2.

Blüthenschnee deckt nun die Erde
Und die neuergrünte Flur,
Seit das Schöpfungswort: „es werde!"
Wiederhallt in der Natur.
Und des Lebens Quell erschlossen
Hat sich mit erneuter Macht;
Bäume nun und Blüthen sprossen
Reichgeschmückt in Frühlingspracht.
So auch sproßten neue Lieder,
Seit du sprachst ein Schöpfungswort,
Mir im stillen Busen wieder —
Tönen leise, leise fort.

Geheimnisse der Reminiszenz

von

Luise Hoffmann.

Prolog.

Die Träume, die in meines Innern Schacht
Als fahle Schemen sich hinabgesenket,
Sie steigen auf, sie scheinen neuerwacht,
Da ich mit meinem Herzblut sie getränket.
Denn oftmals, wenn in schlaflos öder Nacht
Der Geist des Daseins Räthsel überdenket,
Seh ich sie drohend, bittend mich umschweben
Und flehen: Gib uns Sprache, gib uns Leben!

Natur allein, die Meisterin, schafft kühn
Den besten Ausdruck ihrem innern Drange:
Die Rose darf im Flammenmeere sprüh'n,
Die Nachtigall hinschmelzen im Gesange;
Doch wenn der Mensch der Funken inn'res Glüh'n
Zu fachen sucht mit quälerischem Hange,
Bekämpfen sich in grausigem Gewühle
Die streitenden Gedanken und Gefühle.

Und wagt es gar der nüchterne Verstand
Zu rütteln an des Geisterreiches Pforte,
Den Schleier wegzuzieh'n mit frecher Hand,
Zu leih'n der duft'gen Ahnung Kleid und Worte,
Und wie Kolumbus nach geahntem Land
Zu steuern nach dem langersehnten Horte,
So mags ihn nicht befremden, nicht verdrießen,
Hört er als Träumer sich, als Schwärmer grüßen.

Doch wie im Märchenkleide Wahrheit winkt
Im schönen Fabelbuche grauer Zeiten,
So mag von Schein und Sein, ob mir's gelingt,
Ein Schaumgebild an euch vorübergleiten,
Gleich wie der Iris bunter Gürtel schlingt
Sich über Länder, über Meeresbreiten:
Ein farbig Nichts aus Wolkenduft und Klarheit
Ein Regenbogentraum aus Trug und Wahrheit.

I.

Wogenlieder.

1.

Ich saß an Genuas Gestad; es sang das Meer mir Träume vor;
Der Abend überspann die Welt
Mit dünnem, leichtem Flor.

Die Schiffe tanzten auf der Fluth, es tanzte mit mein Herz dahin;
Schon längst gelebte Zeiten sah
Ich wieder vor mich zieh'n.

Und allgemach die Sonne sank; es pfeift der Wind, der Wellen Chor,
Beglänzt vom letzten Sonnenstrahl,
Sang dieses Lied mir vor:

„„Seit grauen Jahren rauschen wir kühl um der Erde grünes Rund,
Und was dir Erd' und Himmel birgt,
Uns ist es kund.““

„So sprich, woher die Seligkeit, die plötzlich schwellt die Menschenbrust?“
„„Es ist Erinnrung, blitzesschnell,
Erlebter Lust.““

„Und sprich, woher das tiefe Weh, das plötzlich dringt ins Menschenherz?“
„„Erinnerung ist's, die wiederbringt
Uralten Schmerz.““

„Sag an, warum bei süßem Sang die Thräne mir ins Auge springt?"
„„Weil schon durchlebten Lebenstraum
Er wiederbringt.

Wir waren schon seit Ewigkeit, und du auch bist so alt wie wir.
Der ganzen Schöpfung Lust und Leid
Schläft auch in dir.""

2.

Brandendes Meer, hört, was es sang, was mir erzählten die Wogen:
Puniens Ahn, schaukelnden Kahns, über mich kam er gezogen,
Griechische Maid, Cyprias Bild, habe ich kosend getragen,
Wogen-umrollt, Brandung-umbrüllt sang mir Homeros die Sagen.
Göttergebild, Tempel so hehr streichelten murmelnde Wellen:
Bröckelnden Bau, sinkenden Stein ließ ich am Ufer zerschellen.
Ehernen Geist's, ehernen Leib's hat mich der Römer durchzogen,
Würdiger Sproß tapferen Ahns, der an der Wölfin gesogen.
Hannibals Stadt sank in den Schutt, Hellas hinab zu den Todten,
Siegenden Tritt römischem Haupt gaben die mächtigen Gothen.
Reiche ersteh'n, Reiche vergeh'n, Könige sah ich verbluten,
Purpurne Gluth strömenden Strahls färbte die zürnenden Fluthen.
Und sie verging, eiserne Zeit, dämmerte blässer und blässer:
Flotten, das Kreuz fromm im Panier, furchten mein spiegelnd Gewässer.
Minne begann zärtlichen Sang, stolz ist der Name erklungen,
Ritterschaft blank, welche das Schwert Gott und der Dame geschwungen.
Hitzigen Streit, Kampf um die Welt, ringet der zürnende Kaiser,
Zuckenden Blitz schleudert der Papst, prasselnd erlodern die Reiser:
Königes Zelt, geistlichen Bau zünden die züngelnden Flammen,
Alternde Macht, alternde Pracht stürzen in Trümmer zusammen. —
Menschengeschlecht, alter Gesell, rühmest dich immer des Neuen;
Tauschest das Kleid, tändelndes Kind, willst dich am Wechsel erfreuen.
Bleibet dein Leib, bleibet dein Geist, was er vordem schon gewesen:
Rauschest dahin, rauschest zurück, kannst nicht vom Leben genesen.

II.

Mein Traumbild.

Es dämmert tief die ahnungsvolle Kunde
In meiner Brust von einem frühern Leben.
Ich sehe mächtig aus des Meeres Grunde
Sich eine Stadt im Mauernkranz erheben;
Die Wogen hör' ich klagend an sie schlagen,
Wenn sie geflügelt hin zum Ufer schweben;
Ich sehe ihre schlanken Thürme ragen,
Die Kirchen mit der Fenster glüh'nder Pracht,
Die Giebelhäuser grau gleich düstern Sagen;
Und wie ein Heimweh ist's in mir erwacht.
Es steht ein altes Haus vor meinen Blicken,
Das sich verbirgt in enger Gassen Nacht.
Hier findet meine Seele mit Entzücken
Den Schauplatz von verschollner Jugendzeit,
Von ihren kleinen Schmerzen, kleinen Glücken.
Die Pforte winkt, es dehnt die Flur sich weit,
Das Zimmer lockt, von Abendgold umsponnen.
Doch will ich weiter dringen: mir zum Leid
Ist alsobald der schöne Traum zerronnen.
Und tiefer Schauer rieselt durch's Gebein;
Wie Schatten steigen bei dem Fall der Sonnen,
Dem Wandler, der, vom Schlaf bei Mondenschein
Erwacht, entsetzt auf schmalem Dach sich findet,
Dem Wandrer gleich, dem auf dem Felsgestein
Der jähe Pfad in leere Luft verschwindet,
So starr ich auf; doch bleibt der heiße Drang,
Der mir die Wahrheit meines Traums verkündet,
Der Reisetrieb, der mich so innig bang
Läßt überall nach jenem Bilde suchen,
Das einst in tiefer Brust ein Traum mir sang
Und lange Jahre unverlöschlich trugen.

III.

Pythagoras.

Gierig saugt die Erde das Naß der Wolken,
Brennend küßt die Sonne den Thau der Fluren,
Himmelab strömt Wasser und steigt zum Himmel
Ewigen Wechsels.

Auch des Menschen Seele war uranfänglich,
Tauschte Leib mit Leibe schon seit Aeonen,
Wie mit neuem altes Gewand man tauschet,
Wenn es verbraucht ist.

Ich, genannt Pythagoras jetzt aus Samos,
War der Sohn des Panthoos sonst Euphorbos;
Zürnend fällte mich im Gefilde Trojas
Einst Menelaos.

Dort zu Argos hab' ich in Heres Tempel
Jüngst den Schild gesehen, den meine Linke
Trug, als ich verwundete einst Patroklos
Mir zum Verderben.

IV.

Plato.

Merk, o Freund, dir den Spruch, den mancher der Dichter gesungen,
Pindaros selbst und viel göttliche Männer zumal:
Nimmer vergeht, was einmal gewesen; es wandert vom Hades
Wieder zum sonnigen Land, wen Persephassa gelöst.
Göttliche Schönheit schaute die Seel' im Lande der Götter;
Darum ziehet den Geist dämmerndes Sehnen zurück.
Viel auch hat sie der Dinge gewahrt in vorigen Leibern:
Wenn du zu lernen dich dünkst, weist dir Erinnrung die Spur.

V.

Luther und Alexius.

Sie wandelten im Schatten hoher Eichen,
Gewitterschwüle hielt die Welt umfangen;
Doch mächtig stark, wie Donnergrollen, drangen
Alexius Worte durch das tiefe Schweigen:
„Nie will der Seele die Gewißheit weichen,
Die Zauberliedern gleich ihr Träume sangen,
Daß einmal schon des Lebens Tage schlangen
Vor langen Jahren um sie ihren Reigen.
Ich weiß gewiß, ich ward in jenen Tagen
Elias gleich von dieser Welt entrückt,
Zu Gott getragen auf dem Flammenwagen.“ –
Da plötzlich hat ein Strahl die Luft durchzückt:
Alexius sinkt; ihn hat der Blitz erschlagen.
Und Luther blieb von Schwermuth hart gedrückt.

VI.

Lessing.

Ihr zweifelt an der Menschheit ew'gem Fortschritt,
Weil langsam nur am großen Uhrwerk rückt
Sein Zeiger in der Spanne eures Lebens.
O blicket tiefer in das Weltgetriebe
Der Meisterin, der Sparerin Natur,
Die jeden Stoff sich tausendfach verbraucht,
Die auch durch euer Dasein weiter fördert
Das tiefe Streben ihrer Weltvollendung,
Durch euch vermuthlich schon gefördert hat!
Denn warum sollte jeder einzle Mensch
Nur einmal diesen einen Stern bewohnen?
Ist solche Hypothese lächerlich,

Weil sie die älteste? Weil der Verstand
Von der Sophisterei der Schule noch
Zerstreut nicht und geschwächt darauf verfiel?
Warum nicht hätt' ich schon einmal gelebt
Und hätte zur Vollkommenheit zu steigen
Den steilen Pfad nicht einmal schon versucht?
Und warum sollt' ich nicht so oftmals kehren,
Als neue Kenntniß, neue Fertigkeit
Für mich und für die Menschheit zu erwerben?
Wie? brächt' auf einmal ich so viel davon,
Daß es die Müh' der Wiederkehr nicht lohnte?
Dies wahrlich nicht — vielleicht, weil ich vergesse,
Daß ich schon dagewesen? — Wohl mir deshalb!
Warum die Kette der Erinn'rung schleppen,
Die jetziges freies Regen mir erschwerte?
Und das, was ich auf jetzt vergessen muß,
Vergess' ich es denn auch auf immerdar?
Wie, oder weil zu viel der Zeit verloren?
Verloren?! und was hab' ich zu versäumen?
Ist denn die ganze Ewigkeit nicht mein?

Schlusstriolett.

Was bringst du für Phantastereien
Und alte tolle Märchen vor?
So bange ahnend hör' ich schreien.
Was bringst du für Phantastereien,
Des müßigen Hirnes Träumereien?
Damit verschone unser Ohr!
Was bringst du für Phantastereien
Und alte tolle Märchen vor?

Gedichte

von

Ludwig Palmen.

Zwei blinde Bettlerinnen.

Ich war des Lärms der Straßen herzlich satt
Und floh zu einer Wandrung um die Stadt.

Von ferne nimmt am Thor mein Auge wahr
Ein häßlich Weib mit aufgelöstem Haar.

Von ausgelass'nen Jungen rings verhöhnt
Schilt, flucht die Alte, stampft den Grund und stöhnt.

Ich komme näher; sie vernimmt den Tritt
Und lauschet, plötzlich stille, jedem Schritt.

Nun beugt, nun richtet sie sich rasch empor,
Mit hohler Hand bewaffnet sie das Ohr.

Wie lauert auf den Raub ein wildes Thier,
So auf Tribut der Blinden rohe Gier.

Wer ohne Gabe hier vorüberzieht,
Mag seh'n, wie er der Lästerung entflieht!

Ich schüttle, was ich in der Börse fand
An kleiner Münze, in die welke Hand.

Sie schien erfreut zwar von dem hellen Klang,
Doch mit den Fingerspitzen prüft sie lang.

Dann aus verwildert rauher Stimme scholl
Ein: „Gott vergelt's!" für den erhobnen Zoll.

Unheimlich drang an's Ohr und fast wie Hohn
Die Dankesformel bei dem schnöden Ton. —

Ich wandre weiter; golden strahlt der Tag,
Es blüht und duftet rings der grüne Hag.

Die Lerche steigt im Himmelsblau empor
Und grüßt mit ihrem Lied mein trunk'nes Ohr.

Da wird das Herz mir wieder froh und leicht,
Der Zweck der Frühlingswanderung ist erreicht.

Ich kehre heim; an diesem Thore stand
Ein junges, schönes Weib mit offner Hand.

„Ich habe kleine Münze nicht bei mir,
Doch kehr' ich wieder, geb' ich doppelt dir."

„„Ja, lieber Herr! ich glaube diesem Wort;
Mein Gott und gute Menschen sind mein Hort.""

So herzlich floß der Stimme weicher Klang
Aus diesem Mund wie frommer Lobgesang.

Ich trete näher hin. Wie zart, wie mild
Verklärte Züge trägt der Armuth Bild!

Nun sah' ich's erst, was fast ich mir gedacht:
Dieß Auge schloß für ewig dunkle Nacht.

Da reichet unwillkürlich meine Hand
Ein größ'res Stück, wie sie's nun eben fand.

Und reicher ging ich weg! Mir kam es vor,
Als trügen Engel mich zum sel'gen Chor.

Ein Pfingstmorgen.

Pfingstmorgen ist's; wir steh'n am hohen Wall
Des Frankenbergs und schau'n hinab in's Thal.

Tiefblau des Himmels ausgespanntes Zelt
Umschlingt die wollusttrunk'ne Frühlingswelt.

Wohlthuend warm der Hauch der Morgenluft,
Ihr sanfter Athem süßer Blüthenduft.

Ein leis Geflüster summt durch's Aethermeer,
Der kleinen Frühlingsgäste zahllos Heer.

Das zarte Laub der Birken, angeweht
Vom Kuß der Luft, singt wonnig sein Gebet.

Sonst Alles stille; wie ein holder Traum
Bannt uns die Feier und wir athmen kaum.

Da schallt vom Thal herauf der Glocken Chor
Und dringt mit frommer Mahnung uns an's Ohr.

Des Freundes Auge strahlt; die heil'ge Gluth
Flammt mir entgegen, die in meinem ruht.

Wir sprachen nicht; in wunderbarem Drang
Zieht uns hinab der Glocken sel'ger Klang.

Lieder.

1.

Ich wandle unter Bäumen
Sinnend für mich allein;
Die weißen Blüthen wiegen
Sich still beim Mondenschein.

Mir ist, als ob mich grüßte
So innig und so mild
Verklärter Mutterliebe
Segnendes Engelbild.

Wie will ich jeden Abend,
Bei dir, o Mutter, sein,
Wenn sich die weißen Blüthen
Wiegen im Mondenschein!

2.

In schwarzen Schleier eingehüllt,
Tief trauernd' schweigt die Nacht,
Und leuchtet doch der Erde mild
In goldner Sterne Pracht.

So schweigt ein liebendes Gemüth
In seinem tiefen Leid
Und hat ein Lächeln, hat ein Lied
Für Andre noch bereit.

3.

Ich möchte auch dich schmücken,
Mein Herz, mit Liebesklang
Und deine stille Liebe
Kleiden in neuen Sang.

Doch die vor mir liebten und sangen
Haben Alles schon geraubt,
Die Lerche belauscht und die Rose
Geknickt und den Hain entlaubt.

Und nur mein junges Lieben
Blieb heimlich und unentweiht,
Und des Herzens Sehnen und Pochen
Ist sein einzig Feierkleid.

4.

Wieder der Rose Blüthenduft
Athmet des Lenzes würz'ger Hauch,
Und in der Minne süßester Lust
Wiegt sich mein Herz wie ein blühender Rosenstrauch.

Wiederum singt die Nachtigall
Träumerisch tief ihr sanftes Lied:
Träumerisch, mit dem wonnigen Schall
Grüßender Liebe mein Herz in das deine flieht.

5.

Verkannter Liebe Wehen,
Wie brennen sie so heiß!
Der mag es nicht verstehen,
Der nichts von Liebe weiß.
Wann sich ein Herz zu dir gekehrt,
Du aber hast ihm rauh gewehrt:
Verkannter Liebe Wehen,
Wie brennen sie so heiß!

Aus tausend Schwestern wählte
Ich dich in süßem Wahn;
Was Allen ich verhehlte,
Dir hab' ich's kund gethan.
Was eines Dichters Brust bewegt,
Hab' an das Herz ich dir gelegt.
Aus tausend Schwestern wählte
Ich dich in süßem Wahn.

Ich habe stets getragen
Mit treu'ster Liebe dich,
Du mußt es selber sagen,
Wohl als mein zweites Ich.

Nun hast du dennoch mich verkannt,
Und hast mich kalt und herb genannt,
Da ich doch stets getragen
Mit treuster Liebe dich.

Ein leichtes Lächeln spielte
Verhüllend um den Mund,
Doch, die dein Pfeil erzielte,
Die Stelle ward so wund,
Da ich von dir das Wort gehört,
Hat sich das Herz in mir empört.
Ein leichtes Lächeln spielte
Verhüllend um den Mund.

Sängerliebe.

Als du noch mein, wie hat mich oft entzücket
Der Lieblingstraum, zu bilden deinen Geist,
Den die Natur so reich und hold geschmücket!

O wenn der Keim so schöne Frucht verheißt
Und unentfaltet bleibt, wer ahnt der Wehen
Geheimniß, das des Pflegers Brust zerreißt?

So muß ich denn, Geliebte, von dir gehen
Mit herbem Leid. Ach! meine junge Saat
Wird nimmer unter fremder Hand erstehen.

Sei's drum! Ich beuge vor des Himmels Rath
Mein schuldlos Haupt; doch muß ich dein gedenken,
Auch ferne dir, mit frommer Liebesthat.

Indeß du's nicht verschmähest, mich zu kränken,
Wird, auch verstoßen, noch mein treu Gemüth
Den tiefen Drang auf deinen Zauber lenken.

Vielleicht, daß wenn der Minne Leid erblüht,
Mir einst zu schwermuthsvollen Liederweisen,
Dein Mitgefühl im feuchten Auge glüht?

Dann will mein Loos ich doch noch glücklich preisen!

Künstlerminne.

Einst hieß dein holder Mund mich wonnig träumen
Von Liebesglück, und deiner Reize Macht
Gebot dem trunk'nen Blick ein selig Säumen.

Mir war's, als wäre plötzlich aufgewacht
Der Schönheit Urbild, wie's im Busen innen
Mir schlief, in dir zu ungeahnter Pracht.

Ach, all den Zauber sollte ich gewinnen
Durch deine Huld! Preiswürdiges Geschick,
Ein menschgewordnes Ideal zu minnen!

Es ist vorbei — du stießest mich zurück —
Ich will nicht fürder deiner Schuld gedenken,
Und nicht zertrat dein Fuß mein ganzes Glück.

In deine edlen Formen wird sich senken
Mein Genius, mit schöpferischer Kraft
Der Mutter Bild dem jungen Leben schenken.

So will ich stets, bis mich der Tod entrafft,
Verklären hold mit treuem Liebessinne,
Die treulos floh aus meiner Liebe Haft.

Das ist des schnöd verstoßnen Künstlers Minne.

An Lenau.

Mir war's vergönnt vor vielen Erdensöhnen,
Der ernsten, schwermuthsvollen Seele Wehen,
In deren Grund du tiefen Sinns gesehen,
Zu hüllen in das Feierkleid des Schönen.

Wer je mitfühlend deinen weichen Tönen
Gelauscht, der wagt es kaum, im Ernst zu flehen
Daß ihm die Stunden schweren Leids vergehen,
Das mit so hoher Schöne läßt sich krönen.

Als mir dein klagend Lied in's Herz gedrungen,
Entstand mein erstes Lied, und manche Weise
Ist jener ersten zitternd nachgeklungen;

Gestatte denn, verklärter Geist, daß leise
Die Leier, der die Deine hold gesungen
Das Wiegenlied einst, nun den Todten preise!

An Wilhelm von Humboldt.

Von jenen hohen Thaten will ich schweigen,
Die einst dein starker Arm, in schweren Zeiten
Berufen, einen großen Staat zu leiten,
Vollbracht vom Frühroth bis zum Sonnenneigen.

Auch will ich nicht auf jene Kränze zeigen,
Die um des Forschers Stirne stolz sich breiten,
Obwohl es süß, in diesem Schmuck zu schreiten;
Ich singe hier von still'ren Ehrenzweigen.

Des Maßes Keim, den Gnade dir beschieden,
Hat deines edlen Geistes ernstes Ringen
Zur reifen Frucht entfaltet schon hienieden.

In der Idee Geheimniß einzudringen
So tief, so schön der Seele klaren Frieden
Zu kleiden, durfte Wenigen gelingen.

An Klopstock.

Den heil'gen Stoff, der schon die Brust gehoben
Des Jünglings, hast du treu mit dir getragen,
O frommer Sänger, bis in reifen Tagen
Dir ward vergönnt, der Form ihn zu verloben.

So muß der ächte Genius sich erproben,
Daß, ob der fremden Reize Wogen schlagen
Um's Haupt, er zulenkt weise, sonder Zagen
Dem eignen Ziel. Nicht sei die Kraft zerstoben!

Mir träumet seit des Dichtergeists Besinnen
Auf sich und seines Schaffens Gegenstände
Ein heilig Lied verschämt im Busen innen:

O daß durch eines Gottes Segenshände,
Wie ich es trug mit aller Gluth der Minnen
Durch jeden Sturm, es bald die Hülle fände!

An Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Mein Blick hing zwar an deinem nie, noch drückte
Die Hand ich dir zum Gruß, und doch versöhnen
Läßt kaum mein Schmerz sich, daß des ewig Schönen
Schöpfer wie Gras die Hand des Todes pflückte.

Wie der Gedanke meinen Geist entzückte,
Mit deinen heilig tiefen Zaubertönen
Das hehre Werk, das ich ersann, zu krönen
– Ein Bund, der einst den Ernst der Dichtung schmückte – ! –

Nun aber bist du vor der Zeit geschieden,
Und nicht, die sich um deine Stirne breiten,
Die stolzen Zweige theilt mein Haupt hienieden.

Ach einsam, trauernd muß ich weiter schreiten;
Die Last des halben Werkes stört den Frieden;
Denn so wie du gibt's nirgend einen zweiten.

An Dante.

Du, großer Dante, hast in frühen Jahren,
Daß die Geliebte schied, an die gebunden
Ein Blick für ewig Dich, nach flücht'gen Stunden,
Das schmerzlich neidenswerthe Loos erfahren.

Nun winket unter lichten Engelschaaren
Dir Beatrice zu, der Seele Wunden
Vernarben mild, und, die du tief empfunden,
Die Ewigkeit darfst du uns offenbaren.

Mir lächelt wonnig noch das Glück der Minne,
Und doch zuweilen jaget den verwegnen,
Tollkühnen Wunsch ein Gott mir durch die Sinne:

Daß nach dem ersten, bindenden Begegnen,
Mich ließ die Braut, um, zu der Welt Gewinne,
Mit Himmelsklang die Leier mir zu segnen!

An Platen

Deinen reinen Formen, o Meister, spenden
Alle Kunstverständigen nun den Beifall;
Ich dagegen schlinge den Kranz um deine
Hohen Gedanken.

Denn dich hat geweiht in der heil'gen Stunde
Deines Werdens segnend der Blick des Gottes,
Dir in tiefem Sinn die erhabne Kraft des
Schaffens verliehen.

Und du hast die Gabe der Gnade sorglich
Ausgebildet; treu mit dem reichen Pfunde
Wuchernd stiegst du kühn auf den höchsten Gipfel
Menschlichen Denkens.

Was Europa dachte vor dir, des Ostens
Heilig Ahnen senktest in deines Geistes
Born du, daß es wahrer entsteige nach dem
Bad der Verklärung.

Lauschend ihren eigenen Tönen, schauend
Ihre Weisen war der verborgne Geist der
Völker dir in Geist und Gemüth gedrungen,
Hold sich erschließend.

Mit dem seltnen Geist, mit der seltnen Bildung
Eintest ächte Mannheit, des Willens Kraft du,
Zartheit der Empfindung, ein mildes Herz und
Edle Gesinnung.

Hohes Selbstgefühl mit der tiefen Demuth,
Die im eignen Werk eines Gottes Segen
Fromm bewundert, innig vermählet war die
Seele des Schaffens.

Solch ein Mann, erkorst du der Dichtung Muse
Dir zur einz'gen Lebensgefährtin: wen noch
Wundert's, daß die Braut du mit ächten Perlen
Schmücktest zum Feste?

Edler Geist erwählt sich zur ew'gen Wohnung
Edle Form! Ein Lehrling der Griechen, wurdest
Meister du jedweder Gestaltung; nur das
Höchste genügt dir.

Also prägest du der erworbnen Weisheit
Reiche, neue, hohe Gedanken streng in
Das erhabne Maß der beschwingten Ode,
Oder des Hymnus.

Also hauchest du in die weichen Reime
Des Sonetts der heilig bewegten Seele
Lebensathem, zärtlicher Liebessehnsucht
Schöne Empfindung.

Also läßt erblühen des bunten Mährchens
Jugendwelt dein Wink, und im zartsten Dufte
Wiegt sich Bild an Bild, mit der Engel lichter
Hülle umgeben.

Also rollt die Hand des Geweihten auf den
Reid'schen Vorhang; über die Bretter siehe!
Schreiten der Geschichte Gestalten, Bilder
Ew'ger Gedanken.

Also meistert kühn die geringe Leistung
Ungeweihter Griffel des Dichterfürsten
Ueberlegner Witz, in die lust'gen Spiele
Muster noch mischend.

Gedichte

von

J. Priem.

Die Macht des Gewissens.

I. Das Verbrechen.

Er wankte hinaus in die wilde Nacht,
In die finstre, sturmdurchbrauste,
Das letzte Goldstück es war dahin,
Dem blöden Spieler grauste.
Das letzte, das letzte! Ein Bettler nun,
Kein Brod für Weib und Kinder!
Und was beginnen? Was nun thun?
Wer hilft dir, du armer Sünder!

Ein Bettler! Ach, er wollte ja gern
Von Thüre zu Thüre schleichen,
Doch, dem Verbrecher wird kein Mensch
Zur Hülfe die Hände reichen.
Sein letztes Goldstück, es war nicht sein,
Er ließ es mit hundert andern,
Die seiner Ehrlichkeit anvertraut,
In die Hölle des Spieles wandern!

Doch sieh, was schleicht an den Häusern hin?
Der blendende Strahl des Lichtes
Fällt auf die hagere, kleine Gestalt;
Es ist das Antlitz des Wichtes,

Der mir den letzten Heller stahl,
Der mich um die Ehre betrogen
Und meines Daseins stilles Glück
Mit ewiger Nacht umzogen!

Du ewig unerforschte Gewalt,
Die über den Sternen thronet,
Gib, daß in dieser Menschenbrust
Ein Funke des Mitleids wohnet:
O Herr, o Herr, die Hälfte nur
Von dem, was das Glück euch gegeben,
Die Hälfte nur von meinem Gut, —
Ihr rettet mir Ehre und Leben!

Hoho! Du drolliger Gesell,
Scholl's mit heisrem Ton ihm entgegen:
Wer stellt sich mitten in der Nacht
Mir als frecher Bettler entgegen?
— Um's Leben Herr! Um Weib und Kind! —
Was kümmerts mich, wenn du Leben
Und Weib und Kind mit schnödem Muth
Im Spiel dahin gegeben?

Da sträubt sich das Haar, da schlägt die Angst
In des Flehenden Herz ihre Krallen:
O rettet mir, Herr, die Ehre nur,
Das And're sei euch verfallen! —
Ihr sollt mein Herr und Gebieter sein,
Mein Leben will ich euch weihen,
Wollt ihr von dem, was ich mein genannt,
Nur die Hälfte, die Hälfte mir leihen!

Mach Platz, eh' dich mein Fuß zertritt,
Schwachköpfiger Schuft, zur Seite! —
Da fährt's dem Verzweifelten in die Hand, —
Wie der Tiger auf seine Beute,

So wirft er sich auf den Spieler hin,
Ein Dolchstoß wirft ihn auf's Pflaster,
Und, ausgestreut, klingt rings um ihn
Am Boden ein Haufe Piaster! —

Nicht reizt den Mörder des Goldes Klang
Um das er noch eben gebettelt,
Und das sein Opfer mit krampfhafter Hand
Im jähen Sturze verzettelt, —
Das Dunkel der Nacht bedeckt die That,
Vor des Mörders Augen ist's helle:
Ihn peitscht ein brechendes Augenpaar
Mit Furienmacht von der Stelle! —

Und eh' noch ein Schimmer des Morgens tagt,
Da steht er am Meeresstrande, —
Ein Sprung hinab in das salzige Grab
Löst Leben und Schuld und Schande! —
Umsonst — ein kräftiger Seemannsarm
Entreißt ihn der Wasserwüste,
Und als er die Sonne wiedersieht,
Bestrahlt sie Britanniens Küste!

II. Die Sühne.

In Massen drängte sich das Volk zum Saal,
Ein Mörder stand vor Londons Tribunal,
Den strengen Spruch der Richter zu erfahren;
Kein Auge nahm des Mitleids Thräne auf:
Gerechtigkeit, sie habe ihren Lauf,
Des Landes Sicherheit uns zu bewahren!

Da bringt man ihn, — das Antlitz leichenblaß,
Doch frechen Blicks, als gält es einen Spaß
Im Kreis umher auf Volk und Richter starrend.
Auf der Tribune der Geschwornen Schaar,
Der Themis strenge Priester am Altar,
Mit sichrem Blick heut ihres Opfers harrend.

Doch Jener dort mit blassem Angesicht
Ist's nicht, als säß er selber vor Gericht
Statt in dem würd'gen Kreise der Geschwornen?
Wie starrt sein Auge auf den Mörder hin,
Der mit des grauen Lasters stumpfem Sinn
Gleichgiltig schon sich zählt zu den Verlor'nen!

Doch wendet hämisch er den frechen Blick
Der Jury zu: Ich weiche dem Geschick!
So ruft er, und die Strafe wird mich finden.
Wer aber bürgt für euch, ihr strengen Herrn,
Daß nicht das Glück, es heuchelt ja so gern,
Den Tugendmantel warf um eure Schultern?

— — Des Mörders Schuld liegt sonnenklar am Tag,
Wie man auch drehen sie und wenden mag,
Wer kann ein Wort der Milde für ihn finden?!
— — Und als sich aus dem Saale das Gericht
Zurückgezogen und gar lange nicht
Dem Volke will den Todesspruch verkünden —

Da läuft ein Murmeln durch den weiten Saal,
Die Menge stößt und drängt sich zum Portal,
Ein wogend Meer mit unheilschwangerm Brausen —
Und aus der Jury Zimmer, mit der Wuth
Des Wahnsinns stürzt, im Auge Todesgluth,
Der bleiche Mann, sein Anblick wecket Grausen!

Könnt ihr ihn richten? Ich vermag es nicht!
Schleppt selber mich vor euer Blutgericht —
So ruft er — werft den Stab mir vor die Füße!

Das Glück hat mein Gewissen eingelullt,
Daß es mich freisprach von der Todesschuld;
Nun nehmt mich hin, daß ich sie ehrlich büße!

Was er verschuldet, hab' auch ich gethan,
Und meine Sühne war ein leerer Wahn
Für Jahre mir die Sinne zu bethören.
Das Glück, das mir im fremden Land gelacht —
Was ist es gegen des Gewissens Macht —?
Nicht Gold, noch Zeit vermag sie zu zerstören!

Da trat ein Bettler aus des Volkes Schaar,
Gebückten Haupts, mit grauem Lockenhaar,
Das offne Wamms zeigt die vernarbte Wunde.
— Sieh mir ins Aug'! Du trafst nicht tief genug,
Du hast gesühnt wie ich, — des Schicksals Fluch
Nimmt von uns Beiden diese bange Stunde!

Zu spät — denn als die Todtenglocke klang
Verkündend jenes Mörders letzter Gang,
An dem der Henker rasch sein Amt verrichtet
— Klang auch von Bedlams Haus ein Glöckcher her —
Und einem armen Irren galt es, der
Statt And'rer Schuld zu richten, sich gerichtet!

Der erste Gang zur Stadt.

Ein Mädchen an der Mutter Hand
Hüpft fröhlich in die Stadt hinein,
Es jubelt auf in Kindeslust
Ob dieser Häuser langen Reih'n.

Ob dieser Kirchen hoher Pracht
Und dieser Thürme stolzer Höh', —
Es zieht die Mutter drängend fort:
„O liebe Mutter, geh doch! Geh!

„Sieh' nur die Menschen alle hier,
Dieß Rennen und dieß Treiben sieh'
So etwas gibt's in unserm Dorf
Ja selber an der Kirmeß nie!"

Die Mutter aber senkt den Kopf
Und hält die Schürze vor's Gesicht:
Sie fühlt, daß aus den Augen ihr
Ein Strom von bittren Thränen bricht.

Was kümmert sie die Herrlichkeit,
Was kümmert sie des Lebens Pracht,
Was kümmert sie die fremde Lust?
In ihrem Innern ist es Nacht!

Der Mangel drückte sie so schwer
In dieser Zeit der bittern Noth,
Vergebens flehte oft das Kind
Mit Thränen um ein Stückchen Brod.

Um dieser Thränen willen ging
Sie bittend nun von Haus zu Haus,
Und bot, obgleich ihr's nicht erlaubt,
Um wenig Kreuzer Waaren aus.

Ertappt darüber wird sie nun
Vom Amtsfrohn in die Stadt geführt,
Um dort nach des Gesetzes Laut
Zu büßen, wie es sich gebührt.

Das Kind, das von der Mutter Schmerz
Kein Wissen und kein Ahnen hat,
Springt lustig fort an ihrer Hand
Auf seinem ersten Gang zur Stadt!

Verbesserung.

„Unsre Wiesen grünen wieder",
So beginnt ein altes Lied,
Und an seinen Melodieen
Sang sich manche Kehle müd.

Aus dem Text des Frühlingsliedchens
Liegt die Stelle mir im Sinn:
„Kühner wird jetzt jeder Schäfer
Sanfter jede Schäferin." —

Einmal ward's in einer Schule
Auch gar fleißig exercirt,
Und die Jugend schrie gewaltig,
Und der Lehrer war gerührt.

Desto weniger der Pfarrer,
Als er in die Schule trat:
„Herr Magister, Herr Magister,
Das ist keine gute Saat!

„Solche Lieder sind der Jugend
Nur zu oft ein süßes Gift,
Wenn Ihr Lieder singen wollet,
Singt sie aus der heil'gen Schrift!"

„„Doch die Melodie, Herr Pfarrer,
Ach sie ist ja gar zu schön!"" —
„In den Tönen steckt der Teufel,
Die mit solchem Texte geh'n!

„Fühlt ihr in des Liedes Worten
Nicht den schlau versteckten Sinn:
Kühner wird jetzt jeder Schäfer,
Sanfter jede Schäferin?" —

„„Ach des süßen Frühlings Ahnen
Ist ja nur damit gemeint;
Fühlen Sie nicht selbst Herr Pfarrer,
Daß die Sonne wärmer scheint?

„„Daß der Lüfte sanftes Wehen
Jede Brust mit Wonne füllt,
Und der Lerche lauter Jubel
Manches Weh im Herzen stillt?““

Und der Pfarrer zieht die Dose,
Voll mit Spaniol gefüllt:
„Ei gewiß, mein Herr Magister,
Doch es bleibt ein kühnes Bild.

„Und man weckt in jungen Herzen
Nur zu leicht der Welten Lust,
Und ein einzig Wörtchen zündet
Oft die Flamme in der Brust.

„Nun, ich will's so streng nicht nehmen,
Singt in Gottes Namen fort,
Aber ändert in dem Liede
Nur ein einzig kleines Wort;

„Laßt die Kinder künftig singen —
Unverändert bleibt der Sinn —:
Kühner wird jetzt jeder **Käfer**,
Sanfter jede **Käferin**!“

Gedichte

von

Karl Rögner.

Mit Blumen.

Der Frühling ist gekommen in die Lande
Mit heitrer Stirn und seine Blumen blüh'n,
Die Zeugen, daß die Mutter, unsre Erde,
In ihrem Busen jene Kräfte hegt,
Die auf am Licht zu Sinnigschönem keimen,
Dran ein Gemüth entzückt sich freuen mag.
Der Frühling ist gekommen in das Herz,
Ins Herz, das auch an jene Blumen glaubt,
Die in des Busens Wunderland erblühen,
Ins Herz, das will ein solcher Boden sein,
Dem unverwelklich, neu und immer schöner
Entsprießen sollen diese Lebensblüthen. —
Die Blumen blüh'n! sie blühen auch für Dich,
Durch Dich — ich sag's — Du milde Gärtnerin.
O nimm sie hin als leise redend Wort:
Daß da ein Himmel ist, wo sie gedeihen
Und eine Mutter, die sie liebend nährt.
Sie flüstern leise, leise; neig' Dein Ohr,
Und wenn Du fandst, was ihre Sprache will,
So ist die Antwort lieblich schon geworden,
Die sich nicht rufend an die Ohren drängt,
O nein! die erst im Herzen bang verschlossen,
Zuletzt erwacht zu sanftem, süßem Laut.

Warum?

Warum schau ich so gerne
 Dir in das Angesicht,
Noch lieber als die Sterne
 Dein sanftes Augenlicht?

Warum muß ich Dich fassen
 Wohl um den minn'gen Leib,
Vom Küssen nimmer lassen,
 Dem süßen Leidvertreib?

Warum bin ich, der Frohe,
 Bei Dir ganz glücklich erst,
Wenn Du der Liebe hohe
 Weisheit dem Schüler lehrst? —

Es liebt der Baum zu blühen,
 Wenn ihn der Frühling mahnt;
Es liebt das Herz zu glühen,
 Wenn einen Lenz es ahnt.

Bächlein behaglich rauschet
 Erst recht auf blum'ger Spur;
Kindlein am liebsten lauschet
 Den Sängern auf der Flur.

Warum all diese Triebe
 Und all der Sonnenschein?
Warum, warum die Liebe? . . .
 Es muß ja Frühling sein! —

Das Grundgesetz es ist die ewge Liebe.

So mannigfaltig sich Natur gestaltet
In Schöpfungsfrieden oder wildem Toben —
Ihr Werk, am Ende ist es doch zu loben,
Denn Ein Gesetz ist's, was darinnen waltet.

Sieh diese Pflanze, anspruchlos entfaltet,
Ihr Wesen still empor zur Blum' gehoben:
Mit tausend Fäden ist ihr eingewoben
Das Allgesetz, das hier so schön geschaltet.

Und auch der Mensch, dir muß er sich ergeben,
Natur, o Mutter! deine ewgen Triebe,
Sie dürfen ihn nur leiten durch das Leben.

Und wir, wie auch der Lebenspfad uns übe,
Durch allen Drang sei uns das Wort gegeben:
Das Grundgesetz, es ist die ewge Liebe! —

Die Weltalter.

Maskenspiel

von

Luise Hoffmann.

(Aufgeführt im literarischen Vereine den 15. Februar 1854)

Wagner.

(im Schlafrock, sitzt hinter einem Tisch und corrigirt. Zu beiden Seiten Schriften. Vor ihm einige große alte Bücher.)

Elender Lebenslauf ohn' alle Freud' und Ruh!
Stets corrigiren nur, corrigiren immer zu,
Ob Phöbus fröhlich lacht, ob Luna schmachtend weinet,
Ich und der Schriftenpack sind jederzeit geeinet.
Da thürmt ein Pelion von Heften sich empor,
Und unter meiner Hand steigt Ossa hier hervor,

(Knaben bringen neue Schriften.)

Und dorten, wehe mir! zu neuer Quälerei
Schleppt mir ein Schülertroß den Kaukasus herbei,
Den Kaukasus, an dem ich, ein Prometheus, sitze
Und unter Fiebergluth und Frostesschauern schwitze.
Die Fehler krallen sich wie Geierklauen ein —
Das heißt ein Leben, das — da soll ich glücklich sein! —
Wo bleibt doch Cäsperlein, mein Diener, mein Getreuer?
Er macht mir den Kaffee, bringt Pfeife mir und Feuer.
Brauch' weder Magd noch Weib; mich soll'n geputzte Docken,
Neumodisch anspruchsvoll, zur Heirath nicht verlocken.

Faust (tritt auf).

Ei Herr Doctor, immer fleißig mitten drin im Carneval?
Geben doch die Literaten heute einen Maskenball.
Auch die Freude will ihr Anrecht; Freude herrschet im Verein.
Sind wir dort nicht aufgenommen, treten wir als Fremde ein.

Wagner.

Was Ball und was Verein! mich ekelt an das Leben.
O könnte mich Magie der Gegenwart entheben!
Der Vorzeit leb' ich nur, der schönen Griechenwelt,
Wie sonderlich Homer sie rührend vorgestellt.

Faust.

Topp, es sei! ich will sie rufen aus Elysiums grünen Au'n,
Daß Ihr mit des Leibes Augen sollt die hohen Menschen schau'n.
Doch Ihr grübeliger Maulwurf, der in Manuscripten gräbt,
Werdet nicht den Geist erfassen, der in jenen lebt und webt.

(beschwörend)

Die ihr gekämpft, die ihr geliebt einstens in schöneren Tagen,
Tapfer und kühn, menschlich und wahr, höheren Adel getragen,
Schattengeschlecht, Danaervolk, irrende Stygische Geister,
Kommet herauf, kommet herauf! Faustus beschwört euch, der Meister.

(Die homerisch-griechischen Helden treten auf mit den Frauen, in der Mitte Nausikaa mit ihren Jungfrauen, letztere tanzen den

Reigentanz. Hierauf)

Wagner.

O große Herrlichkeit! Da stehen sie die Lieben,
Die Helden und die Frau'n, die der Poet beschrieben;
Der jungen Mägdigen schönlockig holde Schaaren,
Sie hüpften ganz getreu, wie vor dreitausend Jahren.
Ich hab' den Locum einst umständlich explicirt,
Wie sich bei Tanz und Spiel der Griechen Volk gerirt.
Sie trafen es auf's Haar; das Herz lacht mir vor Freude.
Ach stäke ich nur nicht in dem verwünschten Kleide! —
Herunter, alter Freund! nicht länger halt' ich still:
Ich hole Frack und Hut, wie es der Anstand will.

(ab, und im Fracke zurückkehrend)

O d y s s e u s, sei gegrüßt, erfindungsreicher du!
Kamst nach vier Lustren erst zur langersehnten Ruh.

Odysseus.

Manche der Städte zwar hab' ich gesehen und Sitten der Menschen;
Nie so erbärmlichen Wicht, seitdem ich Thersites geprügelt.

Wagner.

O wenn ich bitten darf, so spricht man nicht von mir;
Ich bin ein Mann von Amt und wohlgeboren hier.

Odysseus.

Seltsamer Fremdling, gehörst du vielleicht zum Geschlechte der Vögel?
Trägst von der Schwalbe den Schwanz, von der Eule die gläsernen Augen.

Wagner.

Die Brille heißt man dieß; — ich brauch's zum Corrigiren —
Und dieses ist mein Frack, mir meinen Leib zu zieren.

Odysseus.

Aber was hält dir die Hand für ein schwarzes, rußiges Melkfaß?
Just so waren die Eimer, woraus Polyphemos getrunken.

Wagner.

Verzeihung! 's ist mein Hut; ich trag' ihn schon seit Jahren,
Am liebsten chapeau bas; denn ich muß sparen, sparen.

Odysseus.

Blöken dir auf der Weide denn nicht breitstirnige Rinder?

Wagner.

Ich bitte, mehr Respect! Der Bauer hält die Rinder;
Ein Mann von meinem Stand, der unterweist die Kinder.

Odysseus.

Ziehen dir nicht die Schafe herein ins weite Gehöfte?

Wagner.

Ich lese und studir' mich Tag und Nacht nicht satt
Und weiß kaum, wie ein Schaf Gestalt und Ansehn hat.

Agamemnon.

Spare die Mühe, o Freund, mit dem albernen Mann zu verkehren!
Nimmer begreift dich der Thor, dem Zeus die Besinnung genommen.

Wagner.

Der rauhe Kriegsmann weiß nichts vom Humanioren;
So hält den Weisen er noch gar für einen Thoren.
Ich wende mich an euch, ihr häuslich stillen Frau'n:
Gebenedeiet sei die Stunde euch zu schau'n!
Penelope getreu, betrogst so manches Jahr

Mit zarter Weberei der Freier freche Schaar,
Indeß dein Ehgespons war zwanzig Jahr auf Reisen.
Im Himmel dünkt' ich mich, dürst' ich Gemahl dich heißen.

Penelope.

Memmen waren die Freier, ein Mann der kluge Odysseus;
Darum bewahrte die Treue dem Mann die verständige Gattin.
Doch mit dem letzten der fürstlichen Jünglinge mied' ich die Heimath,
Wolltest Gatte mir sein du hergelaufener Bettler.

Wagner.

's war eine Königin! daß ich doch nicht bedacht,
Wie viel zu jeder Zeit der Stand hat ausgemacht! —
Hochwohlgeborne Frau und königliche Hoheit,
Andromache, fürwahr ich acht' es nicht für Roheit,
Wie manch Gelehrter thut, hab' immer Sie geschätzt,
Daß Sie selbst Hektors Gaul das Futter vorgesetzt.
Solch Ehweib würde mir nicht aus der Küche kommen,
Das niedern Stallknechtamts sogar sich angenommen.

Andromache.

Hektors Rossen wohl hab' ich den nährenden Weizen geschüttet;
Denn sie führten den Mann, der der Stadt der Troer ein Schirm war.
Kämst du mir Fremdling ins stattliche Haus, nicht würd' ich sie schelten,
Würfe dem Darbenden eine der Mägde zur Schwelle den Brocken.

Wagner.

Sehr hochgetragen traun ist dieser Frauen Sinn.
Da steht Nausikaa, die holde Wäscherin,
Die schon von früh an ward zur Arbeit auferzogen.
Wie bin ich diesem Kind doch innerlich gewogen!
Prinzessin, könnt' ich Euch fortan die Meine heißen,
Ich wollte mein Geschick vor allen Männern preisen.
Bin just kein Freund von Staat, doch lieb' ich reine Wäsche.
Gefälbelt das Chemisette, gestärket die Pikesche,
Den Kragen straff und steif, wie's meiner Würde ziemt:
Ihr seid von Alters her als Wäscherin berühmt —

Nausikaa (zu Penelope und Andromache fliehend).

Rede stand ich Odysseus, ich bin kein schüchternes Mädchen,
Doch von dem albernen Gaste bedrängt mich die plötzliche Werbung.

Penelope.

Ihr Schwestern wohlan, helft rächen den Schimpf, wenn mein spaßiges Plänchen euch ansteht!

(flüstert Andromache und Nausikaa etwas zu, beide ab.)

Hör', Fremdling, ich weiß dir die passende Frau von bekanntem und classischem Rufe;

Sie wäscht dir und kocht und flicket und näht, ist häuslich und rasch aufs Gesinde,

An Jahren gesetzt, nicht flatterhaft mehr, eines Weisen wie du Solide und ehrsame Wittib.

Wagner.

Wo ist das Götterbild? o lass' sie mich erschauen,

Des Herzens höchsten Wunsch, die Krone aller Frauen!

(Penelope und Nausikaa zurück mit einer Verschleierten.)

Lüfte den Schleier mir, öffne die Rosenlippe!

Willst du Gemahl mir sein, wie schreibst du dich?

Xanthippe (den Schleier wegziehend).

Xanthippe.

Wagner.

O bei Medusens Haupt, bei Phorkys Zähneblecken,

Fort Scheusal, fort von mir! O könnt' ich mich verstecken!

(Er verbirgt sich hinter Faust. Xanthippe zieht ihn hervor.)

Xanthippe.

Komm hervor, du feiger Alter, ärmlicher Sophisten Spott!

Wähnest im Gelehrtendünkel dich zu sein ein Erdengott?

Meinst, des weisesten Hellenen Wittwe nähme dich zum Mann?

Eine solche Vogelscheuche sieht sie mit Verachtung an.

(Wagner durch den Saal stürzend, Xanthippe ihm nacheilend.)

Faust.

Es ist genug, es ist zu viel!

Trete zurück, sinke hinab,

Göttliche Schaar! nimmer verträgt

Heutigen Tags

Kleinlich verkümmert Geschlecht dich.

(Die Griechenwelt ab.)

Käsperle (mit Kaffee und Pfeife.)

Nein, aber mit meim Herrn — (betroffen, wie er die Leute sieht). Wo sind denn die Leut' herkommen? Gehorsamer Diener! Wollten wohl auch die Zauberei sehen, die meim Herrn den Kopf ver-

dreht hat? — 's ist nicht mehr ausz'halten! Jetzt muß ich all seine Homer zur Heinzin fahren und dafür beim Stein die grimmige Grammatik holen. Die will er auswendig lernen und ich soll'n verhören. Hu, wie wird er da erst grimmig und grämig werden! Will nur erst sein Kaffee herstellen. — Früh Kaffee, Nachmittag Kaffee, Abends Kaffee! Und ich muß mir den Satz aufbrähen, weil meine Lebensgeister, sagt mein Herr, schon zu aufgeregt sind. Ich stehl' ihm aber d' Hälft', daß ihm die Aufregung nichts schadet. — Da kommt er. Er wird's doch nicht g'hört haben?

Wagner (mit Faust auftretend.)

Uns ist in alten Mären Wunders viel geseit
Von Helden lobebären, von großer Kuonheit,
Von Freuden-Hochgeziten, von hoher Wissenschaft,
Von reinen zarten Wiben, von starker Minne Kraft.

Faust

Was suchest in Vergangenheit,
Was frisch die Gegenwart dir beut?

Wagner.

O Fauste, rufe wieder die goldne Zeit herbei,
Daß ich noch einmal glücklich auf dieser Erden sei!

Faust.

Vergangenes und Künftiges erfleht
Nur wer die eigne Zeit nicht recht versteht.
Doch will ich nochmals dir das Sehnen stillen. —
(beschwörend)
Ihr Recken und ihr Frau'n wohlauf,
Steiget auf, steiget auf
Nach Fausti mächt'gem Willen!

(Die Helden und Frauen des Mittelalters treten ein und gruppiren sich um den Landgrafen von Thüringen, der mit seiner Gemahlin Platz nimmt.)

Sänger (singt.)

Sängers erster Gruß sich neige
Zu der hohen Fraue hin!
In der süßen Minne Reiche
Herrschet sie als Königin.

Landgraf Hermann hat entboten
Uns zu edlem Liederstreit,
Und den Rosenkranz, den rothen,
Uns die Hand der Fürstin weiht.

Sterne reihen sich an Sterne,
Ritter sich zu Ritterschaar.
Was getrennet weite Ferne
Stellet sich geeinet dar.

Landgraf.

Herr Marschal, laßt des Kampfes Spruch ertönen
Die Fürstin selber wird den Sieger krönen.

Marschal.

Was ist röther noch als Rosen,
Süßer als der Biene Saft,
Schärfer noch als Windes Tosen,
Stärker als des Riesen Kraft?

Erster Sänger.

Rosen roth an Zweigen blühen,
Roth am Baum die Kirschen glühen,
Morgenroth und Purpurs Pracht,
Röther noch ein Mündlein lacht.
Mich betrüge nicht der Schein,
Nein, o nein,
Frauenmund wird röther sein.
Ja fürwahr, ich mach' es kund:
Röthestes ist Frauenmund.

Zweiter Sänger.

Beim Pokale fröhlich singen,
Kampfesspiel, im Reigen springen
Sind mir süß wie Honig fein,
Süßer noch ein Mündelein.
Mich betrüge nicht der Schein,
Nein, o nein,
Frauenmund wird süßer sein.
Ja ich sing' von Herzensgrund:
Süßestes ist Frauenmund.

Dritter Sänger.

Schlangenzung' ist scharf und spitzig,
Ritterschwert ist scharf und hitzig,
Scharf der Sturmwind, scharf das Gift,
Schärfer Frauenrüge trifft.
Mich betrüge nicht der Schein,
Nein, o nein,
Frauenmund wird schärfer sein.
Ja auf diesem Erdenrund
Schärfstes ist der Frauen Mund.

Vierter Sänger.

Stark ist Riesenkraft zu preisen,
Stark der Harnisch wohl von Eisen,
Burgen stark und stark der Tod,
Stärker noch ein Mündlein roth.
Mich betrüge nicht der Schein,
Nein, o nein,
Frauenmund wird stärker sein.
Machte mich zu Tode wund
Stärkster Kämpe Frauenmund.

Alle vier Sänger.

Frauenmund lehrt Tod verachten,
Ueberröthet Rosenprachten,
Süßen Honig übersüßt;
Scharfen Mund ein Kuß verschließt.
Uns betrüget nicht der Schein:
Ganz allein
Sänger sich der Minne weih'n.
Darum gern zu aller Stund
Küssen wir der Frauen Mund.

(Ein Page überreicht auf einem Kissen der Landgräfin den Kranz.)

Landgräfin.

Mit hellem Schall ist euer Lied erklungen;
Habt alle fein der Frauen Art besungen,
Den Räthselspruch gelöset sondergleichen:
Das volle Kränzlein will ich keinem reichen.
Daß keiner stolz sich höh'rer Gunst berühme
So theil' ich unter alle das Geblüme.

(Zum dritten Sänger gewendet.)

Ihr habt allein nicht Weibes Preis gemehret,
Mit scharfem Sange unser Lob verkehret.
Drum, edler Ritter, habt es nicht für Zorn!
Euch reiche ich die Rose mit dem Dorn.

(**Fackeltanz** der Ritter und Damen. Hierauf)

Gäsperle.

Meiner Seel, des woar ober schö! Meine Herren, lassens mi auch mitthu'; bin auch a Sänger.

Seneschal.

Fort, tölpischer Bauer, aus der Herren Kreise!
Zerstöreſt uns das Fest mit plumper Weise!

Landgraf.

Komm her, Gesell! bin aufgelegt zu Scherz;
Sing uns dein Liedlein, fasse dir ein Herz!

Gäsperle (singt).

Der liebste Buhlen, den ich han,
Der liegt beim Wirth im Keller.
Er hat ein hölzin Röcklein an
Und heißet Muskateller, ja teller.

Wagner (auf ihn zustürzend).

Um Gotteswillen, Caspar, du drängst dich da vor,
Blamirst deinen Herrn, du dörperlicher Thor!
Weist nicht Bescheid zu sagen, wie man da hat gesprochen.
Traun, das wird an deinem Leib hart und bitter gerochen.

Erster Ritter.

Was will das grimmige Gezwerg?

Zweiter Ritter.

Geh, packe dich in deinen Berg!

Dritter Ritter.

Nein, bleibe hier, erlabe dich!

(hält ihm einen riesigen Becher vor den Mund.)

Wagner.

Ich bin ja kein Saufbold, ich trinke nur Kaffee.

Vierter Ritter.

Da, meine Hand, dich schütze ich.

(Drückt ihm die Hand.)

Wagner.

Ach Gott, wie thut die Hand mir von Eurem Druck so weh!

Erster Ritter.

Wer bist Du denn, du schwacher Wicht?

Wagner.

Ich lese nur und schreibe; drum sind mir die Glieder . . .

Zweiter Ritter.

Fort mit dem alten Mönchsgesicht!

Wagner.

Wohl minder stark wie eure, ihr Nibelungen stolz und bieder.

Seneschal.

Geh', singe deine hora
Und predige und ora!
Wir brauchen kein Latein.
Bei uns soll Kurzweil sein.

Landgraf (zu Cäsperle.)

Du junger Schalk kannst fürbaß bleiben,
Als Narre uns die Zeit vertreiben.

Cäsperle (singt.)

Der neue Herre mir gefällt;
Ich halte 's Glück beim Flügel.
Er gibt mir für die Narrheit Geld,
Der alte gab mir Prügel, ja Prügel.

Wagner (auf seinen Sessel sinkend.)

Wagner, Wagner! deine Welten sind zerschlagen. Den Weisen verstoßen sie und behalten den Thoren. Wehe, wehe! sie haben sich selbst gerichtet.

Faust.

Schwinde, Gebilde, magischer Schein!
Schweige, entweiche! laß ihn allein!
(Die Ritter und Frauen ab.)

Wagner.

Alles öde, ganz öde! Ich habe meine Lebenstage vergeudet; denn ich habe gespielt um taube Nüsse. — Fort mit dir, du alter Plunder (die Bücher wegwerfend)! Ich will meinen Anker werfen, daß ich nicht strande, in die Tiefen der Zukunft. Fauste, ich beschwöre dich, halte mir vor den Spiegel der kommenden Geschlechter!

Faust.

Wer aus der Vorwelt nur hat Gift gesogen,
Schaut nach der Zukunft buntem Regenbogen,
Der leider, wenn er mitten inne steht,
Mit seinem Farbenglanz in Nichts zergeht.
Doch er will es ja haben;
So mag er sich laben!
(beschwörend)
Ihr die Meinen,
Die Kleinen,
Die Auserkornen
Noch Ungebornen,
Tretet hervor, hervor!
Faust öffnet das Thor.

Ein Knabe (tritt auf.)

Ach wenn doch der heutige Abend überstanden wäre! Das ist nun diesen Winter mein fünfzigster Ball. Das Leben ist doch gar so ennuyant. Wenn mir nicht die höhere Analysis einige Zerstreuung gäbe, würde ich mich todtschießen. Aber wo doch meine Olga Feodorowna bleibt, mit der ich mich zum ersten Tanz associirt habe.

Wagner.

Geh nach Hause, lieber Kleiner; deine Mutter wird dich schmerzlich suchen in der finstern Nacht. Und eine Cigarre in deinem Alter!

Knabe.

Der fade Mensch fatiguirt mich. Gibt man doch meinem Schwesterlein in der Wiege die Cigarre zum Einschläfern.

Wagner.

Hast du denn deine lateinischen Vocabeln schon gelernt, daß du da herumflankirst?

Knabe.

Lateinische Vocabeln? Ach ja, mein Großvater sagte mir davon. Solche Lumperei treibt Niemand mehr. Von Sprachen lernen wir Russisch, und damit basta!

Wagner.

Gott! welche Pädagogik! Wie wird's aber da mit euren Progressen auf Universitäten aussehen, da doch alle höheren Disciplinen in den literis humanioribus ihr fundamentum haben?

Knabe.

Universitäten? Dergleichen haben wir hinter uns. Wenn wir erwachsen sind, mit 12 Jahren, schickt man uns ein Jahr nach Californien. Da sammeln wir Gold, weiter brauchts nichts. Die Arbeiten thun die Maschinen.

Wagner.

Aber wo bekommt der Staat seine Beamte her?

Knabe.

Zu dem Actengeschmier haben wir schreibende Tische.

Wagner.

Und die Gelehrten, die Schriftsteller?

Knabe.

Solch unnützes Zeug besitzen wir noch mehr als genug von unsern Vätern her, deren hinterlassene Schriften uns auf mehr als 100 Jahre hinaus Brennmaterial liefern, bis es wieder Wälder gibt. Damals hatte man einen Verdienstorden für solche, die nie eine Zeile geschrieben. Aber nur Einem in Deutschland wurde dieß Glück zu Theil, und das war ein Mann, ohne Finger geboren.

Wagner.

Und die Mädigen? lernen die auch Russisch? Werden die auch nach Californien geschickt?

Knabe.

Die Fräulein lernen gar nichts. Früher wurden sie alle Schriftstellerinnen. Jetzt leben sie so zu, bis sie sich mit Herren associiren.

Ein Mädchen (tritt auf.)

Da bin ich endlich, lieber Nicolaiowitsch! — Ei der Alte! Leibhaftig der Eisele aus Großvaters Bilderbuch. Ich wundere mich, daß man den hiergelassen, da man sonst alle Greise vom dreißigsten Jahre an nach Neuseeland mit dem unterseeischen Telegraphen transportirt.

(Beide ab, sich im Arm führend.)

Wagner.

Was ich da höre, macht mich zu Stein.

(Ein Mann und eine Frau treten auf).

Frau.

Wie groß ist doch die Sympathie unserer Seelen, lieber Alexandrowitsch! Morgen feiern wir unsere goldene Hochzeit.

Mann.

Die goldene Hochzeit, und haben uns nicht einmal gezankt.

Frau.

Zankt man sich im Zeitalter der Vernunft? Daß dich noch immer gespenstig die Erinnerungen der eigenen Jugend verfolgen, wo die Schwäche der Leidenschaft Ehen und heimische Kriege stiftete. Und doch übermannt mich selbst am heutigen Tag eine Art Schwäche.

Mann.

Es ist die Schwäche der Rührung.

Frau.

Weißt du noch, wie ich mit meinen Gespielinnen dastand, jede neben sich ihren Geldsack? Die Säcke der Andern waren größer; sie hatten sie zur Hälfte mit Baumwolle ausgestopft. Dein Kennerauge wählte den meinigen, welcher klein, aber solid war.

Mann.

Wie sollte ich den großen Moment vergessen, als ich den schweren Sack im rechten Arm, dich am linken, ins neue Haus zog?

Frau.

Ins neue, wohlgebaute Haus, das sogar noch immer zusammenhält am Tage der goldenen Hochzeit!

Wagner

Um Vergebung, Sie beide die goldene Hochzeit?

Mann.

Nun ja, unverschämter Alter, was hast du dagegen?

Wagner.

Ganz und gar nichts, aber Sie sind noch so jung.

Mann.

Bist du einer der Siebenschläfer, daß du nicht kennst die Sitte des Landes? Wenn ein Herr und eine Dame ein halbes Jahr associirt sind, feiern sie die silberne und nach einem Jahre die goldene Hochzeit.

Wagner.

Was bleibt denn aber für die folgenden Jahre?

Mann.

Spaßhafter Alter! Die Langeweile, die Pension vom Staate nebst freier Reisegelegenheit auf der electromagnetischen Telegraphenbahn, daß sie sich auswärts ennuyiren, wenn sie den Spleen haben ihre alte Association noch länger aufrecht zu erhalten. Aber wir beide lieben uns viel zu sehr, um diese Thorheit zu begehen. Haben wir

die Pension, so associiren wir uns anderweitig. Nicht wahr, süße Kathinka?

Frau.

Ach ja, guter Alexandrowitsch. Gib mir einen feurigen Kuß!
(Ihre Cigarre anzündend an seiner. Beide sich im Arm führend ab.)

Wagner (an seinen Tisch springend.)

Ich ertrage das Leben nicht mehr. Mein letztes Ideal so jämmerlich, ach so jämmerlich zu Scherben gegangen. Komm her, du altes Federmesser, daß ich mir die Adern öffne, wie Seneca. Fauste, eine Badewanne!

Ein Genius (tritt auf.)

Halt ein, du Armer, wolle dich ermannen!
Verlösche nicht mit frevler Hand das Licht!
O könnt' ich deine trüben Nebel bannen,
Daß aus den Wolken dir die Sonne bricht!
Der Menschheit Jugendträume längst zerrannen,
Und was die Zukunft bringt, das weißt du nicht.
Wer eine schöne Welt will auferbauen,
Darf nicht zurück und darf nicht vorwärts schauen.

Ein Acker liegt die eigne Zeit dir offen;
Ist er kein Eden, ist's doch Gottes Land.
Dann magst allein du reiche Ernte hoffen,
Wenn du den Pflug geführt mit fester Hand.
Und hat die Saat ein Hagelschlag getroffen,
So streue neuen Saamen unverwandt.
Denn soll das Weltgetriebe tüchtig gehen,
Mußt kräftiglich du mit am Rade drehen.

Doch daß das schwere Tagewerk sich lohne,
Geselle du zur Arbeit den Genuß,
Sonst wird die Mühe dir zur dumpfen Frohne,
Das strenge Pflichtgebot ein sclavisch Muß.
Es blüht ein Frühling jedem Erdensohne,
Es schäumt des Bechers süßer Ueberfluß.
Auf, nütze, weil es vor dir liegt, das Heute!
Des Lebens Blume ist die reine Freude.

(ab.)

Wagner (auffahrend.)

Ist's wahr, ist's Traum?
Noch fass' ich's kaum. —
Die Lichtgestalt,
Des Worts Gewalt
Hielt mich zurück; —
Das war mein Glück. —
Mir ist so leicht zu Muth!
Bin aller Welt so gut!
So fröhlich!
So selig! —
Mir zappelt's überall!
Ach Docterchen, ach Docterchen,
Geh'n wir zum Ball!

(Mit Faust ab.)